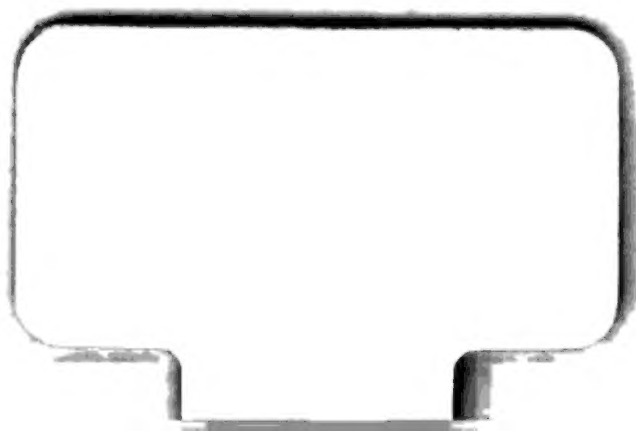




Neuer Nekrolog der Deutschen.

Kein Grab deckt Geister zu.
v. Haller.



Neunzehnter Jahrgang, 1841.

Erster Theil.

Mit einem Porträt.

Weimar 1843.
Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt.

Seiner Erlaucht

dem regierenden Herrn Grafen

Henrich

zu Stolberg-Wernigerode und Gedern,

Ritter des schwarzen Adlerordens, Großkreuz des Handverschen Guelphenordens, designirter Comthur auf der Commende Burschen, Ritter des St. Johanniterordens, Domkapitular zu Halberstadt, Mitglied des Königl. Preußischen Staatsrathes, Landtagsmarschall der Stände der Provinz Sachsen
rc. rc. rc.

widmet diesen Jahrgang als Zeichen seiner Ehrerbietung

der Herausgeber.

Ew. Erlaucht

Genehmigung, **Ihnen** den gegenwärtigen Jahrgang des Neuen Nekrologs der Deutschen widmen zu dürfen, ist ein erneuerter Beweis des Wohlwollens, mit welchem **Hochdieselben** dieses Nationalwerk seit seinem Entstehen unausgesetzt beehrt haben. Leider war es diesem Jahrgang auch beschieden, den hochseligen erlauchten Erbgrafen Hermann unter Denjenigen aufzuzählen, die eine Beute des Todes geworden sind! — Möge die treue Schilderung dieses wahrhaft edlen Mannes dem mit gerechter Trauer erfüllten

Vaterherzen einigen Trost gewähren! — Mit diesem innigen Wunsche unterzeichne ich mich als

Ew. Erlaucht

gehorsamster Diener

Weimar, im Mai 1843. **B. F. Voigt.**

Vorrede.

In der Vorrede zum vorigen Jahrgange habe ich darzuthun gesucht, wie der Nekrolog von seiner Entstehung an eine allgemeine deutsche Tendenz gehabt und wie sich derselbe dem ganzen deutschen Vaterlande, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit seiner innern Bestandtheile, ja nicht einmal seiner äußeren politischen Gränzen, sondern dem weiteren Umfange, der deutschen Sitte, Sprache, Kunst und Wissenschaft gewidmet habe, um für alle Stämme deutscher Zunge von gleichem Interesse zu seyn, da sie sich darin alle mit gleicher Aufmerksamkeit betheiligt finden. Ich deutete bei dieser Gelegenheit darauf hin, wie sehr diese allgemeine deutsche Tendenz auch in unserm Volks- und Staatsleben seit einiger Zeit im Zunehmen ist und wie solche durch die neuesten Ereignisse, Institutionen und Bestrebungen immer mehr begünstigt wird, z. B. durch den Zollverein, durch das deutsche Ständewesen, durch gemeinsame Nationalfeste, durch großartige Versammlungen einzelner wis-

senschaftlicher und technischer Vereine, durch gemeinsames Wirken der meisten deutschen Liederkränze bei großartigen Musikfesten, durch Kunst- und Gewerbsausstellungen, durch Zusammenziehungen verschiedener Bundeskontingente und deren Vereinigung zu größeren Kriegsübungen; vor Allem aber durch das Erwachen eines allgemeinen Nationalgefühls und Kraftbewußtseyns bei Bedrohung von Außen und durch so manche andere den Vaterlandsfreund ermuthigende Zeugnisse der Zeit. Dabei wurde nachgewiesen, daß ein so gemeinsames deutsches Nationalgefühl (welches sich in neuester Zeit auch bei unseren Brüdern in Schleswig und Holstein auf eine wahrhaft erhebende Weise kund gibt) die Treue und Anhänglichkeit durchaus nicht benachtheiligen könne, welche wir als Staatsangehörige der einzelnen deutschen Staaten unserem speciellen Vaterlande, unseren angestammten Souverainen und unseren Unterthanenpflichten schuldig sind, und es wurde mit Freude bemerkt, daß man jetzt auch von oben herab jene gegenseitige größere Verwandtschaft nicht mehr beargwohne, sondern gern sähe und sogar in vielen Fällen begünstige.

Seitdem dieses in letzter Nekrologsvorrede geschrieben wurde, ist kaum ein Jahr vergangen und diese Gesinnungen deutscher Einheit und eines immer gedeihlicher wachsenden allgemeinen Nationalgefühls, sind seitdem in vervielfachten, stärkeren Stimmen von allen Seiten des gemeinschaftlichen Vaterlandes erklungen, so daß der treue Anhänger desselben, dem eine glückliche Uebereinstimmung durch ganz Deutschland schon längst als sein schönstes Ideal vorschwebte, darüber entzückt ist; denn bei den immer häufiger vorkommenden Vereinigungen einzelner Staaten zu gemeinsamen gedeihlichen Zwecken scheint sich mehr und mehr eine schöne Zukunft zu gestalten, in der

sich die einzelnen Interessen in einem harmonischen Ganzen förderlich sind, in der der Deutsche mit unverminderter Treue für seinen Staat und Regenten nur das Eine große gemeinschaftliche Vaterland für das seinige erkennt.

Und diese Gesinnung hat seit einem Jahre wieder die erfreulichste Nahrung erhalten. Mit beispielloser Theilnahme sah Deutschland sein geliebtes Hamburg in Flammen und bewies für dasselbe in allen deutschen Staaten und bei allen Konfessionen einen Beistand und eine Hingebung ohne Gleichen. Man betrachtete das Mißgeschick als ein Nationalunglück, für welches die zahlreichen ähnlichen Feuersbrünste und sonstigen Calamitäten des Jahres 1842 die Theilnahme und Hilfsfertigkeit nicht ermüden und vermindern konnten. Und wenn auch in Bezug auf die konfessionellen Streitigkeiten die frühere Eintracht und gegenseitige Duldung noch nicht ganz wieder hergestellt ist, so sind Erscheinungen, wie die vorliegenden, so wie die heilige Angelegenheit der Herstellung des Kölner Doms, erhebende Beweise, wie dürftig alle und jede Spaltung im deutschen Volke Wurzel zu fassen vermag und wie gern dieses Volk, wenn es Einen großen Zweck zu erstreben gilt, solch' äußerliche Verschiedenheiten unbeachtet läßt.

Bei allen diesen Anlässen erschien der Brudersinn, den jetzt der Deutsche für den Deutschen fühlt, nur in noch glänzenderem Lichte und bewies, daß deutsche Noth stets deutsche Hilfe findet, ohne daß man fragt, welches Land oder welche Glaubensgenossen sie betroffen hat! —

Mit Stolz und Freude wahlfahrtet der Deutsche zu den Standbildern und Denksäulen, welche das Vaterland den großen Heimgegangenen deutscher Na-

tion, da, wo sie einstmals gewirkt und geschaffen, errichtet. — Auch diese dankbare Huldigung gegen diese vorleuchtenden Gestirne in deutscher Kunst, Poesie und Wissenschaft ist ein schönes Ergebniß dieser allgemein-deutschen Gesinnung; denn sie ging hervor durch die freiwillig dargebrachten vereinten Liebesopfer der Deutschen aller Gauen.

Unsere Großen leuchteten uns im gemeinsinnigen deutschen Streben vor und sprachen sich für solche mit einer Offenheit und Wärme aus, die 39 Millionen Deutsche elektrisirte und in allen Theilen unseres großen Vaterlandes den wärmsten Anklang fand. Mit Jubel wurden vom alten Rheine her die patriotischen Trinksprüche der Könige von Preußen und Würtemberg, des verehrten Erzherzogs Johann von Oesterreich vernommen. Sie lassen uns keinen Zweifel, daß treue Ergebenheit an das einige, treuverbundene gemeinschaftliche Vaterland im Sinne und in der Absicht unserer Könige liegt.

Und wie rücken sich die verschiedenen Staaten des großen Ganzen jetzt immer näher, um wie viel inniger und vielfacher werden ihre Verbindungen und wie schwunghaft dadurch ihr Handel und ihre Industrie. Wie schon seit einem Jahrzehend alle die herrlichen Städte und Ufer des Rheins durch die Dampfschifffahrt kaum halbe oder ganze Tagereisen von einander entfernt waren, so entbehrt man jetzt im Innern der Flüsse und Schifffahrt und verbindet sich noch schneller und bequemer durch die Eisenbahnen, deren Netz sich über ganz Deutschland allmählig immer mehr ausbreitet, ohne daß irgendwo innere Gränzen ihren Lauf hemmen. Die Donau steht im Begriff, sich durch den Ludwigskanal mit dem Rheine zu vermählen und schon will es das Ansehen gewinnen, als wankten auch die letzten Schlagbäume,

welche zur Zeit noch den Verkehr im Innern erschweren, wenn schon nicht die Herzen trennen.

Dieses Alles verspricht uns eine so glückliche Zukunft, daß die Empfänglichkeit für Nationalität und Einheit immer mehr zunehmen muß. Diese sind es, auf deren Boden die Idee des gegenwärtigen Nekrologs der Deutschen schon vor zwanzig Jahren ihre ersten Wurzeln geschlagen hat. Seine Bestimmung war, sie erwecken, nähren und kräftigen zu helfen und nur ihr sind rastlose Anstrengungen und Mühen und sehr bedeutende Geldsummen aufgeopfert worden. Aber der Ruhm, seit fast zwei Decennien das alleinige, fast vollständige Walhalla deutscher Nation zu seyn, dem gefühlvolleren und gebildeteren Theil derselben zum Gedenk- und Familienbuche zu dienen, ist durch diese großen Opfer nicht zu theuer erkauft und noch immer ist die Hoffnung nicht aufgegeben, daß bei zunehmendem Wachsthume für alles vaterländische Gute, endlich doch auch der Nekrolog in weiteren Kreisen den Anklang und die Anerkennung finden dürfte, deren er sich in kleineren von seiner Entstehung an erfreut*).

---

*) Indem sich der Herausgeber aller Wiederholungen seiner früheren Klagen enthält, führt er blos die Worte des Herrn geheimen Hofrathes und Professors Hand in Jena an, welche er so eben in der Jenaer Literaturzeitung 1843, Nr. 89, vom 14. April, findet und die er leider immer noch vollkommen bestätigen muß: „Der Herausgeber und Verleger des „„Nekrologs der Deutschen"", Bernh. Fr. Voigt hat mit der Aufforderung zu Beiträgen für das Jahrbuch von 1842 einen Bericht über den Fortgang der seit 20 Jahren mit ausdauerndem Eifer betriebenen Unternehmung ausgegeben. Derselbe enthält eine sehr große Zahl der in kritischen Blättern ausgesprochenen Urtheile über den anerkannten Werth des Nekrologs, nach welchen man auf eine allgemeine Theilnahme und Unterstützung von Seiten des Pu-

Derselbe hat sich auch im letzten Jahre wieder der beifälligsten Beurtheilungen vieler öffentlichen Blätter zu erfreuen gehabt, welche auch die großen Verdienste anerkennen, welche der Mitredakteur, Herr F. A. Reimann, sich noch fortwährend um dieses Werk erwirbt und welche in vielen Fällen des Verlegers ältester Sohn, Karl Voigt, mit ihm theilt. Dieser Beifall und der große Beistand und Antheil, welchen patriotisch gesinnte, zum Theil hochgestellte Männer dem Unternehmer fortwährend schenken, sind es, welche den Verleger noch immer dafür entschädigen müssen, daß er bei dem dauernden geringen Absatze mehr als den dritten Theil der sehr bedeutenden Verlagskosten zusetzt. —

Ueber die statistischen Verhältnisse des vorliegenden Jahrganges folgen hier nun die üblichen Ueber-

---

blikums schließen sollte. Doch diesen belobenden Zeugnissen steht ein Bekenntniß des Verlegers gegenüber, welches nur geringe Hoffnung für die weitere Fortsetzung erweckt; denn obschon derselbe mit gesteigerter Sorgfalt der Herausgabe sich gewidmet habe, sey er genöthigt worden, Tausende dabei zuzusetzen. Dies lautet für den Antheil, welchen Deutschland an seinen Todten nimmt, nicht erfreulich; weßhalb es Jedem, der an deutscher Wissenschaft und Kunst und öffentlichem Leben Interesse nimmt, wohl geziemt, zu einem lebendigern Antheil an der Förderung dieses unläugbar nützlichen und ehrenden Institutes aufzurufen und mitzuwirken. Die Todtenliste vom J. 1842, aus welcher die Biographien gewählt werden sollen, beträgt über 2000 Namen. Schon diese Liste hat einen anzuerkennenden Werth. Möge in der beginnenden dritten Dekade eine allgemeine Begünstigung den Herausgeber für frühere Opfer lohnen und sich in dem dankbaren Andenken an verdienstvolle und ausgezeichnete Todte deutscher Vaterlandssinn bewähren."

sichten: Derselbe gedenkt überhaupt 1681 Verstorbener, wovon 401 in der ersten Abtheilung ausführlichere Lebensbeschreibungen erhalten haben, 1280 in der zweiten Abtheilung aber nur kurz verzeichnet sind. Unter ersteren 401 befinden sich 287 Originalarbeiten mit einem * bezeichnet. — Diese sind bis jetzt entweder noch gar nicht veröffentlicht worden oder doch nicht in der Weise und Form, wie sie es hier werden. Der Nekrolog hat das Verdienst, ihr Andenken, das ohne ihn größtentheils verhallen würde, auf die Nachwelt zu bringen. Die übrigen 114 sind entweder aus öffentlichen Blättern oder aus einzelnen Denkschriften, Leichenreden u. s. w. entnommen, sorgfältig aufgesammelt und hier chronologisch eingeschaltet; bei diesen ist die Quelle, woher sie entlehnt, jedes Mal angegeben.

Von diesen 401 ausführlichen Biographien kommen nach Deutschlands politischer Eintheilung 2 auf Anhalt — 9 auf Baden — 49 auf Baiern (6 Bamberg, 15 München, 3 Regensburg, 4 Würzburg) — 6 auf Braunschweig — 21 dänisch-deutsche Staaten — 15 freie Städte (5 Frankfurt a. M., 8 Hamburg) — 21 Hanover (3 Göttingen, 5 Hildesheim) — 5 Kurhessen (3 Cassel, 2 Fulda) — 13 Hessen-Darmstadt (3 Darmstadt, 3 Gießen, 3 Mainz) — 21 Mecklenburg — 2 Nassau — 16 Oesterreich (4 Prag, 3 Wien) 9 Oldenburg — 112 preußische Monarchie (14 Berlin, 12 Provinz Brandenburg, 13 Ost- und Westpreußen mit Posen, 10 Pommern, 15 Rheinpreußen, 18 Provinz Sachsen, 18 Schlesien, 12 Westphalen) — 2 reußische Lande — 40 Königreich Sachsen (13 Dresden, 12 Leipzig) — 5 Sachsen-Altenburg — 2 Sachsen-Koburg-Gotha — 12 Sachsen-Weimar (4 Weimar) — 1 Schwarzburg — 22 Schweiz (2 Aarau, 3 Chur,

3 Zürich) — 9 Würtemberg (7 Stuttgart) — und 7 Ausland.

Nach Stand, Beruf und Lebensverhältniß gehören die 401 Nekrologisirten folgenden Klassen an: 3 fürstliche Personen — 19 Minister, Gesandte, Geheimeräthe, Staatsräthe, Präsidenten und Hofleute, worunter 6 Schriftsteller — 41 Generale, Kriegshelden und andere Militärpersonen, wovon 5 Schriftsteller — 20 Bischöfe, Aebte, Pröbste, Domherren, Prälaten, geistliche Räthe u. s. w., wovon 3 Schriftsteller — 14 katholische Geistliche, wovon 7 Schriftsteller — 59 evangelische Geistliche, worunter 20 Schriftsteller — 63 Juristen, Beamte und Staatsdiener, wovon 17 Schriftsteller — 22 akademische Lehrer, worunter 20 Schriftsteller — 27 Gymnasial- und Seminarlehrer, worunter 21 Schriftsteller — 21 Volksschulmänner, worunter 8 Schriftsteller — 17 Mediciner und Naturforscher, worunter 4 Schriftsteller — 1 Apotheker — 6 dramatische Künstler, worunter 1 Schriftsteller — 1 bildender Künstler — 10 zeichnende Künstler, wovon 1 Schriftsteller — 9 Komponisten und Tonkünstler, wovon 6 ihre Kompositionen erscheinen ließen — 5 Stall-, Gestüts- und Postbeamte, wovon 2 Schriftsteller — 4 Forst- und Jagdbeamte — 12 Bürgermeister, Magistratspersonen und städtische Beamte — 4 Hütten-, Berg- und Salinenbeamte, wovon 1 geschrieben — 1 Bibliothekar, welcher geschrieben — 12 Banquiers, Kaufleute und Fabrikanten, worunter 1 Schriftsteller — 5 Buchhändler — 4 Baumeister und Architekten, wovon 2 geschrieben — 2 Bierbrauereibesitzer, wovon 1 geschrieben — 3 Organisten, wovon 1 geschrieben — 1 Dekonom — 10 Privatgelehrte, Dichter und Redakteure und 6 Frauen, worunter eine Schriftstellerin.

Besonders bemerkenswerth sind unter den Biographisirten: unter den fürstlichen Personen: Karoline, Königin v. Baiern; — unter den Ministern und Diplomaten: v. Hofmann in Darmstadt, der sicilianische Gesandte Wilding (Fürst v. Butera), v. Zahn in Dresden, Nieper in Hildesheim, Graf Redern in Weinheim; — unter den Militärs: die Preußen v. Rauch, v. Schmidt, v. Löbell, Stiemer, Beier, v. d. Osten, Lent, die Hanoveraner v. Arentschildt, Kuckuck, Graf v. Wedel, der Oesterreicher Graf v. Lilienberg, der Mecklenburger v. Hartwig, der Sachse v. Seydewitz: v. Seebach in Weimar, v. Wachholtz in Braunschweig, v. Seutter in Karlsruhe, der britische Hauptmann v. Eberstein und der Holsteiner Christensen (so außerordentlich verdient um den dortigen Deichbau); — unter den Staatsdienern: v. Clanisberg in Wien, Eichler in Töplitz (verdient durch seine Schriften über diesen Kurort), Stengel in Potsdam, v. Bärensprung in Berlin, v. Monschaw in Köln, v. Schiller in Köln (Sohn des Dichters) und Berkenius in Köln (ein großer, auch ausübender Musikfreund), ferner Janke in Leopoldsfried, v. Witzleben in Roßleben, v. Fischer in Stuttgart, Kemper in Osnabrück, Graser in Baireuth, v. Reiner in Reichenhall, v. Dillis, v. Schenk und v. Baader in München, Neff in Darmstadt, Schomburg in Cassel, v. Grün in Greitz, Knauer in Gotha und die Schweizer Sury in Solothurn, Sprecher v. Bernegg in Chur und Roffler in Fideris.

An namhaften Theologen heben wir heraus: unter den Katholiken: Fürstbischof Gindl in Klagenfurt, Bischof Mauermann in Dresden, Hüsgen in Köln, Bischof v. Hatten in Frauenburg, Bischof v. Ledebur-Wicheln in Paderborn, Prä-

lat v. Walter zu Kirchbierlingen, Bischof v. Schwäbl in Regensburg, Bischof v. Streber in München, v. Elmendorff und Lüsken in Hildesheim, Kiechle in Augsburg, und von protestantischen Geistlichen: Meyer in Sarstedt, Mohnike in Stralsund, Wolf in Leipzig, Schliepstein in Lippstadt (in den Kriegsjahren einer der eifrigsten Franzosenfeinde), Handel in Neisse, Wendt in Krossen, Spieß in Sprendlingen und den von den Franzosen so hart verfolgten Pastor Weser in Burhave. — Unter den akademischen Lehrern waren ausgezeichnet: Döllinger in München, J. J. Wagner in Würzburg, Augusti und Papencordt in Bonn, Herbart in Göttingen, Duttlinger in Freiburg, Konopack in Jena, Kühnöl in Gießen, Beer in Leipzig, Röling in Münster, v. Pommer in Zürich, Parrot in Dorpat. — Unter den Aerzten und Naturforschern sind besonders merkwürdig: Nebel in Heidelberg, v. Stoffregen in Dresden, Zybell in Neustadt-Eberswalde, Zenzen in Mainz und Christ in Frankfurt a. M. (Gründer eines Hospitals für arme, kranke Kinder). — Unter den Dichtern und Schriftstellern nennen wir: Tiedge in Dresden, E. v. Münch in Stuttgart und den Geographen Hoffmann das., Krug v. Nidda in Löwenberg, v. Rittersberg in Prag und Fleischhauer in Weimar. — Bemerkenswerthe Schulmänner waren: Spilleke, Grashoff und Schmidt, alle 3 in Berlin, Fortlage in Osnabrück, Ahrens in Augsburg, Spitzner in Wittenberg, Bach in Fulda, Struve in Altona, Wehber-Schuldt auf Goldensee, Sverdsjö in Riga, Jürgenson in Dorpat. — Denkwürdige Tonkünstler: Bernhard Romberg in Hamburg, Morlacchi in Dresden, v. Seyfried in Wien, Bischoff in Hildesheim (Begründer der deutschen

Musikfeste), Curschmann in Danzig, der blinde Bing in Freiburg im Breisgau, geheimer Legationsrath v. Lehmann in Halle und Lindemann in Bürgel (Erfinder des Bassethorns und der Kopalarbeiten). — Von bildenden und zeichnenden Künstlern nennen wir: Dannecker in Stuttgart, v. Olivier in München, Schnorr v. Karolsfeld und Junge in Leipzig, Löwenstein in Berlin, Pelz in Düsseldorf, Busch in Stuttgart, Dorn in Bamberg. — Von Banquiers, Fabrikanten und Kaufleuten: Arnoldi in Gotha, Meyer in Adolf, Greiner in Breitenbach, v. Hottinger in Paris, v. Stark in Prag, Gamm in Danzig. — Von dramatischen Künstlern: Baumann in Wien, Pauli in Dresden, Rosner in Stuttgart, Schmidt in Hamburg, Wehrstedt in Braunschweig, Dobler in Stuttgart. — Von Architekten: Schinkel in Berlin, v. Ehrenberg in Zürich. — Von Buchhändlern: Bädeker in Essen, Würtz in Paris. — Von Forstmännern: v. Seebach in Zillbach, Löw v. u. z. Steinfurth in Weilburg.

Unter den Frauen sind besonders interessant: Prinzessin Bertha v. Rohan-Guemenée in Sichrow, Wilhelmine Halberstadt in Cassel (Stifterin einer Versorgungsanstalt für unbemittelte vaterlose Töchter), die Kammersängerin Veronika Jenke in Oldenburg, die reiselustige und vielgewanderte Charlotte v. Dinklage aus dem Hanöverschen (gestorben in Kairo). — Außerdem sind noch mit Auszeichnung zu nennen der biedere und reichbegabte Erbgraf Hermann zu Wernigerode; der kunstsinnige Bertram in München, bekannt durch seine reiche Sammlung altdeutscher Gemälde; der um die Armenanstalten Breslau's hochverdiente Kaufmann Neugebauer und der durch seine groß-

artigen Etablissements bekannte Pschorr in München. — Als Sterne erster Größe in diesem Jahrgange dürften wohl zu betrachten seyn:

Tiedge.	Herbart.
Graf v. Lilienberg.	E. v. Schenk.
v. Schwäbl.	Arnoldi.
Schinkel.	v. Rauch.
Duttlinger.	Döllinger.
Schomburg.	Bernh. Romberg.

Dannecker.

Außer den vielen hinterlassenen Familiengliedern, welche auch zu dem diesmaligen Jahrgange des Nekrologs zahlreiche Notizen eingesendet haben, verdankt derselbe seine Vollständigkeit namentlich folgenden

geehrten Herren Mitarbeitern:

(In alphabetischer Folge.)

Herrn Rektor Abeken zu Osnabrück.
— Dr. Arendt, Lehrer zu Dielingen.
— H. Bauernfreund, Literat zu München.
— Schullehrer Bauriegel zu Pulgar bei Zwenckau.
— Dr. C. Beschoren, Lehrer am Seminar zu Halberstadt.
— Superintendent Bieck zu Warnitz bei Neudamm.
— Freiherrn v. Biedenfeld zu Weimar.
— Dr. A. v. Binzer zu Köln.
— M. Boisserée zu München.
— Advokat Bopp zu Darmstadt.
— Lehrer C. Bornhak zu Naumburg.
— Pastor Brehm zu Renthendorf.
— Oekonomierath Brehme zu Weimar.
— Professor Breitinger zu Würzburg.
— Dr. Fr. Brüssow zu Schwerin.
— Dr. Correck, gen. Nord zu Stuttgart.
— Rentier F. W. Degner zu Dresden.
— Dels zu Hartroda.
— C. J. Demuth, k. k. Landtafel-Ingrossator zu Prag.
— Franz Dillis, Sekretär des kön. obersten Kirchen- und Schulraths zu München.
— Dr. Heinrich Döring zu Jena.
— Dr. med. Drey zu München.
— Reg.-Advokat Jul. Eberwein zu Rudolstadt.
— Hofrath Dr. Eck zu Leipzig.
— Joh. Bernh. Eck, Doktor der Rechte zu Leipzig.
— Baron v. Ehrenstein zu Hamburg.
— Dr. philos. A. Ellissen zu Göttingen.
— Sek.-Lehrer Friedrich Fiala zu Laufen bei Basel.

Herrn Mag. Fleischer, Professor zu Leipzig.
— Fliesbach, Cand. jur. zu Leipzig.
— Ludwig Frege zu Schwedt.
— Chr. Gaab, Cand. jur. zu Tübingen.
— Konsistorialrath Dr. Gabler zu Baireuth.
— F. L. Garve, Prediger zu Altona.
— Pfarrer Gebhardt zu Rodheim bei Friedberg.
— Dr. Germar, Hofprediger zu Augustenburg.
— Bürgermeister Dr. Gesterding zu Greifswald.
— Pastor Georg Gruner zu Osnabrück.
— Domherrn, Baron v. Gudenau zu Hildesheim.
— Dr. J. Günther zu Jena.
— Dr. Karl Hamberger zu Leipzig.
— C. A. Handel, Pfarrer zu Markt-Borau bei Strehlen.
— Geh.-Sekretär Händel zu Weimar.
— Ministerialrevisor Fr. W. Harseim zu Hanover.
— H. Harrys zu Hanover.
— Hofrath Hase zu Dresden.
— Oberlehrer Dr. Haupt zu Königsberg in d. N. M.
— Graf Henckel v. Donnersmarck, königl. Regierungsrath und Kammerherr zu Merseburg.
— Prediger Höfer zu Pogarell.
— Oberforstrath v. Hofmann zu Darmstadt.
— Literat Adolf Hofmeister zu Altenburg.
— Eug. Huhn zu Karlsruhe.
— Georg Hutten zu Weinheim.
— Oberbibliothekar Jäck zu Bamberg.
— Buchhändler Otto Janke zu Berlin.
— Prediger Dr. Jaspis zu Dresden.
— Reg.-Registrator Irrgang zu Weimar.
— J. J. v. Kampen zu Danzig.
— Gymnas.-Lehrer Kehrein zu Mainz.
— Julius Kluckhuhn, Candit. theol. zu Potsdam.
— Professor Koch zu Hildesheim.
— Lieutenant C. Kramer zu Butzbach.
— Dr. Kreutzberg zu Prag.
— Hofschauspieler Hans Kriete zu Dresden.
— D. F. Kruse, Lehrer am königl. Taubstummeninstitute zu Schleswig.
— Mag. Lipsius, Tertius an der Thomasschule zu Leipzig.
— Dr. Lomler, Superintendent zu Saalfeld.
— Wilhelm, Freiherr Löw von u. zu Steinfurth zu Darmstadt.

Herrn Joseph Heymann Löwenstein zu Danzig.
— Konrektor Dr. Lübker zu Schleswig.
— Freiherrn v. Lupin auf Illerfeld zu Illerfeld bei Memmingen.
— Hofrath und Professor Mädler zu Dorpat.
— Fräulein Louise Marezoll zu Leipzig.
— Dr. Marschall zu Offenbach.
— Dr. Meyer, Superintendent zu Katlenburg bei Göttingen.
— Dr. Meynert zu Wien.
— Pfarrer E. F. Möller zu Ballstädt.
— Landrath v. Möller zu Rethem a. d. Aller.
— Baron v. Monschaw zu Köln.
— Pastor Dr. Müller zu Berka a. d. Ilm.
— Prediger Müller zu Langenlipsdorf bei Jüterbogk.
— Geh. Hofrath Dr. v. Münch zu Stuttgart.
— Kammeralpraktikant Nebel zu Heidelberg.
— Geh. Justizrath Dr. Neugebauer zu Breslau.
— Dr. Nieper zu Hildesheim.
— Dr. Nogel zu Augsburg.
— Hofapotheker Otto zu Gera.
— M. Pescheck, Diakonus zu Zittau.
— Kirchenrath Petri zu Fulda.
— C. G. Plitt, Pastor zu Genin.
— L. T. Pomsel, Bürgerschuldirektor zu Chemnitz.
— M. Prätor zu Bautzen.
— Dr. Aug. Rambke, Pastor zu Imbshausen.
— Professor Rappenegger zu Mannheim.
— Stadtkämmerer F. A. Reimann zu Buttstedt.
— Th. Saal, Pastor zu Oberweimar.
— Dr. Sauppe zu Torgau.
— Gymnasiallehrer Schell zu Fulda.
— Pastor prim. Schläger zu Hameln.
— Dr. Schliepstein, Pfarrer und Schulinspektor zu Brackwede bei Bielefeld.
— Geh. Oberregierungsrath v. Schmieden zu Halle.
— Diakonus und Adjunktus Schmidt zu Ilmenau.
— Pastor A. G. Schmidt zu Prosigk bei Cöthen.
— Professor Dr. Schneidawind zu Aschaffenburg.
— Pastor W. Schönichen zu Bernburg.
— Privatgelehrten Dr. H. Schröder auf Crempdorf bei Glückstadt.
— Amtsphysikus Dr. C. Schwabe zu Großrudestedt.
— C. Seutter v. Lötzen, großh. bad. Hauptmann zu Karlsruhe.

Herrn Superintendent Dr. Siebenhaar zu Penig.
— P. H. Sillig zu Dresden.
— Franz Söltl, Professor zu München.
— Auditor Ludw. Ferd. Spehr zu Braunschweig.
— Bürgermeister Starke zu Bautzen.
— Lieutenant Stiemer zu Tilsit.
— Hofrath Stracterjan zu Oldenburg.
— Strubell, Kandidat der Theologie zu Dresden.
— Stadtkaplan G. H. Thiem bei St. Martin zu Bamberg.
— Forstkommissär Thon zu Erfurt.
— Schullehrer C. E. Vetters zu Brockwitz bei Meißen.
— Geheimerath und Oberpräsident, Freiherrn v. Vincke zu Münster, Excellenz.
— Wilh. Vogt, Studios. cam. zu Gießen.
— Prem.-Lieutenant v. Wachholtz zu Braunschweig.
— Joh. Fr. Wagner zu Aachen.
— Konrektor Dr. Wedekind zu Crossen.
— L. Wiese, Professor am Joachim. Gymnasium zu Berlin.
— C. Zehme, Bacc. jur. zu Leipzig.
— Dr. C. Zehmen zu Leipzig.
— Dr. Ernst Zober, Gymnas.-Lehrer zu Stralsund.

Berichtigungen u. Ergänzuugen zum 16. Jahrgange.

Seite 1118 Z. 13 Häffliger, geb. d. 11. Juni 1759 zu Beromünster, 1783 zum Priester geweiht u. seit 1793 Pfarrer, seit 1808 Dekan zu Hochdorff, starb d. 1. Juni 1837 u. gehört also in den 15. Jahrg.
— 1157 Z. 3 lies statt der dortigen Todesanzeige: d. 5. Nov. im Kloster Engelberg, Kanton Unterwalden, Ambrosius Bloch, seit 1819 Abt der ehemals gefürsteten Benediktinerabtei Muri im Aargau, seit einigen Jahren mit einem großen Theile des Klostervermögens geflüchtet, um es den Händen der Aargauer Regierung zu entziehen, geb. d. 11. Dec. 1768 in Oberbuchsiten, Kanton Solothurn.

Berichtigungen u. Ergänzungen zum 17. Jahrgange.

Seite 175 Z. 10 v. o. lies: Griwanck statt Grivanek.
— 283 Z. 6 v. u. — Koppelow st. Kopzelow.
— 284 Z. 12 v. u. — du Troffel st. du Groffel.
— 344 Z. 20 v. u. — Gr. Methling st. Gr. Mechling.
— 345 Z. 16 v. u. — Schwaan st. Schwaack.
— 569 Z. 19 v. o. — Cambs st. Combs.
— 575 Z. 11 v. o. — Beck starb d. 15. Juni 1838 u. gehört also in den 16. Jahrg.
— 640 Z. 3 v. o. lies statt zu Lugano in Italien, zu Lugano im Kanton Tessin.
— 641 Z. 3 v. o. lies Bellinzona st. Bellingona.
— 641 Z. 12 v. o. — Zwang st. Zweig.
— 686 Z. 12 v. u. — Tode st. Fode.
— 728 Z. 9 v. u. — Lübtheen st. Lübcheen.
— 807 Z. 14 v. u. — Blunck st. Blunek.
— 964 Z. 7 v. u. — v. Both st. Boch.
— 1089 Z. 9 v. u. — gest. d. 11. Aug. 1839.
— 1131 Z. 28 v. u. — Oberstlieutenant J. P. B. Niklaus Fegely st. Bögeli.
— 1133 Z. 10 v. o. — v. D. M. st. D. et M.
— 1141 Z. 6 v. u. — Raden st. Baden.
— 1147 Z. 1 v. o. — d. 17. April in Zug der Pannerherr Franz Jos. Müller, 70 J. a.
— 1152 Z. 3 v. o. lies d. 24. Mai in Zug der Altlandammann K. F. Brandenberg, 76 J. a.
— 1160 Z. 22 v. u. lies Wittenburg st. Wittenberg.
— 1172 Z. 14 v. u. — 1796 st. 1779.
— 1173 Z. 8 v. o. — d. 1. Sept. in Kreuzlingen Jos. Gillhard, regulirter Augustiner-Chorherr u. Pfarrer daselbst.
— 1188 Z. 12 v. o. lies Meckl.-Schwerin st. Pommern.
— 1190 Z. 6 v. o. — Kühm st. Rühm.
— 1196 Z. 7 v. u. — d. 8. Juni in Luzern Ludwig Keller, zweiter Staatsarchivar u. Kantonsbibliothekar. Von ihm ist der Katalog der Bibliothek u. ein trefflicher Volkskalender im Druck erschienen.

Seite 1197 Z. 19 v. u. fällt die Todesanzeige weg, da sie schon S. 1115 S. 14 v. u. vorkommt.
— 1197 Z. 23 v. u. fällt die Todesanzeige weg, da Staatsrath v. Roll schon S. 756 Z. 14 v. o. biographisirt ist.
— 1198 Z. 4 v. o. fällt die Todesanzeige weg, da sie schon S. 1123 Z. 14 v. u. vorkommt.
— 1198 Z. 7 v. o. lies statt der dortigen Todesanzeige: d. 15. August in Solothurn Viktor Vögtli von Hochwald, Kanton Solothurn, seit 1786 prakt. Arzt, 1803—14 Regierungsrath und Präsident des Sanitätsrathes in Solothurn, 82 J. a.

Berichtigungen u. Ergänzungen des 18. Jahrgangs.

Seite 240. Unter den Schriften des zu Kopenhagen verst. Stiftsprobstes Clausen werden angeführt: Apologetae ecclesiae chr. antetheodosiani Platonis ejusque philosophiae arbitri. 1817. — Aurelius Augustinus Sacrae Scripturae interpret. 1827. — Kirchenverfassung, Lehre u. Ritus des Katholicismus u. Protestantismus (übersetzt). 1828—29. — Quatuor evangeliorum tabulae synopticae 1829. — Ueber den theologischen Parteigeist (übersetzt). 1832. — Es liegt aber hier eine geschichtl. Verwechselung des Vaters u. des Sohnes zum Grunde. Der verst. Stiftsprobst H. G. Klausen, geb. 1759, hat nur Arbeiten zur prakt. Theologie gehörend, herausgegeben; H. N. Clausen, geb. 1793, jetziger Prof. der Theologie an der Universität Kopenhagen, ist der Verfasser der angeführten Schriften, wie auch der zuletzt ins Deutsche übersetzten „Hermeneutik des N. Testaments" u. so auch eben der Biographie des Vaters, aus welcher der Nekrolog einen deutsch gearbeiteten, treuen u. genauen Auszug gegeben hat, bis auf die hinzugefügte irrige literärische Angabe.

Register zum 19. Jahrgang (1841).

Anmerkung. Die mit größeren deutschen Zahlen Bezeichneten stehen in der ersten Abtheilung und haben theils ausführlichere, theils kürzere Lebensbeschreibungen. Die mit kleinen deutschen Zahlen gehören der zweiten Abtheilung an, welche selten mehr als Geburtsjahr, Sterbetag und Literatur nachweist und als eine bloße Ergänzungsliste der ersten Abtheilung zu betrachten ist.

(Nach der Nummer, nicht nach der Pagina zu suchen.)

ner, Kommerzienrath zu Breitenbach 46. Greiner, Pfarrer zu Beidl 1652. Mag. Grimm, Oberpfarrer zu Niemitzsch 998. Dr. Grimmer, Pfarrer zu Frauenaurach 403. Gröning, Buchhändler zu Bernburg 28. Groos, Buchhändler zu Karlsruhe 1156. Grosmann, Jubilarpriester zu Köln 861. v. Grote, Major zu (?) 926. Groth, Holzwärter im Dorfe Zuckers 1665. v. Grün, Kammerpräsident zu Greitz 156. Grunder, reit. Förster zu Wernigerode 878. v. Grundherr-Altenthau, Revierförster zu Kadolzburg 654. Graf Grundmann, Frhr. u. Pannerherr auf Waldenfels, k. k. Kämmerer zu Linz 685. Ritter v. Grünwald, Direktor der Staatsrathsregistratur 791. Gruzmacher, Land- u. Stadtrichter z. Zobten 965. Gudenus, Landger.-Assessor zu Erfurt 120. Gumpelzhaimer, geheimer Legat.-Rath zu Regensburg 63. Gumpelzhaimer, Stadtgerichtsdirektor zu Regensburg 742. Gumprecht, Kantor zu Cunnersdorf 1189. Gundelfinger, Portraitmaler zu Nizza 837. Frhr. v. Günderrode zu Frankfurt a. M. 257. Günther, Oberst zu Kislau 749. Günther, Oberstlieuten. zu (?) 686. Günther, Schullehrer zu Ostrau 716. Guse, geh. Hofrath zu Berlin 523. Haack, Kantor z. Heyde 1653. Haars, Prediger zu Mascherode 64. v. Haas, Prälat zu Stuttgart 516. Haberland, Steuereinnehmer zu Soewen 625. Dr. Habermaas, Oberjustizrath zu Ulm 1249. Dr. Häbler, Pfarrer zu Marienburg 374. Graf v. Hacke, Kammerherr zu Alt-Ramfft 461. v. Hafften, Rittergutsbes. zu Bützow 871. Hafner, Prem.-Lieuten. a. D. zu (?) 807. Hafner, preuß. Veteran 687. Frhr. v. Hagen, Rittergutsbes. zu Braunschweig 1343. Dr. Hahn, Lehrer zu Breslau 390. Freih. v. Hahn, Obrist zu Stawropol 1320. Wilhelmine Halberstadt, Erzieherin zu Cassel 89. v. Halle, Bankier zu Berlin 1173. Freih. v. Hallerstein zu Nürnberg 952. Hancke, Pfarrer zu Ober-Hansdorf 1052. Handel, Superintendent zu Neiße 260. v. Hann, Lieutenant zu Eichstädt 762. Hännings, Prediger zu Eichhorst 86. Hansen, Küster zu Derzbüll 1306. Dr. Hansen zu Leipzig 45. Hansi, Oberpfarrer zu Wahrenbrück 834. Hansing, Bürgermeister zu Haarburg 792. Hansmann, geh. Kriegsrath a. D. zu Berlin 717. Hanssen, Kaufmann zu Kiel 1642. Dr. Harder, Arzt zu Schwedt 1018. Graf v. Harrach, Geheimerath zu Dresden 349. v. Harten, Superintendent auf Pastorat Carmel 1361. v. Hartitzsch, Oberstlieutenant zu Bautzen 1077. Hartmann, Oberförster zu Braunschweig 1398.

Prof. zu Neuenstedt 900. Klamroth, Pastor zu Parlin 1151. Klauke, Apotheker zu Budissin 1386. Graf v. Klebelsberg, Gen. d. Kav. zu Theresienstadt 039. Kleberger, Dekan zu Melbach 87. Klebs, Kammerassessor zu Königsberg 1626. v. Klein, Major zu Ludwigslust 289. Klein, Pfarrer zu Mannichswalde 1647. v. Klein, Notar zu Siegburg 109. v. Kleist, Oberforstmstr. zu Breslau 1535. v. Klewitz, Oberlandesger.=Rath zu München 1260. v. Klinkowström, Gen.=Major zu Cannstadt 1506. Kloß, Schullehrer zu Tagewerben 405. Kluckhuhn, Rektor zu Potsdam 26. Klug, Dr. med. zu Neukirch 750. Kluge, Kommerzienrath zu Greifenberg 884. Knauer, Hofrath zu Gotha 322. Kneip, Schullehr. zu Bornsdorf 1669. Knietzsch, Kanzleibote zu Altenburg 1017. Dr. Knoll, Prof. zu Wien 1634. Knorre, Oberalter zu Hamburg 71. Knus, Pfarrer zu Schönholzersweilen 167. Knus, Pfarrer zu Schönholzersweilen 1668. Dr. Knust, auf der Rückreise aus Spanien, zu Paris 1453. Kober, Hauptm. zu (?) 542. Dr. Koberstein, Garnison=Stabsarzt zu Luxemburg 933. Koch, Baumstr. zu Augsburg 1654. Koch, Hofgärtner zu Droyßig 934. Koch, Domorganist zu Havelberg 417. Köchlin, Handlungs=Chef zu Lörrach 1454. Köhler, pens. Major zu (?) 743. Kohler, Pfarrer zu Work 1310. Köhlert, Gehilfsprediger zu Fürstenberg 414. Kohli, Rechnungsrath zu Potsdam 921. Kohlmüller, Oberlehrer z. Nürnberg 1288. Köhne, Landstallmeister z. Warendorf 198. Kölbing, Bischof d. mähr. Brüderkirche zu Berthelsdorf 1596. König, Premierlieut. zu Dümitz 235. König, Ingenieurkapitän zu (?) 1100. König, pens. Oberst zu Spandau 1174. König, Pastor zu Waldow 1008. Graf Ludw. v. Königsdorf zu Breslau 598. v. Königslöw, Prediger zu Grambow 278. Dr. Konopak, Oberappellationsger.=Rath z. Jena 107. Dr. phil. Konze zu Zittau 1519. Koppen, Wundarzt z. Ansbach 1546. Köppen, Hauptm. a. D. zu Neumarkt 415. Köppen, Postmstr. zu Neustadt 1265. Korfes, pens. Hauptsteuereinnehmer zu Braunschweig 1281. Korka, Wundarzt z. Cottbus 1670. Koß, Pfarrer zu Landsberg 1005. Dr. Koßer, Regimentsarzt zu Posen 810. Edler v. Kostnitz, Dr. med. u. Hofrath zu Wien 1138. Kotzer, Pfarrer zu Kobershain 423. Kraft, Prof. zu Groß=Görschen 612. Kramer, Oberstlieut. zu Gießen 66. Kramer, Pastor zu Hohegeiß 1565. Kraus, Professor der Weltgeschichte zu Kaltenleutgeben 1289. Krause, Oberamtm. zu Alt=Altmannsdorf 633. Krause, Su=

zu (?) 536. Freih. v. Maltzahn, preuß. Landrath z. Gültz 602. v. Mandelsloh, Major zu Langensalze 1363. Mangold, Kreis-wundarzt zu Sensburg 1410. Mann, Kollabor. zu Callenberg 1387. Mannsfeld, Literat zu Altenburg 266. v. Mansberg, Arzt zu Meinbrexen 627. Dr. Marcard, Hofrath zu Hanover 1494. v. Märklin, Generalsuperint. zu Stuttgart 1090. Dr. v. Martens, k. k. Hofr. zu Wien 785. Dr. Martini, Physikus zu Lübeck 1257. Dr. Marx, Kreisphysikus zu Ober-Glogau 1427. Marx, Premierlieut. a. D. zu Nieder-Mittelseilau 670. Freih. v. Massenbach, geh. Rath zu München 1655. Freih. v. Mattencloit, Major zu Tetschen 468. Matthäus, Pastor zu Schwedt 1473. Mäuer, Schullehrer zu Spiller 1411. Mauermann, Bischof zu Dresden 269. Mag. Mauke, Pfarrer zu Brockwitz 54. Mäurer, Musikdirektor zu Cöln 145. Maurer, Triumvir zu Schaffhausen 797. Dr. Mayer, Landarzt zu Berghofen 1580. Mayer, Dr. med. zu Ober-Glogau 1079. Mayer, Pfarrer z. Regensburg 8. Mayer, Landrichter zu Roding 1122. Freih. v. Mazzetti di Roccanova, geh. Rath zu Mailand 338. Freih. v. Mecklenburg, Gen.-Major zu Udewalla 1497. zur Megede, Hauptm. a D. zu Reichenbach 1303. Dr. Meier, Professor zu Gießen 59. Meineke, Regierungsrath zu Stettin 1477. Meisner, Kriminalrath zu Brieg 1592. Meißner, Buchhändler zu Leipzig 1593. Meitzner, Postmeister zu Kunnersdorf 1135. v. Mengen, Rittmeister zu Hall 608. Menzel, Schullehrer zu Rudelsdorf 469. Menzel, Pfarrer zu Waizenrodau 1204. Merten, Direktor zu Frankfurt a. M. 242. Mertens, Justizrath zu Berlin 1019. Messing, Kantor zu Mörrow 1389. Dr. Metzenmacher, Arzt zu Corlin 1548. Metzger, Kommerzienrath zu Grunbach 1597. Metzger, Pfarrer zu Schaffhausen 915. v. Metzler, Eigenth. rc. zu Mainz 1038. Metzner, Oberstlieut. zu Braunschweig 490. v. Metzsch, Chausseeinspektor zu Chemnitz 609. v. Mey, Major zu (?) 975. Meyer, Materialverwalt. zu Altona 620. Meyer, Lehrer z. Bern 963. Dr. Meyer, Kreisphysikus zu Kempen 937. Dr. Meyer, Kreisphysikus zu Leobschütz 1166. Meyer, Handelsappellationsger.-Assessor zu Nürnberg 984. Dr. Meyer, Superintend. zu Sarstedt 101. Meyer, Bibliothek. zu Schwerin 407. Meyer, Lieut. u. Obergrenzkontroleur zu Woischnick 517. Meyer v. Knonau, Alt-Staatsrath zu Zürich 1352. Meyer v. Schauensee, Probst zu Bernmünster 1536. Meyr, Glasfabrikant zu Adolf 31. Michelsen, Amtm. zu Dömitz 99. v. Mickwitz,

Neubürth, Schullehrer zu Gablenz 520. Neuer, Rektor zu Celle 144. Neugebauer, Kaufmann zu Breslau 68. Neukirchen, Buchhändler zu Prag 1645. Neumann, Maler zu Brieg 1103. Neumann, Kollegienassessor zu Mitau 1273. v. Neumann, Staatszahlmeister zu München 353. v. Niedbruck, Oberlieut. zu (?) 691. Niepel, Kreissekret. u. Lieut. a. D. zu Breslau 1603. Dr. Nieper, Geheimerath zu Hildesheim 146. Nieriker, Kantonsrath zu Baden 1482. v. Nietzkowsky, Lieut. im Bade zu Meran 1291. Nikisch, Exkonventual zu Neiße 1044. Nitschke, Hauptm. a. D. zu Brieg 1025. Nobiling, Oberförster zu Berlin 769. Nootnagel, Forstschreiber z. Stadtoldendorf 1130. Nopitsch, Pfarrer z. Gerhardshofen 1550. Nötel, Apotheker zu Frankenhausen 954. Freih. v. Obenaus, Regierungsrath zu Wien 452. Oeder, Assessor zu Nürnberg 1598. Oeffler, Bürgermeister zu Trebnitz 1045. v. Offterdinger, Major zu Rottenburg 1354. Ohnesorge, Justizkommissar zu Görlitz 1468. Dr. Oldermann, Dispacheur zu Hamburg 624. v. Olivier, Professor zu München 55. Opitz, Justizrath zu Fürstenstein 1621. v. Oppell, Kapitän zu Wetzlar 1060. v. Oppenkowsky, Oberstlieut. a. D. zu Breslau 1155. Osenbrüggen, Kantor zu Untersen 176. v. d. Osten, Gen.-Major zu Schwedt 194. Oster, Landrath zu Cochem 721. Osterroht, Oberamtm. zu Brüssow 1632. v. Oetinger, pens. Oberforstmeister zu Stuttgart 1149. v. Otto, Major a. D. zu Steinau a./O. 738. v. Otto, Obertribunalrath zu Stuttgart 1180. Graf Palffy v. Erdöd zu Bibersberg 1127. Pally, Premierlieut. a. D. zu Berlin 649. Palmié, Pastor zu Berlin 178. Pangratz, Oberstlieut. zu (?) 1456. Panny, Oberlieut. zu (?) 1233. Dr. Papencordt, Professor zu Bonn 131. Papritz, Pastor zu Wüstewaltersdorf 1304. Parrot, Staatsrath z. Dorpat 27. Passon, Lehrer zu Rosenberg 1311. Pauer, Landrichter zu Weidenberg 802. Pauli, Hofschauspieler zu Dresden 348. Paulisch, Zahnarzt zu Berlin 1255. Paysen, Justizrath zu Plön 173. Pelz, Maler zu Düsseldorf 164. Perge, Schullehrer zu Hasow 1672. Ritter v. Perger, Custos der Gemäldegallerie zu Wien 1020. Dr. Peschek, Stadtphysikus zu Zittau 76. Peters, Steuerrath zu Elbing 702. Petersen, Kaufmann zu Rostock 1003. Peterson, Stadtbaurath zu Bromberg 332. Pertsch, Ingenieur zu Augsburg 1201. v. Petteneck, Ingenieuroberst zu Wien 641. Peuckert, pens. Haupt-A.-Rend. zu Breslau 703. Doct. jur. v. Pfannenberg, preuß. Land-

Rautenberg, Major a. D. zu Hanover 1215. Rhau, Pastor zu Paarstein 917. v. Reden, Amtsassessor zu Hameln 663. v. Redern, Gesandter zu Weinheim 111. de Reese, Pastor zu Abbehausen 72. Graf v. Rehbinder, Ministerstaatssekr. zu St. Petersburg 718. Reichardt, Kollegialrath zu München 1243. Reiche, Schullehrer zu Grünberg 556. v. Reichenbach, Hauptm. a. D. zu Strehlen 465. Reichenbach, geh. Legationsrath zu Neustrelitz 1610. Ritter v. Reichert, Kreiskassirer zu Augsburg 970. Reichmann, Inspektor zu Halle 499. Reifferscheid, Justizsenatssekr. zu Coblenz 1326. Reimschüssel, Ephorievikar zu Ronneburg 780. Frhr. v. Reinach zu Werth, Johanniterordens-Komthur zu Freiburg im Breisgau 1317. Reinartz, Bürgermeister zu Wallenthal 755. Reinking, Bergrath zu Karlshütte 1168. v. Reinet, Salinenrath zu Reichenhall 110. Dr. Reinhard, Arzt zu Dresden 849. Reinhardt, Oberlehrer zu Mühlhausen 399. Dr. Karl Werner Reinhold, Privatgelehrter zu Hamburg 376. Karl Wilhelm Reinhold, Dr. phil. zu Hamburg 195. Reinschmidt, Premierlieuten. zu (?) 533. Remschel, Hauptm. zu Raudten 601. Rennerth, Kreisphysikus zu Neiße 1318. Rettberg, Münzwardein zu Schwerin 710. Reuscher, Prediger zu Berlin 1262. Graf v. Reventlow, Kammerherr zu Hildesheim 1152. Mag. Reyer, Legationsrath zu Dresden 254. v. Ribbentropp, wirkl. geh. Rath zu Berlin 692. Richter, Buchhändler zu Zwickau 976. Richter, Kammergerichtsreferendar a. D. zu Berlin 511. Richter, pens. Oberförster zu Königsberg in der Neumark 471. Richter, Reg.-Sekr. zu Oppeln 1567. Frhr. v. Richthofen, Landesältester zu Brechelsdorf 971. Riedi, Landrichter zu Chur 375. v. Riedmatten zu Sitten 1192. Riemer, Adv. zu Bernstadt 1332. Riese, Art.-Hauptm. zu Spandau 1515. P. Rink, Pfarrer zu Zwickau 1049. Risch, Hofrath zu Potsdam 454. Ritter v. Rittersberg, Hauptm. zu Prag 190. Rittler, Oberkonsist.-Rath zu Dresden 90. Roch, Schullehrer zu Strega 1674. Rodatz, Platzmajor zu Dömitz a. d. E. 1483. Dr. Rodust, Arzt zu Bergedorf 1007. Roffe, Oberamtm. zu Pitschen 822. Roffler, Altbundeslandammann zu Fideris 256. Prinzessin von Rohan-Guemèene zu Sichrow 69. Röhrich, Oberappellationsgerichtsrath zu München 693. Dr. Roling, Prof. zu Münster 121. Rolle, Organist zu Weigsdorf 1089. Frhr. v. Rollsberg, Kämmerer zu Wien 977. Romberg, Kapellmeister zu Hamburg 231. v. Rösch, Oberst a. D. zu Stutt-

1629. Stengel, Direktor zu Potsdam 78. v. Stengel, pens. Major zu Kempten 313. Stenglein, Lieuten. zu Baireuth 1530. Stephani, geh. Sekretär zu Berlin 428. Steppe, Major zu (?) 947. Sterk, pens. Obersinanzr. zu Ulm 1091. Mag. Sterzel, Lehrer zu Chemnitz 170. Ritter v. Stettner, niederösterr. Landstand zu Wien 1439. Stettner, Oberlieut. zu (?) 1145. Stiemer, Oberstlieut. zu Tilsit 177. v. Stoffregen, Geheimerath zu Dresden 180. Stoppel, Etatsrath zu Altona 164. Storch, geh. Finanzr. zu Berlin 729. Storch, Pastor zu Zwenkau 657. Dr. Straßberger, Arzt zu Hohenmölsen 887. Straßberger, Zeichnenlehrer zu Leipzig 191. Straube, Probst u. Superintendent zu Mittenwalde 1290. Strauch, kathol. Pfarrer zu Kücklingen 773. v. Straußenburg, Gubernialrath zu Hermannstadt 273. v. Streber, Bischof zu München 148. v. Streicher, Hauptm. zu (?) 831. Stricker, Justizkommissionsrath zu Cöslin 888. Strigler, Gemeinderath zu Mainz 229. Strohbach, Rektor zu Finsterwalde 1677. Ström, pens. Oberauditeur zu (?) 1186. Strauß, Oberpfarrer zu Tribel 1187. Studt, Regierungsr. zu Breslau 1431. Dr. Struck, Kreisphysikus zu Arnswalde 636. Struve, Justizrath zu Altona 106. v. Stülpnagel, Ritterschaftsr. zu Mittenwalde 558. Sulzberger, Antistes zu Frauenfeld 388. Sury, Altregierungsr. zu Solothurn 142. Süvern, Oberregierungsr. zu Posen 1402. Dr. Sverdsjö, Hofr. zu Riga 125. Frhr. v. Syberg, Rittm. zu (?) 1042. Tack, Jubelpriester zu Köln 419. Dr. Tadey, Pastor zu Friedrichsstadt 357. Dr. Tau, Adv. zu Köln 973. Dr. Tauscher, Privatgelehrter zu Dresden 1224. Tavernier, Exkonventual zu Bamberg 1325. Teichs, Prem.-Lieut. a. D. zu Berlin 804. Tendering, Notar zu Wesel 410. v. Thadden, Obrist im Bade zu Freiwaldau 1030. Thal, Organist zu Caml 1126. Theiler, Klosterguardian zu Glatz 1498. Thémer, Justizr. zu Köln 857. Thiel, Erzpriester zu Köben 889. Thiele, Oberförster zu Blankenburg 577. Thielo, Patrimonialrichter zu Naila 1034. Thieme, Hofschauspielerin zu Schwerin 1488. Thieme, Kantor zu Großenhain 1469. Thies, Oberlieut. zu (?) 697. Dr. Thomas, Kreisphysikus zu Schlawe 507. Thomas, Pastor zu Friedeberg a. Qu. 1531. Thomas, Steuerr. zu Neustadt-Eberswalde 1112. Thoms, Kaufm. zu Sternberg 757. v. Thomsen, Kriegsrath zu Breda 1069. Thümmler, Pastor zu Nieder-Striegis 1348. Tiedge, Dichter zu Dresden 84. Tiemann, Oberhüttenfaktor zu

Wagner, Landesjustizrath zu Altenburg 1487. Dr. Wagner, Landgerichtsarzt zu Greding 1657. Wagner, Lieutenant zu Berlin 429. Wagner, Professor zu Würzburg 342. Wagner, Regierungshauptkassenkassirer zu Fliet 1470. Wagner, Stadtpfarrer zu Waldenburg 1253. Walch, Landkartenverleger zu Augsburg 1583. v. Waldau, Landesältester zu Breslau 1353. v. Waldkirch, Generalmajor im Haag 579. Frhr. v. Waldstätten, wirkl. Hofrath zu Wien 938. Walther, Pastor sen. zu Langen-Chursdorf 473. Walther, Schullehrer zu Bretschen 1679. v. Walther zu Croneck, Major in Berlin 1109. v. Walter, Prälat zu Marchthal 100. Wandel, Schullehrer zu Kobelwitz 1092. Wanderer, Pfarrer zu Thundorf 1158. Wandersleben, Schullehrer zu Münsterberg 1451. v. Warenberg, Major zu Stralsund 6. Wäser, Buchdruckereifaktor zu Kiel 514. Frhr. v. Watlet, Feldmarschalllieut. zu Wien 1680. Wanreczko, Chorrektor zu Leuthen 1442. Edler v. Webenau, Appellations-Gerichtsrath zu Wien 1274. Weber, Patrimonialrichter zu Hof 1316. v. Wedderkop, Domherr und Landrath zu Plön 746. Graf v. Wedel, Oberstlieutenant zu Norderney 234. Graf v. Wedel-Nesse, Oberstlieuten. a. D. zu Karlsbad 1267. Wedemeyer, Vicepräsident zu Eldagsen 1610. Dr. Wefer, Past. zu Burhafe 218. Dr. Wehber-Schuldt, Erb- u. Gerichtsherr auf Goldensee 3. Wehmer, Prediger zu Bingen 18. Wehrstedt, Hofopernsänger zu Braunschweig 128. Mag. Weickert, Konrektor zu Luckau 47. Weidlich, Oberlehrer zu Wittenberg 369. Weigand, Gymnasiallehrer zu Brieg 1. Weigand, Lieuten. zu Glogau 1131. Weigert, Premierlieut. a. D. zu Patschkau 1658. Weingarten, Mädchenlehrer zu Heldburg 811. Weinhart, Professor zu St. Gallen 117. v. Weinrich, Lieuten. zu München 560. Weise, Advok. zu Kahla 852. Weiser, Major zu Dresden 666. Weishaupt, Landammann zu Appenzell 1061. Weishäupel, Oberappellationsgerichtsrath zu München 1132. Weishuhn, Major zu Soldin 509. Frhr. v. Weißenstein, bair. Kammerherr zu Friedenfels 1221. Weitenkampf, Oberappellationsgerichtspräsident zu Wolfenbüttel 1113. Weitsch, pens. Gallerieinspektor zu Braunschweig 765. Weizel, quiesc. Konrektor zu Büdingen 770. Welcker, Pfarrer zu Großgerau 936. Welter, Notar zu Goch 1366. Welzel, Pfarrer zu Koppitz 559. Wendelstädt, Bildhauer zu Frankfurt a. M. 1480. Wendt, Propst zu Crossen 97. v. Werdt, eigenöss. Stabshauptm.

Erste Abtheilung.

Theils vollständigere, theils skizzirte Lebensbeschreibungen.



Nachtrag
einiger im Jahr 1840 Verstorbenen.

---

* 1. Ferd. Gottl. Weigand*),
Gymnasiallehrer zu Brieg;
geb. den 29. Oktober 1785, gest. den 13. Februar 1840.

Weigand wurde seinem Vater, dem 1801 zu Brieg verstorbenen Gymnasiallehrer E. B. Weigand, als der jüngste von drei Söhnen geboren. Schon im siebenten Jahre wurde der muntere, lernbegierige Knabe, der seinen Vater schon seit dem fünften in die Lehrstunden begleitet hatte, als Gymnasiast von dem damaligen Rektor Schiller in die Matrikel eingetragen. Da nicht gewöhnliche Anlagen und eine ungemeine Regsamkeit seinen emsigen Fleiß unterstützten, wurde er schon im 14. Jahre nach Prima fortgesetzt und verließ Ostern 1804 mit dem Zeugniß der Reife die Anstalt, um in Halle Theologie zu studiren. Als nach der französischen Invasion 1806 durch einen Machtspruch Napoleons die Universität Halle aufgehoben wurde, kehrte er in sein schlesisches Vaterland zurück und lebte 7 Jahre als Hauslehrer in der Nähe von Brieg. Im Jahre 1813 erhielt er nach bestandener Schulamts-Kandidaten-Prüfung von dem damaligen Rektor Manso einen Ruf an das Magdalenen-Gymnasium in Breslau, zog aber eine Anstellung in seiner Vaterstadt aus dankbarer Anhänglichkeit an dieselbe

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im vorigen Jahrg. des Nekr. S. 1345, Nr. 604.

und an ihre Lehrer vor. Hier übernahm er einen Theil der Lehrstunden seines ehemaligen Lehrers Fiebig und die zweite historische Klasse; in Folge seiner deshalb fleißigen historischen Studien lieferte er zu dieser Zeit eine Reihe geschichtlicher Mittheilungen aus der brandenburgischen Geschichte in das Brieger Wochenblatt. 1822 übernahm er nach der Pensionirung seines Kollegen und Schwiegervaters Fiebig, mit dessen Tochter er sich 1817 vermählt hatte, die Rendantur der Gymnasialkasse, ein Amt, wozu er die erforderlichen Eigenschaften: außer der strengsten Gewissenhaftigkeit, Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Kenntniß der Verhältnisse, Wahrnehmung des Gymnasial-Interesses, Klarheit der Darstellung bei Berichten und Anträgen, praktische Gewandtheit und Sauberkeit der Handschrift in einem ganz vorzüglichen Grade besaß. Bei Einführung des Klassensystems erhielt er das Ordinariat der vierten Klasse und behielt dieses bis an seinen Tod, weil er den Unterricht in den mittlern Klassen lieb gewonnen hatte und wohl wußte, daß der Grad der Nützlichkeit des Lehrers nicht von der Klasse, in der er unterrichtet, abhängig sey. Ein körperliches Leiden, welches ihn schon seit langer Zeit getroffen, nahm in den letzten Jahren seines Lebens so überhand, daß er selbst seine Lebenskraft gebrochen fühlte und einem beschwerlichen Alter entgegen sah. Aber er entging demselben und der noch schwereren Prüfung, wenn der Trieb zu wirken die Kraft dazu überlebt; denn nach einem kurzen Krankenlager verschied er bei hinzugetretener Lungenlähmung am obengenannten Tage. Der zeitige Direktor des Brieger Gymnasiums, Prof. D. Mathisson, sagt in seiner Gedächtnißrede (Brieg. Schulprogr. 1840) auf den Verstorbenen: „Uns Lehrern war er ein treuer, freundlich gesinnter Amtsgenosse; es ist Niemand unter uns, der seiner Sitten Freundlichkeit nicht erfahren, nicht Beweise seiner Gefälligkeit und Dienstfertigkeit erhalten hätte. Und in gleichem Grade, wie wir ihn liebten, mußten wir ihn ehren; denn er gehörte zu den Lehrern, die nicht weniger durch ihre Gesinnung, als durch treue Erfüllung ihrer Pflicht segensreich wirken. Und er hat so lange Jahre mit treuem Eifer an unserer Anstalt gearbeitet; ja er lebte recht eigentlich in dem Gymnasium und für dasselbe; er bewegte das Wohl desselben im Einzelnen und Ganzen unaufhörlich in seinem Gemüthe, und noch auf dem Sterbelager war diese Sorge die einzige und letzte, die seine Seele beschäftigte." „Wenn ich mir den Mitarbeiter vergegenwärtige, — — so ist mir immer die sich gleichbleibende ruhige Haltung des Vollendeten, die aus richtigem Verstande und edler Gesinnung zugleich

entsprang, in hohem Grade achtungswerth erschienen; statt sich zur Vermittelung der Extreme aufzuwerfen, ohne seinen Einfluß geltend machen zu wollen, hat er doch durch eben diese anspruchslose, aber Achtung einflößende Haltung, so wie durch die aus wahrer Bildung hervorgehende Feinheit der Sitten zur Erhaltung des Gleichgewichts und des Friedens nicht wenig beigetragen. Und wie auf seine Kollegen so übte und zwar in noch größerem Maaße und ununterbrochener Dauer seine sittliche Gesinnung auch auf die Jugend einen wohlthätigen Einfluß. Dies haben seine Schüler, wenn nicht auf der Anstalt, doch später immer erkannt und sind ihm in Liebe und Achtung zugethan geblieben." „Und wie treu und beharrlich ist der Geschiedene in diesem Geschäfte gewesen! Wie hat ihn selbst schweres körperliches Leiden in den letzten Jahren nicht abhalten können, Euch solchen Dienst zu erweisen; wie oft hat er sich gewaltsam vom Schmerzenslager aufgerafft, um treu auf dem ihm angewiesenen Posten zu erscheinen und das mühsame, aber ihm lieb gewordene Geschäft seines Lebens fortzusetzen." „Wohl ihm, daß er im Besitz und Bewußtseyn der Anerkennung seiner hohen Vorgesetzten, die ihm in Kurzem den Rang eines Oberlehrers beizulegen gedachten, der Liebe und Achtung seiner Amtsgenossen, seiner Schüler, so wie der Werthschätzung aller Guten von uns geschieden; daß er im Bewußtseyn treu erfüllter Pflicht, frei von peinlicher Sorge um die geliebten Seinen, für die er so redlich gesorgt und für die Gott und und gute Menschen ferner sorgen werden, sein Auge zum ewigen Schlafe schließen konnte."

* 2. August Ferdinand Schultze *),

Superintendent zu Königsberg;

geb. den 31. August 1794, gest. den 30. März 1840.

Das Dorf Podelzig bei Frankfurt a. d. O. war sein Geburtsort und er der älteste Sohn des dortigen Predigers gleiches Namens. Seine biedern, frommen Eltern waren um den zarten schwächlichen Knaben sehr besorgt und eine schwere langdauernde Krankheit schien ihnen diese Lebensfreude, wenn nicht bald entreißen, doch sehr trüben zu wollen. Der Knabe überstand aber die Krankheit und lernte an der ächt christlichen Religiosität seines Vaters jetzt eine Trostes-

*) Eine kurze Notiz über ihn siehe im vorigen Jahrg. des N. Nekr. S. 1358, Nr. 817.

quelle in Leiden und Ungemach kennen, wie er späterhin in ihm ein nachahmungswürdiges Muster und den besten Wegweiser für einen Prediger und Seelsorger erkannte. In dem elterlichen Hause wurde der Keim zu dem gelegt, was das spätere Alter entfaltete. In Frankfurt a. d. O. und dann auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin wurde er für seine Studien auf der Universität vorbereitet, aber nicht bis zum Abgange auf die Universität. Die Noth des Vaterlandes rief ihn vorher von der Schule ab; er eilte unter die Fahnen der Befreier des Vaterlandes. Nach Beendigung des Krieges 1815 kehrte er zwar scheinbar gesund zu seinen Studien zurück, aber es zeigte sich bald, daß er einen Theil seiner Gesundheit dem Vaterlande geopfert habe. Er bezog die Universität Halle, um Theologie zu studiren und vollendete seine Studien in Berlin, von wo er sich auf das neu errichtete Prediger-Seminarium nach Wittenberg begab, um sich allseitig zu seinem Lebensberuf auszubilden. Nachdem er seine Prüfung rühmlich bestanden, machte er zur Stärkung seiner Gesundheit eine kleine Reise nach der Insel Rügen und trat darauf seine amtliche Laufbahn als Prediger in Reitwein bei Frankfurt an. Sehr bald gewann er durch seine unermüdete Thätigkeit als Lehrer, Prediger und Seelsorger das volle Vertrauen seiner Gemeinde. Aber eine gefährliche Krankheit nach der andern machte seine junge Gattin (Karoline geb. Kettel aus Frankfurt) schon damals um den trefflichen Gatten bekümmert. Auch trübten andere Unglücksfälle, z. B. der Verlust aller Habe durch eine Feuersbrunst, den heitern Himmel des jungen Ehestandes. Mit erhöhetem Gehalt als Superintendent nach Müncheberg versetzt, fand er hier Gelegenheit und Veranlassung zu lebendigerem, ausgedehnteren Wirken für Menschenbildung, auf die er je länger desto mehr sein vorzügliches Augenmerk richtete. Das Elementar-Schulwesen war es, dem er neben seinen Seelsorgerpflichten seine ganze Thätigkeit widmete. Sein Erstes war, die Gebrechen des dasigen Schulwesens genau kennen zu lernen und dies gab ein trauriges Resultat: Alles schien ihm mangelhaft in seinem jetzigen Wirkungskreise: Schulbesuch, Schulzucht, Lehrmethode. Auch fand er im Anfang bei seinen Besserungsversuchen wenig Unterstützung, ja hier und da fast Widersetzlichkeit. Es gab viele Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, die der edle Mann trotz seiner muthigen Ausdauer doch wohl nicht überwunden haben würde ohne die kräftigste Unterstützung seiner hohen und höchsten Vorgesetzten, denen die Verbesserung des Schulwesens am Herzen lag und die solche Männer brauchten und suchten.

Es folgten bald die geeigneten Maasregeln zur Abhilfe aller Mängel und Gebrechen; man sah schon die Früchte und den Segen seines Wirkens; aber manches Leiden traf auch hier den edlen Arbeiter im Weinberge des Herrn, besonders Kränklichkeit, welche auch einen stärkern und rüstigern Mann auf diesem beschwerlichen Posten nicht verschont haben würde. Kaum war die Organisation des Schulwesens vollendet, so wurde ihm die Superintendentur in Königsberg N./M. übergeben, — die er, obwohl keine Gehaltserhöhung sogleich damit verbunden, sondern erst nach dem Tode des dortigen Emeritus in Aussicht gestellt war, deshalb bereitwillig übernahm, weil die Schulanstalten, besonders das Gymnasium daselbst ihm Gelegenheit boten, mehr für die Ausbildung seiner Kinder thun zu können. In diesem neuen Wirkungskreise entfaltete er nun als Prediger, Schulvorsteher, Superintendent — den ganzen Kern seines fast heiligen Wesens. Auch hier erhielt er Gelegenheit, um Erziehung und Bildung sich hohes Verdienst zu erwerben, namentlich durch verbesserte Einrichtung des Armen-Schulwesens, für das er unausgesetzt thätig wirkte. Der Ort verdankt seinem rastlosen Mitwirken großentheils die Erbauung einer neuen, höchst anständigen Schule für die eingebornen Kinder und hierdurch, so wie durch die Einrichtung derselben und die Stiftung von Nebenklassen für die ganz armen Kinder hat er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt. Das Seelenheil der armen, verbrecherischen Volksklasse beförderte er auch noch auf andere Weise. Wohlthuend für jeden Menschenfreund ist das Andenken daran, wie er sich in die Häuser oder Hütten dieser Menschenklasse begab, oder diese Unglücklichen zu sich kommen ließ, um ihnen zu helfen, wie er, der mit seiner zahlreichen Familie bei einer Einnahme von nur 550 Rthl. sich die härtesten Entbehrungen auferlegte, die Armen speiste und kleidete, wie er ihre Kinder bei sich in einem für sie des Winters geheitzten Zimmer unterrichtete, wie er die Stiftung einer Anstalt zum Besten verwahrloster Kinder leitete und betrieb und selbst die größte Summe — er, der ärmste aller Einwohner — dafür unterzeichnete! Und dies Alles bei fortwährenden körperlichen Leiden! Seine Biederkeit bewährte sich überall eben so, als seine rastlose Thätigkeit. Sein wahrhaft kindliches Gemüth entwaffnete die Gegner, zumal da er sich stets bereit erklärte, besseren Rath anzunehmen, von wem er auch käme. Sein ächtes Gottvertrauen bei den fortwährenden härtesten Lebensprüfungen, das Muster von christlicher Frömmigkeit im häuslichen Leben, das er aufstellte, seine hohe Selbstverleugnung und Demuth unter allen Verhältnissen —

ließen ihn seinen nahen und entfernten Freunden wie einen Heiligen erscheinen. Bei seinen unablässigen Anstrengungen nahmen seine körperlichen Leiden zu. Eine erforderliche Badereise nach Ober-Salzbrunn schien indessen ihn noch länger seiner Familie erhalten zu wollen; auch wurde ihm ein neues, müheloseres Amt angeboten, nachdem die königl. Regierung zu Frankfurt schon auf andere Weise ihm Erleichterung seines höchst beschwerlichen Amtes verschafft hatte. Aber nachdem ihn die alten körperlichen Leiden wiederum auf das Krankenlager geworfen hatten, verließ er es nicht wieder. H.

* 3. Joh. Fr. Basilius Wehber-Schuldt,

Doctor der Philosophie, Erb- und Gerichtsherr auf Goldensee und auf Niendorf am Schallsee im Herzogthum Lauenburg;

geb. den 29. Nov. 1773, gest. den 7. April 1840.

Wenn eine durch den seltensten Verein ausgezeichneter Eigenschaften hervorragende Persönlichkeit auch für eine größere Lesewelt eine ansprechende Darstellung hervorzurufen im Stande ist; wenn ein unermüdetes Wirken für edle Güter der Menschheit in der stillen Verborgenheit eines geräuschlosen Lebens nach dem Tod an das Licht hervorgezogen zu werden verdient: so möge dieses Wehber von der Hand eines während der letzten Lebensjahre ihm auch durch die Bande der Verwandtschaft nahe getretenen Freundes zu Theil werden. Wehber war der Sohn des Probsten W. zu Borstell im Altenlande Königreichs Hannover; dieser selbst aber ein achtbarer Geistlicher und einer angesehenen, im Andenken des Landes segensreich fortlebenden Familie angehörig. Seine Mutter gehörte zu dem nicht weniger geachteten Geschlechte der von Stade's; sie, eine schöne und sanfte Frau, die, wenn auch keineswegs gelehrt, doch belesen und klug war, wirkte im Verein mit dem trefflichen, aber außerordentlich strengen Gatten frühzeitig sehr wohlthätig auf die Erziehung ihrer Kinder. Außer dem jüngsten Kind, unserem Fritz, hatten sie zwei Töchter, wovon die eine acht, die andere vier Jahre älter war, als der Bruder. In dem 5. Lebensjahre des Knaben traf die Eltern das schwere Unglück, daß während des Winters ihre Wohnung ein Raub der Flammen wurde, gerade während das Kind mit den ordentlichen Menschenblattern behaftet war, die bis dahin nicht recht hatten heraustreten wollen. Fast nackt aus dem brennenden Hause durch das Fenster hinausgetragen, wird er einstweilen, wenig umhüllt, so auf den Schnee hingelegt, ohne daß auf ihn sorgfältige Rücksicht genommen werden konnte. Dadurch

kamen am folgenden Tage die Blattern recht zum Ausbruch und das Leben des Kindes war gerettet. So sichtbar bewies sich schon hier der Segen Gottes an seinem Leben; seinem Vater aber ersetzte die Gemeinde das Verlorene an Büchern und Ingut reichlich wieder. Bald entwickelte sich eine ungemeine Lebhaftigkeit in dem Knaben; einst klettert er auf das Dach des elterlichen Hauses hinauf und sitzt oben auf demselben reitend, als der strenge Vater ihn erblickt und bei seinem Namen ruft; er erschrickt, stürzt rücklings hinunter, glücklicherweise aber auf einen so weichen Platz, daß er, außer einer ziemlich starken Betäubung, mit gesunden Gliedmaßen davon kommt. Im zehnten Jahre wurde er zum Großvater mütterlicher Seite nach Stade gebracht, wo er den Unterricht der öffentlichen lateinischen Schule bis zur zweiten Klasse benutzte, darauf aber der Domschule zu Werden, in welcher Stadt er ebenfalls Verwandte hatte, zur weitern Ausbildung übergeben wurde. Hier erhielt er im 14. Lebensjahre für seine erste, von ihm gefertigte und gehaltene lateinische Rede eine Prämie; zwei Jahre später bezog er, nachdem der geliebte Großvater ihm die Weihe der Confirmation selbst ertheilt hatte, die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Hier folgte er dem Zuge der Menge in vielen Stücken: er ließ sich mit zuerst den Zopf schneiden und duellirte sich nicht; aber unbefangen sich einem fröhlichen Verkehre mit Altersgenossen hingebend, zeigte er anfänglich sehr geringen Fleiß. Aber bald holte er das Versäumte mit um so regerem Eifer nach und wandte, um sich für nächtliche Studien wach und munter zu erhalten, künstliche, seiner Gesundheit gefährliche Mittel an (indem er z. B. seine Füße in kaltes Wasser steckte u. dgl. m.). Unter den vielen Freunden, die er hier gewann, begegneten ihm nachmals im Leben Manche wieder, mit denen das alte Verhältniß in voller Innigkeit erneuert und fortgesetzt ward; die Ferien benutzte er, theils um die Seinigen wiederzusehen, theils das Harzgebirge zu Fuß und zu Pferde zu durchstreifen. Von Göttingen, wo er die berühmtesten Lehrer der theologischen, philosophischen und historischen Wissenschaften gehört hatte, ging er auf die Universität Rostock, besonders um den Orientalisten O. G. Tychsen daselbst zu hören. Hier knüpfte er damals eine Reihe der für ihn anziehendsten und werthvollsten Bekanntschaften an, sowohl unter den Mitgliedern der Universität, als auch sonst, während er auf der Georgia Augusta der eigentlichen Professorenwelt wenig näher gerückt zu seyn scheint. Dorthin kehrte er auch nachmals, bis kurz vor das Ende seines Lebens hin, mit Verlangen und Liebe oft zurück;

von dort wurde ihm auch nachmals das Diplom der höchsten Würde in der Philosophie zu Theil. So beendigte er denn seinen akademischen Cursus etwa 1794 zu Michaelis und kehrte zunächst in das elterliche Haus zurück, um sich für das Amt weiter vorzubilden; wurde auch am 9. Januar 1795 von dem verstorbenen Generalsuperintendenten Velthusen in Stade pro facultate concionandi tentirt. Aber den Wünschen des theuern Vaters, als Adjunct sich ihn beigesellt zu sehen, konnte unser W. sich nicht fügen; es trieb ihn hinaus, der enge Kreis der Heimath wollte ihn nicht befriedigen, ihm sollte anderswo sein Glück blühen. Noch in demselben Jahre ging er nach Hamburg, ließ sich dort prüfen und unter die Zahl der Kandidaten des Ministeriums aufnehmen und predigte namentlich mit großem Beifall zu öfteren Malen in der Katharinenkirche. Hier war es, wo ihn auch der Inhaber eines angesehenen Handlungshauses, G. H. Walcke, hörte und von seinem Vortrage so lebhaft angezogen wurde, daß er den jungen 22jährigen Mann zum Stundenlehrer seiner Kinder wählte, nicht ohne Mißbilligung seiner Frau, die ihn für zu jung hielt und deshalb lange Zeit sich weigerte, ihn zu sehen. Andere, zum Theil glänzende Anerbietungen schlug er aus; er gefiel sich in diesem Verhältnisse sehr und ihm genügte der Beifall, den er sich sehr bald erwarb. Zwar drohte der bald darauf nach dem frühen Tode der ältesten Tochter erfolgte Hintritt des Vaters das glückliche Verhältniß wieder zu zerstören; allein die junge, von lebendigem Interesse für ihre zahlreichen Kinder erfüllte Witwe hatte den reichen und gebildeten Geist und den milden Ernst des jugendlichen Erziehers schon kennen und schätzen gelernt und übertrug ihm die völlige fernere Leitung derselben. Ja, es erwachte im Laufe der Zeit noch ein tieferes und innigeres Gefühl für den liebenswürdigen jungen Mann, dem sie schon durch Dankbarkeit verpflichtet war; ein Paar Jahre nach dem Tode ihres Gatten, 1798, reichte sie dem treuen Führer ihrer Kinder die Hand und verband sich ehelich mit ihm am 20. Mai desselben Jahres auf dem Gute ihrer Eltern Niendorf, wo ihre alte Mutter damals lebte und noch 18 Jahre lang die Zeugin ihres neuen Glückes blieb. Dieses trübte nur der Verlust mehrerer Kinder der ersten Ehe; zwei hoffnungsvolle Söhne, Eduard und Wilhelm, starben bald nachher. Auch die eigenen Kinder, eine Tochter und einen Sohn, verloren die Eltern schon im zartesten Alter wieder. Ihr Leben verfloß einfach in herzlichem Verkehre mit einander und in der Erziehung der Kinder, denen der Stiefvater nach wie vor die volle Sorgfalt

des Unterrichts widmete. Das Geschäft dem Kompagnon der frühern Zeit gänzlich überlassend, brachten sie den Sommer meist in Niendorf oder in ihrem Gartenhause in Altona, das sie 1801 wieder verkauften, das 1813 aber von den Franzosen gänzlich vernichtet ward, bisweilen auch auf kleinen Reisen nach Berlin zu der jüngeren Schwester der Frau, einer verheiratheten Sieburg, den Winter aber in Hamburg zu. Hier entfaltete sich für W. zugleich ein anderer Wirkungskreis, der ihn bis zu seinem letzten Lebenshauche mit der innigsten Liebe und unverändertsten Anhänglichkeit erfüllte. Am 25. März 1795 hatte er sich in der Loge zum großen Christoph zu Stade von dem damaligen Logenmeister Wehner in den Bund der Freimaurer aufnehmen lassen und war nach und nach bis zum Meister befördert worden; am 31. März 1798 aber wurde er der Loge zur goldenen Kugel in Hamburg, deren Meister Saphir war, affiliirt. Sein Streben, Licht und Erkenntniß zu schaffen, wo er nur konnte, hat ihn, wie im ganzen Leben, nie verlassen, so auch in diesem Orden in unermüdeter, reger Thätigkeit erhalten; die Vermehrung und Ausbreitung richtiger und reiner Erkenntniß galt ihm als eine heilige Pflicht. Seine Kenntnisse, seine Gabe der freien Rede, seine Leichtigkeit des Vortrags — ich berichte hier zum Theil mit den Worten eines in dem Orden, wie im Staatsamte gleich hochstehenden Mannes, des Oberappellationsgerichtsraths, Freiherrn v. Nettelbladt zu Rostock, in seinem schönen Nekrologe unsers Wehbers in dem (mecklenburgischen) Logenkalender für 1841, S. 48—62, — gaben ihm sehr bald einen größern Einfluß und eine bedeutendere Stellung in dem Orden; er wurde gleich Redner der Loge und blieb dies bis 1801, dann deputirter Meister, 1802 mit der Führung des ersten Hammers beauftragt, was bis 1808 bestand; daneben verwaltete er das Amt eines Provinzial-Groß-Redners in der Provinzialloge von Niedersachsen von 1802 bis 1809, wo er es freiwillig niederlegte. Zum Stuartsbruder befördert, reiste er 1806 nach Schweden zu dem verstorbenen Könige Karl XIII., damaligen Herzoge von Südermannland; auf dieser Reise, auf welcher ihn seine Gattin begleitete, wurden zugleich interessante und folgenreiche Bekanntschaften angeknüpft. Gegen Ende des Jahres 1808 gab ihnen ein Glücksfall die Mittel in die Hände, auf dem zweiten Gute der Schwiegermutter, Goldensee, das W. nun von derselben in Pacht nahm und selbst bewirthschaftete, ein geräumiges und geschmackvolles Wohnhaus erbauen und einen lieblichen Park dabei anlegen zu können. Als aber im Jahr 1816 die alte Mutter, die noch

alle Mühseligkeiten und Sorgen der Kriegsjahre hatte erleben müssen, im hohen Alter gestorben war, traten die beiden Töchter in die Nutznießung der beiden Fideicommißgüter, und zwar die jüngere Schwester Sieburg auf Niendorf, die ältere, Wehber, auf Goldensee ein; seitdem nahm Wehber die fideicommissarischen Beinamen Schuldt an; 1830 fiel durch den Tod der Schwester ihnen auch das Gut Niendorf zu. Der Wunsch, das bis dahin an den heranwachsenden Stiefkindern geübte Erzieheramt fortzusetzen, durch diese Lieblingsthätigkeit die Muße nützlich auszufüllen und den Geist angenehm zu beschäftigen, führte ihn hier zur Gründung einer Erziehungsanstalt, die sich bald eines ausgedehnten Rufes erfreute und einen Vereinigungs- und Sammelpunct junger Leute aus den entferntesten Gegenden der Erde bildete. Zunächst führte ihn die Dankbarkeit zu einigen benachbarten und mecklenburgischen Familien; aber bald fanden sich hier Zöglinge aus England, Schweden, Portugal, Amerika und Ostindien ziemlich zahlreich ein, bis es sich in W.'s letzten Lebensjahren auf den Besuch einiger Erwachsenen zum Zwecke der Erlangung allgemeiner Kenntnisse und zur Erlernung der deutschen Sprache beschränkte. Inzwischen ruhte jedoch sein Eifer für das maurerische Wirken keineswegs; vielmehr mit einer Reihe angesehener mecklenburgischer Ordensbrüder bekannt geworden, ließ er sich durch deren dringende Aufforderung bewegen, in Schwerin eine eigene Loge, Harpokrates zur Morgenröthe, im Jahre 1809 zu begründen, von der zugleich die Errichtung mehrerer wohlthätiger Institute, einer Knabenfreischule, einer Sonntagsschule u. s. f., ausging. Wehber hatte die Freude, den 25jährigen Gedenktag der Stiftung dieser seiner Loge zu erleben, bei welcher Gelegenheit ihm die große Landesloge Deutschlands das Ehrenzeichen für verdiente Logenmeister überreichen ließ. Inzwischen war sein Verdienst und die ihm dafür gezollte Anerkennung noch höher gestiegen; seine immer tiefer eindringende Wirksamkeit in den Orden führte ihn in die vertraute Bekanntschaft mit dem nun auch zu der Quelle desselben Lichts, wornach sie hier unablässig rangen, heimgegangenen Bruder, Consistorialrath Palmié in Berlin; aber diese Gunst eines hohen Vertrauens in seine Thätigkeit und Gesinnung zeigte sich auch sonst auf die vielfachste Weise. Im Jahre 1818 machte er eine zweite Reise nach Schweden und zwar diesmal im besonderen Auftrage des Ordens und in Verbindung mit dem jüngern Freiherrn von Nettelbladt und mit dem am 7. März 1839 verst. Major v. Stein *) und

*) Dessen Biogr. siehe im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 281 bis 284, wo auch S. 283 dieser Reise gedacht ist.

vermittelte als Frucht dieser Reise im nächstfolgenden Jahre eine Allianz mit der schwedischen Loge. Dieselbe wohlwollende Achtung bewahrte ihm sein unablässig reges, die Last vieler übernommener Verpflichtungen und Geschäfte nicht achtendes Streben; der Bund übertrug ihm wichtige Aemter: er reis'te im Auftrage desselben zur Visitation der Loge in Parchim und zum zweimaligen Besuche der in Boizenburg, so wie 1834 mit dem Oberappellationsrath, Baron Nettelbladt zur Einsetzung der höchsten Ordensabtheilung nach Hamburg; dasselbe Vertrauen bewirkte auch die Ertheilung anderer stehender Aemter in der Loge. Eine zweimalige Reise führte ihn auch 1822 und 1836 nach Schleswig, um sich dem in dem letztgenannten Jahre kurz nach seiner zweiten Anwesenheit im hohen Greisenalter verst. Landgrafen Karl *) zu Hessen, dem ein hoher Platz im maurerischen Wirken beschieden war, vorzustellen und die vielen eigenthümlichen Ansichten dieses merkwürdigen Fürsten kennen zu lernen, worüber er, von dem ersten Besuche her, ein ausführliches Tagebuch den Ordensbrüdern überliefert hat. Aber inzwischen reiften auch die Früchte seiner Erzieher-Wirksamkeit, er sah mehrere seiner Zöglinge ehrenvoll in öffentlichen Aemtern placirt und die Liebe der vielen in die Heimath Zurückgewanderten gab ihm immer neue Beweise der Erkenntlichkeit. Daneben mit einem lebendigen Sinne zur Belebung aller praktischen und gemeinnützigen Interessen des Vaterlandes begabt, trat er in den mecklenburgischen (denn an Mecklenburg schloß er sich bei dem größeren Umfange der Interessen dieses Landes und der in ihm gemachten persönlichen Bekanntschaften überall vorzugsweise an) patriotischen Verein und bekleidete in demselben viele Jahre bis zu seinem Tode die Stelle eines Directors für den Distrikt Gadebusch. Die wohlthätige Wirksamkeit dieses Vereins suchte er durch rege Theilnahme und eine Reihe kleiner Arbeiten, die er für denselben entwarf und unternahm **) zu befördern. Daß seine Zeit somit ungemein in Anspruch genommen war, bedarf kaum noch der Bemerkung; nur die größte Regelmäßigkeit in der Beobachtung seiner Geschäfte und eine weise Sparsamkeit mit der Zeit ließ ihn so Außerordentliches vollbringen. Denn wie

*) Dessen Biogr. s. im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 516.

**) Dieselben sind zum Theil in den gedruckten Protokollen des mecklenburg. p. V. im Auszuge mitgetheilt; andere sind in den mecklenburgischen Annalen der Landwirthschaft abgedruckt; Einiges von ihm enthalten außerdem die einzelnen Jahrgänge des Logenkalenders und maurerische Zeitschriften.

sehr er daneben der Wissenschaft treu blieb, ihrem fortschreitenden Gange mit treuer Liebe und ungetrübtem Blicke folgte, wie insbesondere die Theologie, namentlich die Geschichte der christlichen Kirche in ihren verschiedenen Verzweigungen und die deutsche Literatur, deren Denkmäler er bis in die älteste Zeit hinauf sich mit seltener Vollständigkeit zu verschaffen wußte, ihn mit der regsten Theilnahme erfüllten, ohne daß er darum etwa die Geschichte, in deren neuern Zeiten, wie in der Geschichte der Cultur, der Künste, in der Memoirenliteratur er sehr bewandert war, oder die mit Vorliebe von ihm beim Unterrichte behandelten Naturwissenschaften und andere Disciplinen (Sprachwissenschaft interessirte ihn weniger) irgendwie vernachlässigt hätte; davon bin ich unzählige Male nicht ohne das Gefühl einer wohlthuenden Wärme und ergreifenden Anregung Zeuge gewesen, das wissen seine zahlreichen Freunde, die den Schatz seines reichen Geistes bei all' seiner Bescheidenheit doch gar bald erkennen konnten, das bezeugt die von ihm mit großen Aufopferungen gesammelte köstliche, für den Privatbesitz gewiß höchst seltene Bibliothek. Als Lehrer war er klar, anregend, praktisch; warm strömte ihm das Wort von den Lippen und fand darum so leicht eine gute Stätte im empfänglichen Herzen. Seine Religiosität hatte gleichfalls eine praktische Richtung; dem Standpunkte seiner frühern theologischen Gesinnung blieb er treu, während seine ungeheuchelte Frömmigkeit immer tiefer und inniger wurde. Fürbitte und Dankgebete richtete er aus voller Seele zu Gott; ihm entging bei all' seiner segensreichen Thätigkeit die Eitelkeit des Menschenwissens und die Hinfälligkeit des Menschenthuns nicht; in voller Demuth hat er sich jederzeit vor dem Höchsten niedergeworfen und so liebevoll und mild er gegen Andere war, so streng ist er gegen sich selbst gewesen und hat sich selbst gerichtet vor dem, von dem auch er die Vergebung der Sünden hoffte; höchst liebenswürdig endlich war er im Familien- und geselligen Kreise; heiter, unterhaltend, fröhlich mit den Fröhlichen belebte er den Cirkel, der sich so gern auf seinem anmuthigen Wohnsitze versammelte; da stand ihm freilich als die wahre Seele der ganzen Umgebung seine geist- und gemüthreiche Gattin, eine der seltensten Erscheinungen ihres Geschlechts, auf's Würdigste zur Seite. Sie, die vielgeprüfte Mutter, die von 12 nur 3 Kinder am Leben behielt, schmiegte sich mit einer noch im Alter jugendlichen Zärtlichkeit an den von ihr verehrten Gatten an, sie begeisterte oft ihre ganze Umgebung durch die Lebendigkeit ihrer Phantasie, durch die Tiefe ihres Gemüths, durch die Fülle ihrer Belesenheit und Erfahrungen,

durch die feurige Wärme, von der sie für alles Schöne und Erhabene, was sich in Kunst und Natur ihr darbot, ergriffen ward. So fand ich das schöne Goldensee bewohnt und belebt von diesem seltenen Paar, als eine dankbar gepriesene Führung mich dorthin brachte; und als ich im Jahre 1834 aus solchen Händen die mit treuer Liebe gehegte Enkelin zur Gattin empfing, umschlang uns seitdem ein Band der Liebe und Freundschaft, das ich in tiefer Seele als eine der höchsten und schönsten Segnungen meines Lebens erkenne. Den weiten Raum, der uns äußerlich trennte, füllte ein jährliches längeres Beisammenseyn und ein ununterbrochener Briefwechsel, in denen beide die reiche Fülle ihres innern Lebens erschlossen. — W. hatte eine nicht grade starke Constitution; nervös, im höchsten Grade reizbar, entsprang daraus zum Theil gerade ein eigenthümlicher Verein von schönen und von nachtheiligen, seiner Gesundheit gefährlichen Eigenschaften; es war vielleicht der Grund seiner Tugenden, wie seiner Fehler; äußere Uebel und Unfälle, wie der Sturz mit einem Kabriolet, wobei er das Bein brach und was zeitlebens in seinem Gange bemerkbar blieb, kamen auch mehrfach hinzu. Doch hatten die letzten Lebensjahre nichts von der frühern Reizbarkeit und Schwäche der Nerven; viele Reisen, der Gebrauch der Seebäder zu Doberan, der Genuß der freien Luft bei jedem Wetter hatten ihn sehr gestärkt. Der vorletzte Winter warf ihn aber auf ein längeres Krankenlager; er erholte sich, besuchte im Sommer die geliebte Heimath und sah die theure Schwester, die bald nach ihm auch vom Leben geschieden ist, und viele alte Freunde wieder. Aber schon im Herbste klagte er während eines kurzen Zusammenseyns mit mir in Hamburg und eines darauf folgenden Besuchs in Schleswig über Magenbeschwerden und es befiel ihm leicht eine starke Ermüdung; dennoch reiste er getrost und guter Dinge wieder ab, kehrte aber von einer bald darauf nach Rostock und Greifswald zur Feier zweier maurerischen Feste unternommenen Reise krank zurück. Ein langwieriges und schmerzhaftes Uebel (Geschwür am Magen) warf ihn aufs Krankenlager, von welchem aus er die Grüße seiner Liebe den Freunden in eigenhändigen Briefen zum Theil noch selbst sandte und sie um sein baldiges Scheiden beten hieß. Da fanden wir denn die edle Hinterbliebene ihre jugendlich heißen Thränen weinen und sahen sie mit rührender Wehmuth dem selig Vorangegangenen in hoffender Ergebung nachblicken; als aber der Sterbetag des Gatten, der in der Jugend, wie im Alter, ihre Seele so ganz erfüllt hatte, zum ersten Male wiederkehrte, da wollten die alten Augen nicht mehr trocken

werden. Der Herr erhörte ihr Gebet und ein am zweiten Ostertage fast mitten in dem Freundeskreise sie treffender Nervenschlag führte ihre Seele nach mehrtägigem Schlummer und kurzem Kampfe hinüber in das Land ihrer Sehnsucht. Da ruhen denn nun in der selbstgebauten einsamen Grabkapelle des Goldenseer Parks, nahe der mecklenburgischen Gränze, die im Tode still neben einander, in denen das Leben einen der seltensten und schönsten Vereine aufgewiesen hat.

D. Friedrich Lübker.
Conrector der schleswigschen Domschule.

4. Wendelin Zink,

Pfarrer der römisch-katholischen Gemeinde zu Stralsund;

geb. am 24. December 1777, gest. am 29. Mai 1840.

Er war geboren zu Mangolding in Baiern, einem Dorfe unweit Regensburg, wo sein Vater Veit Zink als schlichter Bauersmann lebte. Seinen ersten Elementar-Unterricht erhielt er durch den Meßner oder Küster seines Geburtsdorfes; späterhin besuchte er die Schulen zweier benachbarter größerer Dörfer, in deren einem die Schule von einem studirten wohlunterrichteten Manne geleitet wurde. Mit dem Jahre 1791 begann die eigentlich gelehrte Bildung des Verstorbenen, indem er zunächst die von einem Geistlichen geleitete Privatanstalt zu Straubing besuchte, dann aber auch (seit 1793) in das dortige Lyceum überging. Im August 1796 trat er in das Kloster der beschuheten Karmeliter in Straubing; sein Noviziat brachte er jedoch im Kloster zu Avensberg zu. Von der Tagesordnung dieses Klosters hat er eine umständliche Beschreibung hinterlassen. Am 18. Mai 1799 empfing er das Sacrament der Priesterweihe durch den Weihbischof Frhrn. v. Schmidt. Nachdem am 29. März 1801 das Kloster aufgehoben war, ward der Verstorbene Schloßkaplan und Hauslehrer beim Baron von Leoprechting, jedoch wurde er schon im Jahre 1802 von der Propaganda zu Rom zum Pfarrer der katholischen Mission zu Stralsund bestimmt, unterm 19. März 1803 vocirt, am 7. September von dem Fürstbischof zu Hildesheim constituirt und, nachdem er am 16. September 1803 in Stralsund angekommen, am 17. Oktober von der königlich schwedischen Regierung con-

---

*) Nach dem Bericht des literarisch-geselligen Vereins zu Stralsund über sein Bestehen während der Jahre 1839, 1840 und 1841. Stralsund, 1842.

firmirt. Mit ihm zugleich war der Pater Sylvester Bayerlein angestellt worden, der jedoch schon am 28. September 1804 starb. Zwar erhielt Z. am 1. April 1805 wieder einen Kollegen an dem Pater Basilius Lenz, jedoch kehrte dieser schon am 19. März 1806 nach Regensburg zurück und seit dieser Zeit ist der Verstorbene der einzige Lehrer und Seelsorger der Gemeinde gewesen. Er war der sechste Priester der im Jahr 1780 gestiften katholischen Gemeinde zu Stralsund und er, wie alle seine Vorgänger, gehörten dem Orden der beschuheten Karmeliter an. Der bald nach seiner Ankunft ausbrechende Krieg versetzte ihn, den treuen Seelenhirten der ihm Anbefohlenen, in eine höchst traurige Lage. Der Krieg raubte ihm die Mittel zur Subsistenz, indem sowohl die Propaganda zu Rom, als auch die Karthause zu Hildesheim ihre Zahlungen einstellten. Zink erhielt sich durch Privatunterricht, besonders in neueren Sprachen, und was er bei seiner genügsamen Lebensweise hierdurch erübrigte, gab er zur Erhaltung des Gotteshauses und zum Besten seiner Gemeinde her. Seine äußere Lage verbesserte sich sichtbar im Jahre 1832, indem ihm nicht nur die von Rom und Hildesheim her rückständige Summe (275 Thlr.) auf Verwendung des königlichen Ministeriums ausgezahlt, sondern auch vom preuß. Staate die Leitung der äußern Angelegenheiten für die Zukunft übernommen wurde. Er starb Tags nach dem Himmelfahrtsfeste des Jahres 1840 plötzlich am Schlage. Bei seiner mit allgemeiner Theilnahme, auch von Seiten der evangelischen Stadt-Geistlichkeit, stattfindenden Beerdigung versah der von Stettin herbeigeeilte Kaplan Vogt die kirchlichen Verrichtungen. Des Seligen Körper ruht vor dem Altare seines Gotteshauses neben dem des Pastors Efferts, des Stifters der Stralsunder katholischen Mission. — Obgleich der verst. Pfarrer Z. nicht eigentlich akademische Studien gemacht hatte, so war er dennoch ein großer Freund nicht allein der Wissenschaften seines Faches, sondern auch anderer Wissenschaften. Er war bewandert in den Kirchenvätern und in der Geschichte der Kirche, besonders auch der Reformationsgeschichte, wie er denn z. B. Luthers Werke besaß und las. In der Astronomie und Meteorologie hatte er mehr als gewöhnliche Kenntnisse; namentlich trieb er auch die neueren (romanischen) Sprachen eifrig. Seinem religiösen Standpunkte nach war er ein strenger und eifriger römisch-katholischer Christ, was er nie und auf keinerlei Weise verläugnete. In theologische Dis-

pute konnten Andersglaubende sich nicht gut mit ihm einlassen, indem die starre Form seiner Kirche auch seine unwandelbare Norm war. Uebrigens war er ein angenehmer und heiterer Gesellschafter, dabei dienstfertig in hohem Grade. Außer einigen Casualreden und kleineren Aufsätzen für die Sundine existirt als größere Druckschrift von ihm ein „Andachtsbuch zum häuslichen und öffentlichen Gottesdienst, zunächst für die katholische Gemeinde zu Stralsund eingerichtet. Stralsund, 1827." In der Handschrift hat er, größtentheils in der Form eines Tagebuches, eine sehr umständliche Autobiographie hinterlassen.

5. Herrm. Fr. Ferd. Ludw. v. Colmar *)

königl. Oberförster zu Jägerhof;

geb. den 5. August 1806, gest. zu Wolgast am 20. Juli 1840 **).

v. C. wurde zu Potsdam geboren, wo sein Vater damals Hauptmann im königl. Leib-Garde-Bataillon war; seine Mutter war eine Tochter des Banquiers Ballerstädt. Nach der Schlacht bei Jena nahm der Vater seinen Abschied und bezog das auf Rügen belegene Familiengut Rentz, wo die Erziehung des Sohnes bis zu seinem dreizehnten Lebensjahre durch Privatlehrer geleitet wurde. Hierauf bezog derselbe das Gymnasium zu Stralsund und verließ dieses Ostern 1824, um sich auf der berühmten Forstakademie zu Tharand bei Dresden theoretisch für seinen Beruf vorzubereiten. Ostern 1826 begab er sich, behufs seiner Ausbildung zum praktischen Forstmanne, zu dem (jetzt verstorbenen) Oberförster Wieprecht in Päzig bei Schwedt, wo er anderthalb Jahre verweilte. Er ging nun nach Greifswald, theils um seiner Kriegspflicht als Freiwilliger bei der dort stehenden zweiten Jäger-Abtheilung zu genügen, theils um als immatrikulirter Student sich in höherem Maaße auszubilden. Während dreier Semester hörte er eifrigst Vorlesungen über philosophische, Natur- und Kameral-Wissenschaften, so wie über

*) Eine kurze Notiz über ihn siehe im vorigen Jahrg. des N. Nekr. S. 1387, Nr. 1284.

**) Nach dem Bericht des literarisch-geselligen Vereins zu Stralsund über sein Bestehen während der Jahre 1839, 1840 und 1841. Stralsund, 1842.

allgemeine Geschichte, römisches und deutsches Recht. Während dieser Zeit starb sein Vater; bei der Erbtheilung fiel ihm das Rittergut Rentz als sein Antheil zu, welches jedoch, da der junge Besitzer noch minderjährig war, verpachtet wurde. Von Greifswald ging unser v. C. auf die Universität zu Berlin und hörte auch hier noch Vorlesungen über Staatswissenschaft und forstwissenschaftliche Gegenstände. So vorbereitet konnte er freudigen Muthes sich der Staatsprüfung unterwerfen: er erhielt in dem zu Frankfurt an der Oder im Frühjahr 1829 bestandenen Oberförster-Examen das Zeugniß Nr. 1. Während des Sommers machte er, theils zur Erholung, theils zur Belehrung, eine Reise durch Deutschland nach der Schweiz und ins südliche Frankreich. Nach seiner Rückkehr bestand er in Stettin das Examen als Regierungs-Referendarius und begann zugleich bei der dortigen königl. Regierung als Forst-Referendarius zu arbeiten. Als solcher trat er nach einiger Zeit bei der Regierung zu Stralsund ein, bis er hier im Jahre 1835 eine Stelle als Forstsecretär erhielt. In demselben Jahre verheirathete er sich mit Fräulein Bertha von Klinkowström. Nach vier Jahren wurde er zum königl. Oberförster zu Jägerhof im Greifswalder Kreise ernannt; er verließ jedoch sammt seiner Familie Stralsund erst im April 1840, um von Wolgast aus seine Stelle zu verwalten. Er sollte leider nur wenige Monate dieselbe bekleiden. Ein Leberübel, woran er schon lange gelitten, machte an dem erwähnten Tage seinem jungen Leben ein Ende. Der Entschlafene hinterläßt außer der trauernden Witwe einen Sohn und zwei Töchter. Zwei Brüder, beide jünger als er und beide Officiere im königl. 2. Dragoner-Regiment, überleben ihn. Auch der Verstorbene war seit 1831 Officier im 2. Bataillon — Stralsundischen — des 2. Landwehr-Regiments und wohnte als solcher alljährlich den Landwehrübungen bei. v. C. war ein talentvoller, biederer, treugesinnter Mann, stets heiteren Gemüths, mit vielem Talent für Malerei und Tonkunst, womit er sich in seinen Mußestunden zum Theil leidenschaftlich beschäftigte.

6. Alexander v. Warenberg,

Kn. Major a. D., Ritter des k. schwed. Schwertordens, zu Stralsund; geb. den 12. Dec. 1775, gest. am 17. Oktober 1840 *).

v. W. war geboren auf Sweaborgs Festung in Finnland, wo sein Vater (bürgerlichen Standes) Officier in der königl. schwedischen Flotte war, zuletzt Major a. D. Er verlor denselben im J. 1807. Seine Mutter Sophie Charlotte war eine geborne Almquist aus Stralsund, die Tochter eines Regimentspredigers beim Pfilanderhielmschen Regimente; sein Großvater W. war Bürgermeister einer kleinen Stadt in Südermannland gewesen und hatte zwei Töchter und zwei Söhne gehabt; der ältere derselben (Johann) war eben der Vater unsers, erst späterhin in den adeligen Stand erhobenen Alexanders v. W. Nach erhaltener Prüfung trat v. W. im Sommer des Jahres 1788 als Sergeant bei der königl. Flotte zu Sweaborg ein **) und machte als solcher während der Jahre 1788 und 1789 den Feldzug gegen Rußland mit. Er wohnte mehreren Gefechten bei, namentlich der denkwürdigen Schlacht bei Swenskfund. Im Jahre 1790 ward er Fähnrich bei der Flotte und zeichnete sich in mehreren Gefechten so aus, daß ihm die kleine goldene Medaille zu Theil ward. Nach beendigtem Kriege beschäfte er sich zu Sweaborg mit dem Studium der Militärwissenschaften, worin er es auch dahin brachte, daß er im Sommer 1795 die Prüfung zum wirklichen Seeofficier bestehen konnte. In diesem, wie im folgenden Jahre wohnte er mehreren Expeditionen in der Ostsee bei, ward sodann im Mai 1797 als Marine-Lieutenant bei der Flotte bestallt und machte einen Zug in die Nordsee mit. In den beiden folgenden Jahren nahm er an einer interessanten Fahrt nach dem mittelländischen Meere Theil ***) und begleitete als Ambassade-Cavalier die Am-

---

*) Nach dem Bericht des literarisch-geselligen Vereins zu Stralsund über sein Bestehen während der Jahre 1839, 1840 und 1841. Stralsund, 1842.

**) Der 13jährige Knabe war außer sich vor Entzücken, als er zum ersten Male mit der Fregatte auslief. Singend saß er auf dem Topp des Hauptmastes; plötzlich stieß das Schiff auf eine Klippe und unser fröhlicher Sänger stürzte von der bedeutenden Höhe aufs Deck. Ein Wunder war's, daß er am Leben blieb; doch sollte er in einem dunkeln Fleck unter den Rippen fur sein ganzes Leben ein Andenken behalten an diesen Sturz und die wunderbare Rettung.

***) Während dieser Fahrt hatte v. W. mit seinen Gefährten einen unbeschreiblichen Schreck zu bestehen. Es schlug ein Blitzstrahl in ihr Fahrzeug; Alle glaubten, die Pulverkammer sey getroffen; zum Glück war

bassade selbst nach Marokko. In den Jahren 1800 und 1801 wohnte er einigen Expeditionen von Sweaborg nach Stockholm und von dort nach Karlskrona und Gothenburg bei. Im Jahr 1804 ging er mit einer Kanonenschaluppe nach Pommern über; er ward mit derselben nach Stralsund kommandirt, wo er 1805 zugleich als dienstthuender Stabsadjutant des Grafen v. Essen fungirte. Als solcher ward er nach Mönchgut kommandirt, um dort Russen und Schweden zu debarkiren. Da er diesen Auftrag, namentlich den Bau von Brücken, zu besonderer Zufriedenheit ausführte, erhielt er im J. 1806 vom russischen Minister Alopäus einen kostbaren Ring geschenkt. Im Sommer 1806 ward er beim Militär-Gouvernement von Pommern und Rügen angestellt; als aber im Jahre 1807 die schwedischen Truppen Pommern verließen, wurden ihm mehrere wichtige Aufträge vom Feldmarschall Baron Toll übertragen. Die Debarkirung der Engländer, Schweden und Preußen hatte er auf Mönchgut wiederum geleitet. Am 8. December 1808 erhielt er die Bestallung als Kapitän bei der königl. Flotte und ward bald darauf (am 9. März 1809) als Intendant bei einem Theile der unter Feldmarschall Toll stehenden Flotte angestellt. Als solcher machte er sofort unter Admiral Puke, bei welchem er Adjutantendienste that, die Expedition nach Westerbottn mit und wohnte der blutigen Schlacht bei Ratan (21. Aug. 1809) bei*). Im folgenden Jahre ward er zum Ritter des königl. Schwertordens geschlagen und am 6. Sept. als Major bei der Flotte ernannt. Nachdem er im Jahr 1811 wiederum Intendant bei der schwedischen Feldverwaltung gewesen unter Baron Toll, fühlte er Sehnsucht nach Ruhe; er kam um seinen Abschied ein, der ihm auch am 3. December 1811 zu Theil wurde, nachdem er schon am 16. September eine Bestallung als Licent-Verwalter in Stralsund erhalten hatte. Nach damaligem Brauche hatte er seinem Vorgänger für diese Stelle 5000 Rthl. Gold gezahlt. Doch kaum hatte der Verstorbene, seit dem 15. Sept. 1811 verheirathet mit Philippine Friederike von Blessingh (Tochter des Majors Axel v. B.), acht Tage seinen neuen Dienst verwaltet, da erschie-

---

der Schlag ein kalter gewesen; jedoch war er einem Matrosen hinten in den Nacken bis zur Fußsohle hinab gefahren und hatte diesen Armen gänzlich geschunden.

*) Als in diesem Jahre Finnland an Rußland überging, zogen alle Warenbergs nach Schweden. Auch die aus Gram über ihres Mannes Tod noch in Sweaborg erblindete treffliche Mutter unseres v. W. zog mit hinüber nach Schweden, wo sie noch 13 Jahre in Blindheit verlebte, als Muster wahrer christlicher Ergebung, stets heiteren Geistes, innig verehrt und geliebt von ihren Kindern, namentlich von ihrem Alexander.

nen die Franzosen, versiegelten das Licent-Comptoir, eine spanische Schildwache ward vor die Thür gestellt, aller Handel hörte auf, für unsern W. aber begannen die Tage des Unglücks. In den nächsten Jahren begleitete er eine Zeit lang in Greifswald und Wolgast den beschwerlichen Posten eines Rendanten. Als die Provinz im Jahr 1815 an die Krone Preußen überging, hoffte er, die ihm versprochene Ober-Zoll-Inspectorstelle in Greifswald zu erhalten. Diese Hoffnung ward nicht erfüllt; das viele Schreiben als Rendant strengte seine Augen so an, daß er um seinen Abschied einkam, der ihm auch im Jahr 1823 zu Theil ward. Er lebte von nun an im Kreise der Seinen in ungestörter Zufriedenheit, bis im Sommer 1836 seine zweite Tochter während eines Besuches in Schweden beim Baden ertrank. Dieser Unfall brach das Herz des treuen Vaters, er begann vielfach zu kränkeln, bis er am oben genannten Tage verschied. Außer der trauernden Witwe hinterläßt er eine verheirathete Tochter und seinen jüngsten Bruder Karl, der als verabschiedeter Kriegsrath in Stockholm lebt.

7. August Wernicke*),

königl. preuß. Hauptmann in der Artillerie zu Danzig;

geb. den 22. März 1793, gest. den 31. Oktober 1840**).

W. war zu Bernau bei Berlin geboren, wo sein Vater Postbeamter war. Nachdem er in den Schulen seiner Geburtsstadt wissenschaftlich vorbereitet worden, trat er am 6. November 1811 in den königl. Artilleriedienst. Die Tage der Waffenruhe waren für den activen preußischen Krieger damals eben so thatenreich, wie jene der bald folgenden Jahre 1813 und 14, indem Preußen durch die unglücklichen Ereignisse der Jahre 1806 und 1807 seiner Unabhängigkeit beraubt und durch französische Späheraugen scharf beobachtet sich durch das so erfolgreiche Krümpersystem ein Kriegsheer im Stillen heranbildete, welches, wann die Zeit erfüllt seyn würde, gegen den Feind gebraucht werden sollte. Beim Ausbruch der ewig ruhmvollen Freiheitskriege nahm der Verstorbene gleich an der ersten blutigen Schlacht bei Lützen oder Groß-Görschen Theil, einer Schlacht, worin Preußens neu

---

*) Eine kurze Notiz über ihn siehe im vorigen Jahrg. des N. Nekr. S. 1410, Nr. 1638.

**) Nach dem Bericht des literarisch-geselligen Vereins zu Stralsund über sein Bestehen während der Jahre 1839, 1840 und 1841. Stralsund, 1842.

geschaffene Kriegsmacht von 130,000 Mann ihre ersten Kriegsproben mit solchem Erfolge ablegte, daß der französische Oberfeldherr den Kampf ahnete, der ihm für die Folgezeit bevorstand. Bald darauf wurde bei Bautzen geschlagen. Auch hier war W. zugegen, wie in der Schlacht bei Dresden, in deren Folge die Artillerie auf dem Rückzuge nach Böhmen bedeutendere Hindernisse zu überwinden hatte, als die Schlacht selber dargeboten. Auch in der Völkerschlacht bei Leipzig stand unser W. in den Reihen der Kämpfer; die schwierigsten Gefechtsverhältnisse nahmen hier seine ganze Geisteskraft in Anspruch; doch er kämpfte ehrenvoll und mit Anerkennung seiner Befehlshaber alle Momente der blutigen Schlacht durch. Bald nachdem der Rhein überschritten, mußten die Preußen — unter ihnen unser W. — ein schwieriges Gefecht bei Rheims bestehen. Dann kam es zu der blutigen, aber auch erfolgreichen Schlacht bei Paris. Wernicke war mit seinen Geschützen in den vordersten Reihen der Kämpfenden. Während des zweiten Feldzuges (am 20. April 1815) wurde W. zum Seconde-Lieutenant ernannt und am 21. Nov. 1819 zum Premier-Lieutenant befördert. Sein Talent und seine Kenntnisse wurden stets von den Behörden nicht allein anerkannt, sondern auch vielfach in Anspruch genommen. So war er 10 Jahre hindurch Lehrer und zweiter Studien-Direktor der Divisionsschule zu Danzig, wo er sich während dieser Zeit mit der Tochter des Apothekers Hildebrandt verheirathete. Indem er unterm 2. Oktober 1829 zum Capitän befördert wurde, mußte er sich zugleich in eine Versetzung zur 2. Artillerie-Brigade fügen, welcher bald darauf eine abermalige folgte. Er wurde nämlich als Mitglied der Artillerie-Prüfungs-Commission nach Berlin berufen, in welchem Amtskreise er bis zum Sommer 1832 blieb, wo er nach Stralsund als Artillerie-Officier des Platzes versetzt wurde. Er lebte hier froh und glücklich bis zu dem Augenblicke, wo der Tod ihm seine Gattin entriß. Da fühlte er sich verlassen und unfähig, für sein einziges Kind (eine Tochter) in jeder Beziehung zu sorgen. Immer lebhafter ward in ihm der Wunsch rege, mit seiner Tochter an dem Orte zu leben, wo er seine Gattin kennen gelernt hatte. Er kam daher um eine Versetzung nach Danzig ein, die ihm auch am letzten Tage des Jahres 1838 von seinen höchsten Behörden gewährt wurde. In Danzig fühlte er sich wieder zufrieden, sorgte mit aufopfernder Liebe für die Erziehung seiner Tochter und suchte nach Vollendung seiner täglichen Dienstgeschäfte im Umgange mit Freunden Erholung und Erheiterung. Am 31. Okt. 1840 begann er einen Brief an einen

seiner Stralsunder Freunde und wollte ihn später beendigen; Abends hatte er einige Freunde bei sich und war in der heitersten Stimmung: da traf ihn plötzlich ein Schlagfluß und endete sein thätiges Leben. — Der Verstorbene wurde von Allen, die ihn näher kannten, seines trefflichen Charakters wegen nicht nur geliebt, sondern hochgeachtet. Er war ein freisinniger Ehrenmann.

8. Franz Xaver Mayer*),

Pfarrer und Distrikts-Schulinspector zu Regensburg;

geb. den 4. Nov. 1757, gest. den 19. Nov. 1840**).

Er war zu Raitenhaslach nächst Burghausen geboren, besuchte die Klosterschule seines Geburtsortes und nach einiger Zeit die lateinischen Schulen zu Burghausen; die philosophischen, theologischen und juridischen Studien trieb er zu Ingolstadt unter den Professoren Gabler, Sailer, Stattler, Scholliner, Weishaupt, Kandler, Sprengel etc. Im Jahr 1781 (den 24. September) wurde er zum Priester geweiht und widmete sich theils dem Unterrichte der Jugend, theils der Seelsorge auf dem Lande. Im Jahr 1790 ward er vom Grafen von Lamberg auf das Beneficium zu Amerang bei Wasserburg präsentirt und erhielt im Jahr 1795 durch den Malteser-Orden die Pfarrei Essing. So weit gehen unsere Nachrichten. — Im Druck erschien von ihm: Ueber Lectüre. München 1788. — Ueber die öffentlichen Lustbarkeiten und den Einfluß derselben in die Sittlichkeit eines Volkes. Ebd. 1789. — Vorschlag zur Beförderung wissenschaftlicher Kenntnisse, vorzüglich unter Landgeistlichen. Ebend. 1803. — Museum für christliche Religionslehrer. 4. Heft. Ingolstadt 1804. — Katechetische Predigten über die ganze christliche Sittenlehre mit Hinsicht auf die Sonn- und Festtagsevangelien. Herausgegeben von Gottlieb Ackermann. 6 Theile oder 3 Jahrgänge. München 1802. 2. Aufl. 1807. — Faßliche und gemeinnützige Predigten auf christliche Festtage von Gottlieb Ackermann. 2 Theile. Ebd. 1809. — Lehrbuch der christlichen Religion zum Gebrauche in Kirchen und Schulen. 3 Thle. 1809. 2. Aufl. 1810. — Prakt. Unterricht über das Sakrament der Buße und des Altars. Ebend. 1809. — Kurze

*) Eine kurze Notiz über ihn siehe im vorigen Jahrg. des N. Nekr. S. 1412, Nr. 1692.

**) Nach Felder's Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der katholischen Geistlichkeit.

Volkspredigten auf die vornehmsten Feste des Stifters der christlichen Religion. Ebend. 1814. — Er nahm auch großen Antheil an dem baierischen Volkskalender für den Bürger und Bauersmann, seit dem Erscheinen desselben vom Jahre 1803—1814, war Mitherausgeber der Feyerstunden und gab noch mehrere Schriften theils ohne Namen, theils unter einem erdichteten heraus. Auch im kleinen Magazin für katholische Religionslehrer sind einige mit P. E. bezeichnete Predigtentwürfe von ihm.

9. Johann Christian Kühl,

königl. schwed. Hofrath und Secretär des Consistoriums zu Stralsund; geb. den 10. Nov. 1764, gest. den 26. December 1840*).

K. war zu Stralsund geboren, wo sein Vater das Amt eines Stadtsyndicus begleitete. Als er auf dem Gymnasium seiner Geburtsstadt seine Schulbildung vollendet hatte, bezog er im Jahr 1783 die Universität Halle und studirte hier bis 1786 die Rechte. Nachdem er in die Heimath zurückgekehrt, studirte er noch ein halbes Jahr auf der Landes-Akademie zu Greifswald. Im Jahr 1788 ward er unter die Zahl der beim königl. Hofgerichte immatriculirten Advokaten aufgenommen und ließ sich als solcher in Stralsund nieder. Zuvor beabsichtigte er noch eine Reise nach Petersburg zu machen, um seinen ältern Bruder zu besuchen, der dort bei der Gesandtschaft als Legationsrath angestellt war. Von diesem Vorhaben mußte er jedoch wegen des mittlerweile zwischen Schweden und Rußland ausgebrochenen Krieges abstehen und sich mit einer Reise nach Stockholm begnügen. Von hier kehrte er nach mehrmonatlichem Aufenthalte zurück, nicht ohne Gefahr, von den in der See kreuzenden Russen gefangen genommen zu werden. Im J. 1801 ward ihm von dem Könige von Schweden der Titel eines Hofraths verliehen; zugleich bekam er die Stelle eines Secretärs beim Stralsunder städtischen Consistorium. Im J. 1795 verheirathete er sich mit der Tochter des Kaufmanns Fischer aus Aaken an der Elbe. Sie starb im Jahr 1823, nachdem sie ihm 7 Kinder geboren. Von diesen sind vier vor ihm gestorben, unter ihnen zwei auf betrübende Weise. Im J. 1809 spielte ein französischer Soldat mit einem seiner Söhne und beging die Unvorsichtigkeit, den Knaben zu erschießen. Sein

*) Nach dem Bericht des literarisch-geselligen Vereins zu Stralsund über sein Bestehen während der Jahre 1839, 1840 und 1842. Stralsund, 1842.

schon glücklich verheiratheter und versorgter Sohn Wilhelm*) starb in Folge eines unglücklichen Sprunges von einem Wagen; seine einzige Tochter sah er im Jahr 1825 in die Grube senken. Diese schweren Schläge der Vorsehung beugten den Verstorbenen tief darnieder; der Gedanke an dieselben konnte ihn, der sonst mit einer beneidenswerthen Heiterkeit begabt war, zuweilen anhaltend verstimmen. K. war ein sehr beliebter und gern gesehener Gesellschafter. Er war nicht ohne Anlagen für die Dicht- und Tonkunst; manche artige Gelegenheitsgedichte, zum Theil von ihm gleich componirt, haben sich von ihm erhalten. In früheren Jahren war seine Stimme für Gesangstücke besonders geeignet; aber selbst in späteren Jahren erheiterte er durch Singen, zumal da ihn sein gutes Gedächtniß nie wegen des Textes im Stich ließ. Für die Literatur, namentlich belletristische, hatte er stets ein lebendiges Interesse; vor Allem aber war es die Mineralogie und Geologie, die er mit ungemeiner Liebe in den Stunden der Muße betrieb. Er war in diesem Zweige der Naturwissenschaft mehr als Dilettant, ward deshalb auch zum Mitglied einiger Gelehrtengesellschaften ernannt und stand in Folge dieser seiner mineralogischen Studien auch mit Alexander von Humboldt, den er persönlich kannte, in Briefwechsel. Auf seine seit einem halben Jahrhunderte mit Sorgfalt gepflegte, nicht unbedeutende Mineraliensammlung legte er einen hohen Werth. Von seinen beiden ältern Brüdern ging der eine, der Bürgermeister und Ritter D. Kühl**) ihm fast vier Jahre im Tode voran, der zweite, der Obersecretär K., starb etwa ein Jahr nach ihm.

---

*) Dessen Biographie siehe im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 545.
**) Dessen Biographie siehe im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 1116.

1841.

---

*10. Aug. Theod. Rudolf Möhn,

Pastor primarius in Löbau, Kollator und Gerichtsherr zu Kottmarsdorf und Mitkollator zu Lawalde ꝛc.;

geb. den 28. Januar 1767, gest. den 1. Jan. 1841.

Möhn wurde geboren zu Neschwitz, einem großen wendischen Dorfe fast 3 Stunden von Budissin, wo sein Vater Georg *) Oberpfarrer war. Sein Vater unterrichtete ihn selbst, weil er studiren sollte, im Lateinischen und Französischen und gesellte ihm dabei seine 2 Jahre ältere Schwester zu, um in dem Knaben mehr Lust und Eifer zu wecken, was auch trefflich gelang, so daß diese beiden Kinder, als unser M. 13 Jahre alt war, aus dem Julius Cäsar und Cicero Epist., so wie aus dem Telemaque, jede Seite ohne Anstoß übersetzten; auch sprach der Vater häufig Französisch mit beiden, so daß sie es darin zu einer ziemlichen Fertigkeit brachten. Daher sagt unser M.: „Wie glücklich sind doch Kinder, deren Väter den Unterricht derselben selbst übernehmen können und wollen." Das Rechnen lernten beide bei dem alten Schulmeister in Privatstunden nach dem damals berühmten Peschek, und da gings auch recht gut, aber mit dem Klavierspielen nicht, weil die beiden älteren Schwestern die Lehrerinnen machen sollten. Es war Ostern 1780, als ihn sein Vater auf das Bautzener Gymnasium brachte, wo er die 6. Stelle erhielt und Stubengenosse eines Primaners aus demselben Dorfe ward. Dieser sollte dem jungen M. nachhelfen und außer anderen bedeutenden Vortheilen auch noch Französisch von ihm lernen; allein er that jenes so nachlässig, daß dieser sagte: „Er hat von mir mehr gelernt, als ich von ihm." M. fand hier in mehreren angesehenen Familien Unterstützung und Zutritt, was zu seiner äußeren Bildung

---

*) Dieser, als einer der tüchtigsten Kenner der Oberlausitz-Wend. Sprache, half Luthers Hauspostille ins Wendische übersetzen und lieferte sogar einen Versuch einer Uebersetzung eines Gesanges der Klopstock'schen Messiade ins Wendische, um zu beweisen, daß diese Sprache nicht so ungebildet sey, als Viele behaupteten.

nicht wenig beitrug. Bald gewann er auch die Liebe seiner Lehrer durch Fleiß und gutes Betragen. Von Ostern 1785 bis 1788 studirte er nun in Wittenberg, wo er sich aber sehr einschränken mußte, weil ihm der Tod seinen guten Vater raubte, als er kaum ein Vierteljahr Student war. Seine Lehrer waren Reinhard, Tittmann, Schröckh, Dresde, Titius. Auch wurde er Mitglied (das 23ste) des wendischen Predigerkollegiums, worin alle Wochen eine Predigt gehalten wurde. „Genutzt hat mir das nicht viel, denn wir recensirten uns blos selbst, unser Präses nahm keine Notiz von uns. Mein Vater hatte mir gesagt, ich solle das erste Jahr nicht nach Hause kommen; das tauge nichts; die Zeit sey verloren. Ich wollte darum auch das zweite Jahr nicht ins Vaterland gehen, aber die Sehnsucht der Mutter war so groß, daß sie einen Expressen zu meiner Abholung sendete. Bei meiner Ankunft erkannten mich weder Mutter noch Schwestern sogleich, denn ich war auf der Schule mit Recht der kleine M. genannt worden, war aber in den zwei Jahren so gewachsen, daß ich 70 Zoll maß, hatte eine männliche Stimme und trug andere Kleidung." Hier wurde er nun genöthigt, seine erste öffentliche Predigt zu halten, wozu er wenig Lust hatte, weil es gar nicht sein Wille gewesen, nach Hause zu reisen, er sich folglich durchaus nicht, wie Andere, darauf vorbereitet hatte. Allein „auf Pfarrers Rudolf" war die ganze Gemeine gespannt. Das Jahr zuvor hatte mein Stubenbursche auch hier gepredigt und umgeworfen — das Alles war nicht lockend! Doch es half nichts! Ich war zweijähriger Student und durfte daher nicht fort, ohne gepredigt zu haben, und konnte hier noch dazu einem Bräutigam in der Klemme gefällig werden. Es war der Diakonus, der sich nicht gern selbst aufbieten wollte. Ich sagte es also zu. Es war das Evangelium vom guten Hirten, dessen Reichhaltigkeit mir aber wenig half, doch memorirte ich das Kunstwerk gut und gab es angstlos hin, so daß ich Beifall fand und der alte Schulmeister Sommer mir mit Thränen sagte: Nun Gott Lob und Dank! Wenn nur der sel. Herr Vater noch lebte! — Die Meinen waren froh und am frohesten — ich! Bald darauf erkrankte der alte Schulmeister und starb. Es war Niemand da, der Schule halten konnte; ich übernahm es und vikarirte 4 Wochen, was meine Herren Kommilitonen übel nahmen, mir aber heute noch lieb ist. Nun ging ich wieder nach Wittenberg, absolvirte und kam zurück, um meine Candidatenjahre anzutreten. Wir hießen damals wirklich Legion, denn unser waren Viele, zwei mehr, als es in der damals noch ungetheilten Oberlausitz wendische Predigerstellen

...gion, d...
...amals noch...

gab; daher wurden Einige Schulmeister, Einige Oekonomen, Einer Branntweinbrenner u. s. w. Auch ich mußte ¾ Jahr bei meiner Mutter bleiben, bis ich bei dem Pfarrer in Peßwitz mit 24 Thlrn. Gehalt aufgenommen wurde, wofür ich einen Sohn und eine Tochter täglich 5 Stunden unterrichten und wöchentlich im Sommer zwei und im Winter ein Mal die Kanzel besteigen mußte." Aus dieser eben nicht angenehmen Lage wurde er jedoch 1793 erlöst, da er den Ruf zum Pastorate nach Kotitz erhielt, wo er sich 1795 mit Ch. Charl. J. Pötschke, der Tochter eines Koches, verehelichte, mit welcher er zwar zwei Kinder zeugte, die aber beide bald nach erhaltener Nothtaufe starben, wofür er zwei Töchter einer seiner Schwestern an Kindesstatt annahm. Zu Weihnachten 1808 hielt er seine Anzugspredigt in der jetzigen Vierstadt Löbau als Archidiakon (zweiter Prediger), womit das beschwerliche Filial Lawalde (1 Stunde entfernt) verbunden ist. Im Jahr 1832 wurde er Substitut des wegen seines hohen Alters emeritirten Pastor primarius Brückner und 1835 wirklicher Pastor prim. Schon 1832 wurde er Witwer und durch diesen nicht geahnten Verlust so erschüttert, daß er selbst dem Tode nahe kam. Doch seine kräftige Natur unterstützte auch diesmal noch die Bemühung des geschickten Arztes und er erholte sich so, daß es schien, als solle sein Wunsch, sein 50jähriges Amtsjubiläum 1843 noch feiern zu können, ihm gewährt werden. Allein schon den 18. December 1840 betrat er zum letzten Male die Kanzel, obgleich ihm auch da schon die Predigt sehr schwer wurde, weil er an einer Halsentzündung litt. Von nun an nahmen aber seine Kräfte zusehends ab und nur den ersten Tag des neuen Jahres sah er noch, aber mit dem Abend desselben neigte sich auch sein Lebenstag zum Ende. Schon oben wurde bemerkt, daß sein kräftiger Körperbau ein weit höheres Lebensziel versprach, daher er auch im Scherz oft sagte: „Ich will ja 100 Jahre alt werden!" Allein das beschwerliche Filial, welches er fast 24 Jahre lang verwaltete, und sein unermüdeter Diensteifer hatten ihm schon viele Kräfte entzogen und Seelenleiden von mancherlei Art, die er still ertrug und in den letztern Jahren nicht einmal einem Vertrauten mittheilen konnte, hatten seine Kraft gebrochen. Seine Dienstwilligkeit war so groß, daß er, anstatt sich im Alter unterstützen zu lassen, selbst noch Jüngere gern und willig unterstützte. Als Prediger war er beliebt wegen seiner großen Faßlichkeit und besonders geschickt in Casualreden. Sein theologisches System war freisinnig und Frömmelei konnte er nicht leiden, doch mißbrauchte er nie die Kanzel zu Streit-

predigten. In seinem häuslichen Leben sehr einfach und zurückgezogen, war seine einzige Erholung sein Garten, den er mit großer Liebe pflegte, und seine ganze Wohnung war mit den holden Kindern der Flora umgeben. Er begnügte sich jedoch nicht damit, blos die nothwendig mit seinem Amte verbundenen Pflichten treulich zu erfüllen, sondern auch über die Gränzen desselben hinaus suchte er zu nützen. Als Schulinspector besuchte er die Religionslehrstunden regelmäßig, als Mitglied der Schuldeputation und der Armendeputation, als Vorsteher der Bibelgesellschaft und des Vereins zur Brandversicherung unter den Oberlausitzer Predigern, als Geschäftsführer der Schullehrer-Witwen-Kasse, als Mitglied des Vereines für Gewerbschulen, für Unterstützung entlassener Sträflinge, für Unterstützung der Taubstummen, als Vorsteher des Kollegiums der Predigtamts-Candidaten, besonders aber als Präses der von ihm begründeten oberlausitzer Predigerkonferenz erwarb er sich vielfache, obgleich nicht immer hinlänglich erkannte Verdienste. Der Umgang mit ihm war sehr angenehm, weil er nicht nur meistens heiter und launig, sondern auch sehr gebildet und reich an mannichfaltigen Kenntnissen war.

M. Prätor.

11. Georg Friedrich v. Fischer,

k. würtemberg. Staatsrath und ordentl. Mitglied des geh. Rathes, Comthur des Kronordens, Ritter des Friedrichsordens, zu Stuttgart;

geb. den 26. Oktober 1767, gest. den 2. Januar 1841 *).

Fischer war der zweitältere Sohn des Kirchenrathpflegers Fischer und der Tochter des Stallmeisters Gottlieb und in dem Dorfe Oetisheim, Oberamts Maulbronn, geboren. Den ersten Unterricht genoß er in der Schule des Ortes und zeichnete sich durch Talent und Fleiß vor den meisten seiner Kameraden dermaasen aus, daß, als der Herzog Karl auf einer Durchreise jene Schule besuchte und in Person mit den Knaben sich unterhielt und Uebungen vornahm, er durch das eigenthümliche Wesen, die Haltung und die Fähigkeiten des jungen Fischers sichtbar überrascht wurde und, nachdem er den Vater angegangen, ihm den Jungen zu überlassen, diesen sogleich mit nach Stuttgart nahm. Die Karlsakademie stand damals in ihrer Blüthe und es konnte demnach nicht fehlen, daß Fischer bei den Mustern, die er vor sich sah, und der tüchtigen Lehrmethode, welche trotz allen Fehlern, die ihr in manch' einzelnem Punkte ankleben mochten, auf die Natur

*) Deutscher Courier 1841, Nr. 11.

der jungen Leute wohl berechnet war, den Erwartungen des hohen Beschützers vollkommen entsprach und tüchtig sich heranbildete. Von der Karlschule schied er mit einem Herzen voll Dankbarkeit gegen die darin empfangenen geistigen Wohlthaten und er hat diese Regung in keinem Abschnitte seines spätern Lebens jemals verhehlt, auch nach langen Jahren noch, bei Anlaß einer glänzenden Erinnerungsfeier an den Stifter durch eine geistvolle und trefflich geschriebene Rede kund gegeben. Seine Richtung ward übrigens eine mehr praktische und obgleich alte und neue Literatur ihn mächtig anzog und die Geschichte mit ihren unermeßlichen Schätzen begeisternd und lockend vor ihm ausgebreitet lag, so widmete er sich doch vorläufig dem Kameral- und Schreiberfache, die Kenntniß des vaterländischen, des deutschen und des würtembergischen Rechtes durch Privatstudium und Uebung sich aneignend. Er unterstützte seinen Vater als Gehülfe und Stellvertreter in dessen sehr einträglichem Amte, als Kirchenpfleger des Klosters Bebenhausen, während eines Zeitraums, wo derselbe durch körperliche Leiden in seiner Thätigkeit sich gehemmt sah. Seine Talente und Leistungen blieben nicht unbemerkt und er erhielt unter der Regierung Friedrichs hinter einander Oberamteistellen, erst zu Heubach, sodann zu Ehingen, welche beide er längere Zeit hindurch bekleidete. In seiner frühern Sphäre hatte er sich auch eine gründliche Kenntniß des damals so verworrenen Gemeindewesens und der Bedürfnisse des Volkes erworben, welche ihm nunmehr sehr zu statten kam; auch gab es in der That wenige Männer, welche die unteren Klassen so genau in allen ihren Eigenthümlichkeiten und Denkweisen, in ihren Vorzügen und Schwächen, Leiden und Wünschen durchstudirt hatten, wie F., wie er denn selbst seines plebejischen Ursprungs niemals sich geschämt, sondern bei aller Feinheit und Gravität, die ihm eigen, einen plebejischen Zug gern beibehalten hat. Die Verwaltung des zweitgenannten Oberamts, eines Bezirkes von bedeutender Ausdehnung als mancher Schweizerkanton, war kein leichtes Geschäft und durch die eigenthümliche Stimmung der von dem milden Scepter Oesterreichs und der Reichsstädte plötzlich an die energische Herrschaft König Friedrichs abgegebenen Bevölkerung, so wie durch Umstände anderer Art, die in der Zeit lagen, noch mehr erschwert. Der Widerwille der in kirchlicher Hinsicht noch ziemlich weit hinter der Aufklärung des Jahrhunderts zurückgebliebenen, in gewissen harmlosen Vorurtheilen und Gefühlen vielleicht auch nutzlos verletzten katholischen Bevölkerung gab sich besonders bei Anlaß der anbefohlenen Rekrutirung zu erkennen. Fischer vollzog die

in der Form nicht selten harten Aufträge mit Schonung und Gewandtheit, brachte den Leuten nach und nach Vertrauen in seine Person und gelindere Vorstellungen von dem würtembergischen Regimente bei und gewann die allgemeine Achtung seines Bezirks. Namentlich aber kam ihm seine helle Denkart in religiösen Fragen hierbei sehr zu gut, wie er denn auch mit Prälaten und Priestern der Nachbarschaft gern verkehrte, über welches Verhältniß er in spätern Jahren viel und ergötzlich zu erzählen wußte. Der große Freimuth, welcher ihn in allen Lebensäußerungen begleitete und auch in seine amtlichen Akte überging, mußte auf manche Individualität um so stärkender wirken, je seltener er in jenen Tagen zu finden war. Es konnte demnach nicht fehlen, daß verletzte Eitelkeit, Neid und Bosheit ihre Künste wider ihn spielen ließen und dem Regenten nachtheilige Gemälde von der Art und Weise seiner Amtsführung beizubringen wußten, welche eine strenge Untersuchung herbeiführten. Die damals beauftragte Behörde glaubte zwar als Resultat eine mindere Befähigung Fischers zu einer Oberbeamtenstelle, als zu der eines Regierungsrathes aus den Akten ermittelt zu haben, fand aber die wider ihn erhobenen Beschwerden in den Hauptpunkten unbegründet. Der Souverän gab sich einer andern Ueberzeugung hin und glaubte Parteilichkeit zu Gunsten des Bezüchtigten wahrzunehmen. Es erfolgte die Entsetzung Fischers vom Amte aus oberster Machtvollkommenheit und derselbe sah sich demnach, als Rekurse dagegen vergebens angestrengt worden oder vielmehr nicht möglich waren, den frühern Beschäftigungen, zumal aber denen als Rechtsanwalt zurückgegeben. In diesem Berufe kam ihm in Folge seiner Einsicht, Gewandtheit und eindringenden Schärfe des Verstandes, so wie der Redlichkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters, das Vertrauen Vieler, aus hohen und niedern Ständen, entgegen und er ward mit Rechtsgeschäften aller Art überhäuft. Er gewann die verwickeltsten Prozesse und vermittelte noch mehrere durch gütlichen Vergleich, die Hadernden als Ehrenmann über ihre Rechte, Pflichten und Mißgriffe belehrend. Für Anstrengungen, welche jeden Andern zu bereichern geeignet gewesen wären, nahm er von der Partei, großmüthig sich selbst verkürzend, oft nur geringes Entgeld. Warme Dankbarkeit und persönliche Befreundung, selbst von Seite hochgestellter Klienten, belohnte ihn hierfür, so lange diese lebten und manche Witwen und Waisen, deren pecuniäre Existenz er gerettet, ehrten sein Andenken mit einer in unsern Tagen selten gewordenen Treue. Aber die Stunde der Anerkennung für den gekränkten, zu-

rückgesetzten Biedermann blieb doch nicht aus. Nicht nur als Anwalt Einzelner für Rechtsgeschäfte, sondern auch als Anwalt des Volkes, in allgemeinen und öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes sollte er seinen Namen bekannt machen und nachdem ihm das Vertrauen seiner Mitbürger unerschütterlich im Privatstande gefolgt war, erwarb er auch, ungesucht und auf glänzende Weise dasjenige seines Fürsten, welchen ein glückliches Geschick den Würtembergern, nach ruhmreichen, für die Freiheit Deutschlands an der Spitze eines tapfern Heeres vollbrachten Thaten, als Vater, Gesetzgeber und Reformator der inneren Verhältnisse schenkte und dessen sie sich noch zur Stunde erfreuen. Die großen Fragen des Tages, welche die Geister und Gemüther, alte und neue Zeit, zu so heißem Kampfe wider einander trieben, konnten einen Charakter, wie Fischer, nicht unberührt lassen. Noch ehe er jedoch begonnen, sich mit in die Reihe zu stellen, hatte er Jahre lang über alle Punkte, welche das Wohl und Wehe des Vaterlandes betrafen und den Gegenstand der Erörterung bildeten, reifliche Studien gemacht und die schnell wechselnden, rasch sich drängenden Erscheinungen mit hellem Geiste und dem scharf prüfenden Ernste des Geschichtsforschers, wie des Patrioten verfolgt. Darum trat er nicht unvorbereitet auf den Schauplatz, wohin ihn die Wahl des Oberamtsbezirkes Wiblingen als Deputirten zur Ständeversammlung von 1815 berufen. Mit der ganzen Energie seines Wesens und dem großen Reichthume seiner historischen, juridischen und publizistischen Kenntnisse, ölgesalbt wie ein olympischer Kämpfer, aber ohne persönliche Rücksichten und ohne den Erinnerungen an die herbe Vergangenheit zu sehr Raum zu verstatten, der Sache allein, so wie sie in seiner Ueberzeugung sich festgestellt, und seines Mandates eingedenk, machte er sich bald als einen der Haupt-Choragen der Versammlung geltend, und zwar in der Reihe derjenigen, welche für die alte Verfassung, als das Palladium der würtembergischen Volksfreiheit, mit ungewöhnlicher, durch das Schweigen vieler Jahre noch mehr gesteigerter Wärme stritten. Man hat übrigens Fischern vielfach Unrecht gethan, wenn man in späterer Zeit zwischen der in dieser und der in der früheren gespielten Rolle Vergleichungen anstellte, um einen Wechsel der Principien und Gesinnungen herauszubringen. Niemand kannte die Mängel und Gebrechen der altwürtembergischen Verfassung, jener Oligarchie von Prälaten, Advokaten und privilegirten Familien besser und war von ihrer Unhaltbarkeit in einer vorgeschrittenen Zeit und unter völlig veränderten Umständen mehr überzeugt, als unser Freund; allein

er vertheidigte das durch Machtspruch vernichtete Institut blos zu dem Ende, um einen sichern Rechtsboden zu günstigeren Unterhandlungen zwischen dem Volk und dem Souverän und möglichst billige Bedingungen zu erstreiten, auf welche als Unterlage sofort entweder das alte Gebäude nach den Forderungen der Gegenwart modificirt oder ein neues, auf die unumgänglich erforderlichen Pfeiler des frühern begründet werden könnte. In diesem Geiste widerstritt er mit der großen Mehrheit der Versammlung den Anträgen von Oben fest und beharrlich und seine Worte drangen an das Herz wie an den Verstand seiner Mitbürger mit einer siegreichen Kraft. Unter den vielen Vorträgen, die er als Abgeordneter dieser verhängnißvollen Periode gehalten hat, heben wir vorzüglich drei, durch Reichthum der Gedanken, Klarheit der Darstellung, Eleganz des Styles und Schärfe des Ausdrucks ausgezeichnet, hervor: 1) „Die Darstellung der Leiden des Landes," gehalten am 22. Juni, als dem Tage der Ankunft der Siegesnachricht von Waterloo; 2) „über das Kassenrecht der würtembergischen Landstände in Beziehung auf die Garantie der Staatsverfassung;" 3) „Worte zur Verwahrung des Rechts und der Vernunft gegen die Willkür der Phantasie." Gesprochen in der würtembergischen Ständeversammlung am 29. November 1816. Nr. 2 war zum Theil gegen die Schrift des Frhrn. v. Wangenheim „die Idee der Staatsverfassung" gerichtet; Nr. 3 (die auch einzeln im Druck erschien), so viel wir uns entsinnen, gegen eine ähnliche des Professors Eschenmayer. Sämmtliche drei, wie manche andere mehr, machten damals ungewöhnliches Aufsehen und ihr Gewicht blieb der Regierung so wenig verborgen, als das von mehreren Artikeln in Journalen, welche Fischers und seiner Freunde landständische Wirksamkeit auch vor einem größern Forum der Oeffentlichkeit zu sekundiren die Bestimmung hatten. Es war natürlich, daß man in den höheren Kreisen eines so furchtbaren Gegners auf irgend eine thunliche Weise sich zu entledigen, mit ihm seinen Frieden zu schließen versuchte. Zur Ehre des verst. Monarchen muß man gestehen, daß er schon früher das Unverdiente der wider Fischern geltend gemachten Strenge erkannt und ihm Ersatz für das Erlittene zu bieten kein Bedenken getragen hatte. Es lag dies in König Friedrichs Charakter, welcher, von Natur rechtlich und großsinnig, Uebereilungen des Temperamentes oder vorgefaßte Entschlüsse eben so schnell und bereitwillig durch verdoppelte Gnadenbezeugungen gut zu machen liebte, als er, jedes Widerstandes ungeduldig und in der Voraussetzung der Güte und

Nothwendigkeit durch ihn verhängter Maasregeln, wider Wissen und Willen oft Unrecht zufügte. Fischer ging in die ihm gestellten Anträge, welche seinen Wiedergewinn für den Staatsdienst bezweckten, nicht ein, weniger aus Trotz und Unversöhnlichkeit, als weil er fest auf dem Principe verharrte, in die Sphäre, aus der er, nach seiner Ansicht, gewaltsam gerissen worden war, zurückversetzt zu werden und von da aus weiterer Beförderung entgegen zu sehen; eine Forderung, welche der König bei der Eigenthümlichkeit seiner ganzen Natur und in seiner Stellung, als mit seiner Ehre und Würde unvereinbar, zu verwilligen nimmermehr sich bewogen fühlen konnte. Somit blieben die Privatangelegenheiten Fischers auf dem alten Fuße bis zum Tode des Monarchen, mit welchem für den Gang der landständischen Unterhandlungen, wie für die Gestaltung der Dinge im Staat überhaupt, ein neues Stadium anbrach. Das Verhältniß und die Stellung der Stände zur höchsten Autorität hatten sich völlig verändert; in der Person des Nachfolgers auf dem Throne wären alle nöthigen Garantien vereinigt und man konnte sich getrost den schönsten Hoffnungen für die Zukunft überlassen. Wilhelm I. hatte, ohne gerade an die Prärogative des königlichen Vaters zu streifen, die bisherigen Stände in ihren billigen Forderungen und Wünschen, wenigstens durch aufmunternden Zuruf und durch das moralische Gewicht für seine Person, unterstützt; er hatte, darin mit seiner ganzen, während des Napoleonischen Zeitraums bewiesenen Haltung übereinstimmend, den Grundsatz der unverjährbaren Rechtskräftigkeit der alten Verfassung für Alt-Würtemberg anerkannt. Jetzt aber handelte es sich um billigen Vergleich zwischen alter und neuer Zeit und zugleich um eine Verschmelzung und um eine gediegene, gemeinsame Gestaltung der Zustände Alt- und Neu-Würtembergs. Da nun der soeben erwähnte Grundsatz zu Ehren gekommen und somit die Hauptveranlassung des hartnäckigen Streites aus dem Wege geräumt worden, so sahen die Gemäßigteren, Helleren und Billigeren unter der bisherigen Oppositionspartei keinen Grund, den Streit auch gegen die neue Regierung fortzusetzen, welche mit den wohlwollendsten Absichten und Anträgen entgegen kam und sie hielten es für ihre Pflicht, in demselben Geiste der Versöhnlichkeit und des Fortschritts, welchen die ganze Sprache des jungen Monarchen athmete, welcher hierin ganz mit der Zeit ging und überdies seinen frischen Heldenruhm und eine immense Popularität in die Wagschale legen konnte, fortan sich zu bewegen. Sie thaten es nicht unbedingt, nicht ohne Verwahrung, nicht ohne so

viel vom Alten als möglich zu retten. Als aber der Eigensinn und die Verblendung der übrigen Kollegen von vornherein auch die bestgemeintesten Vorschläge für eine würdige und genügende Aufrichtung der Grundlagen und Pfeiler des Gebäudes der öffentlichen Einrichtungen von sich wiesen und selbst die Leidenschaften der Menge für ihren negativen Zweck zu entflammen sich bemühten, da näherten sich die Obgedachten um ein Bedeutendes mehr der Regierung und halfen als vermittelnde Partei den endlichen Frieden und Vergleich zu Stande bringen. Unter ihnen zeichnete sich Fischer ganz besonders aus, welcher während des Interims von 1816 bis 1819 in den Staatsdienst, in der Eigenschaft als Regierungsrath, zurückgetreten war. Als einer der königlichen Kommissarien, welche mit Bevollmächtigten der Stände über das neue Verfassungs-Projekt zu unterhandeln beauftragt worden, leistete er dem Volke, wie dem Monarchen, gleich nützliche Dienste, welche auch überall anerkannt wurden. Im Jahr 1822 zum Staatsrath und wirklichen Mitgliede des geheimen Rathes befördert, fuhr er in dieser Stellung fort, zum Besten des Staates redlich mitzuwirken, die schwierigen Aufgaben lösen und so viele einflußreiche Gesetze und Verordnungen vorbereiten zu helfen, durch welche die neue Ordnung der Dinge dauernd befestigt worden ist. Durch sein Naturell zu einiger Behaglichkeit gestimmt und durch eine Reihe früherer, ununterbrochenen Arbeiten etwas abgemüdet, zwang er den widerstrebenden, von häufigen Krankheiten geschwächten Körper nicht selten durch die bloße Kraft des Geistes zum Dienste desselben; weder Mühen des Tages, noch anstrengende Nachtwachen scheuend, diente er seinem Könige durch einsichtsvollen Rath mit einer Treue und Hingebung, so wie mit einer Begeisterung für die Person des Königs, welche nur Diejenigen hinreichend zu würdigen fähig sind, welche in seiner amtlichen Wirksamkeit näher ihm gestanden sind, und Die, welche selbst das Glück haben, einen Monarchen reich an Gaben des Gemüthes und des Verstandes, voll deutscher Gesinnung und Liebe zu seinem Volke und mit einer bewundernswerthen Thätigkeit für die Interessen und Bedürfnisse desselben sich bewegend, zu dienen. Fischer erhielt während der letzten Periode seines öffentlichen Lebens an Auszeichnungen: das Komthurkreuz des Ordens der würtembergischen Krone und den Friedrichs-Orden, als Beweis des besondern Vertrauens, welches sein Souverän zu ihm trug. Von Ehrgeiz nicht frei und in den höheren Kreisen mit einer Art ruhiger Selbstzufriedenheit sich fühlend, welchen das Bewußtseyn eigenen Werthes und redlich erfüllter Pflichten, so wie

der Rückblick auf ein in ernsten Dingen und mühesamen Kämpfen verbrachtes Leben einer edleren Natur gibt, war er doch gemeiner Eitelkeit fremd und er verschmähte das Haschen und Rennen nach Ehre und Glanz. „Es war ihm genug“ — wir geben hier einige Züge zu seinem Bild aus dem Munde des Redners, der an seinem Grabe sprach — „es war ihm genug, durch die That zu wirken, mochte auch der Name des Thäters in Vergessenheit bleiben. So manche Erzeugnisse seines forschenden, theils dem Staatsleben, theils der Geschichte und dem Alterthum zugewendeten Geistes sind ohne seinen Namen in die Oeffentlichkeit getreten, was mit der Strenge der Forderungen zusammenhing, die er an ein schriftstellerisches Erzeugniß machte. Und doch durfte er das öffentliche Urtheil des Geschmacks auch rücksichtlich der künstlerischen Form weniger scheuen, als mancher Andere, da er von Jugend auf seinen Geist an den klassischen Formen des Alterthums gebildet hatte und die Stunden der Erholung von Berufsgeschäften am liebsten im Umgange mit den Alten verlebte, besonders mit jenem erhabenen und edlen Römergeiste, der mit unsterblichem Griffel die Geschichte seiner Zeit in eherne Tafeln eingegraben und mit dem Ernst eines Todtenrichters die Frevel und Thorheiten der Kaiserzeit zur Warnung für alle Geschlechter aufgezeichnet hat. Diese mannichfaltige und umfassende, aus den schönsten Erzeugnissen der alten und neuen Literatur (beinahe aller gebildeten Nationen) geschöpfte Bildung, verbunden mit einer reichen Ader des Witzes und Humors [und, setzen wir hinzu, mit einem riesenhaften, bis in das letzte Jahr seines Lebens sich erhaltenden Gedächtnisse*)], war es denn auch, was seinen Umgang im Kreise auserwählter Freunde so anziehend und lehrreich machte. Sein sinnender und geschäftiger Geist aber offenbarte sich in jenen Selbstgesprächen, worin er, abgeschlossen gegen die Außenwelt, die innere Welt der Gedanken durchlebte. Wenn es überhaupt immer nicht Viele giebt, welche neben der Last ihres amtlichen Berufs noch ein reges und lebendiges Interesse für allgemein menschliche Bildung in sich zu bewahren und mit vollkommener Tüchtigkeit für den höhern Geschäftsdienst Neigung und Geschick zu gelehrten Forschungen verbinden, so gehörte Fischer zu diesen Wenigen. Es wohnte in ihm ein reicher und fruchtbarer Geist, der sein Daseyn nicht blos öffentlichen und, wie wir hoffen,

*) Es gab keinen klassischen Dichter aus irgend einer Sprache, von welchem er nicht ganze, oft sehr große Stellen zu Dutzenden ohne Anstoß herzusagen wußte.

bleibenden Einrichtungen des Staates aufgeprägt, sondern auch im Stillen manche Noth gelindert und manche leere Hand des Dürftigen gefüllt hat." Es war eine seiner Eigenthümlichkeiten, nicht viele Worte über Dinge dieser Art zu verlieren, noch von Anderen anzuhören und er drückte nicht selten die Innigkeit oder Lebendigkeit seiner Gefühle in einer Form aus, oder barg sie in derselben, welche eine rauhe oder harte genannt werden konnte. Komplimente und leere Phrasen waren ihm ein Gräuel und konnten ihn bis zur Wuth steigern. Eine gewisse Ungeduld, durch kränkliche Zustände und Jedermann unbekannte Schmerzen genährt, bemeisterte sich oft seiner im engern, wie im weitern Kreise, in einem Grade, daß sie bei dem Einen und Andern Mißverständnisse erregte, wenn man mit seiner Persönlichkeit nicht näher vertraut war; aber seine offene, körnige Ausdrucksweise und eine gewisse Liebenswürdigkeit und Frische des aus Allem hervorsprechenden Geistes versöhnte bald wieder mit ihm; seine Meinungs-Gegner selbst sahen sich genöthigt, ihm Aufmerksamkeit und Achtung zu widmen und Niemand war bereitwilliger, als Fischer, zugefügtes Unrecht in socialen Verhältnissen auf indirekte Weise schnell wieder gut zu machen. Es schien dann, als habe er sich bald wieder darauf besonnen, wie es nicht Allen möglich sey, dem Fluge und innern Verbande seiner Gedanken und Vorstellungen mit gleicher Raschheit zu folgen. Der Unabhängigkeit seines Geistes in kirchlichen und religiösen Punkten überhaupt haben wir schon oben im Vorübergehen gedacht. Der Einfluß der Philosophie des 18. Jahrhunderts auf seine Geistesbildung war auch in dieser Beziehung sichtbar und bis zu seinem Ende dauerhaft. Er war mit frei forschender und stolz umherblickender Intelligenz bis auf sein Sterbebett gerüstet und starb wie ein Soldat in den Waffen. Voltaire, Hume, Gibbon und vor allen Kant gehörten zu seinen Lieblingen. Aber wenn seine Phantasie einen gemäßigten feinen Epicuräismus, wie ihn die besseren Alten aufgefaßt und der Neigung zu vergeistigtem Lebensgenusse auch nicht ganz sich entziehen mochte, noch wollte und Anakreon und Horaz ebenfalls Lehrer der Weisheit ihm galten, so ruhte doch seine Philosophie im Ganzen auf kernhafter sittlicher Grundlage; er bewahrte der gereinigten positiven Religion und den Formen aller Konfessionen Achtung und haßte jegliche Frivolität in religiösen, wie in politischen Grundsätzen, sobald sie, den sichern Schrein der Privatansicht verlassend, einwirksam auf das öffentliche Leben zu werden drohten. Er erkannte überall die unausweichbaren Naturgesetze auch in der moralischen

Welt und einen Geist der Stetigkeit und Ordnung auch in den verworrensten äußeren Erscheinungen, was manche bornirte Natur als behaglichen Optimismus auszulegen versucht werden konnte. Mit einem feinen poetischen Sinne begabt, der am liebenswürdigsten sich offenbarte, wenn er aus Gray und Hebel oder verwandten Dichtern Stellen hersagte, und einem Schönheitsinstinkte, welcher mit jugendlicher Begeisterung in Werken der plastischen Kunst schwelgte, erfreute er sich des unendlichen Wechsels, Wirkens und Schaffens in der physischen Welt und des Spiels und der Harmonie aller Kräfte in der Natur, wo Alles Frucht und Samen, und das klare Auge ruhte sinnig und überschauend auf den Ausströmungen des göttlichen Geistes, welcher in den Werken, die des Menschen Verstand und Phantasie hervorgerufen, sich selber wieder spiegelt. Das Gefühl einer sich selbst bewußten, geordneten Intelligenz ließ ihn in stolzer Freiheit weniger die Form, als das Wesen dessen suchen, von dem er, zwischen Zweifel und Glauben ringend, die mächtige Ahnung in sich trug und durch sie aufwärts gehoben wurde. So wenig er, namentlich in der spätern Zeit, geneigt war, neue oder doch viele Bekanntschaften zu schließen, so unerschütterlich treu blieb er den einmal geschlossenen und den Freunden, welchen er sein Herz aufgethan. Sie durften etwas bei ihm wagen und selbst das theilweise Zürnen und Schmollen mit solchen, deren Manier nicht immer und in Allem seinem Geschmack entsprach, oder mit den Launen des gebrechlichen Alters in Widerspruch gerieth, war mehr ein Zeichen des fest begründeten Vertrauens, als abnehmender Neigung. Seine Zärtlichkeit in rauher, meisternder Form hatte etwas Väterlich-Patriarchalisch-Rührendes. Also auch war das Verhältniß zu seiner Gattin, Dorothea Wundt aus Heidelberg, beschaffen, mit welcher er sich im Jahr 1822 vermählt hatte und bis zu seinem Tod in glücklicher, zufriedener Ehe lebte. Er anerkannte mit inniger Dankbarkeit die vielen Beweise aufopfernder Treue und Ergebenheit von Seite dieser geistvollen trefflichen Frau, welche nicht abließ, bis zum letzten Athemzuge ihm beizustehen. Die Uneigennützigkeit seines Charakters geht aus dem Umstande hervor, daß er keine seiner öffentlichen Stellungen jemals zur Vermehrung seiner pecuniären Verhältnisse benutzte, so wenig es hierzu an Anlässen vielleicht gefehlt hätte; sondern daß er, gleich seinem geliebten Freunde Horaz, eine blos von den äußersten Sorgen freie Mittelmäßigkeit des Besitzes von Glücksgütern allen Versuchungen zu Mehrerem vorzog. Das kleine Vermögen, das er hinterließ, bestand aus den Ersparnissen der Rechts-

anwaltschafts-Periode. Die königliche Gnade, welche bis zuletzt ihm ungemindert verblieben und nach kurzer zeitweiliger Quiescirung mit vollem Gehalt auf's Neue ihn zu den Arbeiten im Geheimrathe seinem Wunsche gemäß verwendete, wußte er mit verehrungsvoller Dankbarkeit zu würdigen und insbesondere das aufmunternde Wort: daß Männer seines Gleichen, wenn sie auch mit der Hand weniger mehr zu arbeiten im Stande, mit dem Kopf und dem erfahrungsreichen Rathe dem Staate immer noch hinreichend zu nützen berufen wären. Die letzten Jahre seines Lebens hatte er, nachdem er noch einmal eine Geist- und Sinne stärkende Reise nach Baiern und Salzburg unternommen (wie er deren auch früher mehrere nach Frankreich und den Niederlanden gemacht), mit vielfachen körperlichen Leiden zu ringen und die Abnahme der physischen Kräfte, welche etwa 10 Jahre zuvor einer lebensgefährlichen Krankheit zu Jedermanns Ueberraschung und gegen seine eigene Erwartung siegreich widerstanden, zeigte sich in gleichem Grade, zu immer größerer Besorgniß seiner Freunde, welche den muthigen Kampf des Greises mit den schwindenden Lebensgeistern gleich sehr mit Rührung, als Bewunderung beobachteten. Der Tod befreite ihn von noch schlimmeren Leiden, welche nach dem Befunde der vorgenommenen Sektion ihn bedroht, nach kurzer, schmerzloser Agonie in den Armen der geliebten Gattin zur großen Trauer seiner Freunde, welche dem Unvermeidlichen zwar seit einiger Zeit entgegensehen, jedoch das Eintreffen nicht so rasch und plötzlich vermuthet hatten. — Von seiner schriftstellerischen Thätigkeit haben wir bereits einige flüchtige Andeutungen gegeben. Sie beschränkte sich in den letzten Jahren auf eine Beleuchtung der journalistischen und parlementarischen Tagespolemik in Betreff der innern Angelegenheiten, unter dem Titel: „Die landständischen Verirrungen," welche ihn als Nachahmungen französischer Täuschungen über die Natur des Repräsentativsystems, besonders seit der Juliusrevolution, vielfach beschäftigt hatten. Eine Schilderung der Politik Friedrichs des Großen, bestehend in Aphorismen aus den Schriften Friedrichs und mit scharfsinnigen Betrachtungen und Kommentaren über dieselben, von der literarischen Kritik mit vieler Anerkennung aufgenommen, war das letzte Denkmal seines forschenden, scharf sezirenden Geistes. Bald nach dem Verfassungsstreite hatte er, von Paulus in Heidelberg unterstützt, eine Art Schutzschrift gegen die ärgsten Beschuldigungen, welche gegen einen gemeinschaftlichen Freund, den berühmten Obristen von Massenbach *) gerichtet, in der Form

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 971.

einer Biographie, betitelt: „der Obrist von Massenbach zur nähern Würdigung für Freunde und Feinde," erscheinen lassen. Aufsätze ähnlicher Art, so wie beschreibender und statistischer Natur, lieferte ohne Angabe seines Namens der Sophronizon. Auch die Allgemeine Zeitung und der Rheinische Merkur erfreuten sich gediegener Gaben von seiner Hand. Der herrlichen Gelegenheitsrede zu Ehren Herzog Karls und der Karlsschule bei einer der in Stuttgart stattfindenden jährlichen Feier ist bereits gedacht worden. Eine vortreffliche Uebersetzung seines Lieblingsschriftstellers Tacitus, wenngleich nicht ganz vollendet, liegt in Handschrift vor und verdiente Veröffentlichung. Selbst als Dichter hat Fischer, wenngleich ebenfalls anonym, auf ehrenvolle Weise sich versucht.

D. Ernst Münch.

* 12. Johann Philipp von Gregel,

Licentiat der Theologie und der Rechte Doctor, vormal. Professor der Rechte und großh. würzburg. Landesdirektionsrath, zu Würzburg;

geboren am 7. April 1750, gest. den 2. Januar 1841.

Er war zu Prölsdorf, Landgerichts Eltmann in Unterfranken, geboren, bestimmte sich für den geistlichen Stand und ward in das geistliche Seminar zu Würzburg 1767 admittirt. Durch eine Defension aus der gesammten Theologie erwarb er sich den Grad eines Licentiaten. Zum Priester ward er geweiht am 10. April 1773, verließ als Hofmeister eines jungen Grafen von Schenk Würzburg 1774, ging mit diesem Zögling auf Reisen und hielt sich 2 Jahre in Nancy, 2 Jahre in Göttingen und 1 Jahr in Mainz auf. Am letzteren Orte wurde er im Mai 1787 zum Doktor der Rechte promovirt, in demselben Jahre noch als Universitätsbibliothekar und Professor extraordinarius des Kirchenrechts zu Würzburg angestellt, 1789 zum wirkl. geistl. Rathe, den 19. Mai 1791 zum Professor ordinar. jur. canon. und zum Kanonikus im Stifte Hauch und am 9. Mai 1803 zum großherzoglichen Landesdirektionsrath ernannt. 1809 verließ er zugleich mit Berg den Katheder. Nach der Reorganisation der baier. Regierung wirkte Gregel als Regierungsrath und Referent in Kirchensachen, bis 1823, wo er in den Ruhestand versetzt wurde. Auch als Schriftsteller hat G. gearbeitet, doch tragen seine Schriften das Gepräge seiner Zeit. Im Druck ist erschienen: De juribus nationi germaniae ex acceptatione decretorum Basiliensium quaesitis, per concordata Aschaffenburgensia modificatis aut stabilitis. Moguntiae 1787. — De jure beneficia reservata vi indulti conferendi. Wirceburgi 1791. — De onere reficiendi ec-

clesias et aedes parochiales. Ibid. 1793. — De vita canonicorum communi ejusque festigiis hodiernis. Ibid. 1795. — De re statuaria capitulorum germaniae. Ibid 1796. — Von den Eheverlöbnissen, zur Erläuterung der Diöcesanverordnung vom 20. December 1799. Würzburg 1801. — Das landesherrliche Patronatsrecht nach den veränderten Verhältnissen der bischöflichen Gerechtsame. Ebend. 1805. — Dem letzteren Werke setzte der gelehrte Prälat zu Ebrach, Eugen Montag, eine anonyme Widerlegungsschrift entgegen mit dem Motto: Psalm 4, 3. — G. hat sich durch Wohlthätigkeit ausgezeichnet und in seinem Testamente setzte er nicht unansehnliche Summen für Arme und Armeninstitute aus. Thiem.

13. Andreas Stanislaus v. Hatten,

Bischof von Ermeland, zu Frauenburg;

geb. d. 23. Aug. 1763, gest. d. 3. Jan. 1841 *).

v. H. war auf dem adeligen Gute Cromitten bei Wormditt, welches seinen Eltern eigenthümlich gehörte, geboren. Sein Vater stand früher als Major in polnischen Diensten. Der verst. Bischof erhielt den Elementarunterricht von einem Hauslehrer, dem Studiosus (nachmaligen Pfarrer) Graw, studirte dann im Kollegium und im bischöflichen Seminar zu Braunsberg, erhielt im 18. Jahre die ordines minores, ging hierauf nach Warschau in das Seminar der Missionäre, um die polnische, italienische und französ. Sprache zu erlernen und blieb hier 2 Jahre; dann begab er sich nach Rom. Dort blieb er 3 Jahre, setzte daselbst das Studium der Theologie und des kanonischen Rechts fort, wurde im J. 1786 zum Priester ordinirt und zum Doktor der Theologie promovirt. In dem genannten Jahre kehrte er in sein Vaterland zurück und wurde zuerst zum Hofkaplan des Bischofs Krasizki in Heilsberg, dann zum Koadjutor des Domherrn Thomas v. Szczepanski ernannt und als solcher am 1. Juli 1791 installirt, hierauf zum Erzpriester in Mehlsack gewählt (4. Dec. 1792). Diese Stelle resignirte er am 9. Okt. 1800. Nachdem der bisherige Weihbischof von Ermeland, Karl v. Zehmen, wegen seines hohen Alters und seines schwächlichen Gesundheitszustandes das Amt eines Weihbischofs der ermeländischen Diöcese niedergelegt und der Bischof von Ermeland, Karl Graf v. Hohenzollern, unsern v. Hatten zum Weihbischof gewählt und die landesherrliche Bestätigung

*) Augsb. Allg. Ztg. 1841. Beil. Nr. 29.

nachgesucht hatte, wurde er den 3. Dec. 1798 von dem König als solcher bestätigt; doch sollte v. Zehmen bis zu seinem Tode die weihbischöflichen Einkünfte genießen. Er starb am 14. Dec. 1798. Am 17. Aug. 1799 wurde v. H. von dem Domkapitel an die Stelle des verst. v. Zehmen zum wirklichen Domherrn und den 9 Nov. 1799 von demselben zum Kantor gewählt. Im J. 1801, wahrscheinlich am 17. Okt., wurde er zum Suffraganbischof von Ermeland und zum Bischof von Diana in part in Oliva ordinirt. Nach dem Tode des den 26. Sept. 1836 verst. Fürstbischofs von Ermeland, Prinzen Joseph von Hohenzollern *), wurde er von den vier, von dem König vorgeschlagenen Kandidaten durch das Domkapitel den 26. April 1837 einstimmig zum Bischofe von Ermeland gewählt. Am 25. März 1838 erfolgte seine feierliche Introduktion in der Kathedralkirche und am oben genannten Tage endete der ehrwürdige Greis sein frommes Leben unter ruchlosen Mörderhänden **). — Der Verblichene

---

*) Dessen Biogr. siehe im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 601.

**) Ueber die Lebensumstände des Mörders können wir Nachstehendes mittheilen: Rudolph Kühnapfel war der Sohn des Schneidermeisters und Hauseigenthümers Kühnapfel und dessen Ehefrau, einer Hebamme, in Frauenburg. In seiner Kindheit war er sehr störrisch und unfolgsam, er gehorchte seinen Eltern nicht und schlug zu wiederholtenmalen seinen Vater. Den Religionsunterricht hat er bei dem verst. Kaplan Bludan, einem sehr sanften Manne, genossen. Nach dem Austritt aus der Elementarschule zu Frauenburg soll er gegen seinen Vater den Wunsch geäußert haben, das Gymnasium in Braunsberg zu besuchen, um einst Theologie studiren zu können, dieser aber es seiner ärmlichen Lage wegen nicht zugelassen haben. Diese Vereitelung seines Wunsches soll in dem Knaben eine starke Bitterkeit aufgeregt haben, da er, übermäßig von sich eingenommen, sich nach seinen geistigen Fähigkeiten zu etwas Höherem als zum Schneiderhandwerke, dem sein Vater ihn bestimmte, berufen fühlte. Keineswegs aber ist weder er noch eines oder mehrere seiner Geschwister vom verst. Bischof erzogen, noch von ihm zum Geistlichen bestimmt worden und eben so wenig ist er vom Bischofe noch von einem Andern in ein Seminar geschickt worden, auch ist er niemals Diener des Bischofs gewesen †). Der Mörder hat ausgesagt, daß er in seiner Jugend ein Buch gelesen, worin man auf die katholische Kirche geschimpft habe und dieses habe in ihm einen Haß gegen die Geistlichen erweckt. Als Schneidergesell soll er mehrere Monate gewandert seyn. Während der 3 Jahre, die er in Braunsberg unter dem Militär stand, soll er nie in die Kirche gegangen seyn und die Mahnungen seines Wirthes zum Kirchenbesuche stets verächtlich zurückgewiesen haben. Er war

†) Frühere Gerüchte, daß Kühnapfel zum Bischof in einem nähern Verhältnisse gestanden, daß er viele Wohlthaten von ihm empfangen u. s. w., haben gleich der erfinderischen Phantasie der Menge Stoff zu einem Romane gegeben, in welchem der Mord noch schrecklicher und interessanter erschien durch geheimnißvolle Bande der Pietat, welche den Mörder mit seinem Opfer verknüpfen sollten. Daher ist die gegenwärtige Widerlegung eines vagen falschen Gerüchts gewiß nicht am unrechten Orte.

genoß durch sein ganzes Leben, kleine Unpäßlichkeiten abgerechnet, einer dauerhaften Gesundheit. Er war ein frommer Priester und Bischof, im Besitze seltener Geistesgaben, einer reichen Phantasie und eminenten Gedächtnisses. So erzählte er, er habe in seiner Jugend Predigten, die er einmal gehört, von Wort zu Wort wiedergeben können, ja er wußte sogar in seinem hohen Alter Predigten, die er hörte, allen Hauptsätzen nach getreu herzusagen. Die kleinsten Umstände aus seinem Leben schwebten ihm stets mit der größten Bestimmtheit vor. In seiner Unterhaltung mußte sich Jeder wohlfühlen, da er die Freundlichkeit, Milde, Herablassung und Bescheidenheit selbst war, niemals seine Würde in Wortausdruck oder Mienen den Geringern fühlen ließ und jedes Gespräch, es mochte angeknüpft seyn, über welchen Gegen-

---

zum Trunke geneigt, stets in sich gekehrt und finster und sein Feldwebel mußte ihn oft auffordern, doch in die Höhe zu sehen. Bei einem Färber in Frauenburg soll er in spätern Jahren noch die Färberei haben erlernen wollen, weil ihm das Schneiderhandwerk nicht gefallen hat. Zu wiederholtenmalen hatte er Drohbriefe geschrieben, worin er den Domherren und der Stadt mit Brand drohte, wenn man ihm nicht an einem gewissen Ort eine bestimmte Summe Geldes hinlegen würde. Er war deshalb ein halbes Jahr im Untersuchungsarreste, wurde aber ab instantia absolvirt; diese halbjährige Gefangenschaft nährte seinen Groll und Menschenhaß. Er war gegen 27 Jahr alt, hatte einen düstern, abschreckenden Blick, ein blasses Gesicht und schwarzes krauses Haar. Er soll eine bedeutende Körperkraft besessen haben und war nach seiner eigenen Aussage in fünf, nach der Aussage Anderer in acht Jahren nicht zur Kommunion gegangen. Die ausführlicheren Geständnisse des Mörders Kühnapfel zeigen, welche Seelenqualen der ehrwürdige, fast 80jährige Bischof zu erdulden hatte, bevor er sein Leben unter ruchloser Hand verblutete, auch eröffnen sie uns einen Blick in die Seele eines Ungeheuers, welcher die Psychologie mit einigen interessanten Erscheinungen bereichern dürfte. Kuhnapfel ging schon Wochenlang mit seinem teuflischen Vorhaben um, jedoch machte er die feste, unwiderrufliche Ausführung seines Entschlusses von dem Eintreffen mehrerer abergläubischen Omina abhängig. Er wollte nämlich die Beraubung des Bischofs und, wenn's zu seiner Sicherheit nöthig wäre, auch den Mord ausführen, wenn er, Kühnapfel, an einem bestimmten Tag im Kartenspiele gewinne, wenn ihm, bei seinem Austritt aus der Kirche, am Tage vor dem Morde, zuerst ein Mann begegnete und wenn, beim Aufblicken nach dem Himmel, dreimal nach einander Wolken über den Mond zögen. Obgleich nun diese Zeichen nicht ganz genau eintrafen, so hatte der verruchte Aberglauben des Mörders seine Sophismen, welche ihn die geforderten Omina als erfüllt ansehen ließen. Der Entschluß war reif. Nach der That reinigte er das blutige Beil im Schnee, eilte nach Hause, wo er die geraubten Kostbarkeiten in einer Höhlung der Wandbekleidung versteckte, begab sich dann ins Wirthshaus, welches er auch kurz vor der That erst verlassen hatte und setzte sich hier, ohne die geringste Aufregung im Aeußern zu verrathen, kaltblütig und ruhig — zum Kartenspiele nieder! -- Keine Spur von Reue oder Gewissensbissen ist an dem verstockten Mörder wahrzunehmen gewesen. Auch bei der Vernehmung soll er zu wiederholtenmalen seinen bittern Haß gegen die katholische Geistlichkeit ausgesprochen haben.

stand man wollte, angenehm fortzuführen und durch erheiternde Anekdoten, die ihm stets in reicher Fülle zu Gebote standen, zu beleben wußte. Namentlich gewährten ihm und Andern die Erinnerungen an seine Reisen manche frohe Augenblicke. Er erfreute sich stets einer ungetrübten Heiterkeit; nichts konnte seinen Geist auf längere Zeit niederbeugen. Seine liebenswürdige Persönlichkeit gewann ihm alle Herzen. — Den größten Theil seiner bischöflichen Einkünfte verwandte er zu wohlthätigen Zwecken, da er von seinem Erbtheile, das ihm seine Eltern hinterlassen, zu leben im Stande war; er half den Armen wo er konnte, und die Diöcese hat ihm auch in dieser Beziehung viel zu verdanken. Er besaß vielen Kunstsinn und Liebe zu geistiger Beschäftigung, wovon auch seine Gemäldesammlung und seine Bibliothek zeugen. Der verstorbene *) wie der gegenwärtige König bewiesen ihm ihr Wohlwollen auf ausgezeichnete Weise, wofür auch die letzte Huldigung in Königsberg, bei welcher Gelegenheit er den rothen Adlerorden 1. Klasse erhielt, zur Genüge spricht. Die Trauer um den Ermordeten, wie sie sich unter allen Klassen der Bevölkerung, wie unter den verschiedenen Konfessionen aussprach und gegenwärtig noch äußert, ist eine wahrhaft ungeheuchelte zu nennen. Gleich als die Kunde von dem gewaltsamen Tode des greisen Prälaten sich im Ermelande sowohl wie auch in fernen Gegenden jener Provinz verbreitete, strömten von allen Seiten die zahlreichen Verehrer des Gemordeten nach Frauenburg, besonders aber am Tage des feierlichen Leichenbegängnisses konnte das kleine Städtchen kaum die Menschenmassen bergen, welche von nah und fern sich eingestellt hatten, um dem Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen. Es flossen reichliche Thränen dem Andenken des verehrten Greises, welcher auf dem kurzen Wege, den er noch bis zum Grabe zurückzulegen hatte, von ruchloser Hand fallen mußte. Zu der feierlichen Bestattung der bischöflichen Leiche hatten sich der geheime Staatsminister und Oberpräsident von Preußen, v. Schön, der kommandirende General des ersten Armeekorps, v. Wrangel, der Obermarschall von Preußen, Graf Dohna-Schlobitten, der Kanzler von Preußen und Tribunalspräsident, Dr. v. Wegnern, ingleichen der Regierungsrath Linz als Abgeordneter der Regierung zu Königsberg, der Kreislandrath v. Schwarzhoff, der Polizeirath Dunker aus Berlin, viele evangelische Geistliche aus der Umgegend

*) Die Biogr. des Königs Friedrich Wilhelm III. siehe N. Nekr. 18. Jahrg. S. 647.

und eine große Anzahl hoher und weit entfernter Civil- und Militärbeamten nach Frauenburg begeben.

* 14. Dr. Christ. Joh. Rudolph Christiani,

Konsistorialrath und Superintendent zu Lüneburg;

geb. d. 15. April 1761, gest. d. 6. Jan. 1841.

Zu Flensburg geboren, erhielt er seine Erziehung theils in seiner Vaterstadt, theils in Kopenhagen. Im J. 1793 wurde er deutscher Hofprediger in Kopenhagen, mit welchem ehrenvollen, seine Zeit jedoch nicht völlig ausfüllenden Posten er den selbstgewählten eines Vorstehers einer bedeutenden Erziehungsanstalt für Knaben verband, die in Dänemark in großem Ansehen stand und tüchtige Männer in allen Fächern gebildet hat. 1810 folgte er einem Ruf als Kirchenrath nach Oldenburg, vertauschte diese Stellung 1813 gegen die eines Kirchen- und Konsistorialraths in Eutin und nahm 1814 den Ruf als Superintendent nach Lüneburg an. Hier blieb er bis an sein Ende in unausgesetzter Wirksamkeit und erwarb sich 1816 große Verdienste durch Errichtung einer Freischule daselbst. — Er war ein Mann von gediegenen Kenntnissen, gründlicher Gelehrsamkeit und ein geachteter Kanzelredner. — Als Schriftsteller hat er sich durch folgende Werke bekannt gemacht: Ueber die Bestimmung, Würde u. Bildung christl. Redner. 1789. — Beiträge z. Beförderung wahrer Weisheit, Tugend u. Glückseligkeit. 1798. — Predigten. 1794. — Predigten zur Veredlung der Menschheit. 1795 – 1797.

* 15. Karl Friedrich Neff,

Doktor der Rechte u. großherzogl. hess. Oberappellations- u. Kassationsgerichtsrath zu Darmstadt;

geb. im J. 1760, gest. zu Offenbach d. 6. Jan. 1841.

Er war der einzige Sohn des herzogl. würtemb. Oberamtmanns Neff in Brakenheim, woselbst er im Jahr 1760 geboren wurde. Nach seiner Konfirmation schied er aus dem elterlichen Hause und kam als Schüler in das Gymnasium zu Stuttgart, wo er bei einem Professor Kost und Logis hatte. Von da bezog er Ostern 1778 die Universität Tübingen und absolvirte im Frühjahr 1782 den 21. März mit erlangtem Doktorgrade. Mit ausgezeichnetem Fleiße hatte er sich dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet und wurde in dieser, so wie in Hinsicht der Solidität und Geschicklichkeit, zu den Vorzüglichsten der Universität gerechnet.

Da ihm bei seinen ausgezeichneten Geistesfähigkeiten jede Arbeit leicht wurde, so blieb ihm Muse genug, um auch die schönen Künste und Wissenschaften mit glücklichem Erfolge zu üben. Er zeichnete und malte recht schön und war ein großer Freund der Musik. Auch hierin zu einer gewissen Fertigkeit gelangt, brachte er noch in spätern Jahren, in seinem thätigen, arbeitsvollen Berufsleben, manche Stunde der Erholung am Klaviere zu. Von Tübingen kehrte er nach Brakenheim zu seinen Eltern zurück, prakticirte als Advokat in der dortigen Gegend und hatte durch den damaligen Konsulenten des Ritterkantons Kraichgau, Uhl, Gelegenheit, mit mehreren Mitgliedern der unmittelbaren Reichsritterschaft aus der Gegend von Heilbronn bekannt zu werden und von ihnen Geschäfte zu erhalten. Er war Wochen, ja Monate lang auf den Schlössern dieser Herren und verlebte die frohesten angenehmsten Stunden in ihrer Gesellschaft. Es ist dieses eine sehr glückliche Periode seines Lebens gewesen, die zu verändern er vielleicht noch lange nicht gedacht haben würde, wenn nicht eine Zuneigung, die schon seit Jahren zwischen ihm und der Tochter des Garnison-Predigers von Olnhausen bestanden, ihm eine feste Anstellung wünschenswerth gemacht hätte. Diese in seinem Vaterlande zu erhalten, hatte er keine Aussicht, da er eine Beamtenstelle hätte kaufen müssen, wozu seiner Eltern Vermögen nicht hinreichte. Er faßte also den Entschluß, sein geliebtes Heimathland zu verlassen, als eine Syndikusstelle bei dem reichsritterschaftlichen Kanton Mittelrhein zu Friedberg erledigt wurde, bei welchem der Obrist und nachheriger General v. Rau zu Stuttgart, Ritterrath war; ein alter Freund seines Vaters, auf dessen Empfehlung er zu der erbetenen Stelle ernannt wurde, welche er am 25. Okt. 1788 antrat, nachdem er 4 Wochen vorher mit seiner Verlobten ehelich verbunden worden. Dieser ritterschaftliche Dienst, als Rath und zweiter Syndikus, wurde von dem Obristen v. Rau, aus Unbekanntschaft mit den Verhältnissen einer bedeutend theureren Gegend, bei weitem überschätzt. Er hätte mit seiner damaligen Besoldung und einigen unbedeutenden Accidenzien nicht bestehen können, wenn er nicht so glücklich gewesen wäre, bald der Konsulent der Familie v. W. zu werden, die ihm zugleich die Justiz in dem ihr zugehörigen Dorfe M. übertrug. Zu Anfang der 1790ger Jahre rückte er in die Stelle seines ältern Kollegen ein, wodurch seine finanziellen Verhältnisse sich verbesserten und er nun in eine sorgenfreie, glückliche Lage kam. Zwar traten jetzt kriegerische Unruhen in reichem Maas ein und damit bei unausge-

setzter Einquartierung eben so viele Sorgen für die eigne Familie, als Verantwortlichkeit des Dienstes, veranlaßt durch unzählige Requisitionen und Kontributionen, von Feind und Freund, deren Befriedigung, in so weit sie die ritterschaftlichen Besitzungen betrafen, ihm allein oblag, da seine Herren, die in verschiedenen Ländern zerstreut waren, ihm unbeschränkte Vollmacht gegeben hatten, nach eignem Gutdünken und Ermessen zu handeln. Dadurch wurde er genöthigt, nach vielen Hauptquartieren herumzureisen und bald mit diesem und jenem General oder Kommissär zu unterhandeln; wobei ihm sein biederer Charakter, der bald von jedem, mit dem er zu thun hatte, anerkannt wurde, verbunden mit einem praktischen Verstande, sehr zu statten kam. Waren diese Geschäfte gleich mit Beschwerden und mancherlei Unannehmlichkeiten verbunden, so hatten sie dabei doch auch ihr Angenehmes, indem sie ihm Gelegenheit gaben, schöne Länder zu sehen und öfters in größern Städten zu verweilen. Er wußte den Anforderungen der Militärs mit Billigkeit, aber auch mit Festigkeit zu begegnen und erwarb sich dadurch die vollkommene Zufriedenheit seiner Kommittenten. Glücklich in seinem Berufe, dem er mit Redlichkeit, Fleiß und Gewandtheit oblag, war er es nicht minder in seinem häuslichen Kreise, an der Seite einer innigst geliebten Gattin. Es löste sich aber leider dieses glückliche Band schon am 17. März 1796 durch den Tod wieder auf, mit Hinterlassung von 4 unerzogenen Kindern, deren Erziehung ihm, getrennt von den nächsten Anverwandten, fortan viele Mühe und Sorgen machte und doch konnte er zu einer zweiten ehelichen Verbindung sich nicht entschließen. In dieser Lage war ihm die enge freundschaftliche Verbindung mit dem deutschen Ordensrathe Bansa in der Burg Friedberg und mit dessen Familie von hohem Werthe. Hier brachte er die Stunden seiner Erholung zu, hier fand er Theilnahme und Aufheiterung und hier auch für seine Kinder den besten Umgang, den sie haben konnten. Die Aufhebung der Reichsritterschaft im J. 1806 durch den rheinischen Bund war für den Mann, dem sein Dienst mit seinen Verhältnissen lieb geworden, ein hartes Loos; sie zerstörte sowohl einen angenehmen Wirkungskreis, als eine sorgenfreie Existenz, die ein reichliches Einkommen ihm gesichert hatte. Dazu kam noch die Ungewißheit seines künftigen Schicksals, indem es mehrere Jahre hindurch unentschieden blieb, welchem der betheiligten Souveräne er zufallen würde. Nach 2 Jahren, den 16. Juli 1808, erhielt er eine provisorische Anstellung als großh. hess. Hoheitskommissär zu Friedberg. Drei Jahre

später, den 12. Juni 1811 wurde er erst definitiv als großherzogl. hess. Hoheitsbeamter über denselben Amtsbezirk angestellt. Den 23. Nov. 1816 übertrug man ihm das neu gebildete Hoheitsamt zu Offenbach, wohin er sich den 3. April 1817 mit seiner Familie begab. Nach einem nur dreijährigen Aufenthalte daselbst ging dieses Hoheitsamt, vermöge eines Edikts die staatsrechtlichen Verhältnisse der Standesherrn regelnd, im J. 1820 wieder ein. Er wurde darauf den 26. Aug. 1820 nach Darmstadt zur Aushilfe bei dem Oberappellationsgerichte berufen, bei welchem er den 12. April 1821 als Oberappellationsgerichtsrath eine bleibende Anstellung erhielt. Auch hier, so wie früherhin, wurde von der höchsten Behörde bei verschiedenen Gelegenheiten seines Fleißes und seiner Thätigkeit mit besonderm Lob erwähnt und ihm im J. 1833 den 25. Aug. als Beweis der Anerkennung und des fürstl. Wohlwollens das Ritterkreuz des Ludwigsordens verliehen. Bemerkenswerth ist, daß er mit der neuesten Literatur der Jurisprudenz im ganzen Umfange fortschritt. Mehrere Abhandlungen von ihm in Winkopp's rheinischem Bund und in Germanien von Crome und Jaup zeugen von seinen achtungswerthen literärischen Bestrebungen. — Hohe Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit, verbunden mit treuer, oft rührender Anhänglichkeit an das was ihm lieb geworden, zugleich ein eiserner Fleiß und die gewissenhafteste Berufstreue waren die Hauptzüge seines wahrhaft edlen Charakters. Namentlich ist es bekannt, daß er gewöhnlich zu denjenigen Mitgliedern des obersten Gerichts in Darmstadt gehörte, welche jährlich die meisten Relationen fertigten. Dabei war er in hohem Grad anspruchslos und ehrte fremdes Verdienst, dem er seine Anerkennung nie versagte und es oft gegen Andere in Schutz nahm; so wie überhaupt die Ehre und der gute Ruf eines Jeden ihm heilig und jede üble Nachrede im innersten der Seele ihm zuwider war. An seinem Vaterlande Würtemberg hing er mit großer Liebe, die weder Zeit noch Entfernung je zu ändern vermochten und bis in sein hohes Alter dieselbe blieb. Sein Auge glänzte höher und sein Gesicht verklärte sich, wenn ein günstiges Urtheil über dieses Land, seine Bewohner oder dessen Regenten ausgesprochen wurde. Auch blieb er durch Freunde und Verwandte in steter Berührung mit demselben. Seinen einzigen Sohn, der, erzogen in den Stürmen der französischen Kriege und der damit verbundenen vieljährigen Einquartierung, Geschmack an dem Stand eines Soldaten fand und sich, unerachtet alles Einredens, von dem Wunsche, Militär zu werden, nicht ab-

bringen ließ, präsentirte er selbst im Herbst 1807 dem König Friedrich von Würtemberg, der ihn als Kadet bei der Artillerie aufnahm, wo er unter günstigen Zeitverhältnissen im Frühjahr 1811 schon zum Oberlieutenant vorgerückt war. Der Tod, der ihn im J. 1813 in Danzig an einem Nervenfieber hinwegraffte, endigte leider seine glücklich begonnene Laufbahn im 22. Jahre seines Lebens. Schwer traf dieser Schlag das treue Vaterherz. Aber mit der ruhigen Fassung und Ergebung in den Willen Gottes, womit er alle Schicksale ertrug, sah er auch die schönen Hoffnungen vernichtet, die sich an diesen geliebten Sohn geknüpft. — Friedberg, das ehemals, als die Burggrafen hier residirten und die Beamten des deutschen Ordens, der Ritterschaft und mehrerer adeligen Familien da wohnten, ein sehr angenehmer Aufenthalt gewesen, war jetzt nach den politischen Veränderungen sehr verödet, daher ihm seine Versetzung nach Offenbach erwünscht kam. Diese freundliche Stadt gewährte ihm durch ihr geselliges Leben und das herzliche Wohlwollen, mit dem man ihm allgemein begegnete, eine sehr angenehme Existenz. Hier hätte er immer bleiben mögen, umsomehr, da seine zweite Tochter an den Physikatsarzt daselbst sich verheirathet hatte. Bis zu diesem Zeitpunkt erhielt sich seine kräftige Natur in voller Frische. Er hatte das ausgezeichnete Glück genossen, nie in seinem Leben krank gewesen zu seyn und es ließ sich damals noch auf ein eben so gesundes als kräftiges Alter schließen. Aber mit seiner Uebersiedelung nach Darmstadt, wo er, da seine Anstellung nur provisorisch war, die ersten 7 Monate getrennt von seiner Familie lebte, die er in Offenbach zurückgelassen, erlitt seine Gesundheit die erste Schwankung. Das veränderte Klima, vielleicht auch die mit seinem neuen Dienste verbundene Veränderung seiner gewohnten Lebensweise, schienen ihm nicht zuzusagen. Vom Jahr 1828, wo er auf Anrathen seines Arztes das Bad in Cannstadt gebrauchte, wiederholte er jeden Sommer diese Reise, die für Körper und Geist ihm Erholung und Aufheiterung gewährte, indem sie ihn in die lieblichen Gefilde seiner Jugend und in den Kreis von lieben Anverwandten und Freunden zurückführte. Eine langwierige Krankheit seiner ältesten Tochter, die, wie die jüngste, unverheirathet geblieben und ihr 1831 erfolgter Tod konnte bei der innigen Liebe zu seinen Kindern nicht ohne nachtheilige Einwirkung auf seine schon geschwächte Gesundheit bleiben, obwohl er stets mit großem Eifer seinen Berufsarbeiten zu leben fortfuhr. Als aber im J. 1840 auch seine jüngste Tochter, die treue Pflegerin seines Alters, nach schwerer Krankheit starb,

brachen seine letzten Kräfte. Er hatte viel erfahren und viel ertragen, aber dieses war für ihn zu schwer. Noch einmal zog es ihn in die Heimath, aber auch sie vermochte nicht mehr ihn aufzurichten. Als er auf das Weihnachtsfest, nach altgewohnter Weise, seine Kinder in Offenbach besuchte, erkrankte er und starb daselbst, von ihnen tief betrauert, aber in dem festen Glauben, daß, was hier so innig verbunden war, einst jenseits wieder vereint seyn wird.

* 16. Dr. Johann Daniel Nebel,

Medicinalrath zu Heidelberg;

geb. den 26. Oktober 1785, gest. den 9. Januar 1841.

Nebel, geboren zu Heidelberg, wo sein Vater Dr. D. Wilhelm Nebel ordentlicher Professor der Medicin war, zeigte schon in früher Jugend eine entschiedene Neigung zum Berufe des Arztes, welchem er sich dann auch in reifern Jahren mit ganzer Liebe widmete. In seinem 16. Jahre besuchte er die Universität in seiner Vaterstadt und begab sich nach vollendeten Studien nach Wien, um die dortigen vorzüglichen Anstalten kennen zu lernen und seine Kenntnisse daselbst möglichst zu erweitern. Nachdem er 3 Vierteljahre in Wien verweilt hatte, kehrte er nach Heidelberg zurück, wo ihm im J. 1808 nach erstandener Prüfung von der medicinischen Fakultät die Doktorwürde ertheilt wurde. Bald darauf unterzog er sich der Staatsprüfung und erhielt sofort die Lizenz als praktischer Arzt, Wund- und Hebarzt. — N. beabsichtigte anfänglich, neben praktischer Ausübung der Heilkunst, sich gleich seinen Vorfahren, deren Namen sämmtlich bis in die frühesten Zeiten der uralten Universität Heidelberg zurück unter den Koryphäen derselben glänzten und in der Gelehrtenwelt überhaupt einen guten Klang hatten, dem Lehrfache zu widmen; allein schon nach einem Jahre verließ er die Lehrkanzel wieder, da er zum Berufe des praktischen Arztes besondere Vorliebe hatte und auch durch seine Praxis bald so sehr in Anspruch genommen wurde, daß er nur mit Mühe die nöthige Zeit für sich erübrigen konnte, um den Fortschritten der Wissenschaft gehörig zu folgen, welchem Umstand es denn auch hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß er den reichen Schatz von interessanten Erfahrungen, welchen er während seines 33jährigen ärztlichen Wirkens gesammelt hatte, dem Drucke nicht übergab. Seine unermüdliche Thätigkeit in dem oft so schweren Berufe, seine gediegenen Kenntnisse, ein gesunder und tiefer praktischer Blick und die Fülle der Selbstverläugnung und Liebe, welche in seinem

ganzen Wesen lag, machten ihn zu einem der beliebtesten Aerzte Heidelbergs und veranlaßten, daß ihm im J. 1832, in Anerkennung seiner Verdienste, der Charakter als Medicinalrath ertheilt wurde, gaben aber auch seiner Wirksamkeit einen Umfang, der manchmal für seine Gesundheit Besorgniß erregen mußte. Nur er gab dieser Besorgniß keinen Raum, aus Liebe zu seinem Beruf und zu denen, die seiner Hilfe bedürftig waren. Da war kein Weg in der Stadt und auf das Land, keine Stunde des Tages und der Nacht ihm zu beschwerlich, wenn es galt, den Gefahren der Krankheit nachzugehen und die Leiden seiner Mitbrüder zu lindern; da war keine Hütte zu klein und keine Armuth zu groß, — wo er nicht mit derselben Aufopferung und mit demselben Eifer zu Hilfe geeilt und Hilfe geleistet hätte und gerade hier war es nicht nur die reiche Erfahrung und Kunst des Arztes, sondern der Reichthum eines von seltener Theilnahme und tiefer Liebe beseelten Gemüths, die Linderung, Trost, Hilfe und Rettung brachten. Niemand kann in diesem Wirkungskreise unermüdeter und freier von jeder Art der Selbstsucht, Niemand am Krankenbette freundlicher und theilnehmender seyn, als es N. war. Er heilte nicht bloß, er steuerte auch der Noth, so viel er vermochte und dies im Stillen, so daß es erst nach seinem Tode recht kund ward. Wie erhaben erscheint der Beruf des Arztes, wenn er so geübt wird! Daß der schlichte biedere Sinn, der die Aufgabe des Lebens ohne Verlangen nach äußern Vortheilen zu lösen sucht, gerade am meisten ausrichtet, zeigte sich in diesem trefflichen Manne recht deutlich. — Schon längere Zeit vor seinem Tode war er von einem leichtern Unwohlseyn heimgesucht, immer aber gewohnt, nicht an sich zu denken, sondern an die, welche seiner bedurften, achtete er nicht darauf, bis er ernstlich erkrankte und nach einer Entzündungskrankheit vom Nervenfieber befallen wurde, dem er nach kurzem Krankenlager erliegen mußte. Noch in den letzten Tagen dieser Krankheit sprach er mit völliger Klarheit, Ruhe und Bestimmtheit von seinem Tod, ordnete vieles auf diesen Fall Bezügliche an, nahm mit den Seinigen das heil. Abendmahl und sank so in die Arme des Todes, den er, erfüllt von der Hoffnung des ewigen Lebens, nicht fürchtete. — Die Theilnahme war, wie seine Wirksamkeit sich mit gleicher Liebe auf alle Stände, Klassen und Konfessionen bezog, allgemein und je anspruchsloser und bescheidener seine ganze Erscheinung im Leben war, desto mehr trat nach seinem Hinscheiden der Umfang seiner Verdienste um die Vaterstadt und die Größe ihres Verlustes hervor. — Viele Familien betrauern in ihm den redlichen

Freund und viele Gebete der Armen stiegen für seine Rettung zum Himmel. Es verdient bemerkt zu werden, daß auch in der Synagoge ein besonderer Gottesdienst angeordnet worden ist, um von dem Herrn über Leben und Tod die Erhaltung dieses Trösters der leidenden Menschheit zu erflehen. N.

* 17. Dr. Ernst Aemil Hugo Pinzger,

Konrektor und Oberlehrer des königl. preuß. Gymnasiums zu Ratibor;

geb. d. 23. Febr. 1804, gest. d. 9. Jan. 1841.

P. wurde zu Langenau bei Hirschberg in Niederschlesien geboren. Seinen Vater, der damals Prediger war und sich schon früh mit dem Unterrichte des freundlichen Kindes, das ihm besonders Freude zu versprechen schien, beschäftigt hatte, verlor er schon im Anfange des Jahres 1808. Im folgenden Jahre zog die Mutter mit ihren 4 Kindern nach Hirschberg und hier erhielt er in dem Privatinstitute des nachmaligen Superintendenten Nagel seine erste und seit dem 14. Februar 1815 auf dem dortigen Gymnasium unter dem verdienten Direktor Körber seine weitere wissenschaftliche Vorbildung. Außer diesem Manne, den er immer wahrhaft verehrte, und dem Prorektor Dr. Besser gehörte dort zu den Lehrern, die einen besondern Einfluß auf ihn übten, der Oberlehrer Dr. Imanuel, dessen blühender Vortragsweise er immer rühmend gedachte. Im Umgange mit der Familie der beiden ersteren, so wie einiger anderer, die seiner Mutter theils verwandt, theils innig befreundet waren, lernte er früh den Werth eines höhern geistigen und gemüthlichen Verkehrs schätzen. Seine Lehrer liebten ihn seiner lebhaften Empfänglichkeit für jedes Gute, seiner Lenksamkeit, stillen Thätigkeit und Ordnungsliebe willen und die Herzen seiner Mitschüler gewann er durch das warme Interesse, was er ihren Angelegenheiten widmete und durch die ruhige Besonnenheit und Umsicht, mit denen er ihnen oft rathend und helfend zur Seite stand. Von allen Seiten bewies man ihm Achtung und Liebe, in Folge deren er bereits während seiner letzten Schuljahre viele Privatstunden ertheilen konnte, wodurch er die Mittel gewann, sich die nöthigen Bücher selbst anzuschaffen. Im Herbste des Jahres 1822 bezog er die Universität zu Breslau, studirte zuerst Theologie, dann Philologie und wurde daselbst ordentliches Mitglied sowohl des königl. philologischen Seminars unter der Leitung Passow's und K. E. Chr. Schneider's, als auch der damals von Wachler geleiteten historischen Gesellschaft. Zu Ostern 1825

begab er sich nach Leipzig, um sich unter G. Herrmann weiter auszubilden. Hier wurden nächst dem genannten Krug, Beck, Beier, Weiske, Heinroth, Rost, Richter und Jahn seine Lehrer. Literarische Verbindungen, in die er namentlich durch das freundschaftliche Verhältniß zu den Buchhändlern Teubner und Hahn trat, verlängerten seinen Aufenthalt daselbst immer mehr und vielleicht hätte er sich durch die wachsenden Annehmlichkeiten seiner dortigen Verhältnisse bestimmen lassen, Leipzig für immer zu seinem Wohnorte zu wählen, hätte ihn nicht sein Bruder Gustav, der damals als Prorektor am Gymnasium zu Ratibor wirkte, bewogen, seine Thätigkeit aufs Neue dem Lehrfache zuzuwenden. Nachdem er die Genehmigung des königl. Provinzialschulkollegiums für Schlesien empfangen hatte, kam er im Juli 1830 mit der Anwartschaft auf eine am Gymnasium zu Ratibor neu gegründete Lehrerstelle dorthin, sein Probejahr zu bestehen und wurde, nachdem er sein pädagogisches Examen gemacht und von Michaelis 1831 als Hilfslehrer daselbst gearbeitet hatte, unter dem 14. Febr. 1832 von dem königl. Ministerium des geistlichen und Schulwesens wirklich zum zweiten Oberlehrer an der genannten Anstalt ernannt, als welcher er unter dem 30. Jan. 1839 das Prädikat Konrektor erhielt. Vom 1. März 1832 bis Ostern 1838 führte er das Ordinariat von Tertia, seitdem das von Sekunda. Aus dieser Wirksamkeit, der er sich, ein warmer Freund der Jugend, mit Liebe und innerer Befriedigung widmete, — aus dem Kreise ihn liebender Freunde und verehrender Schüler, von der Seite seiner jugendlichen Gattin und zweier zärtlich geliebter Kinder riß ihn der Tod am oben genannten Tage; er starb, nachdem er nur 2 Tage an einem rheumatischen Fieber bettlägerig gewesen war, am Nervenschlage. Als Lehrer unterrichtete er in mehreren Fächern, vorzugsweise aber lehrte er in den obern Klassen des Gymnasiums die alten Sprachen. Bei seiner gründlichen Vorbildung und der stets zweckmäßigen, so wie der Fassungskraft der jedesmaligen Schüler angemessenen Behandlung des Gegenstandes hatte sein Unterricht nicht nur immer den erfreulichsten Erfolg, sondern er übte auch, bei seiner ruhigen, besonnenen und doch durchgreifenden Weise, die Disciplin zu handhaben, den vortheilhaftesten Einfluß auf das sittliche Betragen aller Schüler, insbesondere aber der ihm anvertrauten Klassen. Mit großer Uneigennützigkeit suchte er, namentlich in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Ratibor, auch außer den ihm obliegenden Lehrstunden, ganze Klassen und einzelne Schüler durch besondern Unterricht in ihrer wissenschaftlichen

Bildung zu fördern. In allen die Schule betreffenden Angelegenheiten zeichnete ihn ein praktischer Blick und große Ordnungsliebe aus und Ruhe, Besonnenheit und Gewandtheit des Benehmens mangelten ihm auch in den schwierigsten Fällen nicht. Als Schriftsteller hat er seine gründlichen philologischen und literar-historischen Kenntnisse in folgenden Programm-Abhandlungen bestätigt: De Iliadis interpolatione XI. 655 — 805 quaestio critica. Ratibor 1836. — Ueber die Charaktere des Theophrast. Ebd. 1833. 2. Abth. lat. u. d. T. Quaestionum Theophrastearum specimen alterum. Ebd. 1839. — Außerdem lieferte er vermischte Beiträge für die schlesische Zeitung. — Wie er seine Vorliebe für literarische Beschäftigungen auch sonst noch benutzte, um in weiterem Kreis auf und für seine Mitbürger zu wirken, das zeigte er unter anderem, indem er in Ratibor einen Leseverein stiftete, unter dessen Mitgliedern er jährlich eine Auswahl der neuesten und interessantesten Erscheinungen im Gebiete deutscher belletristischer Literatur zirkuliren ließ. Lohn für die dabei übernommene Mühewaltung war ihm, daß die gelesenen Bücher, den Statuten der Gesellschaft gemäß, der Gymnasialbibliothek als Eigenthum zufielen. — Was P. als Mensch seinen Freunden und Angehörigen war, läßt sich schwerer in kurze Worte fassen. Sein reiches edles Gemüth, dem jede Selbstsucht völlig fremd war, umfaßte mit schöner Innigkeit Alle, die ihm so sehr nahe traten, daß er auf sie wirken konnte und gehörten dahin auch freilich zumeist nur seine Schüler, so umschloß seine thätige Sorge doch auch das Wohl mancher Anderer, die ihm lieb und werth geworden waren. Jeden suchte er in ungestörtem Genusse des Glücks zu fördern, dessen er fähig war. Mit ordnendem Sinne wußte er Klarheit in die verworrensten Ideen zu bringen, Plan und Ziel dem schwankendsten Streben zu geben und in dieser Beziehung hat er bei der Bestimmung des Lebensberufes vieler seiner Schüler wesentlich mitgewirkt. Flößte seine milde herzgewinnende Freundlichkeit auch den zaghaftesten seiner jüngern Freunde Muth genug ein, ihm offen ihre Schwächen zu bekennen und seinen Tadel zu hören, beherzigten sie darum seine Ermahnungen vielleicht desto lieber, so gab die innere Seelenruhe, die sich in seinen Zügen spiegelte, den geistig kräftigern die frohe Ueberzeugung, in ihm mit Recht einen ihrer aufrichtigen Hochachtung werthen Charakter zu ehren. Liebe und Achtung wurden ihm auch im Kreise seiner Kollegen und im Verkehre mit dem größern Publikum überall. Aber sein geduldiger Muth hatte auch gar manche Prüfung zu bestehen. In dem Jahr 1836 ward sein natürlicher Frohsinn durch das trau-

rige Schicksal seines Bruders Gustav, den, nachdem er Ratibor verlassen und mehrere Jahre dem Gymnasium zu Liegnitz mit rastloser Thätigkeit und gewiß übergroßer Anstrengung vorgestanden hatte, ein unheilbarer Wahnsinn befiel, auf die empfindlichste Weise in seinen Aeußerungen gehemmt. Das folgende Jahr versprach ihm in seiner ehelichen Verbindung ein neues holdes Glück und wirklich freute er sich eben so oft des raschen lebendig auffassenden Geistes seiner jungen Hausfrau, als er sich willig ihren Bemühungen hingab, durch heiter tändelnden Scherz die Wolken des Trübsinns, ja oft vielleicht lastender Sorge von seiner Stirn zu verscheuchen. Die Geburt zweier lieblicher Kinder fesselte ihn mehr und mehr an sein Haus und mit der wachsenden Sorge um ihr künftiges Wohlergehen entzog er sich mehr und mehr den geselligen Kreisen, in denen er sonst oft gesehen ward, um seine freien Stunden mit gewissenhaftem Ernst angestrengter Thätigkeit zu widmen. Da erkrankte seine Schwester am Nervenfieber. Ihrer Pflege widmete er alle seine Zeit. Sie genaß, er aber erkrankte und starb schon nach wenig Tagen.

18. Karl August Ferdinand Wehmer,

Prediger zu Biegen, Pillgram und Biegenbrück, erster Frankfurter Superintendentur;

geb. d. 18. April 1786, gest. d. 9. Jan. 1841 *).

Er war der zweite Sohn des 1824 verst. Predigers Ehrenreich Wehmer an der Unterkirche zu Frankfurt a. d. O. und erhielt den ersten Unterricht im elterlichen Hause und die gelehrte Vorbildung auf dem städtischen Gymnasium, wo er besonders dem Rektor Professor Heynatz viel zu verdanken hatte, dessen Namen er auch zeitlebens mit Dankbarkeit nannte. In den Jahren von 1804 bis 1807 studirte er auf der Universität seiner Vaterstadt die Gottesgelahrtheit und Pädagogik. Die Professoren Muzel, Elsner, Schneider, Krug und Hüllmann waren hier seine vorzüglichsten Lehrer. Wohl vorbereitet für die Kirche und Schule verwaltete er 10 Jahre lang das Amt eines Lehrers und Erziehers in mehreren angesehenen Familien und ward im Sept. 1815 Lehrer am königl. Friedrichs-Waisenhause zu Berlin, im folgenden Jahre Lehrer an der städtischen Töchterschule zu Frankfurt a. d. O., 1817 Pfarradjunkt und 1821 nach dem Tode des Predigers Baumann wirklicher Pfarrer an den

*) Nach dem Amtskalender für Geistliche und Schullehrer des Regierungsbezirks Frankfurt a. d. O. auf das Jahr 1842.

obengenannten Orten. Dies Amt hat er 23 Jahre lang mit gewissenhafter Treue, mit rastloser Thätigkeit und redlichem Eifer verwaltet. Wo sich irgend eine Gelegenheit zeigte, zum Besten seiner Gemeinden oder eines Einzelnen etwas zu thun, da ergriff er sie mit großer Freudigkeit und verfolgte sie mit beharrlichem Eifer. Besonders lag ihm die Jugend am Herzen und auf die Schulen und den Unterricht der Katechumenen verwandte er viel Zeit und Fleiß. Ordnung und Pünktlichkeit in den Geschäften waren musterhaft. Dabei studirte er fleißig fort und nahm an den Fortschritten seiner Zeit den lebhaftesten Antheil. Auf seine Bibliothek verwandte er viel Geld. Im J. 1817 knüpfte er das eheliche Band, das ihn 23 Jahre lang bis zu seinem Tode beglückte und ihm 7 Kinder schenkte, welche Alle noch am Leben und sorgsam erzogen sind. Sie waren sein Stolz und seine Freude. In den letzten 6 Jahren litt er wiederholentlich an einer schweren schmerzensreichen Krankheit, die ihn mit einem plötzlichen Tode bedrohte. Er ertrug die Schmerzen mit großer Geduld und sah seinem Tode mit christlicher Ergebung entgegen. Dieser entzog ihn aller irdischen Noth am obengenannten Tage, nachdem er von den Seinen einen rührenden Abschied genommen. Er war eines der würdigsten Mitglieder des geistlichen Standes, ein treuer Hirte und Seelsorger für seine Gemeinden und musterhaft im Familienleben.

19. Friedrich Adolph v. Lehmann,

geheimer Legationsrath zu Halle;

geb. im J. 1768, gest. am 11. Jan. 1841 *).

Geboren zu Meißen, Sohn des dortigen Obergeneralacciseinnehmers, erhielt er seinen ersten Unterricht von einem Hauslehrer in der Musik, zu welcher sich sehr früh bedeutendes Talent zeigte; seit seinem 6. Jahre von dem Organisten Oelsner zu St. Afra, welcher zwar ein tüchtiger Musiker, angenehmer Tenorist und fertiger Violoncellist, nur in der Technik des Klavierspiels unwissend war. Dennoch waren die Fortschritte auffallend, besonders seitdem er mit den Schülern des Stadtchors im Gesang Unterricht erhielt, vom Kantor J. G. Weiske, dem eigentlichen Erfinder des Taktmessers und überhaupt einem Ausgezeichneten sowohl im Praktischen als Kontrapunktischen geschickten Mann. In seinem 11. Lebensjahre trug der begabte Knabe bereits C. Ph. E. Bach's Klavierkoncerte mit Fertigkeit öffentlich vor. Zu seinem Leidwesen hörte der Musikunterricht auf, als er

*) Allgemeine musikalische Zeitung 1841. Nr. 5.

im 12. Jahre zu einem Prediger nach Rötha bei Leipzig in Pension gegeben wurde. Nur die Bekanntschaft mit Doles und Hiller in Leipzig, die ihm seine Liebe zur Kunst verschafft hatte, kam ihm erwünscht zu statten. Hiller wünschte den Knaben der Musik gewidmet zu sehen, was aber der Vater durchaus nicht zugeben wollte. Auf der Fürstenschule zu Meißen, die er dann besuchte, wurde die Musik mit solchem Eifer betrieben, daß der damalige Konrektor Müller, dem die Musik eine ganz läppische Beschäftigung schien, in den Uebungen der alten Sprachen ihm oft vorwarf, „Ja wenn es Klavierklimpern wäre!“ Von einem Unterricht in der Musik war hier jedoch nicht die Rede, nur Weiske half ihm etwas vorwärts und die Winterkoncerte, zu denen Dresdner Musiker gezogen wurden, regten an. So oft es nur möglich zu machen war, hörte er in Dresden selbst das Beste, was geleistet wurde, als Vieles von Hasse, Naumann, Schuster, Salieri, Anfossi, Paesiello, Cimarosa u. s. w., auch Einiges von Jos. Haydn und Mozart's Cosi fan tutte. Der Trieb, selbst zu erfinden, erwachte immer lebhafter und die Lust an Bällen brachte ihn auf den Gedanken, sich in Tänzen für das Orchester zu versuchen, die jedoch ohne Kenntniß der Instrumente schlecht ausfielen. Ungleich besser ging es mit Fantasiren auf dem Klaviere. Die Fortschritte in der Landschaftsmalerei, unterrichtet von Mauksch und Schubert, theilten seine Liebe zur Tonkunst so sehr, daß er schwankend wurde, welchen von beiden Künsten er sich widmen sollte. Dieses Schwanken dauerte fort, bis er sich den Militärdienst zu seinem Lebensberufe wählte. Als Kadet gab er sich bald mit angestrengtem Fleiße seinen Berufsarbeiten und dem Studium neuer Sprachen hin, wobei die Liebe zu den Künsten der anregenden Umgebungen wegen nicht verloren gehen konnte. Besonders gewann die Musik, die ihm hier bald manchen Freund brachte, immer mehr die Oberhand. Jetzt wurden vorzüglich mancherlei Märsche gesetzt, die oft gespielt und bei Paraden gern gehört wurden. Beifall feuert an und führt weiter, wenn er nicht übermüthig macht, was in diesem jungen Manne nicht der Fall war, da ihn so manche Geschicktere von Ueberschätzung seiner selbst abhielten, die ihn damals um so weniger befallen konnte, weil er gar wohl wußte, daß ihm noch die Regeln des strengen Satzes, die man noch mit gutem Rechte für unerläßlich hielt, fremd waren. Dennoch vermochte er seinem innern Drange nicht zu widerstehen, sich auch in Liedern zu versuchen. Unter andern schrieb er „zwölf Lieder von Schubert, Gotter und v. Wildungen (Jagdlieder),“ welche

er, sich selbst mißtrauend, dem damaligen Kanzellisten bei der Stiftsregierung in Wurzen, Harnisch, zur Durchsicht übergab. Dieser Harnisch war früher Korrektor in der Breitkopf und Härtelschen Notendruckerei gewesen und hatte sich als originell wunderlicher, aber gründlicher Mann, welcher sogar in den Korrekturen Kirnberger'scher und Marburg'scher Werke manchen Strauß mit den Autoren siegreich bestand, einen Namen gemacht. Die genannten Lieder hatten aber vor den Augen des Gestrengen Gnade gefunden und wurden bei Breitkopf und Härtel gedruckt. — Nach $4\frac{3}{4}$ Jahren Officier geworden, wurde er in einem Duell so in die rechte Hand verwundet, daß der Zeigefinger beinahe abgenommen werden mußte und das Klavierspiel für immer beendet schien. Nach endlich leiblicher Wiederherstellung griff er zur Violine und brachte es in wenigen Monaten so weit, daß er ein leichtes Koncert von Jos. Schubert öffentlich vortragen konnte. Auch das Violoncell wurde versucht. Nach und nach gelang es ihm, durch animalische Bäder den Finger so zu stärken, daß er sich wieder an das Pianoforte und an das damals Schwerste wagen konnte. Während eines Dresdner Garnisonjahres und einiger Urlaubmonate bewog er durch lang anhaltendes Bitten den ihm schon früher befreundeten Kapellmeister Schuster zum Unterricht in der Tonsetzkunst, wobei dieser ihm gleich anfangs erklärte, daß er keineswegs gesonnen sey, „bloß den Zucker vom Kuchen naschen zu lassen." — In dieser Zeit besuchte auch Naumann in der Abenddämmerung oft den eifrigen Zögling im Kontrapunktischen und bat ihn um ein Sonatchen von Haydn; namentlich konnte ihm v. L. Opus 82 von Haydn nicht oft genug vorspielen. Daß der ausgezeichnete Klengel in Dresden sich ganz der Musik widmen durfte, ist zum Theil v. L.'s Werk. Später (1804) traf er Klengel als Schüler Clementi's auf dessen Kunstreise in Berlin und hatte den Gewinn, durch Klengel des Meisters Bekanntschaft und nicht bloß flüchtig zu machen. In Dresden hatte v. L. durch sein Spiel das Glück, in den gebildetsten Zirkeln willkommen zu seyn, namentlich blieben ihm die erlabenden und nutzreichen Abendstunden in dem Körner'schen und Casanova'schen Hause unvergeßlich. 1793 reiste er mit schönen Empfehlungen nach Berlin, erhielt Zutritt in dem gräflich Brühl'schen Hause u. s. w. und unter andern auch zu den Proben im Theater, die meist Righini dirigirte. So viele Virtuosen auch in jener Zeit dort waren, als Marchetti, Fantorri, Tombollini, Fischer der Vater, Duport, Ritter u. s. w., so war doch das Ensemble keineswegs zu loben (was nicht selten vor-

kommt); es ließ mit dem des Dresdner Kapellorchesters kaum eine Vergleichung zu. Große Koncerte gab es damals in Berlin gar nicht und das eine, welches in jenen Tagen im Gasthause zu Paris gehalten wurde, war aus so mancherlei, zum Theil gar nicht koncertmäßigen Parthien zusammengewürfelt, daß z. B. die A moll-Sonata für das Pianoforte von Mozart (Op. 20 bei Artaria) auf einem sehr tonarmen Instrument abgespielt wurde. Dagegen triumphirte über Alles, was v. L. jemals bis dahin vom Chorgesange gehört hatte, die Singakademie unter dem liebenswürdigen Fasch. 1794 brachte er wieder unter den angenehmsten Verhältnissen in Dresden zu, wo er, berathen von Schuster und Naumann, viel komponirte, namentlich Gesänge, zu denen er sich am meisten gezogen fühlte. Dazu wurden Trio's, Quartetten u. dergl., mit den trefflichen Künstlern Balbi, Prinz, Triklir u. s. w. ausgeführt. Da man ihm zu seinen übrigen Geschäften auch die Direktion der Regimentsmusik übertragen hatte, die stets ein Officier leitete, war er so reich und glücklich beschäftigt, daß er auch keinen Gedanken zur Veröffentlichung seiner Kompositionen hatte, die er allein aus Liebe zur Sache geschaffen hatte. Darauf machte er von Wurzen aus, wo der Stab stand, die ersprießlichsten Bekanntschaften mit C. Müller, Rochlitz und Andern in Leipzig, auch mit Schwenke in Hamburg, welcher damals ein eifriger Mitarbeiter der allgemeinen musikalischen Zeitung war. Am 20. Jan. 1795 rückte das Regiment an den Rhein zur Ablösung des Kontingents. Auf dem Marsche ließ er kein Kloster, noch weniger eine Orgel unbesucht, fand viele herrliche Orgeln in den Klosterkirchen, aber keinen Spieler, der nicht Unfug darauf getrieben und zur Erbauung seiner Brüder Opernstücke und Tänze darauf vorgetragen hätte. Den höchsten Kunstgenuß gewährte ihm Mannheim, dessen Theater damals Iffland, Böck, Beil, Koch, Hafner, Müller, die Witthoff, Lange, Jagemann (Fr. v. Heigendorf) u. s. w. besaß, welche nach Auflösung dieses Theaters vereinzelte Glanzpunkte auf allen größern deutschen Theatern wurden. Elmenreich war ein unübertrefflicher Osmin in Mozart's Entführung. Das Orchester war, wie bekannt, in jeder Beziehung vortrefflich, diskret, geschmeidig, glockenrein und, wo es galt, voll Feuer und Kraft. Hier führte ihm einst der ausgezeichnete Kanzelredner Kaibel die beiden Söhne seines Küsters Pixis vor, mit der Bitte, die Knaben zu prüfen und, wenn er mit ihm nicht gewöhnliches Talent zur Tonkunst in ihnen finde, die Eltern dahin zu bewegen, daß der Knaben Wunsch er-

füllt werde und sie sich gänzlich der Musik widmen dürften. Es gelang v. L. und die Eltern wußten es ihm einige Jahre später Dank. Gegen Ende der Kampagne erkrankte er am Typhus und schon auf dem Wege der Besserung an einer Luftröhrenentzündung, die ihm sein tenorartiges Gesangorgan für immer völlig zerstörte. 1796 machte er in Dresden Reichardt's Bekanntschaft, aus welcher eine lebenslängliche gegenseitige Freundschaft wurde, welcher v. L., in Rücksicht auf Kunst viel verdankt. Unter herrlichen Kunstgenüssen und eigenen Kompositionsleistungen lernte er durch seinen väterlichen Gönner v. Racknitz in Dresden den in Geschäften an den sächs. Hof gesandten Baron v. Erdmannsdorf aus Dessau kennen. Dieser übernahm es den Wunsch v. L.'s nach Kräften fördern zu helfen, den sächs. Militärdienst, der nach dem Frieden von Campoformio wenig Hoffnung auf ein gutes Avancement zu bieten schien, verlassen zu können. Das trauliche, auf eine fast 40jährige treue Freundschaft begründete Verhältniß, das zwischen dem edlen Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau und Erdmannsdorf, einem der geistvollsten, kenntnißreichsten und liebenswürdigsten Menschen bestand, führte v. L. bald zum Ziele. Nach einem 13jährigen Militärdienste trat er 1798 im März als Legationsrath in anhalt-dessauische Dienste. Auch hier fand er theils huldreiche Aufnahme, theils freundliches Entgegenkommen. Die vielen Fremden die in jener für Dessau glänzendsten Zeit sich hier niedergelassen hatten, verschönten das Leben also, wie es ihnen angenehm gemacht wurde. Das neue v. Erdmannsdorf entworfene Theater war der Vollendung nahe; die Intendanz der neuen Hofbühne wurde v. Lichtenstein übertragen und v. Lehmann, obwohl er nie in amtlichen Verhältnissen zu dem Dessauer Musikwesen stand, erhielt den Auftrag, neue Orchestermitglieder in Dresden zu werben, was ihm glücklich gelang. Masconeau, aus der mecklenb.-schwerinschen Kapelle, ein bekannter Geiger und Quartettkomponist, wurde als Vorgeiger angestellt. Am 26. Dec. 1798 wurde die Bühne mit der neuen Oper „Bathmendi," Text von Behrisch, Musik von Lichtenstein, eröffnet. Am 29. wurde zum Geburtstage des Erbprinzen das erste Schauspiel gegeben, wozu v. L. eine große aus 4 Sätzen bestehende Sinfonie komponirte, die mit vielen Beifall aufgenommen wurde. Musikdirektor war Jacobi. In dieser Zeit wurde v. L. vielfach angeregt, seine Muse der Tonkunst zuzuwenden, wozu auch die Bekanntschaft mit Türk in Halle und mit dem außerordentlichen Pianofortespieler Wölfl beitrug. Gesänge seiner Komposition, Op. 2, er-

schienen bei Menge in Dessau; „des Mädchens Klage" bei Breitkopf und Härtel besonders wohl aufgenommen; Klaviervariationen bei Gambert in Augsburg; 1804 sprach sich Clementi in Berlin, wohin v. L. in ehrenden Verhältnissen reiste, über dessen englische Lieder, besonders über Nr. 1 u. 5 sehr schmeichelhaft aus; sie sind später gedruckt worden. Op. 4 seiner kleinen Gesänge, bei Kühnel, wurden gleichfalls gern gesungen. 1805 setzte er den Krönungsmarsch und die Scene vor der Kathedrale zu Rheims zu Schillers Jungfrau von Orleans. Der Marsch, der auf viele Theater überging, ist der letzte folgender auch für das Pianoforte eingerichteten Sammlung: 6 Marches qui peuvent s'exécuter aussi bien en Entr'actes a plein Orch., qu'en harmonie pour les instrumens a vent etc. (Leipzig, chez Kühnel). — Nach dem sehr geschäftsvollen Jahre 1806 begleitete er den regierenden Herzog 1807 nach Paris, wo ihn das kräftige Orchester der großen Oper entzückte, nicht aber Lesueur's Oper „die Barden." Hier lernte er auch Cherubini kennen und in ihm einen milden, bescheidenen Mann achten. Bei Gelegenheit der Regierungsjubelfeier des Herzogs (1808) wurde ihm und dem Konsistorialrathe Demarées die Anordnung des kirchlich-musikalischen Theils des Festes übertragen. Er setzte einen Chorgesang, der in Leipzig wiederholt und im 11. Bande der allgem. musikalischen Zeitung S. 117 u. 415 besprochen wurde. Auf sein Anrathen wurde am Jubelabende Gluck's Armide aufgeführt. Unter Winter's Opus legte er deutschen Text und brachte auch Mozart's Idomeneus auf die Bühne. Zur Einweihung der Wörlitzer Kirche 1809 schrieb er einen neuen Chor *). 1810 hatte er abermals die Ehre die Gemahlin des Erbprinzen nach Berlin zu begleiten, wo er Anselm Weber, den Fürsten Radziwill, Meyerbeer, Zelter **), Jordan, Wallank, Seidler rc., auch den Kronprinzen kennen lernte. Hier spielte er mit den Fürsten Radziwill Beethoven's eben erschienene Sonate in A dur, Op. 59, welche den Kronprinzen, aber nicht den Kapellmeister Himmel ansprach. Unter Andern meinte der Letzte vom Scherzo, es komme ihm vor, als laufe ein lahmer Hund über die Straße. v. L.'s erstes Heft vierstimmiger Lieder erschien bei Nicolai. Righini hörte sie gern, wünschte jedoch die Mittelstimmen zuweilen melodiöser und geschmeidiger, was der Komponist in seinen spätern drei- und vierstimmigen Gesängen (bei Peters in Leipzig) be-

---

*) S. im 12. Bde. d. allgem. musikalischen Zeitung S. 45.
**) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 382.

achtete. In diesem Jahre wurde er zum geheimen Legationsrath ernannt. Das Jahr 1813 war für Alle unruhig, für Dessau quälend. v. L. hatte viel Geschäfte, die sehr glücklich ausfielen. 1814 brachte noch Störendes genug. Nur das zweite Heft seiner militärischen Entr'actes und zwei große Märsche konnten geschrieben werden, welche letztern bei Hofmeister im Klavierauszuge erschienen. Sechs Gesänge, Op. 8, wurden bei Peters gedruckt*). Einen Ruf als Hoftheaterintendant des Königs von Würtemberg lehnte er ab. Nach dem von Allen schmerzlich gefühlten Tode des in jeder Hinsicht ausgezeichneten Erbprinzen wurde v. L. Kammerherr, machte mehrere Reisen mit der herzogl. Familie, besonders nach Berlin, wo ihm hohe Aufträge zu Theil wurden. Unter Anderm verkehrte er damals auch viel mit Zelter. Im August 1817 starb der Herzog von Anhalt-Dessau. Da v. L. gerade in diesem Monat ein Landgut bei Halle gekauft hatte, nahm er 1818 seinen Abschied, um der Bewirthschaftung seines Gutes, der Kunst und den Wissenschaften zu leben. Alle junge Talente der nahen Universität Halle wurden in seine Familie gezogen, z. B. Löwe, Oelschläger und mehrere Andere. Mit der fortgesetzten praktischen Ausübung der Musik vereinigte er eine ununterbrochene Bekanntschaft mit den neuen Erzeugnissen der Literatur und Kunst. Was er als trefflich, besonders im Fache der Pianoforte- und Gesangmusik kennen lernte, wurde angeschafft und so erhielt er eine bedeutende bis in die neueste Zeit reichende musikalische Bibliothek, die mancher Anstalt sehr ersprießlich werden könnte. Es wäre zu wünschen, daß sie nicht zerstückelt würde. Ließ sich in einer nicht zu entlegenen Stadt ein Virtuos von Bedeutung hören, war der eifrige Mann gewiß unter den Theilnehmern am Koncerte, wenn sich nicht einmal unüberwindliche Hindernisse entgegenstemmten. In Leipzig sah man ihn daher nicht selten bei solchen Gelegenheiten. Auch die Lust für eigene tonkünstlerische Schöpfungen ermattete nicht. Eine neue Sammlung seiner Gesänge erschien bei Anton in Halle**). Um das J. 1828 wurde in Halle von dem damaligen Professor Blum, jetzt Oberappellationsgerichtsrath in Lübeck, ein Museum begründet, welches noch jetzt besteht. Neben der Lektüre aller berühmten Zeitschriften, fanden auch statutenmäßig des Winters eine Anzahl musikalischer Abendunterhaltungen statt, deren Anordnung und Direktion unsern v. L. als Ehrenmit-

*) S. allgem. musikal. Zeitung Bd. 17. S. 758.
**) S. allgem. musikal. Zeitung Bd. 27. S. 56.

glied übertragen wurden. Fünf Jahre lang stand er diesen Museumkoncerten als Direktor vor und trug selbst darin Koncerte von Hummel *) und Beethoven **) mit Begleitung des Orchesters vor. Gleich nach dem zweiten Jahre der Begründung des Halleschen Museums traf ihn ein Unglück, das ihn dem Tode nahe brachte. Ein sehr gereizter Bulle hatte auf seinem Hofe die Barrieren durchbrochen, bohrte ihn nieder und brachte ihm 10 gefährliche Wunden und Knochenbrüche bei. Der Bruch des Mittelfingers der rechten, schon verkrüppelten Hand, machte ihm die größten Besorgnisse, des Klavierspiels wegen. Der Finger wurde krumm geheilt. Er ruhete aber nicht eher, als bis er es durch manche eigenthümliche Applikationen wieder dahin gebracht hatte, auch schwere Pianofortewerke rund und gut auszuführen. Und so spielte er bis an sein Ende mit Ausnahme nur weniger der neuesten Pianofortewerke, deren Ausführung ihm unmöglich geworden war, Kapriccio's, Etüden u. s. w. von Bertini, Cramer, Kalkbrenner, Moscheles, Pixis u. A. Rüstig und kunstliebend bis an seinen Tod, fuhr er fort, sich auch in eigenen Kompositionen zu erstärken. Noch 1839 zeigte die allgem. musikal. Zeitung sein 12. Op. deutscher Gesänge mit Berücksichtigung seiner künstlerischen Allgemeinthätigkeit an. In diesem Jahre hatte er die Bewirthschaftung seines Gutes Gutenberg Andern anvertraut und zog im Winter nach Halle, um desto ungestörter die letzte Zeit seines Lebens der Kunst und der Wissenschaft zu widmen. Im Laufe dieses Winters hatte er alle 14 Tage ein Quartett in seinem gastlichen Hause Mittwochs eingerichtet, worin er selbst die Pianofortepartie spielte. Noch zu Ole Bull's Koncert in Leipzig war er auf der Eisenbahn dahin geeilt, bei welcher Gelegenheit er mit Hofmeister die Herausgabe seines letzten musikalischen Werkchens besprach, zwei Kompositionen des so viel in Musik gesetzten Liedes: „Sie sollen ihn nicht haben." Er ließ es auf seine Kosten zum Besten der im südlichen Frankreich durch Ueberschwemmung Verunglückten drucken. Noch begrüßte er, körperlich und geistig rüstig, das neue Jahr. Bald darauf warf ihn eine scheinbar leichte Erkältung auf das Krankenlager und in wenigen Tagen war er in Folge einer Lungenlähmung zur Betrübniß Vieler ein Raub des Todes. Der Musikdirektor Georg Schmidt veranstaltete in Verbindung mit einem Verein ausgezeichneter Männer der Stadt Halle am 26. Jan. zu Eh-

*) Dessen Biogr. siehe im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 915.
**) — — — — 5. — — — S. 306.

ren des Entschlafenen eine Todtenfeier, worin Mozart's Requiem und G moll-Sinfonie, welche der Verstorbene überaus hoch schätzte, auf das Würdigste ausgeführt wurden.

G. W. Fink.

* 20. Johann Traugott Leberecht Heinrici,

k. preuß. Oberförster zu Züllsdorf bei Torgau;
geb. im J. ...., gest. d. 12. Jan. 1841.

Heinrici, der zweite Sohn des k. sächs. Oberförsters Chr. Leberecht Heinrici, ward zu Fischbach bei Stolpen, wo damals sein Vater Revierförster war, geboren. Kräftig von Natur, in ländlicher Erziehung noch mehr erstarkt, bestimmten ihn Lust und Trieb zum Berufe des Vaters, bei welchem er, einem weitbelobten Waidmanne, den ersten Unterricht seines Faches erhielt. Die damals, gleich der Büchsenmeisterkunst in früherer Zeit, gewissermaasen erforderliche zunftgemäße Erlernung der Jagd- und Forstwissenschaft machte es nöthig, daß er bei einem Lehrherrn, dem Revierförster Förster auf der Paulsmühle bei Großenhayn, untergebracht wurde. Nach ausgestandener dreijähriger Lehrzeit frequentirte er einige Zeit die damaligen kurfürstlichen Jagden als Volontair, ward jedoch sehr bald unter die Piqueurs der Parforcejagd aufgenommen und erwarb sich durch Umsicht, Thätigkeit und Auszeichnung in seinem Fach in dem Maase die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, daß er als Oberpiqueur an die Spitze dieser Jagdabtheilung kam. Namentlich erfreute er sich der Gewogenheit des frühern sächs. Oberstallmeisters und spätern Kabinetsministers Grafen Marcolini. Von diesem wurde er namentlich ausgehoben, den König Friedrich August von Sachsen *) auf seinen Reisen nach Warschau zu begleiten und in Folge der sowohl auf diesen Reisen als sonst treugeleisteten Dienste erhielt er in Anerkennung derselben im J. 1810 die Försterstelle zu Züllsdorf bei Torgau. Schon als Oberpiqueur hatte er sich mit seiner ersten Gattin, einer Tochter des Rentbeamten Kirschner zu Moritzburg, verheirathet, in welcher glücklichen Ehe er vier Kinder und zwar drei Söhne und eine Tochter zeugte, von welchen die letztere an den Rittergutsbesitzer Petzsch auf Cossa verehelicht ist, während der älteste Sohn als Hofjäger, der zweite dagegen als Officier in preuß. Diensten stehen, der jüngste Sohn aber die Handlung erlernt hat. Die Kriegsjahre 1812 und 1813 betrafen ihn in der Nähe der wichtigen Festung Torgau un-

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 449.

gemein hart und die Theilung Sachsens hatte für ihn den Eintritt in den preuß. Staatsdienst zur Folge. Auch hier fand seine vorzügliche Tüchtigkeit und unermüdliche Thätigkeit, so wie sein praktischer Blick, der ihn sehr bald mit dem Aufschwunge der Forstwirthschaft der neuern Zeit befreundete, belobendes Anerkenntniß, so daß ihm im J. 1817 die umfassende Funktion eines Oberförsters übertragen ward. Wurde schon sein häusliches Glück durch den Tod seiner ersten Ehegattin getrübt, so fand er doch in seiner zweiten, der Tochter des Försters Häsler zu Fermerswalde bei Herzberg, eine eben so treue Mutter für seine damals noch unerzogenen Kinder, als sorgsame Hausfrau und liebevolle Pflegerin in den Leidensstunden seiner letzten Tage. Ließ nun zwar seine kräftige Konstitution ihm ein hohes Alter versprechen, so litt er doch in dem letzten Jahre vor seinem Tode vorzugsweise an Nierenschmerzen, welche endlich Lähmung und am oben genannten Tage seinen Tod herbeiführten. — Von seinen Vorgesetzten geachtet, von den Seinigen geliebt und seinen Freunden und Untergebenen geschätzt und verehrt, war sein Leben treuer Pflichterfüllung gewidmet und repräsentirte er, weit in seiner Wissenschaft vorgeschritten, dabei noch den geschickten Waidmann der früheren Zeit, der bald nur noch in Abbildungen anzutreffen seyn wird.

* 21. Christian Gottfried Gabler,

Oberlieutenant im k. baier. Linieninfanterieregimente Friedrich Hertling, zu Baireuth;

geb. den 14. Sept. 1791, gest. den 13. Jan. 1841.

Er war in Altdorf bei Nürnberg geboren. Seine Eltern waren: Dr. Johann Philipp Gabler, damals Professor der Theologie in Altdorf und nachmaliger großh. sachsen-weimar. geheimer Konsistorial- und Kirchenrath und erster Professor der Theologie in Jena, und Josina Isabella Christine, geborne Hoffmann aus Dortmund in Westphalen. Der Vollendete genoß im elterlichen Hause eine treffliche Erziehung und besuchte zu seiner weitern Ausbildung die deutschen und lateinischen Schulen zu Altdorf. In seinem 13. Jahre, als sein Vater einem Ruf an die Universität Jena folgte, blieb er allein unter seinen Geschwistern zurück, indem er den Entschluß gefaßt hatte, sich der Pharmacie zu widmen. Dies geschah in Nürnberg vom J. 1804 bis 1810, während welcher Zeit er sich besonders im Jahr 1809 durch große Geschicklichkeit, Gewandtheit und musterhafte Pünktlichkeit im damaligen französ. Lazarethe zu Nürnberg, welches ihm ohnerachtet seiner Jugend in pharmaceutischer Be-

ziehung gänzlich anvertraut war, sehr rühmlich und zur vollen Zufriedenheit der Vorsteher auszeichnete. Im J. 1810 bezog er, nachdem er fortwährend Privatunterricht, namentlich in der lateinischen Sprache, genossen hatte, die Universität Jena und verweilte daselbst gegen 2 Jahre, um Chemie und Pharmacie gründlich zu studiren; er beschäftigte sich aber auch mit Mathematik, Physik, Botanik und Mineralogie. Insbesondere war er einer der vertrautesten Schüler des berühmten Professors und geh. Hofraths Döbereiner, welchem er bei seinen chemischen Versuchen mit großer Vorliebe, gespannter Aufmerksamkeit und rastlosem Fleiße zur Seite stand. Ueberhaupt benutzte er, von Natur mit trefflichen Anlagen ausgerüstet und bei seinem lebendigen Geiste die kurze Zeit seines akademischen Studiums sehr gewissenhaft und eifrig, daß er, mit vielen und mannichfachen Kenntnissen bereichert, die Universität verließ. Bei seinem Abgange wurde er zum Ehrenmitgliede der mineralogischen Societät in Jena ernannt. Im J. 1812 konditionirte er als Pharmaceut in Weiden. Im J. 1813 ergriff ihn, nachdem er kurz vorher die Verbindlichkeit zum Kriegsdienst als Ausländer nicht anerkannt hatte und auch freigesprochen ward, die Liebe zum deutschen Vaterlande so sehr, daß er freiwillig sich meldete, um im Befreiungskriege gegen Frankreich zu dienen. Am 25. Jan. 1814 trat er förmlich als Kadett ein, obwohl er früher schon hätte Officier werden können. Bald wurde er als Sekondjäger im Jägerbataillon des vormaligen Rezatkreises verwendet; aber sein Plan, sogleich nach Frankreich mit zu ziehen, scheiterte; er mußte beim Reservekorps bleiben und wurde nach Wallerstein zum Kreiskommando beordert, wo er auf dem Bureau des Kreiskommandanten, Fürsten von Wallerstein, 10 Monate lang verwendet wurde. Er sammelte sich dort unter fleißigem Studium der Kriegswissenschaft viele praktische und technische Kenntnisse, war streng im Dienste, zuverlässig in allen ihm übertragenen Geschäften und bieder im Wandel. Zum Officier wiederholt vorgemerkt, machte er den Feldzug gegen Frankreich im Jahr 1815 mit und wurde am 23. Juni 1815 zum Lieutenant ernannt. Nach geendigtem Feldzuge, für welchen auch ihm das Armeedenkzeichen zu Theil wurde, blieb er bis zum 1. April 1816 beim freiwilligen Jägerbataillon des Rezatkreises; von da bis zum 1. Febr. 1826 war er beim königl. 2. Jägerbataillon; sodann, nachdem er bei der Verlegung dieses Bataillons nach Landau von dem Mitmarsch auf sein Ansuchen wegen öfteren Garnisonswechsels und seiner nicht lange vorhergegangenen ehelichen Verbindung dispensirt worden war, wurde er in das neuerrichtete 4. Jägerbataillon

versetzt und kam von da am 1. August zum 13. Linieninfanterieregimente zu Baireuth, nunmehr Friedrich Hertling genannt. In demselben Regimente wurde er am 29. August 1837 zum Oberlieutenant befördert. Er lebte in den Garnisonen zu Ansbach, Würzburg, Straubing, München, Ingolstadt, Neuburg, Landshut und Baireuth. In den beiden letztern Garnisonen wurde ihm der Dienst eines Platzingenieurs anvertraut. Von seinen Familienverhältnissen verdient erwähnt zu werden, daß er am 26. Sept. 1824 sich verehelicht hatte. Seine ihm am 3. Dec. 1838 im Tode vorausgegangene und neben seinem Grabe ruhende Gattin hieß Euphrosine Sabina, war eine geb. Flechtner, Pfarrerstochter aus Nerolingen bei Weißenburg in Mittelfranken. Aus dieser Ehe sind zwei Töchter vorhanden. Er war ein treuer Gatte und besorgter Vater seiner beiden lieben Kinder, jedoch wünschte er bei seiner großen Anhänglichkeit an Eltern und Geschwister denselben nach langjährigem Entferntwohnen und öfterem Garnisonswechsel wieder näher zu kommen und erwirkte deshalb seine Versetzung nach Baireuth im Jahre 1833, wo er seine Mutter und Schwester und zwei Brüder wußte und auch von diesen herzlich empfangen und in deren Familienkreisen freundlich mit den Seinigen aufgenommen wurde. Dieses schöne Familienleben wurde leider bald gestört durch den Tod seiner Mutter im J. 1834, so wie durch die Beförderung seines ältesten Bruders als Professor nach Berlin im J. 1835, besonders aber durch den frühen Tod seiner Gattin im J. 1838. Er führte mit seinen beiden von ihm heißgeliebten Kindern ein stilles, wahrhaft gemüthliches Leben, sorgte für deren geistiges und leibliches Wohl mit einer seltenen Aufmerksamkeit und suchte, wenn es nöthig war, Rath und Trost und Beistand in der Familie seines noch in Baireuth lebenden Bruders *), welchem er von früher Jugend an mit der innigsten Liebe ergeben war. So lebte er still, anspruchslos und zufrieden dahin, seine Gesundheit war, mit Ausnahme eines bedeutenden Kopfleidens in seinem 15. Lebensjahre, immer fest und dauerhaft, bis ihn ein Gichtleiden überfiel. Die Krankheit wurde nicht für bedeutend erachtet und schien einen regelmäßigen Gang zu nehmen, als plötzlich eine Gehirnentzündung hinzukam und diese nach wenigen Stunden seinem theuren Leben ein Ziel setzte. So endigte das Leben eines Mannes, welcher als Mensch in hohem Grad achtungswerth war, als Christ durch ächt religiöse Gesinnungen und durch sehr

---

*) Ein Bruder von ihm ist Prediger zu Oßmannstedt bei Weimar, ein anderer Advokat zu Apolda.

fleißigen Kirchenbesuch sich ausgezeichnet und in seinem Berufe vielfache Verdienste sich erworben hatte. Bei seinen trefflichen Geistesfähigkeiten, bei schneller Fassungskraft und glücklichem Gedächtnisse, verbunden mit einer nicht gewöhnlichen Ausbildung seines Geistes und Herzens, war er klar und kräftig in seinem ganzen Wesen, voll gesunder Urtheilskraft, umsichtig, aber doch schnell und fest entschlossen in allen seinen Handlungen, ein tapferer Krieger und im Frieden wahrhaft friedlich gesinnt gegen Jedermann, ein biederer, zuverlässiger Kriegskamerad, ernst und streng in seinem Dienst, aber mild und billig in allen seinen Urtheilen und dabei bescheiden in seinen Ansprüchen; seinem Monarchen bis in den Tod ergeben, unbedingt gehorsam seinen Vorgesetzten und rastlos eifrig und pünktlich im Vollzug aller an ihn ergangenen Befehle und Aufträge; dabei ein gewandter Geschäftsmann, übrigens ein musterhafter Haus- und Familienvater, voll zärtlicher Liebe gegen die Seinigen, tief durchdrungen von ächter Bruderliebe, ein warmer Freund ohne Falsch, stets heiter und selbst liebenswürdig im Umgange, glücklich und zufrieden sich fühlend im Zirkel einzelner guter Freunde, größeres Geräusch der Welt vermeidend, dabei wohlwollend und freundlich gegen Jedermann und besonders im Stillen sehr wohlthätig gegen Arme und Bedrängte, welche nie vergebens an seine Thüre klopften, namentlich gegen dürftige, den höhern Studien sich widmende Jünglinge, für welche er stets eine besondere Vorliebe hegte.

* 22. Johann Lorenz Greiner,

Besitzer der Ferstl'schen Buchhandlung zu Grätz;

geb. den 21. Sept. 1781, gest. den 13. Jan. 1841.

Greiner, geboren in Grätz, war der Sohn eines k. k. Ingenieurofficiers, der unter Kaiser Joseph II. nach Polen gesandt, dort kurz nach seiner Ankunft starb. Die Witwe vermählte sich in der Folge mit einem Schulmann in Hitzendorf nicht weit von Grätz. Dort sah zufällig Franz Ferstl, Buchhändler in Grätz, den damals vierjährigen G. und fand an dem muntern Knaben ein solches Wohlgefallen, daß er ihn zu sich nahm und weil seine Ehe kinderlos war, ihn für seinen eigenen Sohn adoptirte. G. genoß die beste Erziehung, er wurde mit aller Sorgfalt behandelt, besonders Ferstl's Gemahlin war ihm mit aller Liebe zugethan. Im Jahr 1794 kam G. auf das Gymnasium in Grätz und im J. 1800 auf das Lyceum daselbst. Durch seine vortreffliche Auffassungsgabe und ein ungewöhnliches Gedächtniß, die seine Studien sehr erleichterten, machte er überall schnelle

Fortschritte und erhielt am Schlusse seiner Studien das Diplom eines Magisters der Philosophie. Mit dieser wissenschaftlichen Bildung ausgerüstet, trat er im J. 1802 in die F. Ferstl'sche Buchhandlung ein, wo er auch, mit Ausnahme des Jahres 1806, während welcher Zeit er bei Göbhard in Bamberg konditionirte, bis zu seinem Ende ununterbrochen arbeitete. Am 6. Sept. 1808 verm. sich G. mit Josephine Drasenberger, der Tochter aus einem der angesehendsten Handlungshäuser jener Zeit in Grätz. Nach dem am 3. Dec. 1821 erfolgten Absterben Franz Ferstl's trat G. als Adoptivsohn die ererbte Buchhandlung für seine Rechnung an. Diese Handlung ist eine der ältesten in der österr. Monarchie, denn sie wurde schon im J. 1690 durch M. Veih und M. Rieger in Augsburg als Filiale etablirt und im J. 1779 von Franz Ferstl übernommen; sie ist auch eine der lebhaftesten Handlungen, ihre weite Ausdehnung verdankt sie ihren wackern Besitzern, die mit besonderer Gewandtheit und stets gleicher Liebe im Geschäfte gewirkt haben. Im J. 1825 gründete G. unter seiner Firma eine Kunst=, Musikalien= und Papierhandlung. Ein unermüdeter Fleiß, eine rastlose Thätigkeit bildeten seinen Hauptcharakter, er sorgte stets mit allem Eifer für seine Geschäfte, in denen er selbst thätig mitwirkte; als Officier des Grätzer Bürgerkorps erwarb er sich besonders in jener wichtigen Epoche der französ. Invasion im Jahr 1809 große Verdienste, als Bürger wurde er allgemein geachtet und geschätzt, alle öffentlichen Unternehmungen und gemeinnützige Anstalten war er stets bereit nach Kräften zu unterstützen. Eine sehr schmerzliche Krankheit legte ihn im Sommer 1840 aufs Krankenlager, das er auch nicht mehr verließ. Er hinterließ nebst seiner Gattin 2 Söhne und 3 Töchter. Die Witwe führt beide Geschäfte, sowohl Buch= als Kunsthandlung unter den alten Firmen fort, zu deren Leitung sie W. Heß die Prokura gegeben.

* 23. Amalie,

Gemahlin des Prinzen Eduard von S.=Altenburg, k. baier. Generalmajors und Brigadiers der ersten Armeedivision zu München, geborne Prinzessin von Hohenzollern=Sigmaringen;

geb. zu Sigmaringen den 30. April 1815, gest. ebend. den 14. Jan. 1841.

Wenige Monate über 5 Jahre nur sollte der glückliche Ehebund zwischen zwei gleich ausgezeichneten fürstl. Personen währen, welche durch beiderseitige Tugenden und Herzens=

vorzüge ganz für einander und für ihre hohen Familien geschaffen waren, denn der 25. Juli 1835 war der feierliche Vermählungstag in der bräutlichen Vaterstadt Sigmaringen. Einige Wochen darnach reiste das neuvermählte Fürstenpaar von Ansbach, der damaligen Garnisonsstadt des Prinzen, nach Altenburg und zwar zunächst auf das herzogl. Jagdschloß Hummelshain bei Cahla, wo der Herzog Joseph, Bruder des Prinzen Eduard, so wie der Hof sich aufhielt. Am 23. August trafen sie dort ein und am 25. August zog die hohe Familie in Begleitung der Königin von Baiern und anderer hohen Verwandten, freudig begrüßt von den Städten Ronneburg und Schmölln, von Burkersdorf aus begleitet von der glänzend berittenen Bauernschaft des altenburgischen Amtsbezirks und einer Anzahl ebenfalls berittener Bürger der Residenz, an welche sich bei der unweit des Schießhauses erbauten Ehrenpforte das Schützenkorps der Residenzstadt in 2 Abtheilungen anschloß, in die Stadt Altenburg und das dortige Residenzschloß ein. Unter Ueberreichung von Festgedichten brachten Bürger- und Bauernschaft den bis zum 21. Sept. unter verschiedenen veranstalteten Festen verweilenden Neuvermählten ihre Glückwünsche dar. Seit dem Einzuge des verst. Herzogs Friedrich von Hildburghausen *), am 23. Nov. 1826, hatte Altenburg ähnliche Festtage nicht gesehen. Mit welcher treuen, zärtlichen Liebe die neue Tochter des Hauses S.-Altenburg ihrem Gemahl und später ihren Kindern ergeben war, hat in Altenburg, so wie in Sigmaringen freudige Anerkennung gefunden. Sie starb am oben genannten Tage in Folge der vierten Entbindung in den Armen ihrer hohen betagten Eltern und hinterläßt dem fürstl. Witwer 4 Kinder: Therese, geb. den 21. Dec. 1836; Antoinette, geb. den 17. April 1838; Ludwig, geb. den 24. Sept. 1839; Johann, geb. den 8. Jan. 1841.

24. Dr. Ignaz Döllinger,

Professor der Medicin zu München;

geb. den 24. Mai 1770, gest. den 14. Jan. 1841 **).

D. wurde in Bamberg geboren. Sein Vater, gleichen Vornamens mit ihm, war Leibarzt des Fürstbischofs Franz Ludwig v. Erthal und Professor in der medicinischen Fakul-

*) Dessen Biographie siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 261.

**) Nach: Rede zum Andenken an Dr. Ignaz Döllinger in der zur Feier des Allerhöchsten Namens- und Geburtstages Sr. Maj. des Königs am 25. August 1841 gehaltenen öffentlichen Sitzung der kön. baier. Akademie der Wissenschaften vorgetragen von Dr. Ph. Fr. v. Walther. München 1841.

tät der dortigen Universität. Da auch sein Oheim, seines Vaters einziger Bruder, Apotheker in Aschaffenburg war, so scheint die Richtung auf Natur- und Heilkunde in D.'s Familie schon ein stehender Typus gewesen und erblich fortgepflanzt worden zu seyn; wie er sich auch noch in zweien Söhnen von unserem D. als solcher erhalten hat und wie wir dasselbe in Franken auch sonst in andern dort berühmt gewordenen Asklepiadenfamilien, den Sieboden, Gottharten, Marken 2c. wiederfinden. Dadurch, so wie nicht minder durch wahren innern Beruf, war für ihn die Wahl des ärztlichen Standes zum voraus entschieden. Sein Vater, welcher bei stets wohl erhaltener Gesundheit und ungeschwächter Berufsthätigkeit das hohe Lebensalter von 79 Jahren erreichte und selbst ein geachteter Arzt und Universitätslehrer war, konnte die ersten Studien und die gelehrte Erziehung des Knaben und Jünglings in der angegebenen Richtung selbst leiten und er ließ sich dies mit emsiger Sorgfalt angelegen seyn. Der Gymnasialunterricht war damals in Bamberg, so wie in andern deutschen geistlichen Fürstenthümern, Würzburg, Salzburg, 2c. wohl beschaffen und D. nahm an demselben mit dem besten und entsprechendsten Erfolg Antheil. Durch ihn gehörig vorbereitet ging er zu den Universitätsstudien in seiner Vaterstadt über und widmete sich zuerst den philosophischen, mathematisch-physikalischen und den naturwissenschaftlichen Disciplinen in ihrem ganzen Umfange. Also wohl vorbereitet hatte D. schon an der Universität Bamberg das medicinische Fachstudium begonnen. Er begab sich aber, um dasselbe fortzusetzen, bald an die Hohe-schule nach Würzburg, wo dasselbe unter den Auspicien des wissenschaftliebenden und sehr menschenfreundlich gesinnten Fürstbischofes Franz Ludwig v. Erthal herrlich aufzublühen begann und bereits Männer, wie Kaspar Siebold, Pickel, Thomann unter seinen Lehrern zählte. Dieser vortreffliche und wahrhaft edle Fürst, von welchem besonders alle der Kranken- und Armenpflege gewidmete milde Stiftungen in Bamberg (z. B. das dortige einzig schöne und in seiner Art vollkommene Krankenhaus) theils neu errichtet, theils erweitert, verbessert und auf das großmüthigste, wahrhaft fürstlich dotirt und mit pekuniären Hilfsmitteln reichlich ausgestattet wurden, erwies sich dem jungen D. als ein besonderer Gönner und Wohlthäter. Er hatte dem hoffnungsvollen und viel versprechenden Sohne seines Leibarztes die pekuniären Mittel verliehen, um seine Studien an den Universitäten und klinischen Anstalten in Wien und Pavia fortzusetzen und zur Vollendung zu bringen. In Wien hatte

damals die Stollische Schule ihre höchste Entwicklung erreicht: Barth glänzte als Anatom und Stifter der deutschen ophthalmiatrischen Schule und sein Schüler Prochasca fing bereits an sich auszuzeichnen. Ohne Zweifel hat von diesem D. die später mit solchem Erfolg ausgeübte und weiter ausgebildete Kunst der Einspritzung der feinern Gefäße erlernt. Ganz besonders aber zog damals die Schule von Pavia alle jüngern deutschen Aerzte durch den Ruhm der an ihr wirkenden Lehrer und durch den Umfang und die Großartigkeit ihrer Unterrichtsanstalten an. Auf den deutschen Universitäten fehlte es noch beinahe ganz und überall an klinischen Instituten und obgleich in ihrem Schooß eine reiche medicinische Gelehrsamkeit fruchtbringend gepflegt wurde, so war der Unterricht wegen des Mangels an Sammlungen und Instituten nicht anschaulich — nicht lebendig eindringend: er blieb todt und scholastisch. Für die Schule erlernten die Zöglinge Vieles, für das Leben und die Ausübung sehr Weniges. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen waren kleine Raritätenkammern, in welchen die sparsam vorhandenen Naturkörper mit ethnographischen Gegenständen und mit einigen physikalischen Apparätchen buntscheckig gemengt waren. Auf den anatomischen Theatern, welche in sehr entlegenen, fast unzugänglichen Oertlichkeiten, z. B. eben in Bamberg in einem Keller des Zuchthauses, angelegt waren, fehlte es, ohngefähr so wie noch jetzt auf den medicinischen Hospitalschulen in England, an der nöthigen Anzahl von menschlichen Leichnamen. Klinische Hospitäler gab es beinahe nirgendswo; dieselben sind an deutschen Universitäten überall erst später in ihrer Wichtigkeit und Nothwendigkeit richtig erkannt worden: sie hatten und haben zum Theil noch jetzt mit zahlreichen nicht leicht besiegbaren Hindernissen zu kämpfen, welche ihnen das Vorurtheil und die Abneigung des niedern und vornehmen Pöbels, Mangel an Geld und Fundationsvermögen, besonders aber an Einsicht und wahrem Verstand und selbst das Widerstreben der Professoren aus andern, den sogenannten positiven, Fakultäten, die in den akademischen Senaten und Verwaltungsausschüssen das Uebergewicht zu behaupten und das große Wort zu führen pflegen — hemmend entgegensetzten. Wieder leuchtet hierbei das Beispiel des großen Franz Ludwig glänzend voran, welcher auf seinen beiden Landesuniversitäten Würzburg und Bamberg die klinischen Anstalten früher und reicher ausgestattet ins Leben rief, als dies z. B. an den Universitäten des nördlichen Deutschlands geschah; wodurch jenen vor diesen in der mittlern Zeit eine große Celebrität und Affluenz gerade für das medicinisch-

chirurgische Studium zu Theil wurde, die jetzt noch nicht ganz aufgehört hat. Damals aber, in der frühern Zeit, war diese Affluenz nach der Lombardei und vor allen gegen die Schule von Pavia gerichtet, wo die Wissenschaften nach Josephinischen großartigen Entwürfen unter der Regierung des Kaisers Leopold schöne Blüthen entfalteten, die klinischen Anstalten in ausgedehnten, viele Kranke umfassenden und prachtvoll eingerichteten Hospitälern bereits zu einer herrlichen Entwicklung gediehen waren und wo der große Johann Peter Frank und Antonio Scarpa als klinische Lehrer des ersten Ranges glänzten. Alle fähigen Geister unter den jüngern deutschen Aerzten, wenn ihnen die pekuniären Hilfsmittel zu Gebot standen, strebten in die klinische Schule von Pavia aufgenommen zu werden und sie rühmten sich später mit Stolz, aus derselben hervorgegangen zu seyn. D. verblieb in Pavia, bis im J. 1793 in den Stürmen der Revolutionskriege und der sie begleitenden Staatenumwälzungen die Vorlesungen dort geschlossen werden mußten. D. war nach Deutschland und zunächst in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wo er im J. 1794 die Doktorwürde erhielt *) und wenige Wochen nachher zum Professor in der medicinischen Fakultät der dortigen Universität ernannt wurde. Er trat nun in diejenige ehrenvolle und ruhmverleihende Laufbahn ein, für welche ihn unverkennbarer, wahrer, innerer Beruf und die erfolgreich gemachten Vorstudien für seine ganze Lebenszeit entschieden. — Ehe wir es unternehmen, dasjenige, was er als Universitätslehrer Wichtiges und Rühmliches geleistet, in einfacher Erzählung und ungeschmückter Rede zu schildern — scheint es uns zu dessen besserem Verständnisse nothwendig, seine Persönlichkeit, wie sie sich im Laufe eines langen Lebens gebildet und befestigt hat, in kurzen Zügen und Andeutungen darzustellen. D. besaß bei einer trefflichen Entwicklung der höhern Sinnesorgane und einer damit zusammenhängenden sehr präcisen, scharfen und sinnigen Auffassungsgabe, bei einem umfangreichen und treuen, wenn auch nicht erstaunungswürdig großen, Gedächtniß einen durchaus klaren Verstand, logisch geordnete feste Begriffe, ein sehr bestimmtes, scharf treffendes und richtiges Urtheil — einen nicht gemeinen, sondern tief eindringenden, oft bei gegebener Gelegenheit bewunderungswürdigen Scharfsinn. Witzig war er besonders im polemischen Tadel bis zur sarkastischen Verspottung unbestimmter, hohler, gehaltloser, schwankender,

*) Er schrieb eine Dissertation: „De cognoscendis et curandis simplicibus corporis humani affectionibus. Bambergae 1794."

halb wahrer und schlecht ausgedrückter Meinungen, über welche er ein unerbittlich strenges Gericht zu halten pflegte. Sein hervorragendes Talent war das intuitive. Er zeichnete in wissenschaftlichen Darstellungen scharf und in stets richtigen Umrissen, wenn ihm auch die Pracht der Farben versagt war. Seine Einbildungskraft war lebendig hervorbringend, aber kalt und ohne Wärme. Er fühlte das geistige Bedürfniß der Forschung nach den letzten Gründen der natürlichen Dinge, wenn ihm auch die Ideen oder vollkommenen Begriffe derselben nicht überall mit voller Klarheit einwohnten. Bei dieser geistigen Organisation war er ganz zum Naturforscher geschaffen. Seine Art und Weise erinnerte in Etwas an Sömmering *) und Scarpa. Mit jenem hatte er die sinnige, bestimmte, scharfe und korrekte Auffassung, mit diesem die umfangreiche, geistvolle Uebersicht und den höhern Schwung der Gedanken gemein. Er näherte sich jedoch mehr dem ersten als dem zweiten, wenn er auch keinen von ihnen ganz erreichte. Beide waren seine ältern Zeitgenossen; sie gehörten unter die hervorragendsten Persönlichkeiten unter den Anatomen seiner frühern Zeit; sie konnten daher nicht ohne anregenden und belebenden Einfluß auf einen empfänglichen Geist, wie der seinige, bleiben. Antonio Scarpa war in Pavia sein Lehrer, Sömmerring sein unmittelbarer Amtsvorfahrer in München gewesen und vielleicht haben selbst unter dessen unmittelbaren Schülern wenige deutsche Anatomen aus Sömmerring's Schriften ein so genaues, gründliches und eindringendes Studium gemacht, als D. Bemerkenswerth ist auch eine bei der Leichenöffnung vorgefundene große Aehnlichkeit und Uebereinstimmung im Baue des Hirnes zwischen Döllinger, Sömmerring und Cuvier. Diese bezieht sich besonders auf die vordern Lappen des großen Gehirns, welche zu den intelligenten Seelenverrichtungen wohl jedenfalls in einer nähern Beziehung stehen. Bei D. waren die Windungen in diesen Hirnlappen zahlreicher, als sie sonst zu seyn pflegen, daher kürzer und weniger breit, auch in beiden seitlichen Hirnlappen, unter sich verglichen, auffallend weniger symmetrisch: — die Furchen zwischen ihnen gleichfalls zahlreicher und tiefer. Die Riechnerven und die Sehnerven bis zur Dekussationsstelle mehr als gewöhnlich breit und dick, das Chiasma selbst gleichfalls mehr entwickelt. Aehnliche Bildungsverhältnisse wurden früher bei Sömmerring und Cuvier bemerkt. — D. war ein philosophischer Naturforscher, welchem eine gedankenlose Empirie

*) Dessen Biographie siehe im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 206.

und die müssige Zusammenschleppung von halb zuverlässig beobachteten Thatsachen nicht genügen konnte. Nur durch jene philosophische Kraft und Gediegenheit war es ihm möglich, in der Naturwissenschaft dasjenige zu leisten, was er wirklich geleistet. Auch fand diese seine Richtung selbst bei jenen Genossen, welche die Gedankenlosigkeit beinahe zum Princip der Naturforschung gemacht zu haben scheinen, eine Art von negativer Anerkennung, indem sie ihm dieselbe wegen sonstiger unbestreitbarer Tüchtigkeit wenigstens verziehen und nicht mit ihm darüber zu rechten wagten. Ein sehr schönes und vollgiltiges Zeugniß des D. einwohnenden philosophischen Geistes und der nur durch diesen zu erlangenden klaren Uebersicht über das ganze weite Gebiet des menschlichen Wissens legte derselbe in seiner Druckschrift über das Wesen der deutschen Universitäten *) ab, welche 1819 in einer für diese sehr drangvollen Zeit voll übelwollender Anfeindung und Verdächtigung erschien, welche sich würdig an die Schriften von Schleiermacher **), Savigny, Dahlmann und anderer anschließt und neben diesen einen ehrenvollen Platz behauptet. Noch jetzt sind D.'s Aeußerungen über das Universitätswesen beherzigenswerth und seine Darstellung des innern Zusammenhanges aller Wissenschaften unter sich wohl für ewige Zeiten giltig. D.'s starker und kräftiger Geist wohnte in einem gleichfalls starken und kräftigen Körper. Dieser schien für eine sehr lange und das gwöhnliche Maas weit überschreitende Lebensdauer gebildet zu seyn. Auch wurden in seiner Leiche alle Eingeweide und innern Organe, mit Ausnahme eines Einzigen, bei dem schon 71jährigen Greise noch unversehrt und vollkommen funktionsfähig angetroffen, so daß sie ohne den jenem Eingeweide durch ein zufälliges und vorübergehendes Ereigniß eingepflanzten Krankheitskeim noch mehrere Decennien lang hätten ausdauern und durch ihre Funktionen den Lebensproceß unterhalten können. Sein Temperament war das cholerische, fast ohne Beimischung der übrigen Temperamente, so wie dasselbe überhaupt das Temperament der in der Wissenschaft ausgezeichneten und der thatkräftigen Männer zu seyn pflegt. Sind auch an seiner Wiege nicht die Grazien gestanden, so haben doch die Musen ihm ihre Huldgaben nicht versagt und vor andern hat die strenge Minerva seiner Stirn ihr leuchtendes Siegel aufgedrückt. Seine Gestalt war Achtung gebietend.

*) Betrachtungen über das Wesen der deutschen Universitäten. Würzburg 1819.

**) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 125.

Seine Selbstdarstellung kräftig, bestimmt und ausdrucksvoll. Gegen die ursprüngliche Energie seines Charakters und ganzen Wesens kontrastirte sonderbar in den spätern Jahren seines Lebens eine gewisse Unsicherheit und Zurückhaltung, welche ihn kräftig und entscheidend aufzutreten hie und da hinderte. Aber diese negativen Eigenschaften gingen nicht aus seinem innern Wesen hervor, sondern sie waren ihm von außen durch erlebte Mißerfolge und kränkende Erfahrungen aufgedrungen. Auch waren sie, indem sie ihn hinderten, aus der reichen Fülle seines Geistes und Gemüthes zu spenden, vielleicht die Ursache davon, daß er nicht überall ganz jene Anerkennung fand, welche er in so hohem Grade verdiente. Unter vertrauten Freunden und ihm treu ergebenen Schülern zeigte sich keine Spur von jener kalten und falschklugen Zurückhaltung. — Eigentlich und im Grunde genommen war D. eine durchaus kräftige, kompakte, in sich abgeschlossene Natur, ein Mann von eigenem Schrot und Korn, eine Individualität, welcher man, ohne ihren bessern Theil zu verderben und zu zerstören, nichts hinzufügen und nichts hinwegnehmen konnte. Er galt daher für unantastbar und es herrschte eine Art von Pietät gegen ihn unter Schülern, Amtsgenossen und selbst Vorgesetzten. Seine schroffen Außenseiten, die sich in spätern Jahren mehr entwickelten, waren auch eigentlich nicht verletzend und Jedermann nahm ihn gern und bereitwillig ganz so, wie er sich gab. Hinter einer gewissen scheinbaren Härte verbarg sich bei ihm doch ein weiches, für sanfte Eindrücke und Rührungen empfängliches Gemüth. Er liebte die Poesie und die bildende Kunst, sowohl die plastische als die malerische. — Er las gern die Werke der Dichter, unter den deutschen besonders jene von Goethe*) und Tieck: er behauptete nach dem ersten seinen Styl und seinen schriftlichen und mündlichen Vortrag gebildet zu haben und ihm die Klarheit und Kraft desselben, deren er sich bewußt war, zu verdanken. — Tieck's Dichtungen versetzten ihn in eine angenehme Erregung seiner lebhaften aber kalten Phantasie und er war im Besitz einer kleinen Sammlung von nicht werthlosen Gemälden, besonders von Genrebildern. Seine großen geistigen Anlagen entwickelten sich, wie dies eben geschehen konnte, unter den ihn umgebenden äußern Umständen und Verhältnissen. Er hat den größten Theil seines Lebens in kleinen Städten und in untergeordneten, etwas beschränkten Lebensverhältnissen, auf der Studirstube und auf anatomischen Theatern zugebracht. Daher

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

kam es bei ihm nicht zu einer durchaus freien Weltbildung, zu einer umfassendern Weltansicht und zu einer ganz klaren und präcisen Auffassung der mundanen und socialen Verhältnisse und Beziehungen. Er theilte hierin das Schicksal der meisten deutschen Gelehrten, welchen ähnliche Ursachen sonst öfters sogar das Ansehen der Eckigkeit, Steifheit und Pedanterie verleihen; da man hingegen die Gelehrten anderer Nationen sich freier und mit dem entschiedenern Ausdrucke der Ebenbürtigkeit in den socialen Vereinigungen der höhern Stände, ohne die jenen zukommende Verlegenheit, bewegen sieht. — Aber D. war eben ein tüchtiger Gelehrter ganz im deutschen Sinn und auf deutsche Weise. Gründlichkeit des Wissens zeichnete ihn vor vielen andern aus. Er hatte eine wohl bemessene, gelehrte Erziehung erhalten, war in alten und neuen Sprachen gründlich unterrichtet. Er hatte seinen Universitätsstudien eine gute philosophische Grundlage gegeben und er war in allen Theilen der Naturwissenschaft wohl orientirt. Er war im Stande, früher in Würzburg, so wie es das Bedürfniß und der von ihm immer sehr berücksichtigte Wunsch der Studirenden erforderte, Vorlesungen über einzelne Theile der Naturwissenschaft, auch über solche, welche von seinem eigentlichen Lehrfach in größerer Entfernung lagen, zu halten. Er las mit Beifall und Erfolg Experimental-Chemie. Außer der Zoologie, welche wegen ihres Zusammenhanges mit der Zootomie ihm ohnehin sehr genau bekannt war, betrieb er auch mit vielem Fleiße Mineralogie und Botanik. Er sammelte sehr eifrig für die erste und besaß früher ein nicht unbedeutendes Mineralienkabinet, welches er später käuflich durch Vermittlung an Herrn v. Leonhard in Heidelberg überließ. Mit Zugrundlegung dieser Mineraliensammlung las er in Würzburg Einmal zu Gunsten seines ältesten Sohnes, welcher eben die Universität bezog, ein Kollegium über Mineralogie, an welchem er auch andere Studirende Theil nehmen ließ. — Die erste von ihm herausgegebene Druckschrift behandelte übersichtlich einen wichtigen Theil der Mineralogie *). In der Pflanzenkunde besaß er sehr vorzügliche Kenntnisse und er nahm an den Fortschritten dieser anziehenden Wissenschaft bis ans Ende seiner Tage den lebhaftesten Antheil. Er liebte es, von Würzburg aus in Begleitung von eifrigen Studirenden botanische Exkursionen zu machen und er hatte ein zahlreiches und werthvolles Herbarium zusammengebracht. Noch in seinen letzten

*) Ueber die Metamorphose der Erd- u. Steinarten aus der Kieselreihe. Erlangen 1803.

Lebensjahren beschäftigte er sich sehr angelegentlich mit den Laubmoosen und er besaß von ihnen eine selbst angelegte Sammlung, welche eine vorzüglich reiche, ausgesuchte und bestgeordnete ist. Er suchte von allen Seiten her Beiträge und Bereicherungen für sie durch Schenkung, Kauf und Tausch zu erhalten und er wurde hierbei von seinen in allen Welttheilen zerstreut lebenden Söhnen kräftigst unterstützt. Seine werthvolle Sammlung von Laubmoosen ist durch Schenkung an den Professor Zuccarini übergegangen. Lust und Liebe zu diesem Zweige der Botanik behielt er bis zu seinem Lebensende: er war unermüdet im Einsammeln, Untersuchen, Zergliedern und Bestimmen der Laubmoose, zu einer Zeit, wo er für andere ihm näher liegende wissenschaftliche Arbeiten keinen Sinn mehr hatte und diese keinen Anklang bei ihm fanden. Merkwürdig ist die Uebereinstimmung zwischen ihm und dem berühmten, als genialer Arzt und Diagnostiker so sehr ausgezeichneten, verst. geheimen Rathe Heim *) in Berlin, welcher zu hohem Lebensalter gelangt, in seinen letzten Jahren, nachdem er sich aus seinem natürlichen Elemente, der medicinischen Praxis, ganz zurückgezogen hatte und nicht nur in Altersschwäche, sondern selbst in eine gewisse senile Geisteszerrüttung verfallen war, sich noch eifrig und angelegen mit den Moosen beschäftigte und für die Ordnung und Bestimmung dieser Kryptogamen klaren und richtig auffassenden Sinn behielt, als dieser bereits für jeden andern wissenschaftlichen Gegenstand getrübt und selbst irre war. D.'s Kenntnisse und Verdienste in der Botanik wurden dadurch geehrt und öffentlich anerkannt, daß Nees v. Esenbeck **) eine Pflanzengattung aus der Familie der Astereen nach seinem Namen benannte, welche auch Decandolle in dem Prodromus des natürlichen Systems des Pflanzenreichs beibehielt, aber durch die Abreißung einiger von Nees dahin eingereihten von ihm zu zwei andern Gattungen gezogenen Arten verstümmelte. — Wenn D. auch in andern naturwissenschaftlichen Fächern wohl bewandert war, so koncentrirte sich doch seine geistige Thätigkeit hauptsächlich in der Anatomie und Physiologie. In der ersten betrieb er sowohl die menschliche, als die vergleichende, weniger die pathologische: — in der zweiten war seine Richtung eine eigenthümliche, höchst bedeutungsvolle, eine nähere Bezeichnung hier vor allen erfordernde. — Seine Leistungen in beiden so enge verbundenen Fächern waren zweifach: — erstens als

---

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 705.
**) — — — 15. — — — S. 1042.

Universitätslehrer im mündlichen Vortrage, zweitens in schriftstellerischen Mittheilungen an das größere Publikum. Ohne Zweifel prävaliren seine Leistungen in erster Beziehung bei weitem über jene in der zweiten. Er hat zwar zu den Fortschritten der Wissenschaft auch durch diese wesentlich beigetragen; — allein noch mehr, als durch seine eignen Druckschriften brachte er diese Wirkungen durch die spätern Leistungen seiner Schüler hervor, auf welche er höchst anregend einwirkte, ihnen den Geist der Wissenschaft enthüllte, ihren eben gegenwärtigen Zustand, die in ihr noch vorhandenen Lakunen und kontroversen Fragen klar und eindringlich vor Augen legte und sie durch Wort und Beispiel zu eifrigen Forschungen für die Lösung derselben begeisterte. — D. war ganz Professor im deutschen Sinne — ein sehr thätiger, unermüdeter Lehrer. Sein Talent zum Lehren war so groß, daß, indem er für gelehrte Erziehung seiner Söhne eifrige Sorge trug und bei ihr selbstthätig unterrichtend mitwirkte — er manches, was diese erlernen sollten, bei der Insufficienz ihrer Lehrer selbst erst erlernte, um es sogleich wieder an sie zu übertragen. — Er hatte früher über viele und mancherlei medicinische Fächer öffentliche Vorträge gehalten, z. B. Pathologie, Semiotik, selbst specielle Therapie in den Kreis derselben gezogen. Er beschränkte diesen später und in reifern Jahren auf Anatomie und Physiologie. — D. war als Lehrer in jeder Beziehung sehr ausgezeichnet. Vermöge seines durchaus klaren Verstandes, im Besitze logisch geordneter, fester Begriffe, eines scharf treffenden und richtigen Urtheiles, einer großen innern Lebendigkeit — da ihm die Gegenstände seines Lehrvortrages stets geistig gegenwärtig waren und er die Wissenschaft nicht wie eine überkommene und längst fertig gemachte, sondern wie eine eben erst vor den Augen seiner Zuhörer neu entstehende mittheilte, wußte er die Aufmerksamkeit derselben unwiderstehlich anzuziehen, festzuhalten und stets von allen Nebendingen auf das Wesentliche, vom trügerischen Schein auf das Wahre hinzuleiten. Er selbst äußerte: „das Geheimniß seiner Lehrmethode bestehe darin, daß er überall die Hauptsache klar hinstelle, die Nebensachen und Zufälligkeiten aber hinweglasse" — in deren breiter Auseinanderlegung sich junge und ungeschickte, selbst verwirrte und andere verwirrende Docenten vergebens abzumühen pflegen. Des Hauptsächlichen ist nämlich in jeder Lehre nur Weniges: des Zufälligen aber unbestimmbar Vieles. Daher die Einfachheit des guten und die flache Vervielfältigung im schlechten Lehrvortrage. Sein Lehrvortrag war anschaulich, wozu freilich

die Natur der Objekte, womit er sich beschäftigte und die frühe Angewöhnung an diese ihm förderlich waren. Aber er wußte auch in nicht demonstrativen Vorträgen die Gegenstände seiner Behandlung intuitiv darzustellen, so daß die Zuhörer sie zu sehen glaubten. Sein Styl und die ganze Richtung seines hervorbringenden Geistes war mehr plastisch — weniger malerisch. Farbenschmuck, lebhaftes Kolorit, Perspektive und Staffirung fehlten. Eine gewisse Trokkenheit und Eintönigkeit seiner Rede schadeten der Eindringlichkeit ihrer Wirkungen nicht. Ohne große Rednergaben zu besitzen, war er doch ein ausgezeichneter Lehrer, sowohl auf dem Katheder als am Demonstrirtische. Bekanntlich ist die Kathederberedtsamkeit eine ganz andere, als die parlamentäre, die kirchliche Eloquenz und die oratorische in den Gerichtssälen. Die Studenten sind über die erste die besten Richter. Sie besitzen einen natürlichen Instinkt zur Unterscheidung des guten von dem mittelmäßigen Docenten, welcher nicht leicht täuscht und irre führt. Sie übersehen große, selbst ungemessene, mehr zufällige Mängel des Vortrags, wenn derselbe sonst gut, kernhaft und sie geistig anregend ist. Nur derjenige Universitätslehrer ist gut, welchen die Studenten gern hören. Dies war nun bei D. im höchsten Grade der Fall: — sie übersahen bei ihm sehr bereitwillig manche Ecken und Asperitäten und hingen ihrem geliebten und verehrten Lehrer mit treuer Ergebenheit an. Der freie mündliche Vortrag, wie ihn D. fast ohne Zugrundlegung eines Manuscriptes oder Heftes übte, hat eine tief eindringende magische Kraft, deren letzte Ursache ein noch der Forschung würdiges Geheimniß ist. Es ist die Macht des Wortes, welches lebt und belebt, da hingegen der Buchstabe tödtet, eine Schranke und Hemmung des lebendigen Wortes ist. Es gehört zu dem Wesen deutscher Universität, daß zwischen dem Lehrer und den Zuhörern sich gleichsam eine organische Kontinuität bildet, vermöge welcher jener in diese seine Gedanken unmittelbar hineinträgt und sie also die Wissenschaft innerlich suscipiren. Die Anatomie wird gewöhnlich für einen trocknen und wenig anziehenden Lehrgegenstand gehalten, welcher mehr das Gedächtniß als die Einbildungskraft beschäftigt, das erste leicht durch Ueberbürdung belästigt, ohne die zweite lebendig anzuregen. Sie ist dies heut zu Tage nicht mehr, wenn sie histologisch behandelt und wenn die Körpertheile nicht bloß als fertig gemachte und gegebene, sondern in ihrer Evolution, in ihren Metamorphosen, in ihren gegenseitigen organischen und physiologischen Beziehungen dargestellt werden. D. wußte selbst den trockensten Theil der Anatomie,

die Osteologie, zu beleben, durch die geistreiche Art, wie er sie behandelte, ihr sonst den Anfänger abschreckendes Studium anziehend zu machen und dem starren Beingerippe Leben und Bewegung einzuhauchen. Goethe's Ideen über Morphologie hatte er in ihrer tiefern Bedeutung aufgefaßt und indem er von der Wirbelsäule als der Grundlage der ganzen Knochenbildung bei den Wirbelthieren ausging, bei welchen sie den lebendigen Mittelpunkt und dynamischen Schwerpunkt der ganzen Formation darstellt, beschrieb er sehr anziehend ihre blattförmige Entwicklung und Ausbreitung in den Schädel- und Beckenknochen, so wie die Verästung und Verzweigung des Knochenstammes in den Röhrenknochen der aus der Wirbelsäule hervorwachsenden Extremitäten. — D. zeigte sein ganzes Leben lang eine Art von Vorliebe für die Osteologie, welche er, so wie die Splanchnologie, immer selbst vortrug, indeß er andere wichtige Theile der Anatomie dem zweiten Professor überließ. Aus dieser seiner geistreichen Auffassung der Osteologie wird jene Abhandlung: „Ueber die Baukunst und ihre Bedeutung im Staate, erläutert durch die Naturkunde, München 1833," in welcher er die Bauwerke der Völker als das Unvergängliche aus ihrem Leben, nachdem sie längst und sonst spurlos dahin gegangen sind, zum Maasstab ihrer ehemaligen Naturkunde, Industrie, Wissenschaft und Kunst darstellte, so wie die fossilen Knochen der antidiluvianischen Thiere noch jetzt Zeugniß geben von ihrem ehemaligen Daseyn und so wie aus ihnen als den beinahe allein übrig gebliebenen Beweisstücken die Bildung der andern längst zerstörten Körpertheile, ihre ehemalige Lebensweise und selbst ihre Krankheiten noch erkannt werden können. — D. lehrte die Anatomie nicht bloß im Demonstrirsaale, sondern noch mehr, vollständiger, eindringlicher, ich möchte sagen, mit Liebe und gänzlicher Hingebung, in den Secirsälen, in welchen er wie zu Hause war und täglich einen lange fortgesetzten Aufenthalt darin machte. — Er lebte dort ganz unter den Studenten, war gegen sie höchst mittheilend und dadurch besonders belehrend. — Seine größte Freude war es, mit seinen Schülern gemeinschaftlich zu arbeiten. Er leitete nicht nur ihre Secirübungen selbst, sondern er nahm auch beinahe täglich ein- oder mehrere Male die Gelegenheit wahr, diesen oder jenen Körpertheil, welcher eben präparirt wurde, entweder selbst zu demonstriren und die Organe in ihrem Zusammenhange, in der Juxtaposition und in ihren gegenseitigen Verbindungen zu zeigen, oder ihn durch einen Studenten demonstriren zu lassen, was für diesen und für seine Kommilitonen in einer Art von gegenseitigem Unter-

richte besonders bildend und anregend war. In diesem Examinatorium und Repetitorium lernte er die Fähigkeiten, den Fleiß und die bereits gemachten Fortschritte, so wie die Bedürfnisse seiner Schüler genau kennen, — er sah, wo er eingreifen, nachhelfen und berichtigen müsse und er gewann für sich selbst immer mehr an Klarheit und Eindringlichkeit der Lehrmethode. — D. war an drei deutschen Universitäten öffentlicher ordentlicher Lehrer — in Bamberg, seiner Vaterstadt, in Würzburg und in München. In Bamberg lehrte er 9 Jahre lang Physiologie und Pathologie. Das Lehrfach der Anatomie war durch Gotharbt besetzt. Es war die Zeit seiner ersten Entwicklung, noch nicht jene der Reife. Diese Jahre fielen in jene merkwürdige Epoche, wo sich in Bamberg eine sehr berühmte Medicinalschule erhoben hatte, welcher fast alle jungen deutschen Aerzte in größter Anzahl zuströmten. Andreas Röschlaub stand damals in Bamberg auf dem Gipfel seines Ruhmes: — die Pathogenie war erschienen und er gab in rascher Aufeinanderfolge der einzelnen Hefte das Magazin der Heilkunde heraus, in welchem er die Erregungstheorie, eine geistreichere Entwicklung des Brown'schen Systems, in ihren einzelnen Bestandtheilen darstellte, mit großem Scharfsinn und mit gewandter Dialektik alle frühern Systeme der Pathologie und Therapie bekämpfte und gegen sie, scheinbar siegreich, die Erregungstheorie vertheidigte, indem er wenigstens die Gegner fast insgesammt zum Schweigen gebracht hatte. Adalbert Markus, ein genialer, durchaus praktischer Mann von ausgezeichnetem ärztlichen Kunsttalent, in der Göttinger Schule erzogen und mit einem bedeutenden Vorrathe von medicinischer Gelehrsamkeit ausgestattet, erkannte das Unzureichende und Bodenlose der damals gangbaren, auf keiner zoochemischen Grundlage ruhenden Humoraltheorie und eben so der sich auf keine Physiologie und Statik des Nervensystems stützenden Nervenpathologie, so wie der dem Genius der eben herrschenden Krankheitskonstitution nicht entsprechenden Sydenhamischen Antiphlogose und der Stollischen antigastrischen Kurmethode, welche letzte auf keine tiefere Einsicht in das Wesen der Sekretionen und auf keine genauere Kenntniß des Verdauungsprocesses gegründet war. Sein nach wissenschaftlicher Begründung verlangender Geist sehnte sich nach Befriedigung durch neue Theorien, wenn diese sie zu gewähren schienen. Sein richtiger Takt ließ ihn aber bald auch in ihnen das Inkohärente und Ungenügende erkennen und er gab dadurch seinen zahlreichen Gegnern Gelegenheit, ihn der Wandelbarkeit, gewiß nicht mit vollem Rechte, zu beschuldigen. Diese

6 *

Männer, deren Praxis nach dem etwas kümmerlichen und engen Maasstabe des kühnen, über alles hochwegfahrenden Schotten bemessen war, fand D. in Bamberg, als er eben aus der Schule von Pavia zurückgekehrt war, in welcher die beiden Frank und andere italische Aerzte dieselben Lehrsätze, jedoch mit größerer Umsicht und ohne Verzichtleistung auf eine reicher ausgestattete Erfahrung, eben darum auch mit geringerer Konsequenz, bekannten. Die rasche Bewegung und der große Umschwung in den medicinischen Wissenschaften, welchen die von Schottland ausgegangene neue Lehre in Deutschland und in dem den deutschen Impulsen folgenden nördlichen Italien hervorbrachte, indeß die englischen und französ. Aerzte nicht in den wirbelnden Kreis derselben mit hineingezogen wurden, — wäre unbegreiflich, wollte man sie als abgesonderte und vereinzelte Thatsache für sich betrachten. Sie muß aber im lebendigen Zusammenhange mit jener großen Umwälzung aufgefaßt werden, welche damals in den Wissenschaften überhaupt und in dem politischen Leben der Völker begann. Die Erregungstheorie war ein nothwendiger Durchgangspunkt für die Heilkunde, um bald hernach von alten Schlacken gereinigt ihre frühern und unverwüstlichen Goldkörner wieder regulinisch an den Tag zu bringen und zu ihrer jetzigen tiefen Begründung und zur Entwicklung in unermeßlichem Umfange zu gelangen. Wollte man auch behaupten, das Brown'sche System sey rein krapulös, tumultuarisch und selbst krankhafter Art gewesen, so ist zu bemerken, daß auch bei epidemisch herrschenden Krankheiten nicht bloß die schwächern und geringern Widerstand leistenden Naturen, vielmehr öfters vorzugsweise die kräftigern Konstitutionen ergriffen werden und einen heftigern Kampf zu bestehen haben, aus welchem sie aber, wenn sie nicht unterliegen, neu gestärkt und gereinigt, herrlicher hervorgehen. Es gereicht daher dem noch jungen und keineswegs bereits zur vollen Reife gelangten D. kaum zum Vorwurfe, daß auch er Anfangs von der damals herrschenden und alles gewaltsam mit sich fortreißenden Bewegung einigermaaßen ergriffen wurde. Ganz hat er sich derselben niemals ergeben; er besaß einen zu richtigen Sinn und er hatte bereits schon zu viele und ausgebreitete Materialkenntnisse erworben, als daß er nicht die Insufficienz der bloß in quantitativen Messungen einigermaaßen befriedigenden, aber für die qualitativen Verhältnisse ganz inhaltslosen Erregungstheorie hätte einsehen sollen. Er stand daher neben den beiden Archonten der neuen Schule mehr schweigend und in kluger Zurückhaltung; er bearbeitete die Physiologie in Haller'schem Sinn emsig fort

und bildete gegen jene bald sogar eine Art von Opposition, welche freilich, so wie Anfangs jede andere, nicht sehr wirksam seyn konnte und fast unbeachtet blieb. Bald nachdem durch den Reichsdeputationsschluß vom J. 1801 und durch die Säkularisation der geistlichen Fürstenthümer und Stifter Bamberg und Würzburg mit dem Kurfürstenthume Baiern vereinigt worden waren, erfolgte die Aufhebung der Universität Bamberg mit einer in nahe Aussicht gestellten Reorganisation der hohen Schule in Würzburg nach einem großartigen Plan und auf neuen und erweiterten Grundlagen. D.'s Thätigkeit als akademischer Lehrer wurde bei diesen eingetretenen Veränderungen nur für kurze Zeit unterbrochen und im Jahr 1803 erhielt er von der baier. Regierung den Ruf zur Uebernahme einer ordentlichen Professur in der medicinischen Fakultät an der Universität Würzburg. Die Würzburger Schule hatte sich früher unter andern auch durch den eifrigen Betrieb des anatomischen Studiums ausgezeichnet. Der ehrwürdige und in der Geschichte der deutschen Chirurgie ruhmgekrönte Kaspar v. Siebold hatte ein ganzes Menschenalter hindurch die Anatomie daselbst gelehrt: aber nach der Sitte der damaligen Zeit zunächst nur in Beziehung auf operative Chirurgie, in deren noch wenig aufgehelltem Dunkel er die Fackel der Anatomie vorleuchten ließ. Die Anatomie wurde damals in Deutschland — obgleich der große John Hunter bereits längst in England auf dieselbe nicht nur die Physiologie, sondern auch die Pathologie gegründet und in Frankreich etwas später Bichat die ersten wissenschaftlichen Anfänge der Histologie entworfen hatte — noch immer nur descriptiv behandelt und obgleich man die Physiologie sonderbarer Weise bei uns nur für eine Art von höherer und feinerer Anatomie erklärte, wurde doch die letzte wenig in Beziehung auf physiologische Grundfragen bearbeitet und sie gab keine Aufschlüsse über dieselben. Solche Aufschlüsse konnte man unter den damals obwaltenden Umständen von einem beherzten Chirurgen (Chirurgus cordatus), wie Kaspar v. Siebold war, am wenigsten erwarten, — welcher zugleich Lehrer der Chirurgie und der ausgezeichnetste Operateur im südlichen Deutschland war und welchem, wie gesagt, die Anatomie hauptsächlich nur als Fackelträgerin im dunkeln Gebiete des operativen Wirkens erschien. In höhern Lebensjahren hatte Kaspar v. Siebold zuerst das Lehrfach der Anatomie und zuletzt auch jenes der Chirurgie an seinen Sohn Bartel v. Siebold abgetreten, welcher ihm auch in dem zweiten nach seinem Tode folgte. Bartel v. Siebold war gleich seinem Vater ein sehr rüstiger und unternehmender

Chirurg. Er besaß auch eine gewisse Gelehrsamkeit und ausgebreitete Bücherkenntniß. Aber für Anatomie hatte er wenig Sinn und Liebe und unter seinen Händen kam dieselbe an der Universität Würzburg in einen gewissen Verfall, welchen der sehr thätige und technisch-gewandte Prosektor Hesselbach kaum aufzuhalten vermochte. Durch die Berufung des Professors Fuchs von Jena sollte diesem Mangel abgeholfen werden. Allein auch er ging über den Gesichtskreis der Loder'schen Schule, in welcher er erzogen war, nicht hinaus. Er konnte in Würzburg nicht einheimisch werden, kränkelte fortwährend und kehrte nach kaum 1½jährigem Aufenthalte daselbst wieder nach Jena zurück. Da nun der Prosektor Hesselbach bei der Insufficienz der Vorstände immer größern und entschiedneren Einfluß gewann, so war zuletzt die ganze anatomische Anstalt ein stereotyper Abdruck seines eigenen, zwar tüchtigen und jeder Anerkennung würdigen, aber doch beschränkten Wesens geworden und die Anatomie, ihrer höheren Zwecke und ihrer eigentlichen Aufgabe ganz vergessend, verwandelte sich in Würzburg, so wie gleichzeitig in Berlin und Kopenhagen, in eine sehr ausgebildete Technik: in die sonst sehr schätzbare Kunst, korrekt und zierlich die einzelnen Körpertheile zu präpariren und in gefälligen Formen darzulegen. Dabei schien man ganz zu vergessen, daß die Zergliederung überall nur Mittel zum Zweck und nicht selbst Zweck und endliches Ziel der Forschung, daß sie nur eine Vorschule zur Physiologie und durch diese hindurch zur gesammten Medicin sey. Die von der Anatomie ganz getrennte und dadurch ihrer wichtigsten Substruktion und des realen Bodens beraubte Physiologie selbst war in die Hände eines jungen Mannes gekommen, der, obgleich talentvoll und gedankenreich, wenig leisten konnte, weil ihn vor vollendeter geistiger Entwicklung und gediegener Reife in noch frühen Jahren der Tod dahin raffte. Bei längerer Lebensdauer würde Dömmling ohne Zweifel zu größerer Klarheit durchgedrungen und sein Einfluß auf das medicinische Studium in Würzburg ein belebender und förderlicher geworden seyn. Dies war die Lage der Dinge, als D. von der kön. baier. Regierung an die Universität Würzburg gerade zu einer Zeit berufen wurde, als die Regeneration derselben stattgefunden und durch glänzende Vokationen ausgezeichneter und berühmter Männer in andern Fakultäten sich eine neue und größere Zukunft für dieselbe eröffnet hatte. D., welcher eben als Dömmling's Nachfolger berufen wurde, hatte anfangs nur die Professur der Physiologie übernommen, aber nachdem Fuchs seine Entlassung begehrt hatte, erhielt er auch jene

der Anatomie; obgleich die Regierung, der akademische Senat und die medicinische Fakultät anfangs keine große Neigung zeigten, ihm dieselbe zu übertragen, weil man ihn für einen bloßen Theoretiker und nicht genugsam eingeübten praktischen Anatomen hielt. Aber er warf sich mit dem größten und entschiedensten Eifer auf die Anatomie. Da er in derselben allerdings manches nachholen, — manche im Laufe der Jahre erbleichte Erinnerungen anfrischen und die unterdessen neu gemachten Entdeckungen sich aneignen, auch seine Geschicklichkeit im Zergliedern noch mehr ausbilden mußte, so waren seine ersten Schritte auf der neu betretenen Bahn etwas unsicher. Allein nichts gleicht dem rastlosen Fleiße, mit welchem er sich des ausgedehnten und schwierigen Faches in seinem ganzen Umfange zu bemächtigen trachtete und nach kurzer Frist stand er zum allgemeinen Erstaunen, auch seiner Gegner und Widersacher, als vollendeter Meister in der Zergliederungskunst da. Er emancipirte sich zuerst vollständig von Hesselbach, was keinem seiner Vorgänger gelungen war. Da dieser noch immer auf dem anatomischen Theater dominirte, so arbeitete D. nicht auf demselben, sondern er legte in seiner eigenen sehr geräumigen Wohnung einen Secirsaal an, in welchem er mit seinen Schülern unermüdet präparirte und hauptsächlich, was in Würzburg nie geschehen war, vergleichende Anatomie trieb. Er vereinigte nun in Einem Lehrstuhle wieder Anatomie und Physiologie, wie dies in der natürlichen Ordnung der Dinge gegründet ist: durch diese Vereinigung wurden beide gegenseitig erleuchtet, gekräftigt und zu neuer fruchtbringender Entwicklung befähigt. Auf diese Weise wurde D. der Stifter und Begründer der neuen anatomisch-physiologischen Schule in Würzburg, welche so Großes und Herrliches geleistet hat und ganz im Einklange mit den unterdessen eingetretenen Fortschritten der Naturwissenschaften und mit den auf diese gegründeten gerechten Forderungen der Zeit stand. Dies war nun seine eigentliche Glanzperiode, jene seiner geistigen Reife, seiner größten Thätigkeit und erfolgreichsten Wirksamkeit. D.'s Schule wurde der Mittelpunkt des ganzen medicinischen Studiums in Würzburg, von welchem alle wissenschaftliche Bestrebungen der Studirenden ausgingen und auf welche sie sich wieder zurückbezogen. Er wußte seine Zuhörer für anatomisch-physiologische Forschungen wahrhaft zu begeistern, so daß sie in diesen ganz lebten, nicht nur in, sondern auch außer der Schule und daß sie dieselben zu dem vorherrschenden Gegenstande auch ihrer socialen Unterhaltungen und Diskussionen machten. Die Zahl seiner Schüler war ungemein groß:

Studirende aus allen Gegenden des südlichen und nördlichen Deutschlands, aus Polen, Kurland, Liefland und andern Gegenden des russischen Reiches (unter diesen der so bedeutend gewordene Pander aus Riga), aus Griechenland (unter ihnen Liberios und Pogorides) strömten in größerer Menge herbei, angezogen von D.'s Schule, von den klinischen Anstalten im Juliusspitale, von der unter der k. baier. Regierung neu errichteten Gebäranstalt und von den dabei angestellten trefflichen Lehrern. Der Zudrang zu D.'s Vorlesungen war in einigen Semestern so groß, daß der doch geräumige Demonstrirsaal im anatomischen Theater die angemeldeten Zuhörer nicht fassen konnte. Er entschloß sich sehr bereitwillig für 2 Abtheilungen zu lesen und Nachmittags vor einem neuen Auditorium die in den Morgenstunden bereits gehaltene Vorlesung täglich zu wiederholen. Wenn nun die Frequenz der Studirenden und die Affluenz der Ausländer nicht nur ein sicheres Zeichen des Flores und Gedeihens einer hohen Schule, sondern auch zu diesem Flor und Gedeihen wesentlich nothwendig und mitbedingend ist, indem nur durch dieses Zusammenleben von Jünglingen aus verschiedenen zum Theile sehr entlegenen Ländern ein lebendiger Austausch der Gedanken und gegenseitige geistige Anregung zu Stande kommen kann, so ist nicht zu läugnen, daß D. während einer langen Zeit und unter sehr wechselnden Verhältnissen, z. B. bei einer zweimal eingetretenen Regierungsveränderung, eine Hauptstütze der Juliusuniversität war und zur Erhaltung und Vermehrung ihres Ruhmes und ihrer wissenschaftlichen Leistungen Großes und Vieles wesentlich beigetragen hat. Manche etwas später hervorgetretene großartige Erscheinung und wissenschaftliche Entwicklung, auch wenn sie weit über die eigentliche Sphäre der Anatomie hinausging, hatte wohl ihren ersten Anfangs- und Entstehungspunkt in D.'s anatomisch-physiologischer Schule. Um nur Eines anzuführen: der geniale Schönlein, welcher zuerst noch D.'s Schüler, alsdann längere Zeit hindurch sein von ihm sehr hochgeachteter Kollege war, hat ohne Zweifel zur Begründung seines geistvollen, zunächst auf die Physiologie und durch sie auf die gesammte Naturwissenschaft gegründeten Systems der Heilkunde auch in D.'s Schule Anregungen und belebende Impulse erhalten. — Tantumne virum tam parva domus capit? konnte man fragen, wenn man D. auf dem anatomischen Theater in Würzburg besuchte und in dessen engen und finstern Räumen so Großes und Herrliches leisten sah. Der Demonstrirsaal war sehr unzweckmäßig angelegt, die Secirsäle eben so unpassend und die anatomische Samm-

lung zur ebenen Erde in feuchten niedern Kammern untergebracht. Auf D.'s wiederholte eindringliche Vorstellungen und nach seinem Plane wurde 1817 eine veränderte und bessere bauliche Einrichtung des Demonstrirsaales ausgeführt. Dieses erfreuliche Ereigniß feierte derselbe durch ein Programm, in welchem er eine lichtvolle Darstellung der innern Konformation des Augapfels und der dreifach über einander geschichteten Membranen in seinen beiden Hemisphären gab *). Aber diese Bauveränderung war ungenügend: eben so zwei darauf folgende unter den spätern Vorständen, so daß noch jetzt die anthropotomische Anstalt für ihre bauliche Einrichtung keiner gerechten Anforderung genügt. In die Zeit seiner Wirksamkeit an der Universität Würzburg fällt für D. auch der erste Beginn einer Art von akademischer Thätigkeit, durch welche er später in München so sehr ausgezeichnet war. D.'s rühmlichst anerkannten Verdiensten hatten schon damals und haben noch später viele gelehrte Gesellschaften des In- und Auslandes durch Uebersendung von Ehrendiplomen ihre Huldigung dargebracht: — so die botanische Gesellschaft in Regensburg, die Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, die physisch-medicinische Gesellschaft in Erlangen, die Gesellschaft korrespondirender Botaniker, die Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturkunde in Marburg, die Senkenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M., die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden, die naturforschende Gesellschaft des Osterlandes, die medicinische Fakultät in Pesth, der Verein der Aerzte in Wien. — Von diesen immer erwünschten und ehrenvollen Auszeichnungen ist aber für den deutschen Gelehrten und Naturforscher doch etwas verschieden und von anerkannt höherer Art die Aufnahme in die Zahl der Mitglieder der kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher, der ältesten unter allen naturforschenden Vereinen, welche ursprünglich keiner besondern Territorialhoheit eines deutschen Fürsten unterworfen und an kein einzelnes Land gebunden, mit dem ehemaligen deutschen Reich in unmittelbarem Zusammenhange stand und keiner einzelnen Provinz, sondern der gesammten deutschen Nation angehörte, daher auch keinen einzelnen deutschen Territoriallandesherrn, in dessen Besitzungen sie eben ihren oft veränderten Sitz hatte,

---

*) In memoriam sub auspiciis glorios. Regis Maximiliani Josephi restaurati theatri anatomici illustrationem iconographicam fabricae oculi humani auditoribus suis offert J. Döllinger. Wirceburgi 1817.

sondern den Kaiser selbst zum Schutzherrn hatte. — In diese Akademie der Naturforscher wurde D. am 3. Mai 1816 von ihrem damaligen Präsidenten, dem geheimen Rath und Professor der Heilkunde in Erlangen — Ritter v. Wendt — als Mitglied aufgenommen und ihm der sehr ehrende Beiname Eustochius beigelegt. Schon am 21. Mai desselben Jahres wählte ihn der Präsident v. Wendt in einem Konsistorium, welchem Hofrath Loschge *) als Direktor und Professor Goldfus beiwohnten, zum Adjunkten **). Bald aber eröffnete sich für ihn ein neuer noch bedeutungsvollerer Schauplatz akademischer Thätigkeit. Er wurde 1823 als ordentliches Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse an die königlich baierische Akademie der Wissenschaften in München berufen, deren korrespondirendes Mitglied er schon seit 1819 war und er genoß der ehrenvollen Auszeichnung, der Nachfolger Sömmering's, des damaligen größten Anatomen Deutschlands, zu werden, als dieser, nachdem er 18 Jahre lang eine Zierde und der Stolz der Münchner Akademie gewesen war, in den Lebensjahren schon vorgerückt, den Wunsch äußerte, nach Frankfurt a. M. zurückzukehren und dort in einer freundlichen Natur im Schooße seiner Freunde und Familie seine noch übrigen wenigen Lebenstage zu beschließen. D.'s Wirksamkeit in München war Anfangs lediglich auf seine Arbeiten für die Akademie der Wissenschaften beschränkt. In diesem neuen Wirkungskreise leistete er Vorzügliches und Wichtiges. Zeugen seiner gelehrten Forschungen sind jene Abhandlungen, mit welchen er die Akten der Akademie in großer Anzahl bereicherte und schmückte. Ein ganz vorzügliches Verdienst um die Akademie der Wissenschaften in München hat er sich auch durch den Bau des anatomischen Theaters erworben, welcher nach dem von ihm entworfenen Plan und unter seiner speciellen Leitung ausgeführt wurde. —

---

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 982.

**) Diese Akademie hat nämlich gleich der römisch-katholischen Kirche eine streng hierarchische Verfassung, in welcher der Präsident die Adjunkten, wie der Papst die Kardinäle und diese nach seinem Absterben wieder einen neuen Präsidenten, wie die Kardinäle den Papst, erwählen. Diese Präsidentenwahl trat auch wirklich schon 2 Jahre später, nach Wendt's Ableben ein und D. stimmte dabei als Adjunkt in der Minorität für Sömmering: — die Majorität der Stimmen aber erhielt Professor Nees v. Esenbeck, welcher Einer der geistvollsten und berühmtesten Naturforscher unserer Zeit, besonders als Botaniker und Entomolog zu einer europäischen Celebrität gelangt, zur Wiederbelebung der beinahe in Lethargie erstarrten Akademie so vieles und wesentliches beigetragen, ihr nach Auflösung des deutschen Reichsverbandes in dem verst. Könige von Preußen (dessen Biographie siehe im 18. Jahrgange des N. Nekrologs S. 647) einen mächtigen Schutzherrn und großmüthigen Donatar er-

Nachdem der vor einigen Jahren gleichfalls verst. Klassensekretär Freiherr v. Moll *) dieses Amt niedergelegt, München verlassen und sich in ländliche Stille zurückgezogen hatte, wählte die mathematisch-physikalische Klasse der Münchner Akademie D. im Jahr 1827 zu ihrem Klassensekretär und sie wiederholte diese Wahl (für jedesmal 3 Jahre) 3 Mal: 1830, 1833 und 1836. Durch D.'s Berufung nach München wurde seine so sehr ausgezeichnete und ruhmvolle Wirksamkeit als Universitätslehrer für einige, aber glücklicher Weise nur für kurze Zeit zum zweiten Male unterbrochen. Schon seit vielen Jahren unter der Regierung des verst. Königs Max **) bestand der immer wieder auftauchende Plan, die Ludwig-Maximilians-Universität von Landshut nach München zu versetzen und mit der Akademie der Wissenschaften in eine angemessene und für beide gleich ersprießliche Verbindung zu bringen. Aber diesem wichtigen und großartigen Unternehmen standen damals wenigstens scheinbar zu viele unbesiegbare Hemmnisse und Schwierigkeiten im Wege. Man suchte nun wenigstens für das medicinische Studium eine Lehranstalt in München zu gründen. Die behauptete Insufficienz der klinischen Anstalten in Landshut, wo doch unter v. Walther's Direktion eine an den wichtigsten Operationsfällen durch Affluenz von außen ungemein reiche chirurgische und augenärztliche Klinik bestanden hatte, aber freilich die medicinische und geburtshilfliche Klinik sehr dürftig und unbedeutend war, — gaben hierzu den ostensibeln Grund. Allein da in der Trennung von den übrigen Fakultäten eine aus dem lebendigen Universitätsverbande losgerissene medicinische Fakultät in dieser Art von Expositur nothwendig zu einer ganz undeutschen Specialschule herabsinken mußte, so war die Münchner medicinische Schule eigentlich todt geboren und sie gelangte trotz der eifrigen Bemühungen an ihr wirkender gelehrter und geistvoller Männer nie zu kräftiger Entwicklung und zu erfolgreichem Gedeihen. Unter die Zahl jener Män-

---

worden und seitdem eine bedeutende Anzahl von neuen Bänden ihrer Akten herausgegeben, dadurch aber sich um die gesammte Naturwissenschaft bleibende und unsterbliche Verdienste erworben hat. Den 9. Band der nova acta hat D. durch seine sehr lehrreiche auf genauer eigener Forschung und Zergliederung beruhende Abhandlung über das Strahlenblättchen im menschlichen Auge (Ueber das Strahlenblättchen im menschlichen Auge. Verhandlungen der kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher. Band 9) geziert.

*) Dessen Biogr. siehe im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 143.

**) — — — 3. — — — S. 968.

ner gehörte D., welchem das Lehrfach der Anatomie und Physiologie übertragen wurde. Er fühlte sich, so wie die geistvollern unter seinen übrigen Kollegen, in dieser auf einer unrichtigen Substruktion angelegten Anstalt beengt und zu keiner freudigen Thätigkeit angeregt. Nachdem sich das neu gegründete Institut einige Jahre lang mühsam und kümmerlich fortgeschleppt hatte, veränderte sich plötzlich die Lage der Dinge, als der jetzt regierende König Ludwig im J. 1826 bald nach seiner Thronbesteigung den großartigen Entschluß faßte, jene Hindernisse zu überwinden, die ganze Universität, welche in einer nicht volkreichen Provinzialstadt nach einem etwas zu kleinen Maasstab und Zuschnitt angelegt war, in die Hauptstadt seines Reiches nun wirklich zu versetzen und dort auf neuen und erweiterten Grundlagen nach einem großartigen Plane neu einzurichten. D. erhielt die Professur der menschlichen und vergleichenden Anatomie und die Achtung und das Zutrauen seiner neuen Kollegen gegen den als Universitätslehrer erprobten Veteranen war so groß, daß sie ihn sogleich in dem zweiten auf die Universitätsversetzung folgenden Jahre zum Rector magnificus erwählten. Es ist zu beklagen, daß von den ihm übertragenen Lehrfächern die Physiologie und die pathologische Anatomie getrennt und andern Lehrern übertragen wurden, zwischen welchen und D. niemals ein rechtes Einverständniß und Zusammenwirken zu Stande kam. Dadurch entstand bei ihm frühzeitig und von vornherein eine Mißstimmung. Er las über beide zuletzt genannte Lehrfächer niemals öffentlich, über Physiologie nur ausnahmsweise und auf dringendes Bitten der Studenten zuweilen privatissime, über pathologische Anatomie eber gar nicht und da gleichzeitig auch bei den damaligen eigentlichen Respicienten dieses Lehrfaches Vorlesungen beinahe niemals zu Stande kamen, so ergab sich das betrübende Ereigniß, daß gerade zu der Zeit, wo die Medicin die pathologische Anatomie als ein nothwendiges und integrirendes Hauptelement erst recht in sich aufnahm und durch diese eine neue und sichere Begründung erhielt, — der Betrieb und das Studium derselben an der Ludwig-Maximilians-Universität ganz darnieder lag und viele Jahre hindurch pathologische Anatomie gar nicht gelesen wurde. Durch jene Trennung und Spaltung wurde die innere Einheit eines in allen seinen Theilen wohl zusammenhängenden und organisch verbundenen Ganzen zerrissen und es schien später auf längere Zeit keine Remedur mehr möglich zu seyn. Zu den eben bemerkten Hemmungen seiner Thätigkeit als Universitätslehrer in München kamen noch manche andere, auch solche hinzu, welche in

D.'s Persönlichkeit selbst und in seinen bereits bedeutend vorgerückten Lebensjahren lagen, vermöge welcher auch die gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männer, wenn sie das Zenit des Lebens bereits vor längerer Zeit überschritten haben, oftmals sich bei Versetzungen in die neuen örtlichen Verhältnisse nicht mehr recht hineinfinden und auf dem neuen Boden schwer einwurzeln können. Unter diesen Umständen wurde D.'s Schule in München nie so glänzend und fruchtbringend, als sie es in Würzburg gewesen war. Aber die Elasticität und Schwungkraft des menschlichen Geistes ist so groß und widerstehend, daß selbst bei verfehlten Einrichtungen fähige Geister sich doch entwickeln und mitunter Tüchtiges leisten. Aus D.'s Schule gingen auch in München ausgezeichnete und im ganzen Lehrkreise der Anatomie und Physiologie vollkommen durchgebildete junge Männer hervor, welche in ausgedehnter Reihenfolge namentlich anzuführen der greise Lehrer mit sichtbarem Wohlgefallen liebte. Aber es konnte sich doch bisher in München keine rechte Schule der Medicin mit stehenden und forterbenden Traditionen bilden. — Sprechen wir nun von D. als Schriftsteller. Er war kein fruchtbarer Schriftsteller und bändereiche Werke hat er nicht hinterlassen. Seine meisten und verdienstlichen Selbsterzeugnisse sind einzelne Abhandlungen, welche er durch den Druck bekannt machte. Im J. 1805 gab er ein Lehrbuch der Physiologie *) heraus, welches, obgleich für die damalige Zeit keineswegs werthlos, doch noch nicht die Merkmale der Reife und Gediegenheit an sich trägt, jetzt antiquirt ist und an welches er selbst später nicht gern erinnert werden wollte. Dreißig Jahre nachher, 1835, begann er die Herausgabe eines neuen größern auf 2 Bände berechneten physiologischen Werkes **), welches die gereifte Frucht seines Lebens und seiner wissenschaftlichen Forschungen werden zu sollen schien. Allein bei der jetzigen eigenthümlichen Verfassung des deutschen Verlags- und Buchhandels, bei welcher es geschieht, daß meistens nur Broschüren und Flugschriften erfolgreich ihr ephemeres Daseyn beginnen, größere und umfangreiche Werke heftweise, der 2. Band öfters vor dem ersten, der dritte vor beiden und der erste zuletzt gar nicht erscheinen, — sind von dem 1. Theile der Döllinger'schen Physiologie nur 2 Hefte mit Schmutztiteln aus der Presse hervorgegangen. Das 2. Heft

*) Grundriß der Naturlehre des menschlichen Organismus. Würzburg 1805.

**) Grundzüge der Physiologie in 2 Bänden. Regensburg u. Landshut 1835.

bricht mitten in der Lehre vom Blutumlauf, sogar in einem unbeendigten Satz und Paragraphen ab. Seit 1836 ist keine Fortsetzung erschienen: es ist daher ganz fragmentarisch geblieben und scheint in dieser verstümmelten Form keine große Verbreitung in weitern Kreisen gefunden zu haben. Nicht bloß äußere Verhältnisse und Umstände, auch die bei ihm bereits eingetretene Unlust an größeren und umfassenderen Arbeiten, so wie Verdrießlichkeit über erfahrene Widersprüche und nicht genügende Anerkennung des in den 2 ersten Heften Geleisteten, endlich aber D.'s eigne Unzufriedenheit mit einem, wenn auch nur kleinen Theile ihres Inhaltes scheinen die Ursache der Unterbrechung gewesen zu seyn. Einzelne kleinere Abhandlungen über verschiedene wichtige anatomisch-physiologische Gegenstände sind in den Akten der mathematisch-physikalischen Klasse der Münchner Akademie, oder die frühern in werthvollen periodischen Zeitschriften, im Archive für Zoologie und Zootomie und im Archive für Physiologie veröffentlicht. — Endlich gab er außer den früher schon genannten oder später zu nennenden Werken noch heraus: Fragmentum de dosibus medicamentorum et justo ea propinandi tempore. 1797. — Ueber die Afteranwendung des neuesten Systems der Philosophie auf d. Medicin. Bamb. 1802. — Beitr. z. Entwicklungsgeschichte d. menschl. Gehirns. Frankf. 1814. — M. Malpighii Iconum ad historiam ovi incubati spectantium censurae specimen Ibid. 1818. — Was ist Absonderung u. wie geschieht sie? Ebd. 1819. — Ueber die Fortschritte, welche die Physiologie seit Haller gemacht hat. Ebd. 1825. — D. war einer der ersten und frühesten Begründer der vergleichenden Anatomie in Deutschland. Nur Blumenbach *) in Göttingen und vielleicht noch Wiedemann in Kiel können einigermaaßen vor ihm die Priorität der Zeitfolge nach behaupten. Jedenfalls hat er die erste Schule der vergleichenden Anatomie in unserm Vaterlande gestiftet. Er war selbst ein fleißiger Zergliederer von Wirbelthieren aus allen Klassen; er beschäftigte sich besonders mit den Fischen, für welche er eine Vorliebe hatte und viele Skelete derselben und Gefäßinjektionen ihrer einzelnen Körpertheile vortrefflich und kunstreich selbst verfertigte. In mehreren von ihm bekannt gemachten Druckschriften sind die Resultate seiner zootomischen Forschungen enthalten. Z. B. jene über den Luftsack der Fische **) — über die Vertheilung der feinsten Blutgefäße in den beweglichen Theilen des thierischen Kör-

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 124.
**) Archiv für Zoologie und Zootomie. Band 4.

pers *), über die Vertheilung des Blutes in den Kiemen der Fische **). Aber auch in der komparativen Anatomie bestand sein Hauptverdienst nicht bloß in den einzelnen von ihm selbst gemachten Entdeckungen, sondern wesentlich auch darin, daß er viele seiner Schüler zu Arbeiten dieser Art ermunterte, welche er leitete und welche zum Theil schon jetzt die schönsten Früchte getragen haben. Zu diesem Behufe schrieb er die Abhandlung: über den Werth und die Bedeutung der vergleichenden Anatomie ***) und er stiftete in Würzburg eine zootomisch-physiologische Gesellschaft, in welcher unter seiner Leitung nach den von ihm angegebenen Ideen und in der von ihm festgehaltenen Richtung tüchtig gearbeitet wurde und aus deren Arbeiten mehrere sehr schätzbare und fruchtbringende Abhandlungen und in Würzburg erschienene, größtentheils unter D.'s Vorsitze vertheidigte Dissertationen hervorgegangen sind †). Wenn auch in andern Ländern bisher aus verschiedenen veranlassenden Ursachen für die komparative Anatomie, bezüglich auf die extensive Erweiterung ihres Gebietes und die Anhäufung der Massen von Thatsachen, mehr als in Deutschland geschehen ist, so wurde doch in diesem Lande zuerst und mehr als in jedem andern die Physiologie auf dieselbe gegründet; was selbst durch Cuvier und andere französ. Naturforscher weniger und nur in sehr beschränktem Maasstabe geschah: — und zu diesem wichtigen Erfolge hat D. wesentlich beigetragen. Seitdem Malpighius und Leeuwenhöck den Gebrauch des Mikroskops in die Anatomie eingeführt hatten, ist von diesem vortrefflichen Werkzeuge zur Erforschung der feinern Struktur der Gewebe und Organe und zur Kenntlichmachung kleinerer Körper, welche dem unbewaffneten Auge nicht wahrnehmbar, nur bei sehr bedeutender Vergrößerung demselben in bestimmten Formen und Umrissen sich darstellen, — immer Anwendung gemacht worden. Aber diese Anwendung war viele Jahrzehnte hindurch eine nur partikulare, keine allgemein durchgeführte; — sie war eine höchst fragmentari-

*) Archiv für Physiologie. Band 6.

**) Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der königl. baier. Akademie der Wissenschaften. Band 2. 1837.

***) welche als Programm 1814 in Würzburg erschien.

†) Unter diesen zeichnen sich nebst der Pander'schen Dissertation, besonders folgende aus: Samuel de ovorum mammalium velamentis. 1816. — H. Bermann de structura hepatis venaeque portarum. 1818. — K. Merk, über die thierische Bewegung. 1818. — Georg Sebastian Roth, über das Mesenterium, seine Struktur und Bedeutung. 1823. — Joh. Christian Eggers, von der Wiedererzeugung. 1824.

sche: — sie geschah nicht nach einem bestimmten Plane, zu einem klar festgestellten wissenschaftlichen Zwecke, wenigstens ohne vollkommenes Bewußtseyn desselben; — daher blieb sie auch meistens unfruchtbar; sie diente mehr zur Ergötzung, als fast müßige Spielerei und mikroskopische Belustigung, oder sie führte höchstens zur anstaunenden Bewunderung des großen innern Reichthums und der unendlichen Tiefen der hervorbringenden Natur. Die so vereinzelten mikroskopischen Untersuchungen veranlaßten sogar bei der Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit der frühern Werkzeuge und bei der Unerfahrenheit und Ungeübtheit in der Kunst ihrer Handhabung und der mikroskopischen Beobachtung selbst große und schädliche Irrthümer über den innern Bau der Organe, welche längere Zeit auf sehr störende, ja verderbliche Weise geherrscht und nachdem sie erkannt waren, gegen die mikroskopischen Untersuchungen eine Art von Mißgunst, Mißtrauen und ein in ausgedehntern Kreisen verbreitetes Vorurtheil von ihrer Unsicherheit und trügerischen Beschaffenheit hervorgebracht haben. Allein verdiente und hochachtbare Männer ließen sich hierdurch nicht abhalten, die Naturwissenschaft beständig mit mikroskopischen Untersuchungen zu bereichern und durch deren vereinte Bemühungen ist seit nicht vollen 2 Decennien diese gute Sache dergestalt gefördert worden und so in sich erstarkt, daß gegenwärtig die mikroskopische Anatomie eine neue Eroberung einer der schönsten Provinzen der Wissenschaft bildet und für die menschliche so wie nicht minder für Phyto- und Zootomie, ja auch für die Pathologie eine Vervollkommnung in nahe Aussicht gestellt ist, derjenigen vergleichbar, welche der Astronomie durch die Erfindung und durch Verbesserung der Teleskope zu Theil wurde. D. war einer der ersten, thätigsten und frühesten Förderer der mikroskopischen Anatomie. Wie hoch er diese schätzte, geht aus jener bekannten Antwort hervor, welche er einem jungen Naturforscher auf die berathende Frage, ob er sich eine gewisse ihm angebotene Bibliothek ankaufen sollte, dahin ertheilte, er solle sich vor allem ein Mikroskop und dann, wenn ihm noch Geld übrig bleibe, eine Bibliothek kaufen. Er erkannte aber sehr richtig, daß alle fernern und wichtigern Leistungen in der mikroskopischen Anatomie von der Verbesserung und Vervollkommnung des zusammengesetzten Mikroskops selbst ausgehen müssen. Daher war er eifrig bemüht, sich mit dem in München bestehenden berühmten Utzschneider-Frauenhofer'schen optischen Institut in angemessene Verbindung zu setzen; er theilte seine Gedanken und

Wünsche früher dem trefflichen Frauenhofer *) und später dem jetzigen Vorstande dieses Instituts, Merz, mit, fand in beiden jede Bereitwilligkeit und Unterstützung und veranlaßte sie zu sehr wichtigen Reformen und Korrektionen des Instruments. D. selbst arbeitete im Vereine mit jenen großen Optikern viele Jahre unausgesetzt an Verbesserungen und an der Vervollkommnung des zusammengesetzten Mikroskops und gelangte so frühzeitig und vor andern zum Besitz eines sehr ausgezeichneten Instruments, welches er dann zu seinen spätern wichtigsten Arbeiten und Untersuchungen selbst gebrauchte und dessen Gebrauch er mehreren jüngern in seiner Schule gebildeten Naturforschern sehr gern und bereitwillig gestattete, zuletzt aber einem geliebten Schüler, dem Dr. Morelli aus Italien, zum Eigenthum überließ. Er schrieb auch für den Druck eine Abhandlung über das aplanatische Mikroskop **). Noch gegenwärtig finden die von D. hauptsächlich in Aufnahme gebrachten Frauenhofer-Merzischen Mikroskope viele Anerkennung, wenn auch die kaum gleichzeitig, vielmehr etwas später emporgekommenen zusammengesetzten Mikroskope von Schick in Berlin, Plößl in Wien, Oberhäuser (aus Ansbach) in Paris und Amici in Florenz Gegenstände eines eifrigern Begehrs sind und die mittelst ihrer angestellten Beobachtungen da, wo eine ins vielfachhunderte gehende Vergrößerung erforderlich ist, für zuverlässiger und entscheidender gehalten werden. — Die Kunst der anatomischen Injektion besaß D. in ausgezeichnetem Maas und er brachte sie auf einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit. Er übte sie in Würzburg in hoher Vollkommenheit aus und seine feinen Injektionen erregten dort, wie später in München, allgemeine Bewunderung. Er hat an seinen injicirten Präparaten sehr wichtige Entdeckungen gemacht: z. B. über den Bau der Darmzotten, worüber er eine vortreffliche Abhandlung ***) zur Beglückwünschung Sömmering's bei seinem Doktorjubiläum geschrieben hat und welcher eine sehr schöne Abbildung beigefügt ist, die, ihren hohen Werth erkennend, R. Wagner in den iconibus physiologicis wieder nachstechen ließ. Mit der Experimentalphysiologie hat sich D. weniger beschäftigt. Vivisektionen von Thieren stellte er nur wenige, fast nur zur mikroskopischen Beobachtung des Blutumlaufs und der Blutkörnerbewegung an. Auch mit der pathologi-

*) Dessen Biogr. siehe im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 347.
**) Nachricht von einem verbesserten aplanatischen Mikroskop aus dem optischen Institute von Utzschneider und Frauenhofer. München 1829.
***) De vasis sanguiferis, quae villis intestinorum tenuium hominis brutorumque insunt. Monachii 1828.

schen Anatomie hat sich D. wenig beschäftigt, — ja er zeigte eine gewisse Abneigung und Geringschätzung gegen dieselbe. Er glaubte nicht, daß sie jemals zu ergiebigen Resultaten für die Pathologie und noch weniger für die Therapie führen könne und er beachtete daher auch wenig die neuern wichtigen Fortschritte derselben in Oesterreich, Frankreich, England und Holland. Eine sprichwörtlich gewordene Aeußerung seines großen Lehrers J. P. Frank: „Morgagni hätte sein Werk de sedibus et causis morborum besser de sedibus et effectibus morborum überschrieben," — scheint sich ihm noch von Pavia her tief eingeprägt zu haben. Allein der treffliche Mann übersah, daß seit Morgagni die pathologische Anatomie eine ganz andere und neue Wissenschaft geworden und daß sie gegenwärtig wirklich die Grundlage der Pathologie in ihrem jetzigen wissenschaftlichen Bestand ist. Wenn er daran ohne Zweifel unrecht that, so gereicht es ihm einigermaasen zur Entschuldigung, daß äußere, von ihm unabhängige und nicht veranlaßte Umstände und Verhältnisse, welche er nicht zu ändern vermochte, zum Theil sein Urtheil bestimmten. In München wurde bei der Ueberpflanzung der Universität von Landshut in die Königsstadt, wie wir schon oben bemerkten, die Professur der pathologischen Anatomie von jener des normalen Baues getrennt und so gewissermaasen seiner Pflege und Wahrnehmung entzogen. Er glaubte daher auch von Amtswegen sich nichts um sie bekümmern zu müssen. Dabei erkannte er vollkommen klar die Fruchtlosigkeit der gewöhnlichen Leichenöffnungen, welche praktische Aerzte durch Schüler und halbunterrichtete Chirurgen machen lassen und gegen diese war er nicht ohne Grund sehr erbittert, weil dadurch die Gelegenheit zu gründlicher und mit vollkommener Sachkenntniß ausgeführter Untersuchung krankhaft veränderter Organe nach der von ihm für unerläßlich nothwendig erachteten Injektion der Gefäße verloren gehe, oder, wie er sich etwas humoristisch ausdrückte, weil dabei die krankhaft veränderten Organe zerschnitten und mutilirt werden, damit man nicht mehr sehen könne, woran die Kranken gestorben sind *). — D. war nun einmal der pathologischen Anatomie nicht hold und zugethan; selbst die mikroskopische, was bei seinen übrigen Dispositionen Verwunderung erregen muß, theilte dies Schicksal seiner

*) Hierin hatte er ganz recht. Gute und genügende, die Wissenschaft wirklich fördernde Autopsieen lassen sich nicht in den Wohnungen der Verstorbenen oder in kümmerlich beschaffenen Leichenhäusern in verkürzter und drangvoller Zeit, sondern nur in einem wohleingerichteten anatomischen Theater bei hinreichender Muße vornehmen.

Ungunst. Bekannt geworden ist eine Aeußerung von ihm, welche dahin lautete, „der fleißige Betrieb der pathologischen Anatomie sey dazu nützlich und nothwendig, damit man am Ende einsehe, daß nichts dabei herauskomme.“ — D. konnte die große und entscheidende Wichtigkeit der pathologischen Anatomie für die Heilkunde darum nicht genugsam erkennen, weil er selbst kein praktischer Arzt war. Er hatte sich in frühern Jahren zwar in Bamberg mit Eifer und Unverdrossenheit der Krankenbehandlung gewidmet. In Bamberg begleitete er nicht nur seit Röschlaub's Berufung nach Landshut die Stelle des zweiten ordinirenden Arztes am Krankenhause und hielt in oft vorkommenden und längere Zeit andauernden Fällen von Abwesenheit oder Verhinderung des Direktors Adalbert Markus die klinischen Lehrvorträge; sondern er bewegte sich auch in Stadt und Land in einer ziemlich ausgebreiteten Privatpraxis. Später und nach seiner Berufung nach Würzburg entzog er sich aber der medicinischen Praxis ganz und er folgte hierin dem Beispiele der meisten deutschen Professoren der Anatomie. Ja er äußerte sich wohl gelegenheitlich mit einer Art von Geringschätzung über die unsichern und nicht selten erfolglosen Abmühungen der Praktiker. Er war nicht lange genug praktischer Arzt gewesen und die Krankheitsbilder hatten sich seinem Geiste nicht klar und lebendig genug eingeprägt, als daß es ihn interessiren konnte, ihre Spuren und Symbole in Leichen wiederzufinden. Aber komparative, mikroskopische und pathologische Anatomie, Vivisektion, die Kunst der Gefäßeinspritzung und die physiologische Experimentirkunst sind nur Mittel zum Zwecke, welcher die Physiologie selbst ist. D. hat in jenen, wenn auch nicht in allen, Vieles gegolten und Treffliches hervorgebracht; aber es bleibt noch immer die Endfrage, was er denn in der Physiologie selbst wahrhaft und in bleibendem Verdienste geleistet und was eines so thätigen und bewegten Lebens Frucht und dauernder Erfolg gewesen sey? D.'s Leben und Wirken fällt in jene bewegte Zeit, in welcher die großen und glänzenden Fortschritte der Naturwissenschaften begannen und sich von allen Seiten und in allen Richtungen entwickelten, — in welcher das Bedürfniß einer nähern Verbindung der Naturwissenschaften mit der Heilkunde zuerst von großen und umfassenden Geistern geahnt und noch dunkel vorgefühlt, bald aber auch, um die Kontinuität und den organischen Zusammenhang beider herzustellen, thatkräftig gearbeitet und fördernde Hand an das große Werk angelegt wurde. Dazu genügten keineswegs die, wenn auch angestrengtesten und folgereichsten Bestrebungen Eines

oder einzelner weniger ausgezeichneter Männer: das thätigste Zusammenwirken aller fähiger und jenen ernsten Studien gewidmeter Geister war erforderlich und zwar ging die große wissenschaftliche Bewegung nicht von einem einzelnen Volk in isolirter Stellung aus, sondern alle kultivirten europäischen und selbst außereuropäischen Nationen nahmen an derselben, wenn auch nicht gleichen, doch proportionalen Antheil. Zur Lösung wichtiger naturwissenschaftlicher Aufgaben ist die vereinte Kraft der Naturforscher aller kultivirten Nationen erforderlich und der in unserer Zeit während eines 25jährigen Friedens gemachte Anfang gegenseitiger Anerkennung und die ungemein erleichterte und beschleunigte Mittheilung, zu welcher einerseits die auf jener Anerkennung beruhende in großartigerm Sinn aufgefaßte Diplomatie, andererseits hauptsächlich die Naturwissenschaft selbst die paratesten Mittel durch die von ihr abhängigen Erfindungen hervorbrachte, gab hierzu die Einleitung und Veranlassung. Bei so großer und vielseitiger Massenbewegung ist es schwer auszuscheiden, was der Einzelne geleistet, welche belebende Impulse und neue Entdeckungen er den Zeitgenossen mitgetheilt und welche er von ihnen dagegen im Austausche der Gedanken erhalten. Darum ist es auch sehr schwierig, darzulegen, in welchem Maase D.'s Leistungen in jenen Wirkungen und Gegenwirkungen verdienstlich, hervorragend und entscheidend waren. Nur so viel ist gewiß, daß D. viele Decennien hindurch an allen jenen großen wissenschaftlichen Bewegungen thätigen Antheil genommen, daß keine derselben wirkungslos an ihm vorübergegangen und eben so wenig irgend eine neue Entdeckung, wenn von ihm aufgenommen, als rohe und unverbaute Masse in seinem Geiste liegen geblieben, sondern jede von ihm organisch assimilirt wurde, — daß er unter den Naturforschern des organischen Reiches immer in erster Reihe gestanden, gekämpft und hervorgeleuchtet, daß er oft die Initiative ergriffen, lichtvolle Ideen in Mitte chaotischer Verwirrungen aufgestellt, den thatsächlichen Bestand der Wissenschaft um Vieles und Großes vermehrt und die kontroversen Fragen theils zur wirklichen Entscheidung gebracht, theils ihre Entscheidung vorbereitet hat. — Daß hierbei manche von D. früher aufgestellte Lehrsätze sich später nicht bestätigten, der Berichtigung bedurften, ja sogar einige ganz aufgegeben werden mußten, gereicht dem sonst verdienstvollen Manne nicht zum Vorwurfe, da das Irren überhaupt menschlich ist, die Naturwissenschaft rasch fortschreitet, heut zu Tage überhaupt Weniges von dem, was in ihr vor 20 Jahren als giltig angenommen wurde, mehr als solches aner-

kannt wird — und da der Irrthum oft gerade dadurch verdienstlich ist, daß er zu einer die Wissenschaft nebenbei fördernden Berichtigung Veranlassung gibt und so eine Frage zur Lösung und Entscheidung bringt, welche außerdem nicht aufgeworfen und beachtet, noch viel weniger befriedigend gelöst worden wäre. D. war am wenigsten in eine von ihm einmal geäußerte Meinung fest eingewurzelt und unbeweglich erstarrt. Er war immer bereit, sie wieder aufzugeben, wenn er zu besserer Einsicht gelangte. Er sprach dies offen und unumwunden in der Vorrede zu einer 1819 herausgegebenen Abhandlung in einer Weise aus, welche sogar einem Mißverständniß unterworfen seyn möchte, indem er den steten Wechsel der Meinungen für ein nothwendiges Attribut des wissenschaftlichen Lebens, gleich jenem der Materie im organischen Leben erklärte. — Seit der Errichtung des königl. Obermedicinalausschusses im J. 1833 war D. Mitglied desselben und er widmete sich den sehr wichtigen und mühsamen dort vorkommenden Untersuchungen und Arbeiten mit ungemein großem Fleiß und mit ausdauernder Thätigkeit, selbst noch in seinen letzten Lebensjahren und zu einer Zeit, wo er an andern wissenschaftlichen Arbeiten keinen rechten Geschmack mehr fand. Besonders in jenen schwierigen Kriminalrechtsfällen, bei welchen es zur Sicherstellung des objektiven Thatbestandes und der auf diesem beruhenden Grundlage des oberstrichterlichen Erkenntnisses auf genauere anatomische Bestimmungen der verwundeten Körpertheile an den Körpern der Verletzten, Getödteten und Ermordeten wesentlich ankam, waren viele von ihm gelieferte Referate und gestellte Anträge meisterhaft, wie man sie nicht leicht anderswoher erhalten kann. Seine frühere Praxis als Gerichtsarzt in Bamberg und seine genaue Kenntniß der menschlichen Anatomie setzten ihn in den Stand, hierin Ausgezeichnetes zu leisten. D.'s verdienstliche Leistungen im Obermedicinalausschuß und seine noch weit größern in andern Beziehungen erwarben ihm die allergnädigste Anerkennung seines Königs, welcher ihm 1838 den Titel eines Obermedicinalraths und 1839 das Ritterkreuz des königl. Verdienstordens vom heil Michael verliehen hat. Ein gefährlicher Zeitabschnitt im Leben des Naturforschers ist jener des Alterns, wo er bei allmälich verminderter Energie der Geisteskräfte an den raschen Fortschritten der Naturwissenschaft einen weniger thätigen Antheil nehmen und denselben bald nicht mehr genugsam folgen kann. Ehemals, wo jene Fortschritte langsamer, aber vielleicht eben darum mehr gesichert waren, konnte der alternde Gelehrte sich seiner in einem langen thätigen Leben angehäuften geistigen Besitz-

thümer und des durch sie wohl erworbenen Ruhmes am Abende desselben erfreuen und ruhig das beschlossene Tagwerk jüngern und rüstigern Händen übergeben, mit der sichern Aussicht, solches durch diese in fortgehender gleicher Richtung und nach seinen eigenen festgehaltenen Intentionen gefördert zu sehen. Gegenwärtig ist dem nicht mehr also. Die Wissenschaft geht raschen Schrittes vorwärts über die Gealterten, Ermüdeten und Erschöpften hinweg. Andere ernten auf dem Felde, welches wir urbar gemacht und mit goldenen Körnern besaamt haben. Wer ihren raschen Schritt nicht mit einhält, bleibt bald ungekannt und ruhmlos seitlich am Wege liegen. Für D. war der Eintritt in jenen spätern Lebensabschnitt um so gefährlicher, als sich gleichzeitig damit bei ihm eine Eingeweidekrankheit entwickelte, welche, einmal entstanden, immer schleichende Fortschritte machte, gleichzeitig die Wurzel seines Lebens, wie auch die Wirksamkeit seiner geistigen Kraft untergrub und endlich tödtliche Wirkung hervorbrachte. Es hatte sich in den letzten Jahren eine gewisse geistige Verstimmung und ein Ueberdruß an wissenschaftlichen Arbeiten seiner bemächtigt. Er nahm an den Fortschritten der Wissenschaft wenig Antheil mehr, war gegen neue Entdeckungen und ihre Bekanntmachungen sehr mißtrauisch, hielt sie kaum der Beachtung und nähern Prüfung werth, las daher wenig, blätterte kaum in neu erschienenen Büchern und vermied Gespräche und Erörterungen über wissenschaftliche Gegenstände. Er war ärgerlich und konnte z. B. über das behauptete dritte intermediäre Gefäßblatt der Keimhaut förmlich aufgebracht seyn, welches er als den beiden andern Blättern zugehörig ansah — und der Entdeckung über die zusammengesetzte Organisation der Infusorien wollte er durchaus keinen Glauben schenken. Beobachtungen, welche sogleich bei ihrer ersten Bekanntmachung Widerspruch und Widerlegung durch Beobachtungen Anderer erfahren, die in Kurzem selbst wieder als irrig erkannt werden, schienen ihm höchst unzuverlässig und keiner Beachtung würdig zu seyn. Er lebte zuletzt mehr in sich zurückgezogen und außer wissenschaftlichem Verkehre mit den Gelehrten seines Faches. Die neuern jüngern Anatomen und Physiologen waren ihm meistens von Person unbekannt und er unterhielt mit ihnen keinen Briefwechsel. Es fehlte ihm daher an geistiger Erregung, über deren Mangel auch außerdem so viele Gelehrte in München mit Recht klagen, — was von der Lage der Stadt außerhalb der großen Straßen des Weltverkehrs, von beschränkten literarischen Verbindungen und von mancherlei andern ungünstigen Verhältnissen herrührt. Dennoch hatte er die

Empfänglichkeit für geistige Anregung und für den mündlichen unmittelbaren Ideenaustausch selbst in der letzten Zeit seines Lebens nicht ganz verloren. Durch die persönliche Bekanntschaft von Johannes Müller während seiner Anwesenheit in München im September 1840 war er sehr erfreut und er fühlte sich von der Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes sehr angezogen. Auch mit Rudolph Wagner, welchen er von früherer Zeit her genauer kannte und dessen Lehrbuch der vergleichenden Anatomie er für das gelungenste Werk in diesem Fach erklärte, blieb er fortdauernd in einiger Verbindung. Auch war er bis zum letzten Tage seines Lebens nie ganz ohne literarische, selbst wissenschaftlich hervorbringende Thätigkeit. Er hat noch in der letzten Zeit alle neue Entdeckungen in der Anatomie des Augapfels gesammelt, aus einzelnen Aufsätzen in den Zeitschriften von Ammon, Valentin, Tiedemann und Treviranus *) sorgfältig ausgezogen, geordnet und systematisch an einander gereiht. Es scheint, daß er dieselben in Verbindung mit seinen eigenen in diesem Lieblingsfache stets noch einigermaasen fortgesetzten Forschungen zu einem Ganzen bearbeiten wollte, dessen Verlust und Nichtzustandegekommenseyn die Wissenschaft schmerzlich beklagt. Unterdessen fanden sich von seiner Hand geschrieben einige bereits daraus gezogene Folgerungen vor, welche die folgenden sind: „von Ammon's ligamentum capsulo-ciliare existirt wirklich in der Natur und ist eine Fortsetzung der Jacobsischen Haut. Daher ist Huschke's Erklärung dieser Membran kaum naturgemäß: — Das Strahlenband ist ein Nervengeflecht: — Fontana's Kanal existirt nicht im menschlichen Auge und Schlemm's Angaben hierüber sind ganz richtig: — die membrana Ruischiano existirt wirklich im menschlichen Auge: — die Hornhaut ist nicht lamellös 2c." — Theilnehmend zeigte er sich noch im hohen Grade bei Purkini's und Wendt's Entdeckung der Schweißdrüsen, welche er in sofern bestätigte, als er selbst ihre Ausführungsgänge, aber nicht die Drüsen selbst fand. Allein diese und andere sich mitunter kund gebenden Aeußerungen einer noch fortbestehenden geistigen Kraft waren doch nur einzelne leuchtende Punkte auf einem sich immer mehr verdunkelnden Grunde. Die geistige Abspannung und Gleichgiltigkeit gegen neue, auch wahre und wichtige Fortschritte in der Wissenschaft kann nach einem langen und thätigen Leben auch als die natürliche Folge früherer und fortgesetzter Anstrengungen

---

*) Dessen Biogr. siehe im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 215.

durch Ermüdung und Erschöpfung eintreten. Bei D. aber war sie ohnfehlbar krankhaften Ursprungs und sie zeigte sich darum in ungewöhnlich beschleunigtem Fortschreiten. Er war schon im J. 1827 als Folge einer Sektion von Leichengift inficirt worden. Seine kräftige Konstitution hatte zwar den schädlichen Wirkungen dieses deleteren Princips widerstanden. Allein das letzte kam auch nie zur gänzlichen Extinktion und Elimination und die von ihm abhängige exanthematische Produktion wucherte parasitisch auf dem kräftigen Boden immer fort. Auch ist jenes von außen aufgenommene schädliche Princip wohl nicht ohne Einfluß auf die endliche Entstehung seines tödtlich gewordenen Eingeweideleidens geblieben und hat durch adulterirte Verbindung mit der dasselbe zunächst hervorbringenden Ursache dessen ungewöhnlichen und bedeutend modificirten Verlauf verursacht. Nämlich das zweite noch ungleich wichtigere genetische Moment jenes Eingeweideleidens lag in der asiatischen Cholera, welche im Jahr 1836 in München ausbrach und von welcher auch D., nachdem er eine Zeit lang in Choleraleichen den Darmkanal sehr genau untersucht und bereits einige neue wichtige Resultate erhalten hatte, — selbst befallen wurde. Die Krankheit machte bei ihm einen sehr heftigen und rapiden Verlauf und sie war bereits in das paralytische Stadium übergegangen. Er wurde von dem Dr. Pfeufer (jetzt Professor der speciellen Therapie und medicinischen Klinik an der Universität Zürich), — ärztlich behandelt und auf der Höhe der Krankheit auch Professor v. Walther als konsultirender Arzt hinzugerufen. Den vereinten, sehr angestrengten Bemühungen dieser Männer gelang es, das im höchsten Grade gefährdete Leben zu erhalten. Aber der heftig erschütterte Greis genaß sehr langsam und unvollkommen. Seit jenem heftigen Krankheitsanfall erholte er sich nie mehr ganz und er gelangte nicht zum vollen Besitze der körperlichen Kraft und des Wohlbefindens. Seine Hand wurde zitternd, so daß er kleinere Objekte unter dem Mikroskope nicht mehr selbst handhaben und feinere anatomische Präparate nicht mehr verfertigen konnte. Seine Verdauungskraft blieb geschwächt und ungeregelt und es stellten sich Beschwerden und Störungen der Digestionsorgane von ganz eigenthümlicher Art und Beschaffenheit ein. Mit diesen kämpfte die kräftige Konstitution 5 Jahre lang. Allein Jedermann mußte mit Bedauern und Theilnahme bemerken, daß seine geistige und somatische Kraft gebrochen war. D. suchte nun Heil auf Reisen und in Thermen. Sichtbar erholt und neu gestärkt kehrte er im Herbst 1839 von Gastein, Wien und Dresden

zurück. Aber bald schwand alle Hoffnung, er erkrankte und starb schon am obengenannten Tage. D. scheint schon längst ein Vorgefühl seines herannahenden Lebensendes gehabt zu haben. Er ordnete sein Hauswesen, verheirathete seine Töchter, legte die Stelle eines Klassensekretärs in der kön. Akademie der Wissenschaften nieder, widersetzte sich 1839 nachdrücklich einer neuen Wahl zu derselben, welche zu Stande zu bringen seinen Kollegen sehr angelegen war; er lehnte das ihn in der Reihenfolge treffende Dekanat der medicinischen Fakultät ab und übernahm kein Präsidium bei Disputationen für Doktorgrade mehr. Er hatte bereits im Jahr 1834 sein 40jähriges Doktor- und Professorjubiläum gefeiert, als hätte er die Ahnung gehabt, daß er das sonst gewöhnliche 50jährige nicht mehr erleben würde. Bei jener Gelegenheit bezeigten ihm seine Schüler auf rührende Weise ihre Verehrung und Anhänglichkeit, seine Kollegen ihre Theilnahme und Anerkennung. Dr. Schneider, zweiter Professor der Anatomie und ehemaliger Schüler D.'s, beglückwünschte ihn auf würdige Weise durch eine gehaltvolle Druckschrift über den Zustand der königl. anatomischen Anstalt in München *). Aber jene Jubilarfeier, obgleich er damals noch kräftig war und sein Zustand keine Art von Besorgniß einflößen konnte, bildete wirklich einen Abschnitt in seinem Leben. Bald nachher bemerkte man an ihm jene geistige und somatische Veränderung. Seine Gattin **), mit welcher er 40 Jahre in einer glücklichen und mit Nachkommenschaft ***) reich gesegneten Ehe gelebt hatte, war ihm bereits im Jahr 1838 in die Heimath der Ruhe und des Friedens vorangegangen.

---

*) Beglückwünschung zur Feier der 40jährigen Dienstleistung als öffentl. ord. Professor der Anatomie und Physiologie am 8. März 1834 dargebracht von Dr. Eugen Schneider, Professor rc. München 1834.

**) Therese, Tochter des fürstl. Hofkammerraths Schuster in Bamberg, eines sehr angesehenen Mannes.

***) Aus derselben sind entsprossen 5 Söhne und 3 Töchter. Der älteste ist Ignaz Döllinger, Dr. der heil. Schrift, Professor der Theologie an der Münchner Universität und Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften. Von dessen Brüdern sind noch zwei am Leben, der eine, Friedrich, ist bereits seit einer Reihe von Jahren in Rio Janeiro als Arzt ansässig, an eine Brasilianerin (d. h. Portugiesin) verheirathet und erfreut sich einer ausgebreiteten Praxis; der andere ist ebendaselbst Musiklehrer. Zwei seiner Söhne starben, bereits erwachsen, vor einigen Jahren kurz nach einander im Auslande. Der jüngste, Ferdinand, war mit dem für Griechenland angeworbenen Militär dorthin gegangen und starb in dem Sommer, der so viele Deutsche wegraffte, in Athen. Der andere, Thomas, sein zweitältester Sohn, hatte sich der Botanik und Gartenkunst gewidmet und, von gewaltiger Reiselust getrieben, Länder besucht, die vorher wohl kaum eines Deutschen Fuß betreten hatte; zuerst

* 25. Johann Friedrich Ebert,

großh. meckl.-schwerinscher Stadtrichter zu Gadebusch, wie auch Justitiar des vereinten ritterschaftlichen Civil- und Kriminalgerichts daselbst, ordentliches Mitglied des mecklenb. Vereins ꝛc.;

geb. im J. 1786, gest. d. 14. Jan. 1841.

Der Hingeschiedene wurde zu Gadebusch geboren, wo sein am 16. Mai 1804, erst 50 Jahre alt, verst. Vater, Matthias Joachim Ebert, als Advokat und ritterschaftlicher Sekretär lebte und mit Louise Anna, geb. Wettengel († zu Sternberg an der Wassersucht den 16. Sept. 1831 in ihrem 67. Lebensjahre) verheirathet war. Nachdem er seine wissenschaftliche Bildung auf der Domschule in Schwerin erhalten hatte, widmete er sich zu Rostock den Rechtsstudien und vollendete solche auf einer auswärtigen Universität. Im J. 1809, resp. den 11. Febr. und 8. Juni, ließ er sich bei der Justizkanzlei zu Schwerin als Advokat und Notarius immatrikuliren, blieb aber nicht zur Stelle, sondern ließ sich zur Betreibung der juristischen Praxis in dem Flecken Dassow nieder, wo er sofort auch das Justitiariat auf mehreren Gütern bekam. Im Okt. 1814 wurde er darauf zum herzogl. Stadtrichter in Gadebusch ernannt und gleichzeitig auch von der Ritterschaft des dortigen Amtes zum Sekretär und Einnehmer erwählt. Späterhin, nachdem er in den verhängnißvollen Jahren 1816 bis 1818 noch für die Stadt und Umgegend als Kreishauptmann 1. Klasse thätig gewesen, übertrug man ihm endlich zu diesen Stellen anderweitig das Amt eines Patrimonialrichters des vereinten ritterschaftlichen Civil- und Kriminalgerichts, das in Gadebusch seinen Sitz hat, sowie das Syndikat des Kreditvereins der Ritterschaft. — Er

---

war er in Diensten der französ. Regierung nach Afrika in die dortige Kolonie am Senegal gegangen; von da zurückgekehrt, war er einem Anerbieten, das ihn in das südliche Rußland rief, gefolgt, hatte einige Jahre in der Krimm gelebt und war dann in Begleitung des Professors Norrmann auf einer auch in den öffentlichen Blättern vielfach besprochenen naturwissenschaftlichen Expedition bis in das Innere des Kaukasus vorgedrungen, wo, während er Pflanzen und andere Naturalien sammelte, ein Trupp russischer, selbst Kanonen mit sich führender Soldaten ihn gegen einen feindlichen Anfall schützen mußte. Aber die Anstrengungen und Beschwerden dieser Unternehmung untergruben vollends seine schon durch das verderbliche afrikanische Klima geschwächte Gesundheit und als er nachher von Odessa abging, um in Petersburg eine Anstellung in seinem Fache zu suchen, starb er unterwegs in Moskau im J. 1837. Von D.'s Töchtern ist eine in früher Jugend gestorben. Die beiden andern sind an praktische Aerzte in Straubing und Bayerdiessen, an die Doktoren Wagner und Riedl vermählt.

starb am oben genannten Tage, Abends, nach mehrwöchigen Leiden am Schlagflusse, mit Hinterlassung einer Witwe, aber keiner Kinder. Lange wird er noch vermißt werden, denn sein scharfer Ueberblick, sein friedlicher Sinn, seine Anspruchslosigkeit und ausgezeichnete Herzensgüte erwarben ihm die Liebe und das Vertrauen aller.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 26. Johann Dietrich Georg Kluckhuhn,

pens. Rektor der königl. Hof- u. Garnisonschule zu Potsdam;

geb. d. 22. Juli 1751, gest. d. 15. Jan. 1841.

Kluckhuhn, geboren zu Halberstadt, war der Sohn eines Handwerkers und genoß nach alter Weise eine einfache und strenge Erziehung. Bald zeigte sich aber bei ihm die besondere Gabe, über alle Gegenstände ruhig und besonnen nachzudenken und seine Gedanken in guter Form niederzuschreiben, eine Gabe, die damals, weil sie noch selten war, auch besonders geschätzt wurde. Ein vornehmer Mann nahm deshalb den jungen K. als Schreiber in seine Dienste; doch dieser fühlte bald in sich den Drang, Lehrer zu werden und so zum Heile der Menschen zu wirken. Er bezog daher das Seminar zu Halberstadt und nachdem er hier einen Kursus durchgemacht hatte, ging er nach Rekahne, ohnweit Brandenburg. Hier hatte nämlich eine bessere Erscheinung des Philantropismus die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich gezogen. Der Domherr von Rochow, getrieben von dem edlen Eifer, die Dorfschulen zu verbessern und gemeinnützige Kenntnisse unter den niedern Volksklassen zu verbreiten, hatte auf seinem Gute Rekahne eine Musterschule eingerichtet und junge Lehrer strömten von allen Seiten herbei, um hier ihre Bildung zu vollenden. Zu diesen gehörte auch K. Die einfache natürliche Methode, welche hier geübt wurde, um in den Kindern eine freie Entwickelung des Geistes und ein selbstständiges Urtheil zu erwecken, sagte dem lebendigen Geiste K.'s so zu, daß sie in ihm eine eigene Gestalt gewann. Im Jahr 1775 wurde er nun zum Lehrer des sehr bevölkerten Dorfes Friedrichshagen, unweit Berlin, berufen und zog durch seine vortreffliche Art des Unterrichts bald so sehr die Aufmerksamkeit auf sich, daß viele Männer, namentlich von Berlin aus, beständig seine Schule besuchten. Auch der Minister v. Zedlitz, ein Mann, der sich unter Friedrich des Gr. Regierung um die Verbesserung der Schulen sehr verdient gemacht hat, überraschte K. einigemal bei'm Unterrichte durch seinen ehrenden Besuch und als dieser Mi-

nister, um Volkslehrer zu bilden, sich, weil es an Geld zu neuen Seminarien fehlte, den Plan entwarf, junge Lehrer als Auskultatoren zu bewährten Landlehrern zu schicken, richtete er besonders auch auf K. sein Augenmerk *). Doch kam dieser Plan nicht zur Ausführung und K. wurde unterdeß zu einer größern Wirksamkeit berufen. Als er Friedrichshagen verließ, hatte er seine Schulkinder so weit gebracht, daß, als nun, wie damals oft üblich war, ein ausgedienter Unterofficier als Scholarch ihm nachfolgte, die Kinder weit klüger und geschickter waren, als der neue Lehrer. K. wurde nun zum ersten Lehrer, welcher Titel bald in den eines Rektors verwandelt wurde, an die königl. Hof- und Garnisonschule zu Potsdam berufen. In dieser Stellung erwarb er sich das vollkommene Wohlwollen seiner Vorgesetzten und die Liebe und Achtung aller der Menschen, welche ihm nahe kamen; auch hatte er Gelegenheit, in den schweren Kriegszeiten, wo er mit einer sehr zahlreichen Familie oft ohne alles Gehalt leben mußte, seinen Patriotismus und seinen unerschütterlichen Muth und Eifer zu zeigen. Hierbei stand ihm seine treffliche Gattin treulich zur Seite. Im J. 1825 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum. Da zeigte sich denn eine große und allgemeine Theilnahme und der verstorbene König Friedrich Wilhelm III. **) ehrte ihn durch die Ertheilung des rothen Adlerordens 4. Klasse und erließ eine Kabinetsordre, in welcher er dem Jubelgreise die Versicherung gab, „daß er bei entstehender Dienstunfähigkeit besonders für ihn sorgen und bei seinem etwa erfolgenden Ableben der Hinterbliebenen nach Möglichkeit gedenken werde. K. blieb noch einige Zeit bei der Garnisonschule wirksam, die unter seinem Rektorat und nicht ohne sein Zuthun bis zur größten Schule im preuß. Staate herangewachsen war. Später zog er sich vom öffentlichen Wirken zurück und lebte bis zu seinem Tod in edler Freude über sein vollbrachtes Werk, in zärtlicher Sorgfalt für seine vielen Kinder und Enkel und in steter Theilnahme am öffentlichen Leben. Es schien, als wollte er der Welt ein Beispiel geben, daß der Mensch nicht immer, wie man so oft zu klagen pflegt, im Alter wieder hinabsinke und zur Schwäche der Kindheit zurückkehre, sondern zu einer gewissen Vollendung des Geistes fortschreiten könne, die durch keine Hinfälligkeit des Körpers gestört wird und schon den Uebergang zu einer höhern Vollkommenheit andeutet. Er

---

*) Siehe den Briefwechsel des Domherrn v. Rochow und des Ministers v. Zedlitz, Berlin bei Nicolai 1799.

**) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

starb, fast 90 Jahre alt, nicht bloß von seinen Anverwandten, sondern auch von den vielen Armen, denen er wohlgethan und den vielen Tausenden seiner Schüler, die er gebildet hatte, herzlich beweint und obgleich er schon seit 15 Jahren nicht mehr im Amte gewesen war, so hatte sich doch das Andenken an ihn so lebendig und frisch erhalten, daß man ihn bei seinem Begräbnisse noch auf das Glänzendste ehrte. — Außer den Eigenschaften, die ihn zu einem tüchtigen Lehrer machten, der Liebe und Herablassung zur Jugend und dem immer regen Eifer, Kenntnisse zu sammeln und sie andern mitzutheilen, zeichneten ihn noch andere vorzügliche Eigenschaften des Herzens aus. So hatte er einen gewissen poetischen Sinn für die Schönheiten und Freuden der Natur, ferner eine große Vorliebe für ein patriarchalisches Familienleben, so daß er nur im häuslichen Kreise seine Erholung suchte und sein größtes Vergnügen darin bestand, seiner Familie, wenn sie sich am Abende, mit Handarbeiten beschäftigt, zum traulichen Kreise sammelte, aus guten Büchern vorzulesen. Vorzüglich charakterisirte ihn aber ein unerschütterliches Gottvertrauen, das, indem es sich, ihm unbewußt, mit dem Gefühl eigener Geistesstärke vereinigte, ihm eine solche Sicherheit und Zuversicht in allen Lagen des Lebens gab, daß man ihn nie ängstlich oder gar verzagt gesehen hat. Bei seinem frommen Sinne hatte er aber auch oft die Erfahrung gemacht, wie väterlich ihn Gott durch das ganze Leben geleitet habe. Wenn er daher seinen Kindern von den mannichfachen, oft wunderbaren Fügungen seines Lebens erzählte, konnte er nicht genug Worte des Lobes und Dankes gegen Gott auffinden und so oft er sich recht glücklich und zufrieden fühlte, strömte er seine Freude in einem frommen Liede aus. Ja, seine sittliche Kraft war, verbunden mit einer gewissen äußern Würde, so groß, daß seine Kinder oft gestanden haben, sie hätten ihm fast keine Schwäche angemerkt und vor keinem Menschen in der Welt eine so große Scheu und Ehrfurcht gehabt, als vor ihrem eigenen Vater. So finden wir denn in K. einen frommen deutschen Mann, der, unbekümmert um Ruhm und Ehre vor der Welt, sich nur darauf beschränkte, in einem kleinen Kreise Gutes zu lehren und zu thun, der aber diese bescheidene Aufgabe so löste, daß er es darin fast zu einer idealen Vollkommenheit brachte.

* 27. Johann Jakob Friedr. Wilh. Parrot,

kaiſ. ruſſ. Staatsrath, ordentl. Profeſſor der Phyſik, Doktor der Medicin und Chirurgie, Ritter des St. Annenordens mit der Kaiſerkrone, zu Dorpat;

geb. zu Carlsruhe d. 14. Okt. 1791, geſt. d. 15. Jan. 1841.

Sein Vater iſt der wohlbekannte Phyſiker Dr. Georg Friedrich Parrot, jetzt als emeritirter Akademiker mit dem Prädikat eines wirklichen Staatsraths in St. Petersburg lebend. Seine Mutter, eine geiſtreiche Frau, war eine geb. Lefort, aus dem Geſchlechte des unter Peter d. Gr. berühmt gewordenen Genfers. Ihrer liebenden Pflege ward er nebſt ſeinem ältern und einzigen Bruder Wilhelm durch den Tod ſchon im 3. Jahre beraubt. Anderthalb Jahre lang beſorgte nun der Vater, faſt fortwährend auf Reiſen, beider Knaben Erziehung, bis er 1797 durch abermalige Verheirathung in Riga ihnen eine vortreffliche Mutter gab. Beide Brüder wuchſen vereint auf, bis Friedrich Parrot ſeine Reiſen begann, blieben aber auch im ſpätern Leben ſtets brüderlich vereint (Wilhelm iſt evangeliſcher Prediger zu Burtneck im Wolmarſchen Kreiſe Livlands). Sie beſuchten zuerſt die Domſchule zu Riga und als der Vater zum Profeſſor der neugegründeten Univerſität 1802 nach Dorpat berufen ward, das Dörptſche Gymnaſium, welches ſie 1807 verließen, um die Univerſität zu beziehen, — Friedrich namentlich fortwährend von ſeinen Lehrern als ausgezeichnet anerkannt und in ſeinem Entlaſſungszeugniß als Muſter aufgeſtellt. Auch während ſeiner Univerſitätsſtudien erwarb er ſich Auszeichnungen, indem ihm drei Preismedaillen zuerkannt wurden. Die letzte Preisſchrift, 1812 mit der goldenen Medaille gekrönt, ward unter dem Titel „über Gaſometrie, nebſt einigen Verſuchen über die Verſchiebbarkeit der Gaſe," 1813 auf Univerſitätskoſten gedruckt und dokumentirte ſchon, was die Welt von ihm zu erwarten habe. Außer der wiſſenſchaftlichen Tüchtigkeit, die ſie bekundet, gab ſie auch die Beſchreibung eines von dem Verf. erfundenen Gaſometers, welche Gilbert in ſeine Annalen der Phyſik und Chemie aufnahm. Dabei hatte der Student Parrot im Jahr 1811 mit Moritz v. Engelhardt (geſt. 1842) die bekannte Reiſe in die Krimm und in den Kaukaſus gemacht und als während des franzöſ. Invaſionskrieges Mangel an Aerzten eintrat, im J. 1812 in Riga im Militärhoſpital eine geraume Zeit als Unterarzt gedient, wofür ihm ſpäter die kaiſerl. Anerkennung, durch Geſchenk einer goldenen Uhr, zu Theil wurde. Allerdings

war P. nicht allein durch Fleiß, auch durch Naturgaben ausgezeichnet. Es war namentlich eine seltene Energie des Willens, die er schon von früher Kindheit an offenbarte. Das innere Feuer, das in ihm loderte, hätte ebensowohl als ein wohlthätiges für ihn und die Menschheit, auch ein verzehrendes, verderbendes werden, hätte sich in Ehrgeiz, Leidenschaftlichkeit und Eigensucht äußern können, wenn nicht seine Erziehung frühe Selbstobjektivirung und Selbstbekämpfung befördert, später schmerzliche Erfahrungen und vielfache Uebungen in Resignation, Lebensmühen und Kämpfen ihn einer ernsten christlichen Richtung zugeführt hätten, in welcher er mehr und mehr sich befestigte und durch welche er, noch ein jugendlich kräftiger Mann, in seltener sittlicher Reife, im seltenen Vereine von Kraft, Besonnenheit, Demuth und Milde da stand. Merkwürdige Aeußerungen schneller Entschlossenheit und großer Innigkeit des Gefühls gaben sich neben scharfer Beobachtungsgabe und praktischem Takte schon in seinem Knabenalter kund. Gern weilte er damals, während er kindische Spiele fast nicht kannte, in den Werkstätten der Handwerker. Er äußerte wohl: er habe zum Gelehrten eigentlich nie getaugt; als Mechaniker würde er Ausgezeichnetes haben leisten können. That er sich mit dem ersten Theile dieser Behauptung Unrecht, so hat es doch seine völlige Richtigkeit, daß er nicht allein für das Mechanische angeborene Fähigkeit hatte, sondern überhaupt entschiedene Befähigung für das Praktische; eben sowohl für die Einführung der Wissenschaft ins Leben und deren Anwendung im Leben, als auch überhaupt für das Finden und Wahrnehmen des Rechten, Angemessenen, Zeitgemäßen im Leben. Rasch erkannte er, was und wo es eigentlich Noth that, wußte leicht Rath zu schaffen, sich mit geringen Mitteln zu helfen und die zweckmäßigsten Einrichtungen ins Leben zu rufen. Auch während seiner Universitätsjahre entzog er sich trotz seiner ernsten Studien, trotz manches Hindernden in seinen übrigen Verhältnissen seinen Kommilitonen und ihrem Verkehre nicht und genoß bei ihnen nicht allein allgemeine Achtung und Liebe, sondern verdiente sie auch durch seinen besonnenen Rath, wie durch seine entschlossene und liebevolle That. Es war oft zu bedauern, daß seine Bescheidenheit ihn verhinderte, auch da thätig einzugreifen, wo man seine Hülfe nicht suchte. Diese natürlichen Befähigungen P.'s, wie die Tendenz seiner Studien, machten ihn bei einem — bis auf seine beiden letzten Krankheiten — heitern, gesunden, kräftigen, abgehärteten und in Leibesübungen dem Geiste dienstbar gemachten Körper vorzüglich geschickt zu wissenschaftlichen

Reisen, wofür er denn auch sein Leben hindurch entschiedene Neigung äußerte. Seine eben berührte Reise (vgl. Reise in die Krimm und den Kaukasus von M. v. Engelhardt und Fr. Parrot. 2 Thle. Berlin 1815) hatte zum Hauptzwecke das Nivellement zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, welches später Berichtigungen erfuhr. Schon damals entwickelten sich bei P. die Tendenzen, welche er bei seinen spätern Reisen verfolgte. Zuvörderst versuchte er die höchsten Spitzen des kaukasischen Gebirges zu ersteigen und sie barometrisch zu messen. Die Ersteigung des Elbrus ward durch zufällige Umstände verhindert. Bei der Ersteigung des Kasbek verließen ihn das erstemal seine 4 Begleiter — grusinische Jäger — bald nachdem die Schneegränze erreicht war. Das zweitemal hatte er in Begleitung von 4 russ. Soldaten schon eine Höhe von 2167,9 Toisen erreicht, als ein undurchdringlicher Nebel das Weitersteigen verhinderte. Er brachte nun die Nacht leicht bekleidet bei — 5° bis — 6° dort zu, harrte sogar bis zum folgenden Mittag, da aber der Nebel sich nicht verzog, Mangel an Lebensmitteln und Brennholz ein längeres Verweilen unmöglich machte, mußte er das Erreichen der Spitze nothwendig aufgeben. Es befiel ihn in Folge dessen, was er hier seinem Körper zugemuthet, ein Fieber, von dem er auf der fernern Reise begleitet und auch nach seiner Rückkunft erst nach 6monatlicher Dauer verlassen wurde. Es hinterließ ihm eine Magenschwäche und verursachte ihm heftige Magenkrämpfe, die erst nach jahrelanger strenger Diät wichen. Er aber beobachtete diese genaue Diät sein ganzes Leben hindurch und dennoch traten in seiner letzten Krankheit bedeutende Unterleibsbeschwerden wieder hervor. P. beschäftigte sich aber auch auf jener Reise schon mit Bestimmung der permanenten Schneegränze, wozu er dann auf spätern Bergreisen durch interessante und fördernde Beobachtungen nähere Bestimmungen gegeben. Er lieferte ferner außer andern Beiträgen zur Botanik ein Bild der kaukasischen Pflanzenwelt nach der Höhe des Vorkommens der Pflanzen unter 43° nördlicher Breite. Er machte namentlich aufmerksam darauf, wie die lange schon bemerkte Verkrüppelung der Pflanzen in großen Höhen wohl an Stiel und Blättern, nicht aber an Wurzeln und Blüthen sich zeige. Auffallend erschien dies an dem von ihm Cerastium Kasbek benannten Cerastium. Ursache dieser Erscheinung fand er in dem relativen Unterschiede der Temperatur des Bodes und der unmittelbar darüber befindlichen Luftschicht, welcher Unterschied durch seine Versuche als ein viel bedeutenderer sich ergab, als den man früher gemeint hatte. Nachdem P. im

J. 1814 (in welchem er auch Korrespondent der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg ward) nach Vertheidigung seiner Dissertation de motu sanguinis in corpore humano zum Doktor der Medicin und Chirurgie promovirt war, reiste er ins Ausland und blieb über 6 Jahre von seinem Vaterland entfernt, eine Zeit, die er vielfach fruchtbar für sich, für die Wissenschaft und für andere Menschen zu machen wußte. Nur mit sehr geringen Geldmitteln ausgerüstet, leistete er wirklich unglaublich viel. Freunde, die damals im Auslande mit ihm zusammentrafen und zu Zeiten länger mit ihm an einem Orte verweilten, haben dem Verf. dieses öfters versichert, daß sie nicht zu begreifen vermocht, wie P. es möglich gemacht, alle seine Reisen auszuführen, daß sie oft ihn bewundert, wie er mit leichtem und fröhlichen Muthe sich die größten Entbehrungen auferlegte, nur um seine Mittel für die Erreichung höherer Zwecke zu sparen. Und doch führten ihn seine Verhältnisse nicht selten auch in die höhern Kreise der Gesellschaft und doch war er schon allgemein bekannt und geachtet und ward von den gefeiertsten Gelehrten als ein Ebenbürtiger angesehen. Humboldt, P. Frank, Cuvier, Biot, Volta und manche Andere kamen ihm aufs freundlichste entgegen und seine nähere Bekanntschaft hat, so viel wir wissen, immer nur dazu beigetragen, daß man trotz seiner Anspruchslosigkeit die seltene Tüchtigkeit und Gründlichkeit seines Wissens, wie seines ganzen Wesens anerkennen mußte. Als ihn sein Vater fragte, warum er, da er schon bis Mailand vorgedrungen, nicht auch Rom besucht habe, erwiederte er: „ich bin kein Kenner der Kunst und es hätte mich nur geschmerzt, das Grab des alten Roms in einer italien. Stadt zu suchen und das Wort: „auch ich war in Corinth" hat keinen Reiz für mich." Wenn es auch zunächst die Fortsetzung seiner Studien und auch wohl die Hoffnung, Bergreisen zu machen, gewesen war, was unsern P. ins Ausland führte, so trat er doch, als nach Napoleon's Rückkehr aus Elba der Krieg wieder losbrach, als Stabsarzt 1. Klasse in den Dienst der russ. Armee. Er erhielt den Auftrag, in Meaux ein Militärhospital zu errichten. Kaum aber war der Krieg beendet, so nahm er trotz der ehrenvollsten Anträge Wyllie's, des Generaldirektors beim Medicinalwesen der russ. Armee, seinen Abschied, um seinen eigentlichen Studien wieder nachgehen zu können. — P. besuchte, um seiner wissenschaftlichen, namentlich ärztlichen Weiterbildung willen, die Universitäten und Krankenhäuser von Berlin, Wien, Würzburg, Paris, Mailand, Pavia und hatte dort mit den in Medicin und Naturkunde ausgezeich-

netsten Männern Umgang. Er benutzte diese Zeit aber auch zu Reisen. Im J. 1816 verließ er Mailand um die Mitte Septembers, um den Monte Rosa zu besuchen, an dem er namentlich die permanente Schneegränze bestimmen wollte, wozu nach seiner Erfahrung im Kaukasus eben diese spätere, für Bergreisen sonst gefährliche Jahreszeit am meisten sich eignete. Zu dieser Unternehmung konstruirte P. sich ein Reisebarometer, welches durch Entblößung der ganzen Röhre für den Einfluß der Lufttemperatur und durch Verbindung des Gefäßes am Thermometer aus Einem Stücke mit derselben Barometerröhre, damit das Thermometer ganz gleichen Gang mit der Temperatur des Quecksilbers im Barometer erhalte, sich vor den frühern auszeichnete und eben so einfach als sparsam ohne allen Nachtheil für die Genauigkeit der Beobachtungen eingerichtet war. Auf dieser Reise, deren Beschreibung er im Journal für Chemie und Physik Bd. XIX. Heft 4 unter dem Titel gab: „Ueber die Schneegränze auf der mittäglichen Seite des Rosagebirges und barometrische Messungen" nahm P., außer seinen Messungen der Schneegränze, auch ein barometrisches Nivellement von Mailand bis zum Monte Rosa ohne Begleiter vor und der Scharfsinn, mit welchem er den Mangel eines Begleiters zu ersetzen suchte (der Astronom Cesaris in Mailand beobachtete gleichzeitig mit ihm 8 Mal täglich den Barometerstand) rechtfertigte sich dadurch, daß der Unterschied des Nivellements auf der Rückreise von dem auf der Hinreise nur 7 Meter betrug. Er versuchte auch in Gesellschaft eines benachbarten wissenschaftlich gebildeten Gutsbesitzers, Joseph v. Zumstein und zweier benachbarten Gemsjäger den Monte Rosa zu ersteigen, gelangte aber nur bis 2057 Toisen über dem Meere. Dort zeigte sich, als der einzige Weg zum Gipfel, ein sehr schmaler und gefährlicher Felsenkamm. Auch durch diesen nicht abgeschreckt, mußte P. doch, weil ein dichter Nebel die ganze Gegend deckte, auf den einstimmigen Rath seiner Begleiter zurückkehren. Drei Jahre später glückte die Ersteigung dem Hrn. v. Zumstein von Turin aus; er bestimmte die Höhe auf 2360 Toisen. Die zweite Reise, welche P. während seines Aufenthalts im Ausland unternahm, war die in die Pyrenäen *). Er wanderte vom Murgthal aus, wo er sich damals bei Verwandten aufhielt, über Straßburg, Besançon, Lyon, S. Esprit, Nismes, Montpellier, Toulouse, wo er sich freundlicher Theilnahme und des Rathes der dortigen Ge-

*) Reise in die Pyrenäen. Berlin 1823. — Auch in den naturwissenschaftlichen Abhandlungen aus Dorpat. 1. Bd. Ebend. 1823.

lehrten über die beste Bewerkstelligung seiner Reise erfreute, dann über Tarbes und Pau nach Bayonne. Hier erhielt er vom span. Konsul ein schmeichelhaftes Empfehlungsschreiben an die Behörden. Nützlicher aber waren ihm einige Zeilen eines Privatmannes an die Schmuggler in den Pyrenäen. P. setzte hier seine Methode des barometrischen Nivellements ohne Begleiter einer scharfen Probe aus. Da er hier nicht einmal, wie bei seinem frühern Versuch in Mailand, einen gleichzeitigen Mitbeobachter auch nur an Einem Orte hatte, so blieb ihm nur die Korrektur seiner Stationsresultate, von ihm durch besonders angestellte genaue Beobachtungen bestimmten konstanten Variationen des Barometers während 24 Stunden. Dennoch erhielt er durch sein Nivellement von S. Jean de Luz dicht am atlantischen Meere bis zum mittelländischen, obgleich unter den 246 Stationen Punkte bis zu 1900 Toisen Höhe dabei vorkommen, statt des Unterschiedes 0 nur einen Fehler von 4,1 Meter, um welche das Mittelmeer tiefer erschien. Von dem Nivellement gesondert, maas er die Höhe des Montperdu, Marboré, der Maladetta und mehrerer Durchgänge von der nördlichen zur südlichen Seite der Pyrenäen. P. stellte in Zweifel, daß man die mittlere Temperatur der Luft im Thal und auf dem Berg als einen Faktor in der Formel zur Berechnung der Höhen aufzunehmen habe und führte dafür, wie es scheint, entscheidende Versuche an. Dennoch sprach er bescheiden aus: „so lange diese Ansicht nur die meinige ist und im Urtheil anderer Sachkundigen keine Bestätigung finden sollte, behalte ich bei vollständiger barometrischer Höhenberechnung das Glied für die Korrektion der Luftwärme bei." Die Besteigung des Montperdu, die ein erstes Mal in Begleitung Mehrerer mißlang, weil der Führer selber den Weg nicht kannte, gelang das zweitemal in der Begleitung des alten Rondo, der in frühern Zeiten Ramond und andere Reisende dahin geführt hatte, durch P.'s Beharrlichkeit, indem er den Weg durch eine enge mit Glatteis bedeckte Felsspalte durch Wegbrechen des Eises mit dem Alpenstocke gangbar machte. Er schildert mit Begeisterung die Gefühle, die ihn auf dieser Höhe von 3346,3 Meter bei einer weiten Uebersicht über das Gebirge und die Umgegend ergriffen. Die früher für unersteigbar gehaltene Maladetta, 3309,6 Meter hoch, erstieg er in Begleitung des alten Barreaud, indem er sich, als alles Weitersteigen durch schroff entgegenstehende Felswände unmöglich schien, durch ein unter Trümmern entdecktes Loch durcharbeitete und später einen Fels über Barreaud's Schultern hinankletterte, diesen dann nach sich ziehend. P. macht uns ferner in dieser

Reise nicht allein mit seinen Untersuchungen über die Schneegränze und die Pflanzenvegetation, sondern überhaupt mit dem Pyrenäengebirge, namentlich mit seinen Mineralquellen in geognostischer und physischer Hinsicht bekannt, so wie mit seinen Bewohnern, den Basken, Bearnern, Kataloniern und den Schleichhändlern. Ueberhaupt interessirte ihn das Ethnographische bei seinen Reisen sehr. Wie schon bei der Reise nach der Krim und dem Kaukasus, so finden wir dies später bei der Ararat- und Nordkapreise durch seine ungefärbte treue Darstellung der Eigenthümlichkeiten, Bildung, Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völkerschaften bestätigt. Das Moralische und die mechanischen Hülfsmittel zur Beschaffung der nöthigen Lebensbedürfnisse zogen vorzugsweise sein Augenmerk auf sich, eben so wie die Maschinen, Brücken u. dergl. Das Einfache, Zeit- und Ortgemäße sagte ihm besonders zu. Bei den Kataloniern fand er eine höchst kompendiöse hölzerne Sonnentaschenuhr (ein Cylinder von 3 Zoll Länge und 8 Lin. Durchmesser), die er später, für die Dorpater Sonnenhöhe berechnet, in großer Zahl anfertigen und zum Besten der Armen verkaufen ließ. Der ärztliche Beruf war es, für den sich P., ungeachtet die Naturforschung ihn mächtig anzog, bis dahin eigentlich vorbereitet hatte. Es waren Ursachen da, welche ihn bestimmten, für jetzt nicht ins Vaterland zurückzukehren und so hatte er sich schon als praktischer Arzt eine längere Zeit in Heilbronn niedergelassen und dort, obgleich Fremdling, Liebe und Achtung erworben, ward auch als Schriftsteller thätig im Fache der Heilkunde *), als er, einem Ruf ins Vaterland nicht länger widerstrebend, den 26. Febr. 1821 als ordentlicher Professor der Physiologie und Pathologie in Dorpat angestellt ward. Von da ab hat nun P.'s Leben — allerdings ein vor Allem Gott geweihtes — nächst dem Vaterland und der Wissenschaft im Allgemeinen, der Universität Dorpat in vielfacher Thätigkeit angehört. Diese Thätigkeit war nicht immer eine in die Augen springende, am allerwenigsten eine Oeffentlichkeit und Anerkennung suchende; aber sie war eine rastlose, oft angestrengte und keine An-

*) Es erschien von ihm in Hufeland's Journal, 1820 April, eine Abhandlung über ein zweckdienliches Verfahren bei der sogenannten Thränenfistel-Operation, nebst Beobachtungen über die Verrichtungen der Thränenwege. Ferner: Ansichten über die allgemeine Krankheitslehre, Mitau 1820, welche eine kritische Darstellung der pathologischen Lehre Rason's und Ansichten über eine zweckmäßige Behandlung der allgemeinen Pathologie enthielten. Später noch: Abhandlung über die Unterbindung der bedeutenden Schlagadern der Gliedmaßen, mit einem Anhange zu dem Werk über Schlagadergeschwulst, von Antonio Scarpa, aus dem Italienischen übersetzt. Berlin 1821.

strengung scheuende, sie war eine wohlthätige und manches Saatkorn für jetzt und für die Ewigkeit ausstreuende. Das Meiste und Wohlthätigste vielleicht geschah auf solche Weise, daß es selbst den Blicken wenig Entfernter entging; Manches ward verkannt, im Allgemeinen aber vermochten wohl Wenige nur seiner Gesinnung und seiner Thätigkeit ihre Anerkennung und ihr Vertrauen zu entziehen. Als Professor — im J. 1826 übernahm er, da sein Vater Dorpat verließ und als Akademiker nach Petersburg zog, auf den Wunsch des Konseils die Professur der Physik — war P. ausgezeichnet durch seine Gründlichkeit, seine Vertrautheit mit dem, was zu seinem Hauptfache gehörte, durch einen ungemein klaren und anziehenden Vortrag, durch sehr geschicktes Experimentiren und durch fortwährende Anwendung der Theorie auf die Praxis, wie er denn auch eine Zeitlang im höhern Auftrage Vorträge aus dem Bereiche der angewandten Physik für das gewerbtreibende Publikum hielt, die sich großen Zuspruchs erfreuten und nicht unbedeutenden Nutzen stifteten. Es dürfte überhaupt nie vorgekommen seyn, daß gegen P.'s Thätigkeit als Professor, während er oft auch stellvertretend für Andere eintrat, namentlich die Aufsicht über die wissenschaftlichen Sammlungen der Universität übernahm, ein Vorwurf von irgend einer Seite her verlautbar geworden, nicht selten aber erwarb er sich dafür den ausdrücklich ausgesprochenen Dank seiner Obern und seiner Kollegen. Vielfach, fast fortwährend hatte er Verwaltungsgeschäfte für die Universität: 1824 war er Dekan der medicinischen Fakultät, 1827, 1834 und 1837 der philosophischen. Vom Nov. 1830 bis zum Schlusse des Jahres verwaltete er das Prorektorat, in den 3 Jahren 1831—1833 das Rektorat. Während 10 Jahren, 1826—1836 (wo die Schulkommission der Universität aufgehoben wurde), war er Mitglied derselben, von 1830 bis zu seinem Tode Mitglied des Censurkomités. Von 1826 ab war er theils Vicedirektor, theils Direktor der Universitätslöschanstalten und 1829 ward ihm für seine Thätigkeit bei Löschung des Brandes im Hauptgebäude der Universität die Bezeigung des Allerhöchsten Wohlwollens. Häufig, ja gewöhnlich war er Mitglied der Baukommission der Universität und anderer bei besondern Gelegenheiten niedergesetzter Komités und erhielt auch wohl besondere Aufträge in wichtigen Angelegenheiten. Ja auf seiner Rückkehr von der angreifenden Nordkapreise übernahm er auf den Wunsch des Kurators der Universität noch eine Revision mehrerer Schulen des esthländischen Gouvernements. — Gemeinschaftlich mit G. J. F. Sahmen gab er in den vermischten Sammlungen

aus dem Gebiete der Heilkunde. 3. Samml. Petersb. 1825: „Ueber die Witterungs- u. Krankheitskonstitution der Stadt Dorpat in den J. 1822, 1823, 1824 Nachricht." Namentlich als Mitglied der Schulkommission und als Rektor der Universität hat P. sehr viel geleistet, freilich zum großen Theile solches, das vor den Augen der Welt wenig Aufsehen macht. Seine Thätigkeit äußerte sich mehr in Erhaltung und Förderung des vorhandenen Guten und in Wegräumung der ihm in den Weg tretenden Hindernisse, als in einem Neuschaffen, dessen Erfolge oft nur zu problematisch sind. Dies bewies er auch als Mitglied des Komités für Organisation der Lehranstalten in Petersburg, zu welchem er 1832, während seines Rektorats, berufen ward. Das Rektorat verwaltete er in höchst schwierigen Verhältnissen mit einer Aufopferung alles eignen Interesses, mit einer so strengen Konsequenz in Beobachtung des Gesetzes, mit einer so hingebenden Liebe für die Anstalt, einer so angestrengten Wachsamkeit, einer so festen Stellung Obern und Untergebenen gegenüber, wie leider keineswegs allgemein anerkannt wurde. Tief fühlte er es namentlich, wiewohl nie eine Empfindlichkeit hervortrat, daß seine von wahrer Liebe für die Studirenden und ihr Wohl beseelte Gesinnung von diesen zu Zeiten nur zu sehr verkannt ward. Sich selber ehrte P. auch durch die erste öffentliche Rede, die er als Rektor (22. August 1831) im akademischen Hörsaale hielt, durch die ehrende Anerkennung der Verdienste seines Vorgängers, Evers, welcher 12 Jahre hindurch das Rektorat verwaltet hatte. Schon früher hielt P. am ersten Jubelfeste der Universität Dorpat eine Rede (abgedruckt in dem „ersten Jubelfeste der Univ. Dorpat, Dorpat 1828"), welche die Natur des Menschen hinsichtlich des Gedeihens und Nichtgedeihens seiner Werke aus dem Standpunkte der Naturforschung betrachtete. Für 1839 wieder zum Rektor gewählt, nahm er die Wahl nicht an, aus Gründen, die nicht in einer Scheu vor den Beschwerden oder der Verantwortlichkeit des Amtes lagen, sondern in seiner Ueberzeugung, daß er unter den obwaltenden Verhältnissen, bei dem damaligen Stande seiner Gesundheit und nach seiner Individualität nicht der Mann sey, welcher der Universität in solcher Stellung von wahrem Nutzen seyn könne. Seinen Kollegen, wie den Studirenden, welche ihn besser kennen gelernt hatten, war diese Ablehnung höchst schmerzlich. Zwei Mal war es P. auch während seines Wirkens an der Dorpater Universität vergönnt, seiner alten Neigung zu wissenschaftlichen Reisen zu folgen. Die Reise zum Ararat unternahm er 1829 in wahrer Begeisterung, damals der frischesten Kraft des Kör-

pers und des Geistes sich erfreuend. Die Beschreibung und die Resultate dieser Reise liegen uns vor in dem seinen Verf. ehrenvoll charakterisirenden Buche: „Reise zum Ararat, von Dr. Friedrich Parrot, unternommen in Begleitung der Kandidaten der Philosophie, Wasili Feodorow, Student der Mineralogie Maximilian Behaghel v. Adlerskron, Student der Medicin Julius Hehn und Karl Schiemann. Zu den Pendelbeobachtungen auf dieser Reise hatte sich P. einen konstanten Pendel konstruirt, der, wie andere von ihm vorgenommene Verbesserungen von Apparaten, sich vollkommen bewährte und mit geringem Umfange große Einfachheit und Genauigkeit verband. Gewiß bemerkenswerth war die Thätigkeit, welche P. auf dieser Reise entwickelte, deren Resultate, außer der nähern Bekanntschaft mit dem Ararat, seiner Höhe und geognostischen Beschaffenheit, ein erneuertes, das frühere berichtigendes Nivellement zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, so wie andere Nivellements zwischen Ararat und Tiflis, Tiflis und dem schwarzen Meer und eines über den Kreuzberg, das Joch des Kaukasus waren, ferner magnetische, Pendel- und geognostische Beobachtungen, astronomische und trigonometrische Arbeiten (durch Kandidat Feodorow ausgeführt) und manches sonst zur Natur- und Lokalkunde jener Gegenden Gehörige. Höchst achtungswerth erwies sich P.'s Standhaftigkeit in Verfolgung seines Zweckes. Nicht die um den Ararat herum herrschende Pest, nicht das Vorurtheil der Armenier gegen die Besteigung des Ararat, nicht die Muthlosigkeit und der Aberglaube seiner Gefährten, nicht die bedeutenden physischen Schwierigkeiten, nicht Ermattung, noch selbst Krankheit und schlimme Erfahrungen konnten ihn zurückschrecken und abhalten. Als P. am 25. Sept. beim ersten Versuch von einer Höhe von 14550 Par. Fuß mit dem einzigen ihm gebliebenen Begleiter, Schiemann, zurückkehren mußte, weil es nicht möglich war, an diesem zweiten Tage des Steigens die Spitze zu erreichen und eben so wenig möglich, noch ein Paar Nächte auf dem Ararat zuzubringen, so glitt Schiemann 20 Schritte hinter ihm aus und schoß die Höhe herab. Schnell gefaßt stemmte sich P. auf seinen Bergstab und seine vielspitzigen Eisschuhe, um den Vorbeischießenden fassen und halten zu können. Aber die Gurten der Eisschuhe rissen, P. ward mit in den Fall hineingezogen und wirbelte wohl eine halbe Werst besinnungslos die steile Eisfläche hinab, wobei das Rohr des Barometers zerschmettert ward, der Halbchronometer aufging und die übrigen Sachen aus den Taschen weit weggeschleudert, er selbst indeß nicht bedeutend verwundet ward. Ein starkes

Fieber, das P. durch strenge Diät kurirte, war die Folge. Dennoch ging es schon am 30. Sept., nachdem die Instrumente hergestellt waren, an die zweite Besteigung, welche, obgleich man am 2. Tage schon 15132 Par. Fuß über der Meeresfläche erreicht hatte, wegen eines sich einstellenden Schneesturmes nicht fortgesetzt werden konnte. Ein hölzernes Kreuz mit einer die Worte: Nicolas Pauli Filio totius Rutheniae autrocratore jubente hoc asylum sacrosanctum armata manu vindicavit fidei Christianae Joannes Friderici filius Paskewitsch ab Erivan A. D. MDCCCXXVI. enthaltende Bleiplatte ward vor dem Hinabsteigen in jener Gegend errichtet. Am 9. Okt. erst gelang es P., das Ziel seiner Anstrengungen, die Spitze des Ararat, 16254 Fuß über dem Meere, zu erreichen und dort auch ein kleineres Kreuz zu befestigen. Von der Kläglichkeit, daß selbst Europäer an der Wahrheit der Besteigung des Araratgipfels, weil der Aberglaube der Armenier dies durchaus nicht zugeben wollte, zweifelten, schweigen wir. Unter den Armeniern gehört jetzt P. zur Sage. Er ist ihnen ein großer Philosoph, d. h. Zauberer, dem unter andern die silbernen Rubel wie Pilze unter dem Bette wuchsen und der häufig einen sehr klugen Geist in einem Kästchen (das Barometer) befragt habe, welcher auch wirklich den Ararat habe besteigen wollen, aber zur Strafe seines Frevels in zwei Stücke von einander gehauen, hinabgeschleudert worden sey. Seine große Zauberkunst habe nun zwar die beiden Hälften des Körpers wieder lebendig an einander gebracht, aber mit Schaudern habe man im Bade den rothen Streif bemerken können, welcher die stattgehabte Theilung des Körpers bewiesen. Uebrigens war es mit den gleich Pilzen ihm zuwachsenden Silberrubeln nicht weit her. P. machte die Reise auf seine Kosten und wußte nach seiner Art mit Wenigem viel zu leisten. Nach seiner Rückkunft aber wurden ihm durch des Kaisers Gnade alle Kosten ersetzt, so wie seiner Reise auf Allerhöchsten Befehl auch alle mögliche Begünstigung von Seiten der russ. Behörden und Beamten ward, was er stets mit dem aufrichtigsten Dank anerkannte. Für seinen aus dem Kloster Edschmiarin nach Dorpat mitgenommenen Begleiter bei der Besteigung des Ararat, den armenischen Diakon Chaschutar Abowjan, und dessen Ausbildung sorgte P. wahrhaft väterlich. Er wirkt jetzt als Schulmann in seinem Vaterlande. Ueber die Nordkapreise, für welche der selige P. die Materialien schon bearbeitet hatte, werden wir bald eine Beschreibung, herausgegeben von dem ehrwürdigen Vater des Verstorbenen, erhalten, welche in einem (hier bereits im Manuskripte be-

nutzten) Vorbericht eine Lebensbeschreibung desselben mit tieferem Eingehen auf seine wissenschaftlichen Verdienste enthalten wird. Beobachtungen des Pendelschwunges und Bestimmungen über die magnetischen Elemente unseres Erdkörpers waren Hauptzweck der Reise, womit aber auch andere Beobachtungen noch vereint wurden. Sie wurde in Begleitung des Kandidaten Röschel, Inspektor des physikalischen Kabinets in Dorpat, von Petersburg aus über Torneo, Kuopio, Ober-Torneo, über den Kjölen nach dem Lyngenfjörd und dann bis Alten, theils zu Lande, theils zu Boote gemacht, von Alten bis zum Nordkap über Hammerfest auf dem Meere und fast eben so wieder zurück. Trotz vielfachen Aufenthalts und mancher Reisebeschwerden konnten doch, nächst den auf andern Punkten der Reise gemachten Beobachtungen, am Nordkap selber 12 sehr günstige Tage in schon vorgerückter Jahreszeit bis zum 19. Sept. zum Hauptzwecke der Reise benutzt werden. Zurückgekehrt ging P. alsbald wieder mit gewohnter Thätigkeit und Treue an seine Berufsgeschäfte. Mochten nun aber die Beschwerden der letzten Reise eine krankhafte Disposition der Lungen weiter ausgebildet, oder anderes den Grund dazu hergegeben haben, P. verfiel am Schlusse des Jahres 1838 in eine mehrmonatliche Krankheit, welche zwar gehoben ward, so daß er noch eine längere Zeit seinem Berufe vorstehen konnte; aber als er von ihr im Frühjahr 1840 von neuem ergriffen ward, schwanden allmälich seine Kräfte und am oben genannten Tage ward dem Vaterland und den Seinen der noch nicht 50jährige Mann nach langem Leiden und schwerem Todeskampfe, in welchem sein Glaube und seine Liebe sich vielfach bewährten, entrissen. P. war seit 1821 mit einer Tochter seines Vaterbruders verheirathet. Sie war kränklich und hinterließ bei ihrem Tod 1825 eine Tochter. Die glücklich gelungene Ernährung dieser Tochter durch Kuhmilch veranlaßte ihn 1826 zur Herausgabe der kleinen, vielfach nützlich gewordenen Schrift: „Ueber die Ernährung neugeborner Kinder durch Kuhmilch. Nach eigner und fremder Erfahrung. Mitau 1826." In zweiter Ehe verheirathete sich P. nach seiner Rückkunft von der Araratreise mit der Tochter des verst. Professors Krause, Emilie, die mit drei ihm gebornen Knaben nebst der Tochter aus der ersten Ehe ihn überlebt hat. P. gehörte nicht zu den Gelehrten und Geschäftsmännern, welche über der Wissenschaft, Vaterland und Berufsarbeit ihr Haus vernachlässigen. Wie er Sinn hatte für häusliches Glück, wie er sich wohl fühlte in seinem Hause, so war er es auch, der das häusliche Glück als Gatte, Vater und Hausvater hervorzurufen, der

es den Seinen und den von außen Herzutretenden wohl zu machen verstand in seinem Hause. Selten wohl findet man eine so ernste bedeutende Männlichkeit mit solcher Herz gewinnenden heitern Kindlichkeit, so kräftige Entschiedenheit mit solcher Selbstbeherrschung und Milde vereinigt. — P. lebte und starb als Christ. Sein Christenthum war in der Schrift gegründet, in eigner Herzenserfahrung genährt und im Leben bewährt. Mit der wahren Gemeine des Herrn in Einem Glauben, in Einem Geiste sich verbunden fühlend, lebte er in der Welt, allem zur Schautragen, Separiren und Verdammen von Herzen feind, von Keinem unseres Wissens einer Parthei zugezählt, von Vielen für das nicht erkannt, was er war, obgleich er das Bekenntniß nie scheute, wo es hingehörte. Sein Glaube war demnach sein Leben, war in Liebe thätig, beherrschte sein ganzes Wesen und wenn er der Gnade Gottes in Christo gedachte, so flammte noch auf dem Todbette sein Auge hell auf und bezeugte es, wie der Geist das Fleisch überwand. — lm —

* 28. Friedrich Wilhelm Gröning,

Buchhändler, Hof- und Regierungsbuchdrucker, zu Bernburg;

geboren den 18. Sept. 1779, gestorben zu Bernburg den 16. Jan. 1841.

Schon früh der liebevollen Elternpflege beraubt und unter Aufsicht von Verwandten erzogen, empfing er seine erste Schulbildung auf dem Collège der französ. reformirten Gemeinde in seiner Vaterstadt Berlin, der er mit angehörte. Unterdeß zerstörten die Stürme der über das Vaterland hereinbrechenden französ. Kriege, wie so vieler Tausende, indirekt auch den Wohlstand seiner Familie und nöthigten den mit einem lebendigen Geiste begabten Jüngling, sich zu weiterm Fortkommen einen technischen Gewerbszweig zu wählen. Er bestimmte sich für das Buchdruckerfach, welches Geschäft mit literarischer Thätigkeit in einer gewissen Wechselwirkung steht, eine angemessene Bildung voraussetzt und zumal in frühern Jahren, wo die Presse noch nicht allen Leidenschaften und handwerksmäßiger Fabrikation zu dienen hatte, im wohlverdienten Ansehen stand. Demgemäß begann und vollendete er seine Lehrzeit in der noch jetzt bestehenden Starke'schen Buchdruckerei, besuchte hierauf zu fernerer Ausbildung auswärtige Officinen und gelangte im J. 1802 nach Bernburg, woselbst er mit dem Principale der dortigen Hofbuchdruckerei bald innig befreundet wurde und nach dessen Tode, im Jahr 1821, die Officin mit dem ihm vom Landesherrn verliehenen Prädikate eines Hof- und Regierungsbuchdruckers

käuflich übernahm. Im J. 1834 etablirte er auch, auf besondere höhere Anregung, eine Buchhandlung, welche beiden Geschäfte noch gegenwärtig kombinirt bestehen. Der nach kurzem Krankenlager am oben genannten Tage erfolgende Tod setzte seinem Leben ein schnelles und für die Seinen viel zu frühzeitiges Ziel. — Hervorstechend in dem Charakter des Verstorbenen waren besonders, neben strengster Rechtlichkeit, sein Wohlthätigkeitssinn und seine Freigebigkeit; diese Neigungen übte er in einem Grade, der oft Mittel und Kräfte überstieg und nicht leicht ward sein Name vermißt da, wo es galt, ein gemeinnütziges Interesse zu fördern oder das Unglück und die Trauer einzelner Familien und Individuen zu lindern. In der Beziehung hat er sich bei seinen Mitbürgern ein dankbares Andenken hinterlegt. — Seine Geschäftsthätigkeit war besonders auf den Flor und das Gedeihen seiner Officin gerichtet und es gelang ihm unter großen Aufopferungen, dieselbe aus dem wenig glänzenden Zustand, in welchem er sie vorfand, bis zu einer Stufe emporzuheben und so reichlich auszustatten, daß ihm seine eben so korrekten als kunstgemäßen typographischen Leistungen den allgemeinen Beifall des Publikums wie insbesondere hoher Behörden, mit denen er in vielseitigem Geschäftsverkehre stand, zu Wege brachten. Weniger ausgedehnt war seine buchhändlerische Wirksamkeit, namentlich als Verleger, — ein Feld, dessen Anbau er bekanntern und mit großartigern Mitteln versehenen Kollegen willig und bescheiden überließ. Außer dem umfangreichen „Anhaltischen Schriftstellerlexikon" erschien nur eine einzige Schrift von Bedeutung in seinem Verlage: v. Röder „die Nichtigkeiten im Civilprocesse" — und zwar insofern von Bedeutung, als sie auch u. A. des berühmten Rechtslehrers Linde Aufmerksamkeit auf sich lenkte und in der neuesten Auflage seines „Handbuchs des Civilprocesses" vielfach benutzt und citirt wird. Resumiren wir Vorstehendes, so finden wir das Bild eines Mannes, dessen Name zwar nur innerhalb der Grenzen seines zweiten Vaterlandes gekannt ist, aber in diesem Kreise gewiß nur Tüchtiges geleistet, Höheres erstrebt und so die allgemeine menschliche Lebensaufgabe zu lösen gesucht hat.

* 29. Christoph Friedr. Frhr. v. Ponikau,

k. baier. Kämmerer, zu Osterberg im k. baier. Kreise Schwaben und Neuburg;

geb. zu Ulm den 20. Febr. 1781, gest. den 16. Jan. 1841.

Abstammend aus dem altadeligen Geschlechte der Meißner Ponikau, Pomßner Bransche, erlangte er den Gymnasialunterricht zu Stuttgart, studirte im J. 1801 und 1802 zu Leipzig, die zwei folgenden Jahre zu Göttingen, zu gleicher Zeit mit dem nachherigen Könige Ludwig von Baiern, der ihm auch, in Rückerinnerung seiner Jugendjahre, mit besonderer Gnade zugethan war, und verm. sich im J. 1805 mit Anna Katharina v. Jenisch auf Lauberzell. Im Mai 1814 erhielt er den Auftrag, die aus Frankreich zurückkehrende Kaiserin Marie Luise an der baier. Grenze zu empfangen und begleitete die Kaiserin von da bis Reuti in Tyrol. Wenn in unsern Tagen wenig darnach gefragt wird, quali sit quisque parente, und bei den den Adel betroffenen Erschütterungen manche alten Geschlechter in ihrem Besitze verkümmert wurden, oder ihre Güter ganz eingebüßt haben, so ist offenbar das Bestreben eines Familienvaters, durch kluge Sparsamkeit und Frugalität für die sorgenfreie Existenz der Seinigen zu sorgen, eine Tugend, die wohl nicht von der Menge erkannt wird, aber von all' denen, welchen Familienerhaltung und Familienglück heilig. In dieser Beziehung erscheint das Andenken des Freiherrn v. P. nicht nur den Seinigen, sondern auch denen, die auf Familienerhaltung Werth setzen, ehrenwerth. Durch kluge Sparsamkeit und Zusammenhalten des Seinigen wurde Freiherr v. P. im Jahr 1816 in den Stand gesetzt, die vormalige reichsritterschaftliche Herrschaft Osterberg käuflich an sich zu bringen und darüber ein Majorat zu errichten. Im J. 1839 erkaufte er aber die patrimonialgerichtsbaren Herrschaften St. Mang und Hopferau im Landgerichte Füßen und begründete auf diese Weise einen bedeutenden Besitzstand für sein Geschlecht, während er rund um so manches in Trümmer gehen sah. Nicht lange vor seinem Hinscheiden erlebte er die Freude, daß er nicht vergebens für seine Nachkommen gesorgt habe. Seinem einzigen Sohne Julius, verehelicht mit Theresia Konstantia v. Kraft Festerberg, wurden 2 Söhne geboren.

* 30. Dr. Johann Nikolaus Bach,

Direktor des Gymnasiums zu Fulda;

geb. den 4. August 1802, gest. den 17. Jan. 1841.

Geboren zu Montabaur, Sohn des kurtrierischen Regierungsadvokaten B., erhielt er seine erste Ausbildung auf dem dortigen Gymnasium und von 1817 an zu Weilburg unter Snell und Krebs. Im Frühjahr 1821 bezog er die Universität Bonn und widmete sich daselbst vorzugsweise der klassischen Philologie unter A. W. v. Schlegel (dessen Haus- und Tischgenosse er länger als ein Jahr hindurch gewesen), Heinrich Näke, Welcker, Hüllmann, Delbrück, Diesterweg, v. Calker, Brandis. Der Kurator der Universität, Geheimerath Rehfues, wurde sein väterlicher Gönner — B. war schon seit 1819 vater- und vermögenlos — und verschaffte ihm, dem Ausländer, nicht nur ein ansehnliches Stipendium, sondern erwirkte ihm auch höheren Orts die Zusicherung des preuß. Staatsdienstes. Durch seine Leistungen als Mitglied des philologischen Seminars, durch Anfertigung eines Realkatalogs der griechischen und lateinischen Literatur auf der Universitätsbibliothek zu Bonn und durch Bearbeitung einer Preisfrage über die Philosophie des M. Aurelius Antonius rechtfertigte er das Wohlwollen seiner Gönner. Nachdem B. durch öffentliche Vertheidigung einer Dissertation de Solone poëta den 26. April 1825 zum Magister liberalium artium et doctor philosophiae kreirt worden war, wurde er durch die Huld des k. preuß. Ministeriums der Unterrichtsangelegenheiten in den Stand gesetzt, auch noch die Universität Berlin zu besuchen. Hier wurden Böckh und Buttmann seine treuesten Lehrer und Freunde, die Geheimräthe Suvern, Schmedding und Joh. Schulze, vor allen aber der Staatsminister W. v. Humboldt *) seine einflußreichsten Gönner. Unter dem 28. Nov. 1825 wurde er als ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Oppeln angestellt, wo er durch Humboldt's Vermittlung an dem Chef-Präsidenten der königl. Regierung von Oberschlesien, Staatsrath v. Hippel, einen väterlichen Freund und an dessen Tochter Franziska eine treue Lebensgefährtin fand. Unter dem 17. März 1828 wurde er als Oberlehrer an das Leopoldinische Gymnasium zu Breslau versetzt, wo er sich zugleich als Privatdocent bei der philosophischen Fakultät dortiger Universität mittelst einer Dissertation de Phileta poëta elegiaco und öffentlicher Disputa-

---

*) Dessen Biographie siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 301.

tion habilitirte. Auf das Jahr 1830 ernannte ihn das Ministerium zum philologischen Mitgliede der königl. wissenschaftlichen Prüfungskommission, deren Hauptgeschäft darin besteht, gelehrte Schulamtskandidaten pro facultate docendi und angestellte Lehrer pro ascensione oder rectorate zu examiniren und die Abiturientenarbeiten aller Gymnasien in Schlesien zu begutachten. Das ihm zu Ende desselben Jahres angetragene Direktorat des Gymnasiums zu Conitz in Westpreußen schlug er aus, um seinen wissenschaftlichen Arbeiten nicht entzogen zu werden. Denn in enger Verbindung stand er zu Breslau mit Wachler *), Passow, Schneider, Regis, v. Colle, Schulz, Ebers. Als er 1835 zum Direktor des Gymnasiums zu Fulda berufen wurde, glaubte er in dieser ganz unerwarteten Fügung um so eher einen Wink der göttlichen Vorsehung erkennen zu müssen, als eine fast gleichzeitige Aufforderung zu dem Amte eines Studiendirektors in Posen seinen Wünschen und Neigungen minder entsprach, „indem er als geborner Deutscher auch lieber auf deutschem Boden wirken und sterben wollte.“ Zu Fulda begann für ihn ein neuer und schwerer Wirkungskreis, es galt eine ziemlich verwahrloste Schule — ein „akademisches Lyceum mit akademischen Freiheiten“ — zu reorganisiren und mit der Wissenschaft Zucht und Ordnung einzuführen. B. vollbrachte das Werk nicht ohne heimlichen und öffentlichen Gegenkampf. Besonders war es die dasige katholische Geistlichkeit, die ihm, dem Ausländer, allseitig hindernd in den Weg trat, weil sie es geschehen lassen mußte, daß diese Stelle nicht mehr wie bisher mit einem katholischen Geistlichen, sondern mit einem Laien und zwar mit einem Ausländer besetzt wurde. B. strebte ohne Menschenfurcht zu dem vorgesteckten Ziele. Aber kaum konnte er die Früchte seiner rastlosen Thätigkeit hier genießen. Nach kaum fünfjähriger Wirksamkeit unterlag er. Eine Erkältung, die schon am zweiten Tage in ein rheumatisch-gastrisches Fieber überging, brachte ihn aufs Krankenbett und raubte ihm am achten Tage durch eine Lungenlähmung das irdische Leben. — Von Statur war B. ziemlich groß, doch schmächtig, sein großes Auge, die Blässe des Gesichts und sein schwarzes Haar verliehen ihm einen eigenen Ernst, seine Liebe und Freundlichkeit aber im Umgange gewannen ihm die Herzen Aller. Streng in seinem Dienste, nur sich, seinen Studien und seiner Familie lebend, suchte er keine Erheiterung außerhalb, konnte sich aber herzlich freuen im Kreise seiner Familie und Freunde. Gerade, aufrichtig, ohne Falsch

*) Dessen Biogr. siehe im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 361.

und ohne Hehl, ebenso weit entfernt von Indifferentismus, als von heuchelnder Frömmelei beseelte ihn ein tiefer religiöser Sinn, den er auch in seinen Schülern zu beleben suchte. Schon zwei Tage vor seinem Tode ließ er den katholischen Religionslehrer des Gymnasiums, Schell, der ihm besonders nahe stand, zu sich rufen, nahm rührenden Abschied, ersuchte ihn, ihm die Sterbesakramente zu reichen und forderte von ihm, als letztes Zeichen der Freundschaft, die kirchliche Beerdigung zu besorgen. Er hinterließ eine tief trauernde Witwe mit 5 Waisen. Professor Wagner sprach die Grabrede und ein von dem Primaner Ferdinand Merz, Sohn des Obergerichtsanwalt und Hofraths M. zu Fulda, gedichtetes Lied wurde am Grabe gesungen, Dr. Franz Dingelstedt aber hielt die Gedächtnißrede am 4. Febr., am Tage des heiligen Rhabanus, welchen der Verstorbene zum jährlichen Schulfesttage festgesetzt hatte. Zu diesem Zwecke hatte auch der Gymnasiallehrer Schell eine Ode drucken lassen. — Als Beweis seiner literarischen Thätigkeit führen wir von ihm an: Solonis carminum quae supersunt Bonn 1825. — De Marco Aurelio Antonino imperatore philosophante. Leipzig 1826. — Mimnermi carmina. Ebd. 1826. — Critiae reliquiae. Ebd. 1827. — Philetae, Hermesianactis, Phanoclis reliquiae. Halle 1828. — Ueber den Ursprung und die Bedeutung der elegischen Poesie bei den Hellenen. 1829. — Callini, Asii, Tyrtaei carmina. Lpzg. 1831. — Ueber die erotische Elegie der Hellenen. 1833. — Cornelius Tacitus, eine biograph. Untersuchung. 1832. — Cornelii Taciti operum quae supersunt. 2 Bde. Lpzg. 1834 – 35. — F. A. Wolf, eine biograph. Skizze. 1834. — De lugubri Graecorum elegia. Specim. I. Breslau 1835. Specim. II. Fulda 1836. — Rhabanus Maurus, der Schöpfer des deutschen Schulwesens. Ebd. 1835. — Der Nibelungen Not im Auszug zum Schulgebrauch mit einem Abriß der mittelhochdeutschen Formenlehre. Ebd. 1836. — De symposiaca Graecorum elegia. Ebd. 1837. — Christliche Lieder f. katholische Gymnasien. Hanover 1838. — Quaestionum elegicarum. Spec. I. Fulda 1839. — Historia critica poësis Graecorum elegiacae. Ebend. 1840. — Deutsches Lesebuch für Gymnasien in drei Lehrstufen von je zwei Abtheilungen. Durch dieses letztere hat sich B. ein bleibendes Denkmal gesetzt, denn es übertrifft alle derartige Sammlungen, die für die Bildung in der Muttersprache, dieser erste Zweig aller Jugendbildung, bis jetzt erschienen sind. Leider hat er dessen Vollendung nicht erlebt und wurde der letzte Band, Proben der gothischen, althochdeutschen und mittelhochdeutschen Sprache, von einem

seiner Freunde vollendet. — Ueberdies lieferte er Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften.

31. Johann Meyr,

Glasfabrikant, zu Adolf in Böhmen;

geboren im J. 1775, gestorben d. 17. Jan. 1841 *).

In unserer Zeit, wo die Gewerbe und das Fabrikwesen überhaupt durch Aneignung einer wissenschaftlichen Grundlage mit jedem Tag einen erfreulichern Aufschwung gewinnen, dürfte es nicht uninteressant seyn, über diesen Mann, der in Bezug auf Glaswaarenfabrikation einen europäischen Ruf erlangte, als rationeller Oekonom den Bewohnern des Böhmerwaldes zum Muster und Vorbilde diente und als Mensch unschätzbar und verehrungswürdig seine irdische Laufbahn durchpilgerte, einige Notizen in gedrängter Kürze mitzutheilen. Meyr, Mitglied des Vereines zur Ermunterung des Gewerbgeistes in Böhmen und Besitzer der Glasfabriken Adolf, Eleonorenhain und Kaltenbach, war zu Silberberg in Böhmen geboren, wo sein Vater, Joseph Meyr, eine Krystallglasfabrik mit ausgezeichnetem Erfolge betrieb. Durch eine vortreffliche Erziehung zum edlen Jünglinge herangebildet, machte er an der Hochschule zu Wien den philosophischen Kursus durch, verließ nach Absolvirung desselben diese Residenzstadt und widmete sich, nach Silberberg zurückgekehrt und ganz vom industriellen Geiste beseelt, dem Glasfabriksgeschäft unter der Leitung seines bereits in allgemeinem Rufe stehenden Vaters. Schon hier war es seine hauptsächlichste Tendenz, diesen Fabrikszweig, welcher bis hierher, aller rationellen Basis entbehrend, empirisch und mechanisch betrieben wurde, aus den Fesseln einer blinden Routine zu emancipiren und ihm durch Zurückführung auf wissenschaftliche Principien einen würdigen Platz unter den Künsten gebührendermaasen einzuräumen. Familienverhältnisse bestimmten ihn sodann, im J. 1801 eine neue Tafelglashütte zu Kaltenbach im Böhmerwalde zu gründen. Diese Gegend, eine der unwirthbarsten und unfreundlichsten, wurde durch ihn ganz umgewandelt, die herrlichsten Wiesen und Felder mit großen Kosten und Aufopferungen geschaffen und hierdurch der Impuls zur Kultivirung der rauhesten Parthie Böhmens auch für Andere gegeben. Hier lebte M., industriellen und ökonomischen Arbeiten ganz hingegeben, in einer heitern Lebensphilosophie sich bewegend, bis zum Jahr 1829, wo ihn der

*) Beil. z. Augsb. Allg. Ztg. 1841. Nr. 49.

Tod seines Vaters, welcher mittlerweile seit dem Jahre 1815 eine Krystallglasfabrik unter dem Namen Adolf auf der fürstlich Schwarzenberg'schen Herrschaft Winterberg errichtet hatte, zur Leitung und Führung derselben von seinem Tuskulum abrief. Hier begann nun die eigentliche Thätigkeit M.'s rastlos sich zu entwickeln; Vervollkommnung dieses Industriezweiges, Erhebung desselben zu der Stufe, auf welcher die engl. Glasfabrikate schon längst standen, mit einem Worte, Schaffung des Vorzüglichsten in dieser Sphäre waren die Momente, die ihn leiteten und sein beharrlichstes Streben ausmachten. Dieses Ziel wurde nun insofern wirklich erreicht, daß im J. 1831 eine Erweiterung und Vergrößerung der Fabrik Adolf stattfinden mußte, da bei dem etwas beschränkten Betriebe derselben und der täglich steigenden Anerkennung der vorzüglichen Qualität ihrer Produkte den vielfachen Bestellungen und Anfragen um Meyr'sches Glas nicht mehr Genüge geleistet werden konnte. Der Ruf dieser Fabrik stieg nun so rasch, daß 2 Jahre später an die Errichtung eines zweiten, größern Etablissements gedacht werden mußte. So entstand 2½ Meilen von Adolf entfernt, mitten im Urwalde an den Ufern der Moldau, eine der größten Industrieanstalten Böhmens, die Glasfabrik Eleonorenhain, zu Ehren der gegenwärtigen Fürstin Eleonora Schwarzenberg so genannt. Mächtige Hindernisse mußten hier überwunden und jedes Stückchen Terrain mit der größten Mühe und Umsicht aus sumpfigem, moorigen Grunde zum fruchtbaren Wiesen- oder Ackergrunde umgeschaffen werden. Das Werk gelang — und wo ehemals Urwald und böse Dünste den verirrten Wanderer schreckten, da findet er jetzt eine freundliche, anmuthige Kolonie, mit einer von M. gegründeten Schule zum Unterrichte der Kinder versehen und von schönen Baumpflanzungen, Gärten, Wiesen, Feldern, Wohn- und Fabriksgebäuden durchschnitten. Ueber die Vorzüglichkeit und Trefflichkeit der Meyr'schen Glaserzeugnisse herrscht in Böhmen, im österr. Staate, ja in Europa nur Eine Stimme; es kann mit jedem andern Fabrikate dieser Art frei in die Schranken treten, des Sieges gewiß. Als gerechte Anerkennung des so eben Ausgesprochenen erhielt M. bei der Gewerbsausstellung zu Wien im J. 1835 die silberne, bei der zu Prag im J. 1836 die goldene und bei der zu Wien im J. 1839 ebenfalls die goldene Medaille; bei letzterer Gelegenheit sprachen sich auch die anerkanntesten Journale dieser Haupt- und Residenzstadt einmüthig dahin aus, daß dessen Glasprodukte zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieser Art gehören. Im J. 1840 beschäftigten die Meyr'schen Fabriken, welche 7 Schmelzöfen

und eine Menge Glasschleifwerkstätten enthalten, in ihren sämmtlichen Etablissements unmittelbar 550 bis 600 Personen und man muß behaupten, daß hierdurch, so wie durch die kostspielige Urbarmachung unwirthbarer Gegenden, ferner durch die Fällung und Bearbeitung des für die Fabriken nothwendigen Holzes ein großer Theil der Bewohner des Böhmerwaldes, welche M. wie ihren Vater verehrten, seine Existenz und Nahrungsfähigkeit begründete. In rein menschlicher Beziehung entwickelte M. die schönsten Eigenschaften des Herzens und des Geistes. Er war ein treuer Bürger seines Vaterlandes, ein liebevolles, sorgsames Haupt seiner Familie, ein wahrer bewährter Freund, ein Helfer der Dürftigen, denen er, von ächtem Wohlthätigkeitssinne beseelt, mit vollen Händen spendete, kurz ein Mann im edelsten Sinne des Wortes, der denjenigen, welche ihm im Leben näher standen, stets unvergeßlich bleiben wird. Obwohl er mehrere gefahrvolle Krankheiten überstand, hatte er doch eine feste, kraftvolle Konstitution und genoß seit dem Jahr 1836, wo ihn ein heftiger Choleraanfall in die bedenklichste Lage versetzte, eine blühende Gesundheit, die nur kurz und zeitweilig durch Athmungsbeschwerden etwas getrübt wurde. Am oben genannten Tag, Abends um 11 Uhr, erfolgte durch eine angestrengte Körperbewegung plötzlich ein Riß eines Blutgefäßes in der Brusthöhle, welcher seinem Leben unter den Symptomen eines Lungenblutschlagflusses in einigen Minuten ein Ende machte. Seine beiden Neffen, Kralik und Taschek, welche dem Verewigten in der Leitung der sämmtlichen Fabriken schon durch eine geraume Zeit würdig zur Seite standen, übernahmen als dessen Erben das ganze Fabriksgeschäft und es ist mit Gewißheit zu erwarten, daß sie, in allen Fächern und Technicismen der Glasfabrikation tüchtig, wissenschaftlich bewandert und durch ihr würdiges Vorbild begeistert, zur Erhebung und fernern Verherrlichung dieses Industriezweiges in den österr. Staaten mit aller Kraft und Energie das Möglichste beitragen werden. Dr. Popper.

* 32. Christian Ludwig Wiegmann,

Pastor zu Töstrup im Herzogthume Schleswig;

geboren den 22. Mai 1782, gestorben den 17. Jan. 1841.

W. wurde in dem holstein. Flecken Kellinghusen, wo sein 1789 verst. Vater, Konrad Friedrich Wiegmann, zweiter Prediger war, geboren. Erzogen wurde er zuerst bei seinem Großvater mütterlicher Seite, dem Pastor Thom. Todsen in Wevelsfleth. Als dieser 1788 gestorben war, besuchte unser

W. seit 1790 die Klasse des Kantors Wagner in Itzehoe und seit 1792 wurde er im Privatinstitute des damaligen Archidiakonus in Crempe und nachherigen Pastors in Süderau, J. H. Schwartz *), gebildet. Von 1800 bis 1802 frequentirte er dann noch das Pädagogium zu Ilefeld am Harze. Hierauf studirte er Theologie zu Kiel und Halle und bestand 1806 zu Glückstadt das Amtsexamen. Er wurde nun Hauslehrer, erst bei dem Pastor J. Chr. Schmidt in Probsteihagen und Schönberg in der klösterlichen Probstei Preez, dann im Hause der Gräfin v. Bernstorff zu Bordesholm und später Lehrer an dem Privatinstitute daselbst, welches der 1810 verstorbene Dr. und Professor J. D. Thieß errichtet hatte. Von Neujahr 1813 bis Pfingsten 1815 war unser W. Pfarrvikarius zu Großen-Aspe für den suspendirten Pastor Schneevoigt, von Ostern 1817 bis Pfingsten 1818 Gehilfe des blinden und tauben Pastors Ipsen zu Erfda in der schleswigschen Landschaft Stapelholm. Endlich ward er 1819 Hospitalprediger und Katechet zu Elmshorn in der holsteinischen Grafschaft Rantzau. Diese Stelle ist freilich nur klein, allein W. war doch seelenfroh, jetzt endlich eine eigene Pfarre zu haben und wußte sich mit seiner Einnahme sehr gut zu behelfen, ja sich auch noch eine schätzenswerthe Bibliothek anzuschaffen. Schon dies zeigt, daß der Sinn für Wissenschaften nicht bei ihm erstorben war; noch mehr bewies er Solches aber durch seine schriftstellerische Thätigkeit. Nachdem er nun 12 Jahre seinem Amt in Elmshorn rühmlich vorgestanden hatte, erhielt er 1831 von seinem Könige die einträgliche Pfarre zu Töstrup in Angeln. Hier heirathete er die dritte Frau, die Tochter seines Küsters, Maria, geb. Jensen. Beinahe 10 Jahre war er nun noch zu Töstrup als Prediger und Schriftsteller thätig. Er starb im fast vollendeten 59. Lebensjahre und hinterließ außer seiner Witwe einen Sohn und eine Tochter. — W. war klein von Person und verwachsen und besaß die solchen Leuten eigenthümliche Lebhaftigkeit und Heftigkeit in hohem Grade. Mit seinen, freilich nicht gemeinen, Kenntnissen wußte er sich Viel. — Seine Schriften sind: Moralisch-religiöse Untersuchungen über das Beispiel Jesu. Kiel 1812. — Das in der heil. Schrift enthaltene Wort Gottes, als das kräftigste Mittel, auch die stärksten Versuchungen zum Bösen glücklich zu überwinden. Eine Predigt. Schlesw. 1822. — *Kurzer Inbegriff der Lehre der heil. Schrift von der Seligkeit d. Menschen durch Christum; oder der schlesw.-holst. Landeskatechismus, neu bearb. u. vermehrt. Flensburg

*) Dessen Biographie siehe im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 452.

1840. — Kurzgefaßte Geschichte der christl. Religion u. des Kirchenwesens in den dän. Staaten, besonders in den Herzogthümern Schleswig u. Holstein. Mit e. chronolog. Uebersicht u. 2 histor. Tabellen. Kiel u. Flensb. 1840. — Außerdem zahlreiche u. schätzbare Beiträge zu den schlesw.-holst. Provinzialberichten, zu C. Carstensen's Zeitschrift für das Volksschulwesen u. z. Itzehoer Wochenbl., zum Theil anonym.
Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 33. Karl Ernst Ludwig Viktor Anton Fr. v. Arentschildt,

k. hanov. Generallieutenant a. D., zu Göttingen;

geboren den 5. Mai 1778, gestorben den 20. Jan. 1841 *).

v. Arentschildt, einer adeligen Familie der bremischen Ritterschaft angehörig, wurde zu Harburg geboren. Er wurde zum Theologen bestimmt, als er aber 13 Jahre alt war, starb sein Vater und er trat in Militärdienste und machte den Feldzug in Holland im Jahr 1793 als Fähnrich und Adjutant des General von Troye, unter dem General Graf Walmoden, mit, wo er mehremal schwer verwundet wurde. Im J. 1803, diese für Hanover so unglückliche Zeit des Ministeriums Lenthe, wurde er zum Lieutenant ernannt. Bekanntlich wollte der kurfürstl. Premierminister v. Lenthe, obgleich die berühmte note verbale des Hrn. v. Talleyrand dem Lord Witworth schon mitgetheilt war, nicht an die Wahrscheinlichkeit eines Hanover drohenden Ueberfalls glauben. Die hanov. Armee war in dem allerschlechtesten Zustande. Auch die königl. Botschaft an das Parlament vom 8. März 1803, die Richtungen Englands, das Zusammenziehen der französ. Truppen in Holland vermochte nicht den Premierminister aus seiner Unthätigkeit zu wecken. Endlich wurde zwar auf ausdrückliche, von London kommende Ermahnungen dem Feldmarschall v. Wallmoden die Weisung zugeschickt, sämmtliche Truppen unter dem Vorwand eines Uebungslagers zusammenzuziehen, allein als dieser anfragte, ob die Festung Hameln in Vertheidigungsstand gesetzt werden und in wiefern er überhaupt von seinen schwachen Mitteln zur Vertheidigung Gebrauch machen solle, erhielt er unterm 22. April 1803 die Antwort: „es solle Alles vermieden werden, was Ombrage und Aufsehen erregte," auch wurde damals der hanov. Armee jener berüchtigte Befehl zugesendet:

*) Nach Privatnachrichten u. einem Aufsatz in der Beil. zur Augsb. Allgem. Zeitung. 1841. Nr. 31.

„den Truppen nicht zu gestatten (gegen den Feind) zu feuern und nur im dringendsten Nothfalle von dem Bajonnet mit Moderation Gebrauch zu machen.“ Und der Marschall v. Wallmoden vermied jede „Ombrage.“ Als endlich die Minister einen Versuch machten, die Armee zu vervollständigen (Proklamation vom 16. Mai), scheiterte diese an den verkehrten Mitteln. Die Hanoveraner sahen diesen Aufruf als ein levée en masse an, der sie sich auf jede mögliche Weise zu entziehen suchten. Die Proklamation vom 24. Mai erklärte ohne Erfolg, daß ein Volksaufgebot nicht beabsichtigt sey. Genug, es war nicht möglich, das, was durch die schlechteste Verwaltung in Jahren vernachlässigt war, in Tagen wieder aufzubauen, und es schadete mehr, als es nützte, daß man die Pferde vor dem Pflug und einzige 14jährige Söhne von Ackerleuten oder Witwen von den Höfen wegnahm. Es kam zu der schmachvollen Konvention von Suhlingen (3. Juni 1803) und der Elbekonvention vom 16. Messidor des Jahres 11. In England war man über die Vorgänge in Lauenburg höchst erzürnt, beschloß jedoch strenge Beobachtung der Suhlinger Konvention, den Plan, die hanov. Armee nach England einzuschiffen, aufgebend. Als jedoch in London die Nachricht eintraf, wie wenig sich der General Mortier an diese Konvention halte, wurde auch der frühere Plan wieder aufgenommen und der Obristlieutenant v. Decken, wie der Major Halkett, erhielten Ende Juni 1803 Werbebriefe. Bei diesen Anwerbungen für die später sogenannte Deutsche Legion taucht der Name Viktor v. A. zum erstenmale mit Bedeutsamkeit auf. Dieser damals 25jährige Mann hielt sich im Herzogthume Bremen auf, um unter beständiger Lebensgefahr für die Engländer zu werben, denn französ. Proklamationen vom 6. und 10. Okt. 1803 bedrohten die Begünstigung der Rekrutirung für die Engländer mit dem Tode. v. A., ein kräftig schöner Mann, unternehmend bis zur Waghalsigkeit, wohnte unter dem falschen Namen eines Schulmeisters Müller damals namentlich bei der Familie des Moorkommissärs Wehner in Stade, welche durch seine Verbergung sich nicht minder in Gefahr setzte. Er leistete dem Unternehmen der Werbung die wichtigsten Dienste. In Betracht derselben wurde er am 13. (24.) Jan. 1804 zum Kapitän der Artillerie der königl. Deutschen Legion ernannt. Als solcher machte er 1805 die Expedition nach Hanover mit, die an der Saumseligkeit der alliirten Russen, vorzüglich aber an Napoleons Sieg bei Austerlitz scheiterte. In den Jahren 1807 und 1808 nahm er Theil an der Expedition in das baltische Meer, der Beschießung Ko-

penhagens und theilte auf der Rückkehr die Gefahren, welche starke Stürme der Flotte gleichsam als Strafe brachten. Von 1808 bis 1813 nahm er an den Zügen und Schlachten auf der pyrenäischen Halbinsel, 1813 und 1814 an der Expedition nach dem südlichen Frankreich Theil. Es wurde v. A. im März 1809 gestattet, in portugies. Dienste mit dem Rang eines Majors einzutreten und er zeichnete sich gleich nach diesem Eintritte durch die Hilfe aus, welche er dem Bischofe von Porto in der Vertheidigung dieses von Soult angegriffenen Platzes gewährte. In der Schlacht von Bussaco (22. Sept. 1810), in der Schlacht bei Fuentes de Onoro (3. Mai 1811) zeichnete sich v. A. durch kaltblütige Tapferkeit und klaren Ueberblick der Verhältnisse aus. Dieser Verdienste, wie seines Benehmens in der Schlacht von Toulouse wegen, erhielt er die großbritannische goldene Medaille 1. und 2. Klasse und das portugies. Verdienstkreuz. Seinem unerschütterlichen Muthe war es mit zu verdanken, daß Montbrun zurückgeschlagen wurde, als er am 25. Sept. 1811 mit überlegenen Kräften die Position von El Bodon und namentlich die portugies. Artillerie angriff, über welche v. A. das Kommando führte. Für seine Dienste in den Schlachten von Fuentes de Onoro und Vittoria, so wie bei der Belagerung von Ciudate, Rodrigo und Badajos erhielt v. A., durch Empfehlung des Herzogs von Wellington, den Dank des britischen Parlaments und wurde von König Georg IV. 1815 zum engl. Ritter geschlagen. Am 25. Nov. 1813 erhielt v. A. den Rang eines Majors bei der Deutschen Legion, blieb aber nach dem Frieden in portugies. Diensten, wo ihm das Oberkommando über die portugies. Artillerie und der Rang eines Generals ertheilt wurde. Als 1820 die Revolution im nördlichen Portugal ausbrach, war v. A. in Lissabon; er begab sich sogleich zum damaligen Kriegsminister, Don Miguel Pereira Forjas, und erbot sich, die Stadt gegen die Rebellen zu vertheidigen und mit seiner Artillerie den Einzug der nördlichen Truppen zu verhindern, welches Anerbieten der Minister, der die Uebergabe der Hauptstadt, in Lord Beresford's Abwesenheit, längst beschlossen hatte, ausschlug und zum Lohne seiner Loyalität und Pflichttreue erhielt v. A. vom Kriegsminister seine Entlassung aus dem portugies. Dienste und kurz darauf den Befehl, binnen 3 Tagen das Land zu verlassen! Er segelte nach England mit dem Feldmarschall Lord Beresford — der im Hafen eingelaufen war — dessen Landung aber nicht gestattet wurde. Da er bei seiner Rückkehr ins Vaterland nicht unter dem jetzigen Generallieutenant und Kommandeur der hanoverschen Artillerie, Hartmann, dienen konnte, erhielt er den

Titel Generalmajor und hanoversches Wartegeld, wie er außerdem eine nicht unbedeutende Einnahme aus dem britischen Half pay hatte. Er war damals schon Ritter des Bathordens, Kommandeur des portugiesischen Thurm- und Schwertordens, Kommandeur des Guelfenordens. Er lebte seitdem größtentheils als Privatmann in Münden und Göttingen, bis er 1839 zum Stadtkommandanten Mündens ernannt wurde. Man rühmt an seinem Charakter eine gewisse Gutmüthigkeit, Offenheit, Biederkeit, freilich gepaart mit launenhaftem Eigensinn. Er war ein jovialer Gesellschafter und gefiel sich in den grandiosesten Uebertreibungen bei der Erzählung seiner Feldzüge, wobei er, wie der selige Münchhausen, selbst glaubte, was er erzählte. Als Ernst August die hanoversche Regierung angetreten hatte, trat v. A., als Thatenmensch, dem jede Energie zusagte, ohne daß er nach dem Rechte Nachfrage stellte oder stellen konnte, unbedingt auf die Seite des Kabinets Schele und suchte dessen Interessen in Münden wie in Göttingen nach Kräften zu fördern. So brach er z. B. jeden Umgang mit dem Moorkommissär Wehner, seinem Jugendfreund und Dutzbruder, ab, dessen Familie ihm doch manche Dienste geleistet hatte. Die Ursache seines Todes scheint Lungenentzündung, zu der später Gehirnentzündung hinzutrat, gewesen zu seyn; auch fand man bei der Sektion einen Polypen am Herzen. Während er in Göttingen schwer mit dem Tode rang, schwebte seine ganze Familie in Münden in der größten Lebensgefahr durch das bis ins zweite Stockwerk zu ihnen dringende Wasser, da ihre Hilfschüsse nicht gehört wurden. Dem am 23. Jan. zu Göttingen erfolgten Begräbnisse desselben fehlte, bei der schwachen, kaum 100 Mann starken Garnison dieser Stadt, jenes militärische Gepränge, das ihm sonst wohl seinem Range nach zugekommen wäre; auch schien das schlechte Wetter ein Hinderniß in den Weg gelegt zu haben, daß die in Nordheim liegende Kavallerie zu diesem Zwecke beordert wurde. Ein Officier des Generalstabs gab am Tage vor dem Begräbnisse den Officieren der Garnison einen Ball.

* 34. Wilhelm v. Hartwig,

großh. mecklenb.-schwerinscher Major u. Chef der Garnisonskompagnie, zu Dömitz;

geb. im J. 1767, gest. am 21. Jan. 1841.

Der Verewigte war der älteste Sohn des Hauptmanns Christian Ludwig v. Hartwig, welcher früher in hanoverschen Diensten stand und hernach die Güter Frauenmarck und

Schönberg, bei Parchim, in Pacht hatte. Schon mit 14 Jahren trat er als Junker in die herzogl. meckl.-schwerin. Militärdienste und avancirte den 1. Dec. 1787 zum Sekondlieutenant bei dem in Rostock garnisonirenden Leibgrenadierregimente von Lützow. Als im folgenden Jahre (1788) der Herzog Friedrich Franz, zufolge eines Subsidientraktates mit den Generalstaaten der Republik Holland, ein Grenadier- und ein Musquetierregiment seiner Truppen, zusammen 1000 Mann stark, unter dem Befehle des Generallieutenants J. C. D. v. Glüer († den 3. August 1803, 79 Jahre alt), nach Holland marschieren ließ, nahm v. H. an dieser Expedition Theil und wurde während derselben den 16. Jan. 1793 zum Premierlieutenant befördert. Nach dem Abschlusse des Friedens zwischen Frankreich und der batavischen Republik rückte er wieder im Jan. 1796 mit seinem Korps ins Vaterland ein, wobei er nun den 8. Juni 1808 das Patent als Hauptmann und wirklicher Kompagniechef bekam und in dieser Eigenschaft im J. 1809 das Schicksal des nach Stralsund gegangenen mecklenb. Kontingents theilte, indem er in der Affaire bei Damgarten Schill'scher Gefangener ward. Späterhin erfolgte seine Versetzung zum Depot der regulären Infanterie nach Parchim und endlich als Chef der Garnisonskompagnie nach Dömitz. An letzterm Orte starb er mit dem Charakter eines Majors, womit er den 3. Sept. 1840 begnadigt worden war, nach langen schweren Leiden. Verheirathet war er zweimal und zwar zuletzt, nach dem in Ludwigslust erfolgten Ableben seiner ersten Gattin, Sophie, geborne Rosenmeyer, mit der Tochter des verst. großherzogl. Hofmusikus Theen, seiner jetzt mit 3 Töchtern erster Ehe um ihn trauernden Witwe. — v. H. war ein mit Kenntniß und Thätigkeit für seinen Beruf sehr trefflich ausgestatteter Mann, dem beim Ausbruche des französ.-russ. Krieges das Einexerciren der Ergänzungsmannschaften für das Kontingentregiment alleinig oblag, ein Geschäft, welches durch das Kommen und Gehen der Abtheilungen mit unsäglicher Mühe verbunden war.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 35. Friedrich August Junge,

Miniaturmaler, zu Leipzig;

geb. d. 22. April 1781, gest. d. 21. Jan. 1841.

Zu Leipzig geboren, genoß er nebst einem ältern Bruder, der als tüchtiger Zeichner sich besonders glücklich in der Genremalerei versucht und große Hoffnungen erregt hatte, aber

bereits 1804 starb, und einer jüngern Schwester von redlichen Eltern einer echt bürgerlichen, für die damalige Zeit guten Erziehung. Noch nicht 15 Jahre alt, verlor er seinen Vater, einen eben so geschickten als gesuchten Staffirmaler; aber die fromme Mutter that, was in ihren Kräften stand, sich und ihren Kindern durch Fleiß und Wirthschaftlichkeit diesen Verlust zu erleichtern. Gern willigte sie in den Wunsch ihres Sohnes, dessen Lieblingsbeschäftigung von Jugend auf Zeichnen war, Maler zu werden. Er besuchte nun mehrere Jahre die Kunstakademie seiner Vaterstadt, die damals unter der Direktion Oeser's blühte, eines hochherzigen, originellen Ungars, desgleichen in seinem Wirkungskreise nach ihm († 1799) Leipzig keinen wieder gehabt hat. Mit dem Beifall und der Achtung dieses großen Meisters, so wie der übrigen Lehrer, verließ J. die Akademie, auf der er die schnellsten Fortschritte gemacht hatte, und bestimmte sich zur Bildnißmalerei, um der Mutter sowohl, als der Schwester den Vater zu ersetzen. Schon seine ersten Porträts gelangen, gefielen und wurden nicht schlecht bezahlt. Dieses Glück spornte ihn an, sich in der Kunst, für die er geboren war, immer mehr zu vervollkommnen. Bald wurde es in seiner Vaterstadt ordentlich Mode, daß, was nur zur eleganten Welt gehören wollte, sich von dem glücklich treffenden und in seinem Benehmen äußerst höflichen Künstler porträtiren ließ, viele Fremde, die nach Leipzig kamen, nicht gerechnet. Außer dem Malen gab er im Zeichnen Unterricht und die Familien, in denen er ihn ertheilte, wie z. B. die des Prinzen Emil von Holstein-Augustenburg († 1841), waren mit seiner Art und Weise eben so zufrieden, als die Buchhändler es waren, von welchen ihm mancherlei Zeichnungen zu Kupferstichen, die zur Zierde ihrer Verlagswerke dienen sollten, aufgetragen wurden. Durch diese Arbeiten war J. im Stande, die schöne Pflicht der Kindes- und Geschwisterliebe ausübend, sich vor drückenden Nahrungssorgen zu schützen und bis an den ihn sehr schmerzenden Tod dieser Lieben mit ihnen ein angenehmes, geräuschloses, anständiges Familienleben zu führen. Auch die Freundschaft schuf ihm hohe Genüsse: denn von ersprießlichstem Einfluß auf seine Kunst sowohl, als überhaupt für seine Geistesbildung war der Bund, den er mit seinen Alters- und Schulgenossen schloß, mit dem schätzbaren Landschaftsmaler Julius Athanasius Dietz, der seit mehreren Jahren in Dresden lebt, und mit dem nicht minder tüchtigen, historischen Zeichner Johann Christian Friedrich Barthel, der sich als Kupferstecher zu Braunschweig seit einer Reihe von Jahren häuslich niedergelassen hat. Das für Natur und

Schönheit gleich empfängliche Freundekleeblatt füllte mit Musik, Spaziergängen, Besuch des Theaters und Koncerts, so wie besonders mit dem Lesen klassischer Werke seine Musestunden aus und fühlte sich in ihnen ganz glücklich. Auch nach der Trennung von diesen Freunden blieb J. ein fleißiger Leser der ausgezeichnetsten schöngeistigen Schriften. Außer der Lektüre liebte J. das Schach und vorzüglich das Damenspiel; nach gethaner Arbeit erging er sich fast täglich in der schönen Natur; badete sich dem Sommer über oft in Freiem und brachte seine Abende gewöhnlich in einer Restauration zu, wo er, als ein heiterer Gesellschafter, den Gästen willkommen war. Stets blieb ihm aber die würdige Ausübung seiner Kunst das Erste. Mit Wenigem wußte er Viel und überaus gefällig zu malen. Beweis davon gab bei weitem die Mehrzahl seiner Werke, deren er über 5000 verfertigte. Außer den vielen lieblichen Miniaturporträts auf Elfenbein, malte er auch einige sprechend ähnlich in Oelfarben und in späterer Zeit auf Pergament ganze Figuren mit Silberstift und etwas kolorirt und so entstanden naturgetreue Familienscenen, wundernette Genrebilderchen. — Außer einigen kleinen Reisen mehrmals nach Dresden, 1828 nach Weimar, wo ihm der verewigte Großherzog *) saß, und nach Berlin, das er ein Jahr vor seinem Tode, um sich zu zerstreuen und aufzuheitern, besuchte, lebte J. fortwährend in seiner Vaterstadt, wo er, wegen seiner Geschicklichkeit — er war Leipzigs bester und als er starb, einziger Miniaturporträtmaler — Kenntnisse, guten Laune, liberalen Gesinnungen und seines feinen Geschmackes von Allen, die ihn näher kannten, geschätzt wurde. Klein von Gestalt, war er überaus lebhaft und freundlich; hatte ein markirtes Gesicht, große, sehr bewegliche Augen und — die letzten Jahre seines Lebens ausgenommen — eine vorzüglich gute Gesundheit. Unverheirathet war er des Glaubens, daß Coelibatus Coeli Status wäre, pries sich als Garçon in seiner Freiheit glücklich und starb ganz unvermuthet.

* 36. Georg Leonhard Küttlinger,

Doktor der Philosophie, k. baier. zweiter Pfarrer und Distriktsschuleninspektor, zu Schwabach;

geb. den 28. Dec. 1775, gest. den 22. Jan. 1841.

Der Entschlafene wurde zu Neustadt an der Aisch geboren, wo sein Vater, Joh. Heinr. Küttlinger, damals Ter-

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 465.

tius, später Konrektor an der dortigen Fürstenschule war. Auf dieser Schule und später, als sein Vater nach Neuhof a. d. Zenn als Pfarrer gekommen war, von demselben durch Privatunterricht vorbereitet, bezog er, nach vorher bestandenem Examen zu Baireuth, zu Ostern 1794 die Universität Erlangen. Hier zeichnete er sich durch Fleiß und gute Fortschritte in den philosophischen und theologischen Wissenschaften aus und wurde bald in das daselbst bestehende philologische Seminar unter der Leitung des berühmten Hofraths Harleß aufgenommen. Auch interessirte sich für denselben der durch seine vielen theologischen Schriften ausgezeichnete Kirchenrath Seiler und benutzte ihn bei der Redaktion seiner Werke zu gar mancherlei Arbeiten. Nachdem sich K. mit der damals gefeierten Philosophie von Kant und Fichte eifrigst vertraut gemacht hatte, promovirte er im J. 1798 als Dr. phil. et a. l. Mg., bei welcher Gelegenheit er eine Dissertation, betitelt: „Observationes de Graecorum in Litterarum studio imitatione," schrieb und vertheidigte. Hierin sprach er dem sog. philanthropischen oder realpraktischen Erziehungssysteme das Wort. Nach seinen Universitätsjahren hielt er sich kurze Zeit als Hofmeister in Nürnberg auf und nach rühmlichst bestandener theologischer Prüfung zu Ansbach wurde er im J. 1801 als Rektor der lateinischen Schule und Adjunkt des geistlichen Ministeriums nach Pappenheim berufen, wo er die Schule bald so weit brachte, daß von derselben Schüler auf die Universität abgehen konnten. Auch war er daselbst seinem Freunde Röttenbacher bei Bearbeitung eines Katechismus für die Grafschaft Pappenheim behilflich. Im J. 1803 wurde er zum wirklichen Assessor des dortigen Konsistoriums ernannt, aber schon im J. 1804 erhielt er einen Ruf an die damals kön. preuß. Pfarrei Schnabelweid im heutigen Oberfranken, wo er sich im J. 1809 verehelichte. Daselbst hatte er bei den damals kriegerischen Zeiten viel von Kriegsdrangsalen zu leiden und selten war das Pfarrhaus von Einquartierungen leer; ja selbst Plünderer suchten dasselbe heim. Da war es Aufgabe des Geistlichen, mit Trost und Ermahnung, mit Rath und That seiner hilflosen Gemeinde beizustehen und dies that der Verblichene mit regem Eifer nach besten Kräften. Im Herbste des Jahres 1812 wurde ihm die erste Diakonats- und Spitalpredigerstelle zu Schwabach bei Nürnberg übertragen und auch hier setzte derselbe bei fortdauernden Kriegsläuften, bei ansteckenden Krankheiten, in Kummer und Elend, welche damals, und namentlich in den bald folgenden Theurungsjahren 1816 und 1817, in jenem Fabrikstädtchen herrschten, seine seelsorglichen und menschenfreundlichen Be-

mühungen fort. Trost und Ermahnung waren in seinen Kanzel= und Grabreden und in seinen häufigen Besuchen an Kranken= und Sterbebetten immer zu finden und segensreiche Hilfe spendete er in und außer dem Hause Dürftigen und Bedrückten in vollem Maase. Die Pflege des Armen= und Schulwesens war hinfort die Hauptaufgabe seines Lebens. Ihm wurde daher nicht bloß der Beisitz im Armenpflegschaftsrathe der Stadt Schwabach, sondern auch die Leitung mehrerer Armenpflegen auf dem Lande, die Leitung der Fortbildungsanstalt für Schullehrer in der Stadt, wie im Landgerichtsbezirke Schwabach, die Besorgung der Lokalschulinspektion daselbst, so wie der Distriktsschulinspektion im dortigen Landgerichtsbezirke übertragen und endlich auch Sitz und Stimme im Scholarchate für die lateinische, Landwirthschafts= und Gewerbsschule in Schwabach. Zuletzt wurde er auch noch Vorstand der Kirchenverwaltung allda und endlich noch von seinen Kollegen einstimmig zum Senior des dortigen Kapitels erwählt, aber von dem königl. Konsistorium zu Ansbach wegen notorischer Geschäftsüberbürdung von den Geschäften des Seniorats entbunden. Neben seinen Berufsgeschäften erheiterte sich der Verstorbene durch mechanische und naturwissenschaftliche Studien und Experimente und theilte seinen nähern Bekannten mit Freuden die Ergebnisse seiner Forschungen mit; in spätern Jahren war aber Geschichte sein Lieblingsstudium, welches er trotz aller Störungen und Gemüthsleiden bis an seinen Tod verfolgte. — Schon in frühern Jahren, namentlich aber im Jahr 1828 wurde der sonst rüstige Mann von Krankheiten überfallen, dieselben wurden zwar mit Gottes Hilfe glücklich beseitigt, jedoch mußte der Genesende wegen wankelhafter Gesundheit bei seinen vielen Geschäften sich seitdem der Hilfe eines Vikarius bedienen. Im J. 1837 wurde derselbe aber von der Grippe befallen und das Uebel vermehrte sich in Folge einer, bei einer in rauher Jahreszeit vorgenommenen Schulvisitation, zugezogenen Erkältung. Die Krankheit wurde zwar durch gewissenhafte Pflege und zweckmäßige Arzneimittel wieder gehoben, K. erlangte aber nie seine volle Kraft wieder, trotz äußerlichen guten Aussehens. Vielmehr kehrten hartnäckige Unterleibsleiden immer wieder und endlich warf sich der ganze Krankheitsstoff auf das Gehirn, so daß der freie Gebrauch des Verstandes häufig gehemmt war und der sonst so heitere Mann durch namenlose Kümmernisse gepeinigt wurde. So verschwanden denn die zwei letzten Jahre seines Lebens in ängstlichen Qualen und alle ärztliche Hilfe war fruchtlos. Die besorgte Liebe der Seinen hatte ihn zuletzt der

Heilanstalt zu Winnenthal übergeben; aber selbst die vielfach bewährte Einwirkung dieser trefflichen Anstalt vermochte nicht das Uebel zu heben. Endlich befreite ihn daselbst am 22. Jan. 1841 nach eilfmonatlichem Aufenthalt und nach eingetretener geistiger Besserung ein sanfter Tod von der Pein seines kranken Körpers, der bei der Sektion grausenhafte Anomalien darbot. — Der Verstorbene hinterließ eine Witwe und zwei erwachsene Kinder.

* 37. Georg Nikolaus Mohr,

Oberalter im St. Petri-Kirchenkollegium, zu Hamburg;

geb. d. 4. Okt. 1770, gest. d. 22. Jan. 1841.

Geboren und erzogen in Hamburg, wurde er, erst 26 Jahre alt, zu folgenden bürgerlichen Ehrenämtern gewählt: am 13. Okt. 1796 an den Mehlkauf, die Vorhökerei und die Bieraccise; am 26. Juni 1798 zum Adjunkten am St. Petri-Kirchenkollegium; am 11. Juli 1799 zum Subdiakonus; am 10. Okt. 1799 an den Bürgerzoll; 1800 zum Feuerschauer; 1803 zum Schoßbürger; am 13. Nov. 1806 an die Gassenordnung; 1810 zur Regulirung der Aemter; am 1. Juli 1814 an die Einquartierungsdeputation; am 21. Sept. 1814 zum Sechsziger; 1815 an die Todtenladenkommission; 1816 zum Juraten und an die Baudeputation; 1817 zum Feuerkassenbürger; 1819 zum Gotteskastenverwalter; am 6. April 1820 zum Kämmereibürger; am 8. April 1829 zum Oberalten und am 27. Nov. 1831 zum Leichnamsgeschwornen. Als Oberalter vom Kollegium zur Mitverwaltung des heil. Geisthospitals und des Marien-Magdalenen-Klosters deputirt, widmete er diesen Aemtern seinen ganzen Eifer und seine Umsicht. Sein menschenfreundliches Wohlwollen hatte einen nicht geringen Antheil an der erfreulichen Verbesserung beider Anstalten, an dem Nutzen, den die Angehörigen derselben von den neuen Räumen ziehen, wohin die Fürsorge der Behörden sie versetzte. — Der Verstorbene verheirathete sich im Jahr 1796 mit Elisabeth Dorothea Lütcken, die ihm 5 Kinder gebar, wovon noch 2 Söhne leben.

* 38. Dr. Johann Georg Schüler,

k. baier. Appellationsgerichtsadvokat, zu Würzburg;

geb. d. 13. Mai 1762, gest. d. 22. Jan. 1841.

Derselbe wurde zu Großbardorff unweit Königshofen im Grabfeld als Sohn eines ziemlich wohlhabenden Landmannes geboren. Sein Wiegenort zeichnete sich in früherer Zeit durch

Lieferung vieler Musensöhne aus. Einfluß hierauf hatte der Umstand, daß einige Männer, welche sich dort im pfarrlichen Wirken einander folgten, selbst warme Freunde der Wissenschaften, fähig befundene Knaben zum Studiren ermunterten und ihnen zur Verfolgung der einmal eingeschlagenen Bahn gern behilflich waren. Der erste Schritt darauf war dadurch erleichtert, daß der Ort an einem eine lange Reihe von Jahren daselbst befindlichen Schullehrer zugleich einen lateinischen Elementarlehrer zu besitzen das Glück hatte. Von diesem erhielt denn auch S. den Vorbereitungsunterricht und kam 1775 an das damals aus 5 Klassen bestehende Gymnasium zu Münnerstadt, wo er jedoch nur die 4 ersten Klassen zurücklegte. Die 5. absolvirte er zu Würzburg, in Folge einer im ersten genannten Städtchen zwischen einigen Studenten und Bürgersöhnen vorgefallenen Reibung, nach welcher er, ohne an den stattgehabten Thätlichkeiten selbst Theil genommen zu haben, der siegreich gebliebenen Partei der Bürgersöhne unter angeblich bereits zur Ausführung getroffenen Einleitungen mit Wiedervergeltung gedroht zu haben war beschuldigt worden. — An dem Gymnasium zu Würzburg reihten sich unter damaliger fürstbischöfl. Regierung an die 5 ersten, als 6. und 7., noch 2 philosophische Klassen mit minder strenger Disciplin an, kurzweg Logik und Physik genannt. Das Ende des Schuljahres 1780—1781, wo S. die Logik vollendet hatte, brachte in den Studiengang des 19jährigen Jünglings eine Unterbrechung, mit der sich später eine hinsichtlich der Richtung seiner Lebensbahn bedeutende Folge verknüpfte. Eine Zeitepoche impft je nach dem Grade vorhandener Empfänglichkeit ihren Geist den in ihr lebenden Individuen ein. Die damalige Zeit war, ohne über die Folgen und den Gewinn bei kühnem Beginnen gerade immer zum Voraus im Klaren zu seyn, bekanntlich eine kriegslustige, jugendartig rührige, voll neuer Ansichten, Entwürfe und Hoffnungen. Die Jugend, zumal die studirende, theilt gemeiniglich immer das Loos der leichtesten Erregbarkeit. Anstatt, wie vorher zu geschehen pflegte, sich den friedlichen, klösterlichen Vereinen zuzuwenden, falls nicht anderwärtige Stationen für friedlich geschäftiges öffentliches Wirken in der Welt sich boten, oder dergleichen den individuellen Anlagen und Neigungen nicht eben zusagten, zeigte sich gegen die Neige des letztverwichenen Jahrhunderts an den höhern Lehranstalten Würzburgs häufiger als sonst die Erscheinung, daß man sein Augenmerk lieber dem Soldatenstande zukehrte. Nach dem Vorgange bereits früher dazu entschlossener Schulgenossen (unter diesen befand sich ein Jugendgespiele seines

Heimathsortes, der Sohn eines dort stationirt gewesenen Landmilizofficiers) ließ auch S. nach Vollendung der ersten (untern) philosophischen Klasse, von der Neigung zum Militärstand angewandelt, sich in Eger für österr. Dienste anwerben und hatte die Freude, dort sogleich mit einem schon vorher angeworbenen Mitschüler zusammenzutreffen, von welchem er nach Prag gebracht ward. Die freudige Stimmung war nicht von langer Dauer. Ueber Einbuße der Theilnahme an dem vom Fürstbischofe Franz Ludwig von Erthal mit größter Pracht gefeierten zweiten Jubiläum der Universität Würzburg, dessen Feste mit dem 29. Juli 1782 begannen, hätte er sich leichter beruhigt, wenn ihm nur Befreundung mit seinen nun in der Nähe geprüften neuen Verhältnissen möglich gewesen wäre, bei deren Antritt ohnehin die Erfüllung eines unterm Einfluß einer jugendlichen Neigung in seinen Plan mit aufgenommenen Projekts als unstatthaft befunden worden war. Im Laufe des Jahres 1784 dachte er auf Verwirklichung seines Entschlusses, der militärischen Bahn wieder zu entsagen. Man hatte ihn bereits wegen seiner vorzüglichen Brauchbarkeit auf der Kriegskanzlei liebgewonnen und er konnte eine Anstellung in dem beschwerdefreien Dienstesweige hoffen, aber die Sehnsucht nach Rücktritt zu den Studien überwog. Die Erwirkung eines Urlaubs sollte ihm zum Ziele seiner Wünsche verhelfen. Gern opferte er die hinterlegte Kautionssumme von 80 Kaisergulden, trat für das Studienjahr 1784—1785 wieder in die verlassene Logik ein und war den Studien fortan mit solcher Wärme zugethan, daß er am Schlusse des philosophischen Bienniums 1785—1786 unter den 6 Ersten, welche den Primat der Klasse bildeten, den 5. Ehrenplatz und zugleich den philosophischen Doktorgrad gewann. Bei der großen Schülerzahl in den philosophischen Klassen und der Tüchtigkeit der Mitbewerber war ein solcher Sieg nur durch ein ausgezeichnetes Talent und ernstes Ringen möglich. Nach damaliger Einrichtung konnten diejenigen, welche am Schlusse des philosophischen Kurses sich zur Ehre des Primats erschwungen hatten, wenn sie zum geistlichen Stande sich berufen glaubten, sogleich ohne Bestehung einer eigenen Aufnahmsprüfung unentgeldlich in die geistliche Pflanzschule eintreten und bis zur Anstellung in der Seelsorge die Vorlesungen über die sämmtlichen Fächer der Theologie besuchen. S. hatte gleich den übrigen Primatisten sich für den klerikalischen Stand entschieden; aber Fürstbischof Franz Ludwig wollte, er solle noch ein Jahr lang außer dem Seminar die Aechtheit seines Berufes bewähren, die durch einen Anflug von Weltsinn wäh-

rend der Entferntheit von der Lehranstalt problematisch geworden seyn konnte. Dem so Beschiedenen ward die Folge seiner Studienunterbrechung nun freilich erst in ihrer ganzen Ausdehnung klar, da zur ersten Hemmung des Fortschrittes, deren Urheber er selbst gewesen, noch eine zweite von einer andern Seite kam, wodurch er bei einer abermaligen Getrenntheit von seinen letztjährigen Studiengenossen sich aufs Neue in eine unbehagliche Stellung versetzt sah. Bei nochmaliger Berathschlagung mit sich selbst erkannte er in dem geäußerten Bedenken des Fürstbischofs einen Fingerzeig der Vorsehung und wählte das Rechtsfach. Die Vorlesungen darüber hörte er an der Hochschule zu Würzburg. Eine Beihilfe zur Durchführung fand er in seiner Tüchtigkeit, Söhnen angesehener Häuser im Betrieb ihrer mathematischen und philosophischen Studien förderlich seyn zu können. Man übertrug ihm auch in der Benediktinerabtei zu St. Stephan in Würzburg die Repetitur des treffenden Theils der allgemeinen Wissenschaften für die jungen Geistlichen daselbst. Nach Vollendung seiner theoretischen Vorbildung trat er bei dem Syndikate der vormaligen Cisterzienser-Abtei Bildhausen in die Rechtspraxis. Sein Advokaturexamen bestand er im Juli 1795 und erhielt noch im Sept. desselben Jahres seine Anstellung als Rechtsanwalt in Würzburg. Ueber die Eigenschaften und den Charakter, welchen der Verewigte in seiner advokatorischen Wirksamkeit kund gegeben, vernimmt man von allen Seiten übereinstimmende Urtheile. Mit einem allgemein anerkannten hervorstechenden Talent, insbesondere mit einem die verwickeltsten Rechtsfälle schnell und scharf durchdringenden, festen und sichern Urtheile, gründlichen Kenntnissen, kernhafter, bündiger und lichtvoller Auseinandersetzung und Argumentation verband er, die Kniffe der Rabulistik verabscheuend, eine sich scharf ausprägende Willensentschiedenheit für Schirmung des Rechts und für Abwehr des Unrechts, die angelegentlichste Bedachtnahme auf die Sachen der Armen, in deren Aufrechthaltung er sich mit dem freudigsten Gefühle der Würde seines Berufes bewußt ward und welchen er deshalb im Andrange der Geschäfte gern die erste Berücksichtigung widmete. Mit großer Unverdrossenheit hörte er auch die breitern Vorträge der Klienten an, weil er über den Grund ihrer Klagen lieber zu viel als zu wenig instruirt seyn wollte. In Bedienung der Parteien bewieß er, unnöthige Verzögerungen und kostspielige Weitläuftigkeiten vermeidend, eine einstimmig anerkannte musterhafte Billigkeit und Schonung. Ohne Proceßlustige mit falschen Hoffnungen hinzuhalten, stellte er ihnen gleich Anfangs ihre Sache von

der Seite dar, welche sich ihm nach prüfendem Ueberblicke gezeigt hatte. Aus der Wahrnehmung solchen Biedersinnes erklärt sich das ausgebreitete Vertrauen, mit welchem man sich dem Manne von anerkanntem Talent und ächt deutscher Ehrlichkeit zuwandte. Er gehörte in langer Blüthezeit notorisch zu den namhaftesten und gesuchten Rechtsvertheidigern der Hauptstadt Frankens. — Seine Amtsthätigkeit endete erst mit seinem Tode. Im Juli des Jahres 1839 war für dieselbe eine Erschwerung eingetreten. Durch Staarblindheit über ein volles Jahr des Augenlichtes beraubt, setzte er doch auch während dieser Zeit seine Arbeiten fort und die Geschäfte erlitten unter seiner Direktion mit fremder Beihilfe keine Unterbrechung. Nach wieder hergestellter Sehkraft sah man ihn wieder die Akten durchblättern und in der vor dem Eintritte des Augenübels gewohnten Weise wirken Zwar stand er nicht mehr weit von der Schwelle des 80. Lebensjahres und es hatten sich in den letzten 3 Jahren vor seinem Tode dicht hinter einander trübe Wolken an den Abendhimmel seines Lebens gezogen, indem er 3 Sterbefälle in der Familie zu beseufzen hatte, welche den Gleichmuth des Mannes, der nicht leicht aus seiner ruhigen Fassung zu bringen war, in scharfe Prüfung nahmen: 1838 den Tod der Gattin (er war seit 1797 verheirathet); 1839 den Verlust eines in der Rechtspraxis gestandenen Sohnes und 1840 den einer Tochter, nachdem er von 11 Kindern früher schon 6 verloren. Man sah den Hochbetagten nach so herben Begegnissen in tieferem Ernst und hörte ihn unter tiefern Athemzügen seinem Schmerze darüber Ausdruck geben, mußte aber nachher wieder die Stärke seiner christlich-philosophischen Ergebung bewundern. In der faltenlosen Fülle und Gesundheitsfarbe seines Angesichts und in dem für die erreichte Lebenshöhe im Ganzen nach kräftigen Aeußern überhaupt, wie in der noch vorhandenen Lebhaftigkeit seines Geistes und in dem vollen und festen Tone der Stimme verläugnete sich sein wahres Alter. Daß im nächstfolgenden Jahre den Vorangegangenen er selbst folgen werde, mußte er wohl selber für unwahrscheinlich halten. Seine letzte Stunde nahte ohne Vorahnung ihrer Nähe. Am 21. Januar 1841 hatte er sich bis 10 Uhr Nachts mit den Seinen in aufgeräumter Stimmung unterhalten; am andern Morgen ward er im Bett entseelt gefunden, in der Lage und mit der Gesichtsform eines sanft Entschlummerten. Ein Blutschlag hatte, nach dem Befunde bei der Leichenöffnung, seinen Tagen das Ziel gesetzt. — S. besaß viel Herzensgüte, Geradheit, Redlichkeit und Muth, nach seiner besten Ueberzeugung zu reden und zu handeln; aber nicht bloß in diesen

Zügen seines Charakters, schon in seinen körperlichen Eigenthümlichkeiten drückte sich die deutsche Art wohlthuend aus. In der Unterhaltung mit ihm hatte man Gelegenheit, seinen klaren Blick und sein unbefangenes Urtheil über Erscheinungen und Angelegenheiten in der Menschenwelt zu bewundern und aus dem Reichthume seiner Erfahrungen zu lernen. Er scheute nicht, sich auf den Grund der Seele schauen zu lassen, weil er dies ohne Besorgniß eines ihm daraus erwachsenden Nachtheils konnte. Man fand nur, wie er mit sich selbst und mit äußern Verhältnissen zu ringen, ohne besondere fremde Leitung sich selbst zu rathen und aus Uebereilungen wieder sich selber zu recht zu helfen hatte. An Entschlossenheit fehlte es nicht, wo der Umkehr Nothwendigkeit einleuchtete. Willige Ergebung in die Führung durch höhere Hand nannte er den Gipfel der Weisheit. Auf die Eigenschaften des allerhöchsten Lenkers der menschlichen Dinge pflegte er gern in der Unterredung das Gespräch zu leiten, mit Vorliebe faßte er jene Vollkommenheiten ins Auge, welche ihrer Natur nach vorzüglich geeignet sind, dem Gemüthe Trost und Beruhigung zu gewähren. Seine Metaphysik trug die Schattirungen der Zeit, in die seine Jugendbildung gefallen war. Wo gehandelt werden mußte, kam jedoch immer ein durch Zeitmeinungen unverwüstliches, christlich-deutsches Herz mit richtigem Pulsschlage wieder zum Vorschein; der experimentirende Freiflug im Raisonnement über Transscendentales diente ihm mehr zum angenehmen Zeitvertreibe. Wenn übrigens andern Merkmalen deutscher Abkunft, aus dem sich seine Charakteristik, wie von selbst, zusammensetzt, sich eines beigesellte, das nicht so unbedingt preiswürdig erscheint, die Hinneigung zur Anerkennung des bekannten „Virtus incalescit mero," so muß man ihn persönlich gekannt haben, um zu wissen, wie ungefährdet die Klarheit des Geistes mit einer derartigen Erheiterung zusammen wohnen konnte; ein starker Beischlag von Phlegma schien Neutralisirung zu heischen.

Professor Breitinger,

ein Jugendfreund des Verewigten.

* 39. Johann Gottlob Moritz Poppe,

Doktor der Rechte u. derselben Privatdocent, immatrikulirter Advokat u. Notar, zu Leipzig;

geb. den 30. Juli 1807, gest. den 23. Jan. 1841.

Er war zu Leipzig geboren und sein noch lebender Vater Johann Andreas Poppe ist Bürger und Grundstücksbesitzer. Seine Mutter war Marie Sophie, geb. Oehler, ist

aber schon 1832 verstorben. Nachdem er zuerst in der Bürgerschule seiner Vaterstadt unterrichtet worden war, kam er 1819 auf das Gymnasium zu St. Nikolai und genoß den Unterricht der rühmlich bekannten Lehrer Forbiger, Frotscher u. m. A. Als er hier 6 Jahre zugebracht, ward er 1825 im Monat Sept. von dem damaligen Rektor der Universität Leipzigs, dem vortrefflichen Beck, unter die akademischen Bürger aufgenommen. Hier besuchte er nun die historischen und philosophischen Vorlesungen der Professoren Wieland, Pölitz, Weiße, Krug und Heinroth. Römische Rechtsgeschichte und Institutionen des römischen Rechts hörte er bei Friedrich Schilling und Otto, die Pandekten bei Heimbach, jetzt Professor zu Jena, das kanonische Recht bei Bruno Schilling, das Lehnrecht bei Otto, das deutsche Kriminal- und sächs. Staatsrecht beim Domherrn Weiße. Ueber das sächs. Privatrecht hörte er Wenk und über den Civilproceß Prasse. Die Referir- und Dekretirkunst lehrten ihn Einert und Examinirübungen stellte Bruno Schilling und Berger mit ihm an. Nachdem er sich 3 Jahre auf die angegebene Weise beschäftigt und viele Gönner gefunden hatte, unter denen er den Dr. Einert und Otto vorzüglich rühmte, vertheidigte er 1828 im Monat Sept. unter dem Vorsitze des damaligen Rektors Dr. und Prof. Müller verschiedene Kapitel des streitigen Rechts und unterzog sich im Februar des folgenden Jahres der gewöhnlichen Kandidatenprüfung, welche er glücklich überstand und wobei er die erste Censur erhielt. Im Monat März 1829 wurde er auf sein Gesuch vom Rathe zu Leipzig zum öffentlichen Notar kreirt. Hierauf übte er sich über ein Jahr lang unter dem Dr. Wiesand, Handelskonsulenten im praktischen Geschäftswesen, und überstand bald darauf auch das zweite juristische Examen, das sogenannte Rigorosum. Außerdem widmete er sich auch den Wissenschaften privatim mit rühmlichem Fleiß und erlangte den 18. Mai 1831 von der Juristenfakultät zu Leipzig die juristische Doktorwürde durch Vertheidigung einer Inauguraldissertation, welche auf 26 Seiten meditationes de pignore enthält. Im Jahr 1833 erhielt er die Advokatur, nachdem seine Probeschriften einige Jahre früher von der allerhöchsten Behörde approbirt worden waren. Von dieser Zeit an wirkte er theils als Privatdocent, theils als Sachwalter und selbst dann noch ununterbrochen fort, als eine bedeutende Erkältung, welche er sich auf einer Geschäftsreise zugezogen hatte, die Ursache zu einer langwierigen Brustkrankheit wurde, welche auch seinen am oben genannten Tage erfolgten Tod herbeiführte.

40. Johann Peter Paul Beier,

Generallieutenant außer Diensten, zu Lilienthal bei Breslau;

geb. den 15. Juni 1769, gest. den 25. Jan. 1841 *).

B. gehörte zu den seltensten Männern, deren Verstandesklarheit, Geistesanlagen und Befähigung überhaupt die Erreichung eines Standpunktes begründeten, den die Geburtsverhältnisse nicht erwarten ließen. Er war in Loslau in Oberschlesien geboren; sein Vater, Unterofficier im braunen Husarenregimente von Wolfrodt, stammte aus Böhmen, seine Mutter eine geb. Guth, von armen Eltern, aus Schlesien. In der Garnisonschule seines Geburtsortes empfing er den ersten Unterricht, dann schickte ihn sein Vater in die Stadtschule zu Leobschütz, wo er gute Fortschritte machte und namentlich durch den Umgang mit einem toleranten katholischen Kaplan in seinem Streben, sich durch Kenntnisse auszuzeichnen, lebhafte Nahrung fand und sogar Neigung zeigte, sich später dem geistlichen Stande zu widmen. In Gemäßheit der damaligen Einrichtungen mußte er als Soldatensohn jedoch schon im 13. Lebensjahre in das Regiment, dem sein Vater angehörte, eintreten. Dies geschah im April 1782 in der Eskadron des Oberst v. Froreich, welche in Beuthen, in Oberschlesien, in Garnison stand. Genannter Oberst erkannte in B. bald den wißbegierigen talentvollen Knaben, gewann ihn lieb, ließ ihn in der Musik, zu der er besondere Neigung zeigte, unterrichten, auch die Garnisonschule fortgesetzt besuchen und machte ihn nach kurzer Zeit zum Trompeter seiner Eskadron. Die Entdeckung der sehr schönen Handschrift, die sich B. zu eigen gemacht hatte, gab Veranlassung, ihn bald nebenbei als Schreiber zu beschäftigen, welchen an sich geringfügigen Umstand wir als die Basis seiner spätern Karriere ansehen können. In den Maas- und Stammrollen des Regiments erscheint er indeß noch in dem Jahr 1792 als Trompeter aufgeführt und nahm als solcher auch an dem Feldzuge nach dem Rheine Theil. Während desselben 1792 — 1794 fand B. mehrfache Gelegenheit, sich durch Tapferkeit und Besonnenheit auszuzeichnen und zum Lohne wurde er schnell zum Unterofficier, Quartiermeister und Wachtmeister befördert. Schon in dieser Zeit beabsichtigten seine Obern, ihn zum Officier vorzuschlagen, wenn ihm nicht der Mangel an den zur Equipage nöthigen Mitteln dabei im Wege gestanden hätte. Sein wohlwollender

*) Preuß. Staatszeitung. 1841. Nr. 80.

Regimentschef, General v. Wolfrodt, übernahm es, ihn damit auszustatten und so wurde B. am 6. Jan. 1796 zum Kornet und sogleich auch zum Adjutanten des Regiments ernannt. In diesem Verhältnisse wußte er sich durch bescheidenes, sittsames und gefälliges Betragen sowohl allgemein als auch speciell bei dem neuen Chef des Regiments, General Schimmelpfennig v. d. Oye, beliebt zu machen. Die fehlgeschlagene Hoffnung, sich durch einen Ehebund mehr an seine Garnisonstadt Gleiwitz zu fesseln und die Aussicht, bei dem neu errichteten Bataillone Towarszyz schneller zu avanciren, ließen B. seine Versetzung zu demselben beantragen. Im März 1800 trat er als Sekondlieutenant in dieses Korps ein. Auch hier erwarb er sich bald die Achtung und Zufriedenheit seiner Chefs, der Generale v. Günther und v. L'Estocq. Auf Veranlassung dieser Männer besuchte er die Militärschule zu Königsberg in den Jahren 1803 bis 1805; mit welchem befriedigenden Erfolge, das haben seine spätern Leistungen und mehrere tüchtige Ausarbeitungen, die sich in seinem Nachlasse fanden, dargethan. Im J. 1806 wurde er Premierlieutenant, 1807 Stabsrittmeister. In den Feldzügen dieser beiden Jahre zeichnete er sich durch geschickte Führung eines detaschirten Kommandos rühmlich aus, wohnte den Affairen bei Waltersdorf, Braunsberg und Königsberg bei und wurde mit dem Orden pour le mérite beglückt. Nach Versetzung in verschiedene Uhlanenregimenter bekam B. 1809 im west-preuß. Uhlanenregiment eine Eskadron, avancirte 1812 zum Major, 1814 zum Kommandeur dieses Regiments und noch in demselben Jahre zum Oberstlieutenant. In den glorreichen Feldzügen 1813—1814 nahm er mit Auszeichnung Theil an den Schlachten und Gefechten von Groß-Görschen, Groß-Beeren, Thießen, Waltersdorf bei Zahna, Dennewitz, Leipzig, Wesel und an der Einnahme von Herzogenbusch, Lille, Soissons. Bei Groß-Görschen trug er eine schwere Verwundung davon, erwarb sich aber auch das eiserne Kreuz 2. Klasse, bei Groß-Beeren das eiserne Kreuz 1. Klasse und den St. Annenorden 2. Klasse. Im J. 1815 führte er sein Regiment in die Schlacht von Belle-Alliançe, in deren Verlauf er die Führung der Brigade des rühmlich gefallenen Oberst v. Thümen übernahm. Seine Ernennung zum interimistischen Brigadekommandeur erfolgte am 30. Juni 1815; im Oktober desselben Jahres empfing er den Orden pour le mérite mit Eichenlaub und wurde zum Oberst befördert. 1817 ging er als wirklicher Brigadekommandeur nach Posen. Mit Rücksicht auf seine besondern Kenntnisse der Pferde und seine übrigen Qualifikationen zu einem so wichtigen Geschäft

erhielt B. im J. 1818 den Auftrag, die Leitung des neu eingerichteten kommissarischen Remonte-Ankaufs im Inlande zu übernehmen. Die befriedigende Ausführung dieses Auftrages veranlaßte in den folgenden Jahren die Wiederholung. Inzwischen wurde B. im J. 1819 auch zum Präses der Examinationskommission für Portd'epée-Fähnrichs bei der 9. und 10. Division ernannt. Im Jahr 1820 wurde er, nach Abgabe des Brigadekommandos, ausschließlich für das Remontegeschäft bestimmt und 1822 unter Allerhöchster Anerkennung seiner Verdienste um diese Parthie zum Inspekteur des Remontewesens ernannt, 1823 auch zum Generalmajor befördert. Als anderweite Zeichen der Allerhöchsten Zufriedenheit mit seinen Dienstleistungen empfing er 1820 den rothen Adlerorden 3. Klasse, 1825 den 2. Klasse mit Eichenlaub und 1832 bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums den Stern zur 2. Klasse desselben Ordens. In der Ueberzeugung, daß sein Körper die mit seiner Stellung verbundenen großen Anstrengungen nicht mehr lange zu ertragen im Stande seyn würde, suchte er im Jahr 1835 um seine Entlassung nach, welche ihm auch unter Ernennung zum Generallieutenant gewährt wurde. So wie als Krieger im Felde, zeichnete der Verstorbene sich auch bei Ausübung der ihm 18 Jahre lang übertragen gewesenen friedlichen Funktionen rühmlich aus. Er übte auf die Entwickelung und regelmäßige Gestaltung des Remontewesens, welches die Armee mit bessern Pferden versorgte und dem Lande die vormals ins Ausland gegangenen Summen vollständig erhielt, den bedeutendsten Einfluß aus. Viele zweckmäßige Einrichtungen bei diesem Verwaltungszweige sind ihm zu verdanken. Mit der strengen Wahrung der militärischen und finanziellen Interessen, wußte er zugleich auf humane Weise die Zufriedenstellung der Producenten zu verbinden. Bei dem Abmarsche des ersten Uhlanenregiments aus Bonn 1817, wo dasselbe unter B.'s Kommando seit dem Friedensschlusse in Garnison gestanden, empfing er ein herzliches Dankschreiben des Magistrats für die von ihm bewiesene Humanität und stets erhaltene musterhafte Mannszucht. Eben so gingen ihm bei Gelegenheit seines Dienstjubiläums und bei seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste zahlreiche Beweise der Anerkennung von Korporationen, von sämmtlichen Beamten seiner Parthie und von sehr vielen Einzelnen zu. Streng im Dienste, war er außer demselben wohlwollend, theilnehmend und liebenswürdig gegen Jedermann, besonders gegen seine Untergebenen. Diese, so wie seine zahlreichen Freunde, unter denen einige Jugend-

gefährten ihm vorzüglich werth waren, verehrten ihn mit der innigsten Liebe. Ganz im Stillen reichte er vielen Bedürftigen im reichen Maaße die helfende Hand. Das ihm früher versagte Glück des ehelichen Lebens suchte er noch in den spätern Jahren. Er fand es in der 1825 geschlossenen Verbindung mit der verwitweten Freiin v. Königsegg, geborne v. Berge, eine Frau von ausgezeichnet edlem, den seinigen richtig erfassenden Charakter. Um ihr einen angenehmen Aufenthalt und sich selbst für den Lebensabend im Kreise der Seinigen einen entsprechenden Ruhepunkt zu verschaffen, kaufte er das Gut Lilienthal bei Breslau und erbaute dort nach ihrem und seinem Geschmack ein schönes und bequemes Wohnhaus. Viel zu früh (1832) entriß der Tod ihm die treffliche Gattin, die ihm eine dreijährige Tochter und die Sorge für deren Erziehung hinterließ. Gleich nach dem Rücktritt aus dem Staatsdienst begab der General B. sich auf sein Gut und lebte dort, in der Nähe treuer Freunde, sich mit Musik und dem Studium deutscher Literatur beschäftigend, still bis an sein Ende. Wiederholte Schlaganfälle, denen seine sonst kräftige Körperkonstitution mehrfach widerstand, führten durch eine Lungenlähmung nach vielen Leiden und dreiwöchentlichem Krankenlager am oben genannten Tage seinen Tod herbei.

* 41. Friedrich Münzel,

Pfarrer zu Nermsdorf (im Weimarischen);

geboren den 8. Sept. 1799, gest. den 26. Jan. 1841.

Wo er starb, hatte er das Licht der Welt erblickt. Sein Amtsvorgänger war nämlich der eigene Vater, ein würdiger Geistlicher, der ihn im folgenden Jahre schon nachfolgte. An ihm hatte M. von Kindheit an das Bild eines treuen, von seinen Gemeinden aufrichtig geliebten und geachteten Seelsorgers vor Augen und vorzüglich dieses bestimmte ihn zur Erwählung desselben Lebensberufs. Als einem muntern und kräftigen Knaben war ihm die sittliche Strenge, von welcher sich Vater und Mutter in seiner Erziehung leiten ließen, um so heilsamer, als dieselbe von aller Pedanterie völlig frei gehalten wurde und der Entwickelung seiner geistigen und sittlichen Eigenthümlichkeit keinen beengenden Zwang anthat. Bis nach Erfüllung seines 13. Jahres blieb er im elterlichen Hause und wurde vom eigenen Vater nicht bloß in den gewöhnlichen Volksschuldisciplinen, sondern auch in den die Gelehrtenlaufbahn eröffnenden Unterrichtsgegenständen

unterwiesen, bis er nach Michaelis 1812 das Gymnasium zu Weimar bezog. Von hier aus pflegte er fast an jedem Sonntage dem nahe gelegenen Wohnorte seiner Eltern zuzueilen, denen er, so wie seinen beiden (jüngern) Geschwistern mit der herzlichsten Liebe zugethan war. Vom Jahr 1814 an aber, wo sein Vater in das Pfarramt Teutleben, bei Buttstädt, befördert wurde, war ihm eine so häufige Einkehr in das elterliche Haus nicht mehr wohl möglich und er würde überhaupt weit seltener in demselben erschienen seyn, wäre er nicht einer fast bis zur Leidenschaft gesteigerten Liebhaberei an der Taubenzucht ergeben gewesen, welche ihn bis an das Ende seines Lebens begleitete. Alle seine kleinen Ersparnisse wandte er nämlich an den Ankauf schöner Tauben, die er dem väterlichen Taubenfluge einzuverleiben und, so oft es ihm möglich war, zu besuchen pflegte. Dabei aber vernachlässigte er seine Studien nicht; denn wohl vorbereitet bezog er im J. 1820 die Landesuniversität Jena, auf welcher er sich während des gewöhnlichen Trienniums mit Liebe und Gewissenhaftigkeit dem Studium der Theologie widmete und zwar ein heiteres, aber stets in den Schranken der Sitte und des Anstandes bleibendes, akademisches Leben führte. Nach bestandenem Kandidatenexamen kehrte er zum Vater zurück, welcher, nachdem er zu Teutleben fast alle seine Habe durch eine Feuersbrunst verloren hatte, inzwischen in das einträgliche Pfarramt Tonndorf befördert worden war. Schon im J. 1825 trat M. in das geistliche Amt und zwar in seinem Geburtsorte Nermsdorf und wurde an demselben Sonntag in dasselbe eingeführt, an welchem der Vater 11 Jahre vorher seine Abschiedspredigt dort gehalten hatte. Seine Pfarrkinder empfingen ihn mit um so größerer Freude, als sie während dieses ganzen Zeitraums, wegen Ansammlung eines den Bau einer neuen Pfarrei möglich machenden Fonds, eines eigenen Seelsorgers entbehren mußten und diesen nun in der Person unseres, den guten Klang des geachteten väterlichen Namens mitbringenden M. wieder erhielten. Gehörte auch seine Stelle zu den weniger einträglichen, so war er doch mit seiner Lage zufrieden und dachte um so weniger an eine einstige Verbesserung durch Beförderung in ein neues Amt, jemehr ihn seine im Sommer 1826 erfolgte Verbindung mit einer begüterten Lebensgefährtin, Regine Müller aus Buttelstädt, welche ihm einen Sohn und zwei Töchter gebar und mit der er eine zufriedene Ehe führte, allen Nahrungssorgen gänzlich entzog. Dabei genoß er die Liebe seiner Pfarrkinder in einem so hohen Grade, daß er die Beschwerden, welche ihm der Besuch seines Filials Wei-

den verursachte, gern ertrug. Die dortige, auf einem Berge gelegene Kirche zog ihm aber wiederholte Erkältungen zu, welche seine Gesundheit sichtbar untergruben, ohne ihn gerade auf längere Zeit an der Verwaltung seines Amtes zu hindern, die ihm jedoch während der letzten 6 Jahre seines Lebens, während welcher er an einem heftigen Husten litt, oft sehr lästig wurde. Für sein Leben war indessen von diesem Uebel Nichts zu befürchten. Da befiel ihn am 16. Januar 1841 plötzlich ein heftiges Kopfweh, welches nach 8 Tagen in eine Lähmung der einen Seite überging, in Folge deren er am 26. Jan. sanft und ruhig entschlief. — Wohl selten ist der Tod eines Geistlichen von seiner Gemeinde so sehr beklagt worden, als der seinige und mit Recht. Denn M. predigte praktisch und populär und wußte zum Herzen zu sprechen; war herablassend und freundlich gegen Jedermann, bewährte in allen Verhältnissen einen offenen und biedern Sinn, leuchtete seiner geistigen Heerde mit ungeheuchelter Tugend voran und war, wo es Noth that, ein stets freudiger Helfer. Nicht minder achtungswerth erschien er als Gatte und Vater. Sein Haus war ihm die Welt seines Glücks; was die Seinen erfreute, gewährte auch ihm den erwünschtesten Genuß; was dieselben in der Gegenwart oder Zukunft beglücken konnte, wurde in keiner Weise von ihm versäumt. Nur selten verließ er sein Haus, um bei seinen Freunden einige heitere Stunden der Erholung zuzubringen und dann sah er es gern, wenn er von seiner Familie begleitet wurde. Niemals aber liebte er geräuschvolle Vergnügungen an öffentlichen Orten, obgleich ihn ein heiterer, der Welt keineswegs abholder Sinn beseelte. — Mit den literarischen Erscheinungen der Zeit hielt er sich in fortwährender Bekanntschaft, huldigte der rationalen Auffassung des Christenthums und trieb mehr praktische, als spekulative Studien. Der Presse hat er Nichts übergeben. Th. Saal.

* 42. Friedrich Arps,

Rektor der Schule zu Segeberg in Holstein;

geboren im Jahr 1780, gestorben den 28. Jan. 1841.

A. wurde in der holst. Stadt Oldesloe geboren. Seine gelehrte Schulbildung erwarb er sich zu Altona auf dem dortigen akademischen Gymnasium, wo er im J. 1802 am Geburtstage des Königs (29. Jan.) eine öffentliche Rede hielt. Von seinen Lehrern waren ihm während seines ganzen Lebens besonders theuer der Direktor des Gymnasiums, Jakob Struve, der mit unserm A. in einem Jahre gestorben ist,

und der Professor Gli. E. Klausen, dem er besonders seine ästhetische Bildung verdankte und dessen Dichtergabe ohne Zweifel auch die poetische Ader unsers A. in Fluß gebracht hat. Nachdem er nun zu Kiel Theologie studirt hatte, wurde er Hauslehrer bei den Kindern des Kammerherrn und Landraths F. Ch. v. Buchwaldt auf dem adeligen Gute Pronsdorf. Von hier kam er als Rektor der Stadtschule nach Segeberg und verheirathete sich mit N. F., geb. Jeanneret. Er stand seinem Amte mit Treue vor, huldigte aber nebenbei den Musen, so daß er oft in dem dortigen Wochenblatt und anderswo ein Gedicht abdrucken ließ. Eine Sammlung seiner Gedichte herauszugeben, konnte er aber bei seiner großen Bescheidenheit lange nicht bewogen werden. Endlich im Jahr 1836 erschien eine solche im Druck. A. war für alles Hohe und Hehre begeistert und mit großer Freude besang er 1831 den Aufstand der Polen. Ein Gedicht, worin er Dannecker's Schillerstatue besang, gefiel dem Meister so sehr, daß er unserm A. einen Brief mit seinem Bildnisse schickte. Der Empfänger sprach in einem entzückten Gedichte seinen Dank aus. — A. starb im 61. Lebensjahre an einem Gallennervenfieber am 28. Jan. 1841 und schon am 24. März 1841 folgte ihm seine Gattin nach, in ihrem 52. Altersjahre. Drei Söhne, Adolf, Ferdinand und Emil, überlebten die Eltern.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

43. Friedrich Karl v. Schmidt,

Generallieutenant, zu Berlin;

geb. den 27. Nov. 1774, gest. den 28. Jan. 1841 *).

Immer seltener werden die ehrenwerthen Männer, denen Deutschland seine ruhmvolle Wiedergeburt verdankt, welche als erprobte Vorkämpfer und leuchtende Beispiele der hochbegeisterten Jugend im heiligen Freiheitskampfe dienten. Zu diesen Männern gehört auch der verst. Generallieutenant Fr. Karl v. Schmidt. Er war zu Konnern bei Magdeburg geboren und trat schon in zarter Jugend am 20. Febr. 1788 in den Militärdienst und zwar in die damalige Magdeburgische Füselierbrigade. Im Mai 1790 zum Sekondelieutenant befördert, machte er in dieser Eigenschaft die beschwerlichen Feldzüge von 1792, 1793 und 1794 mit und verrieth schon damals jenen Ernst, jene Kaltblütigkeit und Entschlossenheit, wodurch er späterhin sich die verdiente

*) Preuß. Staatszeitung. 1841. Nr. 71.

Anerkennung seines Königs, eine ausgezeichnete Stellung und hohe Ehrenzeichen erwarb. In dem unglücklichen Feldzuge von 1806 gehörte er zu dem Blücher'schen Korps, wurde bei Lübeck zwar verwundet, rettete sich aber dennoch glücklich nach Dänemark. Er folgte hierauf einer Einladung des Königs von Schweden nach Karlsham und schiffte sich von da nach Pillau ein, wo er bald mit Errichtung einer Füselierreserve beauftragt wurde. Nach dem Frieden zum Kapitän ernannt, ward er zuerst dem General v. Blücher, später dem neu errichteten Regimente Kohlberg zugetheilt. Beim Ausbruche des Befreiungskampfes erhielt er das Füselierbataillon dieses heldenmüthigen Regiments, kämpfte bei Groß-Beeren, Dennewitz und Leipzig, drang mit stürmender Hand in Duisburg ein, wurde auf den Wällen von Arnheim von 2 Kartätschenkugeln gefährlich verwundet und entrann dem Tode nur durch die Hingebung und Aufopferung seiner Leute. Kaum wieder hergestellt, übernahm er 1814 das Kommando des Regiments und führte dasselbe in der blutigen Schlacht von Laon ins Feuer. Nach Napoleons Rückkehr von Elba gab der Tag von Ligny ihm besondere Gelegenheit, seinen Muth und seine Entschlossenheit zu zeigen. Von der Uebermacht zurückgedrängt, war das Regiment wiederholt den Angriffen feindlicher Kavalleriemassen ausgesetzt. Kaltblütig wies er alle Angriffe zurück und gab mit seltener Unerschrockenheit Befehl zum Feuern in demselben Augenblick, als er aus dem schnell formirten Carré ausgeschlossen, den Kugeln seiner eigenen Leute, so wie den Schwertern feindseliger Reiter zugleich preis gegeben war. Zwei Tage später focht er wieder bei Belle-Alliance. Die letzten kriegerischen Waffenthaten des Regiments und ihres erfahrenen Führers waren der blutige Kampf bei Romür und die Belagerungen von Landrecy, Philippeville und Givet unter dem Oberbefehle des Prinzen August von Preußen. Diese ausgezeichneten Kriegsdienste wurden durch Verleihung mehrerer Orden, so wie 1818 durch Ernennung zum Obersten und 1822 durch Beförderung zum Kommandeur der 2. Infanteriebrigade belohnt. Im J. 1828 zum Generalmajor und Kommandeur der 2. Landwehrbrigade ernannt, wurde ihm auch in diesem Wirkungskreise die Allerhöchste Anerkennung seiner erfolgreichen Thätigkeit und die Liebe seiner Untergebenen in vollem Maaße zu Theil. Sein gediegenes Wesen, seine Leutseligkeit und Würde halfen ihm auch die schwierigen Aufträge bei der Cholera und nachmals bei der Zurückführung der übergetretenen Polen glücklich beendigen. Für seine Bemühung bei dem letzten Geschäfte verlieh ihm der Kaiser von Rußland

den Stanislausorden 1. Klasse. Im J. 1837 wurde er zum Kommandeur der 2. Division und Kommandanten von Danzig und im folgenden Jahre bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums zum Ritter des rothen Adlerordens 1. Klasse mit Eichenlaub ernannt. Hoch geachtet von Allen, die ihn kannten, wurde er bald darauf den Beschwerden des Dienstes enthoben und als Generallieutenant in den Ruhestand versetzt. Nur kurze Zeit ist ihm der Frieden und die Stille der Häuslichkeit nach seiner Verabschiedung geworden. Seine hohe Gestalt, die kriegerische Haltung, der ernste gebietende Blick machten ihn zu einer eben so auffallenden, als einnehmenden Erscheinung. Er war das Muster eines echten Soldaten, in unwandelbarer Treue seinem König ergeben. Nicht gering war die Zahl edler und tief ergriffener Männer, die seiner Bestattung beiwohnten. Doch ein Gefühl beherrschte das ganze zahlreiche Trauergefolge, es war der Schmerz um den plötzlichen Verlust eines so biedern männlichen Waffengefährten, eines in allen Beziehungen so reinen und makellosen Helden.

* 44. Arnold Henrich Kemper,

Doktor der Rechte, Justizbürgermeister u. Landrath zu Osnabrück;

geb. den 9. Febr. 1768, gest. den 29. Jan. 1841.

K. wurde in Osnabrück geboren, wo seine Vorfahren seit vielen Jahren ansässig waren und, wie auch seine Eltern, zu den angesehenern Familien des dortigen Handelsstandes gehörten. Nach fleißiger Vorbereitung auf dem evangelischen Gymnasium seiner Vaterstadt widmete er sich von Ostern 1787 bis Michaelis 1790 dem Studium der Jurisprudenz auf den Universitäten Göttingen und Leipzig. Nach der Rückkehr in die Heimath ward er im J. 1791 unter die immatrikulirten Advokaten aufgenommen und erlangte im folgenden Jahre die Würde eines Doktors der Rechte. Kaum aber hatte er seine öffentliche Wirksamkeit begonnen, als er auch schon die Aufmerksamkeit sowohl der Landesregierung, als auch seiner Mitbürger auf sich zog und wie die erstere bereits im Jahr 1795 mancherlei schwierige und verwickelte Geschäfte ihm übertrug, so wählten ihn die Letztern, die von Alters her die Freiheit besaßen, ohne den mindesten Einfluß des Fürsten, welchem die Stadt nicht einmal die Huldigung leistete, die Verwaltung zu bestellen, im J. 1797 als Senator in den Rath, durch dessen einstimmigen Beschluß ihm im J. 1804 das wichtige und ehrenvolle Amt eines Syndikus der Stadt Osnabrück und mit ihm zugleich das Syndikat

in der städtischen Kurie der Stände des Landes übertragen wurde. Die politischen Stürme und Umwälzungen, welche in dieser Zeit über Deutschland hereinbrachen und unter denen auch Osnabrück, bis dahin zwar dem Fürsten unterthan, aber unabhängig von den meisten Rechten der Landeshoheit, schon im Dec. 1802 noch vor dem Reichsdeputationsschlusse zunächst dem Hause Hanover überwiesen ward und dann binnen 10 Jahren achtmal den Herrscher wechselte, veränderten in rascher Folge auch K.'s äußere Stellung und Wirksamkeit und als Syndikus der Stadt war seine Betheiligung bei den Einrichtungen und Anordnungen der neuen Regenten nicht gering. So wurde er im Dec. 1806 als Mitdeputirter der Landstände nach Münster beordert, um Namens derselben den Generalgouverneur des ersten Gouvernements der von dem Kaiser der Franzosen eroberten Länder, General Loison, zu komplimentiren. Im Dec. 1807 war er unter den landständischen Deputirten, welche den Auftrag hatten, bei der in Kassel am 1. Januar 1808 stattfindenden Huldigungsfeier des Königs von Westphalen die Provinz Osnabrück, welche dem neuen Reich inkorporirt war, zu repräsentiren. Im Laufe des Jahres 1808 wurde das Magistratskollegium aufgehoben und K. durch verschiedene Dekrete des Königs von Westphalen zunächst zum juge suppléant beim Friedensgerichte des Landkantons, dann zum Mitgliede des Municipalrathes im Kanton Osnabrück und endlich zum Distriktsnotar ernannt. Nachdem Osnabrück im J. 1811 dem franz. Kaiserreich einverleibt worden, ward er zum Mitgliede des Municipalrathes der Stadt Osnabrück, so wie zum Notar im Arondissement Osnabrück berufen und zugleich nahm er wesentlichen Antheil an der neuen Steuerrepartition und war längere Zeit Mitglied der Jury bei dem damals errichteten Assisenhofe. Als jedoch nach Vertreibung der Fremdherrschaft Osnabrück der Krone Hanover zurückgegeben, ward auch K. von der Regierung sofort wieder in seiner frühern Eigenschaft als Syndikus bestätigt und schwerlich dürfte unter den eigenthümlichen Verhältnissen jener Zeit irgend Jemand für dieses Amt so durchaus geeignet und den mit demselben verbundenen Geschäften in dem Maase, wie er, gewachsen gewesen seyn. Außer der Theilnahme an allen Verhandlungen, sowohl der gerichtlichen, als der administrirenden Kammer des Magistrats lag ihm als Syndikus speciell ob die Abfassung der im Namen des Magistrats erforderlichen Verfügungen, Berichte und Gutachten, die Leitung der Geschäfte des städtischen Konsistoriums, in welchem er den Vorsitz führte, so wie die Aufsicht über die Vormundschaften und Erbschaften

und vorzüglich die Vertheidigung der städtischen Gerechtsame. Die alte Verfassung der Stadt aber war untergegangen, ihre Selbstständigkeit erloschen, alle frühern Verhältnisse völlig verändert. Allein ausgerüstet mit einem klaren und hellen Geiste, so wie im Besitze der gründlichsten und umfassendsten juristischen Kenntnisse und durch die bisherigen oft gewechselten Beschäftigungen mit einer seltenen Gewandtheit ausgestattet, seine Gedanken in Worte zu gleiten, dabei zugleich von jeher gewohnt, in unverdrossener Thätigkeit und treuer Pflichterfüllung seinen Ruhm zu suchen, wußte er den vielseitigen und verschiedenartigen Anforderungen seines Berufs in hohem Grade zu genügen. Neben der Ausarbeitung und Abfassung zahlloser in Folge der neuen Regulirung und Organisation an die nunmehrige Landesregierung zu erstattenden Berichte überwachte er mit der unermüdetsten, bis in das kleinste Detail sich erstreckenden Fürsorge die Erziehung und das Vermögen der seiner Obhut anvertrauten Pupillen und erwarb sich auf solche Weise die namhaftesten Verdienste um die Bildung und die äußere Lage nicht weniger Bürger Osnabrücks. Vor Allem aber, obgleich entschieden der Thorheit abhold, welche alles Alte, als das vermeintlich Bessere, zu repristiniren trachtet und nur mit innerm Widerstreben dem Neuern und Zeitgemäßern sich fügen mag, ließ er es sich auf das Eifrigste angelegen seyn, die Gerechtsame und Befugnisse seiner Vaterstadt zu schützen und zu vertheidigen und was derselben unter den Stürmen der Vergangenheit an alten Privilegien und Vorrechten noch geblieben war, zu befestigen und sicher zu stellen. Seine ausgezeichnete Rechtskenntniß kam ihm dabei eben so sehr, als seine genaue Bekanntschaft mit der Geschichte und Verfassung der Stadt Osnabrück zu statten und mehr als einmal gelang es ihm, gegenüber der zur Centralisirung geneigten, dabei aber wohlwollenden und rechtliebenden Landesregierung den Sieg zu erringen. Die Genossen seines Amts und Berufs verkannten K.'s Tüchtigkeit und Verdienstlichkeit nicht und als im Jahr 1814 der erste oder provisorische Landtag des neuen Königreichs (damals noch Kurfürstenthums) Hanover berufen ward, glaubten sie mit Recht die Vertretung der Stadt Osnabrück keinem fähigern und würdigern Mann als ihm anvertrauen zu können. Auf allen 5 Diäten desselben hat K. in den Jahren 1814 bis 1819 an den daselbst gepflogenen Verhandlungen mit Eifer Theil genommen. Unter den Gegenständen der Verwaltung war es insbesondere das städtische Schulwesen, sowohl das höhere als das niedere, welchem K. seine unausgesetzte Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwandte.

Unter lebhafter Mitwirkung von seiner Seite erfuhren nicht nur die Elementarschulen die durchgreifendsten Veränderungen und wohlthätigsten Verbesserungen, sondern es ward auch eine ganz neue, einem tiefgefühlten und von K. klar erkannten Bedürfnisse der Zeit entsprechende Bildungsanstalt, die aus 8 Klassen bestehende Bürgerschule, ins Leben gerufen und wie er für diese neue Schöpfung bis zum Ende seines Lebens das wärmste Interesse bethätigte, so widmete er auf gleiche Weise seit seinem Eintritt in den Magistrat als Glied desselben und vornämlich in den letztern Jahren als Scholarch und Mitglied der für die Maturitätsprüfung niedergesetzten Kommission in dankbarer Pietät auch dem evangelischen Gymnasium sein reges Wohlwollen und seine einsichtsvolle Thätigkeit. — Sein Privatleben glich seinem öffentlichen. Emsig benutzte er die ihm von seinen amtlichen Geschäften übrig bleibende Zeit zu seiner immer weitern wissenschaftlichen Ausbildung und durch fortgesetztes Studium und eine ausgebreitete Lektüre juristischer Schriften war er bis an das Ende seines Lebens stets mit den neuen Systemen und Theorien vertraut, welche in den verschiedenen Fächern der Rechtskunde sich Bahn machten. Seiner liebenswürdigen Geselligkeit wegen bei Alt und Jung stets eine willkommene Erscheinung, von seiner Familie, die mit Zärtlichkeit an ihm hing, auf das Innigste verehrt und geliebt, von seinen Obern und Vorgesetzten wegen seiner Gewissenhaftigkeit in der Führung seines Amtes und seiner Geschicklichkeit in Ausrichtung auch der schwierigsten Geschäfte hoch geschätzt und geachtet und durch manche besondere Beweise ihres Vertrauens ausgezeichnet, ja nicht selten eben wegen dieses Vertrauens, welches er genoß, in streitigen und zweifelhaften Sachen als Schiedsrichter angerufen, dessen Ausspruche beide Parteien die Entscheidung lediglich überließen, war er seinen näher Befreundeten der treueste, wärmste Freund im ganzen Sinne des Worts und einer großen Zahl von Menschen der einsichtsvollste Rathgeber und wo er irgend konnte, der liebevollste Beistand. — In seiner am 22. Mai 1798 geschlossenen Ehe mit Anna Elisabeth Mengersen wurden ihm eine Tochter und zwei Söhne geboren und wie es ihm beschieden war, die erstere, wenn auch fern von dem heimathlichen Heerde, an der Seite eines biedern Mannes ihrer Bestimmung folgen zu sehen, so genoß er zugleich noch eine Reihe von Jahren hindurch die seltene Vaterfreude, seine beiden Söhne als geachtete Männer auf den von ihnen erwählten Berufswegen in ehrenvoller Wirksamkeit zu erblicken und ein theilnehmender Zeuge ihres häuslichen Glückes zu seyn. Neben einer strengen Unparteilichkeit in Handhabung

seines Berufs und einer ruhigen Bedachtsamkeit, welche sich fast nie von dem Eindrucke des Augenblicks hinreißen ließ, so wie einer schonenden Milde gegen Fehler und Schwächen Anderer darf man als einen Hauptzug seines Charakters die tiefe Religiosität hervorheben, welche sein Innerstes erfüllte und alle seine Schritte leitete. Noch im Greisesalter war es ihm dringendes Bedürfniß des Herzens, an der öffentlichen sonntäglichen Gottesverehrung Theil zu nehmen und wie er bei den durch sein Amt ihm gebotenen Beeidigungen beständig die größte Ehrfurcht vor dieser feierlichen Handlung an den Tag legte und durch die ernste Würde, mit welcher er dabei verfuhr, unwillkürlich auch Andere nöthigte, das Heilige heilig zu halten, so ist es auch diesem religiösen Gefühle beizumessen, daß er nicht einen Augenblick zweifelte und schwankte, als nach dem Ausbruche der gegenwärtigen unseligen politischen Wirren im Königreiche Hanover die Treue gegen die von ihm übernommene eidliche Verpflichtung mit den Verfügungen der neuen Regierung im Konflikt gerieth. Es sollte ihm nämlich nicht vergönnt seyn, sein Leben in ruhiger und ungetrübter Wirksamkeit zu beschließen. Im J. 1833 einstimmig in die erledigte Stelle des Justizbürgermeisters und Dirigenten des Magistratskollegiums erwählt und im folgenden Jahre zum ersten Landrathe der städtischen Kurie der Provinzialstände des Fürstenthums Osnabrück berufen, befand er sich in dieser Stellung, als im J. 1837 der Regierungswechsel im Königreiche Hanover eintrat und das Patent vom 1. Nov. desselbigen Jahres, die Aufhebung des seit 4 Jahren in anerkannter Wirksamkeit befindlichen hanov. Grundgesetzes vom 26. Sept. 1833 betreffend, erlassen wurde. Wohl hatte der 70jährige Greis, seit längerer Zeit an einem schmerzlichen körperlichen Uebel leidend, schon mehrfach die Absicht zu erkennen gegeben, von den Geschäften sich zurückzuziehen und den Rest seines Lebens ausschließlich den Seinigen zu widmen. Aber von diesem Tag an stand der Entschluß fest bei ihm und erschien ihm als eine von Ehre und Gewissen gebotene Pflicht, standhaft auf seinem Posten zu beharren, bis Gott ihn rufe oder äußere Gewalt ihn verdränge. Die Welt kennt aus Aktenstücken die Schritte, welche von dem Kollegium, an dessen Spitze K. stand, zur Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes und der der Stadt Osnabrück in demselben verbürgten Recht eingehalten worden sind; aber sie kennt nicht die Mühen, Sorgen und Widerwärtigkeiten, von welchen die treuen Kämpfer auf jedem dieser Schritte gedrückt wurden. Die aber nahe standen, können Zeugniß ablegen, daß ihn, vielleicht den Hochbetagtesten unter den entschlossenen Män-

nern, welche im Reiche Hanover gegen den gewaltsamen Umsturz der Verfassung in die Schranken traten und jedenfalls einen der einsichtsvollsten, weder Kränkungen noch Schmähungen, weder Drohungen noch Untersuchungen — an welchem Allen es nicht fehlte — zu beugen vermochten und daß eben seine Festigkeit und Beharrlichkeit, Allen ein leuchtendes Vorbild, den entscheidendsten Einfluß auf die Behandlung der Sache übte. Wenige Tage vor seinem Geburtstag, an dessen Feier in den letztern Jahren eine große Zahl seiner Mitbürger freudig Theil genommen hatte und zu dessen würdiger Begehung bei seiner bevorstehenden 74. Wiederkehr schon Vorbereitungen von seinen Freunden getroffen wurden, endigte er nach kaum vierzehntägiger Krankheit am Abende des oben genannten Tages seine thätige, der Wahrheit, dem Recht und dem Menschenwohle gewidmete Laufbahn. Schmerzlich war die Erschütterung, die sein Tod verursachte. Denn daß mit ihm der Trefflichsten Einer dahingegangen sey und daß es zumal unter den gegenwärtigen Verhältnissen schwer halten werde, einen Andern zu finden, der nach den verschiedenen Beziehungen hin ihn zu ersetzen im Stande seyn würde, dies wehmüthige Gefühl bemächtigte sich in seiner ganzen Stärke aller Herzen. Ein feierlicher Zug seiner nähern Freunde, dem sich eine unabsehbare Reihe vieler Hunderte von Bürgern aller Klassen und Stände, trotz der peinlichen Kälte, unaufgefordert angeschlossen hatte, begleitete in den Frühstunden des 2. Febr. in tiefer Rührung die entseelte Hülle des geliebten und verehrten Greises zu ihrer letzten Ruhestätte, an welcher ein dem Geschiedenen nahe stehender Geistlicher die Empfindungen der allgemeinen Trauer aussprach und das unvergeßliche Bild des edeln Verklärten in seinen Hauptzügen hinstellend, den muthigen Streiter pries, der sich hervorgethan, als es gegolten, das heilige Recht zu vertheidigen und die beschworne Verfassung zu schirmen und seine Mitbürger aufforderte, dem Vollendeten nachzufolgen im Lieben und Segnen und so oft nur sein Name würde genannt werden, sich zu erinnern, daß diesen Namen ein edler, für Religion und Tugend, für Recht und Wahrheit tief erwärmter und die heilige Sache derselben rastlos fördernder Mann geführt, der zum Wahlspruche seines Lebens das Wort des himmlischen Meisters gewählt habe: „Ich muß wirken, so lange es Tag ist, bis die Nacht kömmt, wo Niemand wirken kann.“

* 45. Karl Ludolph Hansen,

Doktor der Rechte und praktischer Jurist, zu Leipzig;

geb. den 12. Aug. 1777, gest. den 30. Jan. 1841.

Er ward zu Leipzig geboren. Sein Vater, Justus Heinrich Hansen, ein angesehener Kaufmann, war Mitglied des Magistrats daselbst, Baumeister und Vorsteher mehrerer wohlthätigen Anstalten, um die er sich viele Verdienste erworben hat. Seine Mutter, Christiane Friederike, war die Tochter des Rathsmitgliedes und Baumeisters Treitschke. — Durch Privatunterricht für die Studien angebildet und bereits im J. 1789 von Platner, dem damaligen Rektor der Akademie zu Leipzig, unter die akademischen Bürger aufgenommen, widmete er sich, nachdem er den präparatorischen Vorlesungen eines Ernesti, Beck, Töpfer, Platner, Heidenreich, Ludwig, Taubert und Wieland über Sprachkenntniß, Geschichte, Mathematik, Philosophie und Physik beigewohnt hatte, ausschließlich der Rechtswissenschaft und war ein fleißiger Hörer von Biener, Stockmann, Erhard, Haubold, Junghans, Müller, Weiß, Tilling, Schneider und Göde. Nach vollendeten Studienjahren vertheidigte er, unter Biener's Vorsitz, eine specielle Rechtsfrage, bestand ehrenvoll 1803 das sogenannte praktische und Bakkalaureatsexamen, dasjenige, welches ihm nach damaliger Verfassung das Recht verlieh, in die juristische Fakultät einzurücken, erlangte darauf bei dem Magistrate zu Leipzig die Befugniß, Notariatsgeschäfte betreiben zu können, arbeitete sodann die Probeschriften behufs der zu erlangenden Advokatur aus, hielt über einige Abschnitte des bürgerlichen und kirchlichen Rechts Vorlesungen, bestand zur allgemeinen Zufriedenheit das sogenannte Examen rigorosum und empfing am 24. März 1803 die Doktorwürde, zu deren Erlangung er an diesem Tag eine seinem Vater und seinem Onkel, dem Hofrathe Dr. Karl Friedrich Treitschke in Dresden, gewidmete, bei Tauchnitz gedruckte Dissertation „über das den Bürgern zustehende Recht, Rechnungsablegung über die Abgaben fordern zu können," ohne Präses vertheidigte. — Eine Reihe von Jahren leitete er sodann, als praktischer Jurist bei dem vormaligen Oberhofgericht und Konsistorium, so wie bei allen Unter- und Patrimonialgerichten Rechtsstreitigkeiten und starb, nachdem er viele Jahre in ehelicher Verbindung mit Juliane Susanne, geb. Lincke glücklich verlebt hatte, als Witwer am oben genannten Tage betrauert von 3 Söhnen und einer Tochter.

* 46. Johann Friedemann Greiner,

fürstl. schwarzb.=sondershäus. Kommerzienrath u. Besitzer der Porzellainfabrik zu Breitenbach auf dem Thüringerwalde;

geboren den 3. März 1761, gestorben den 1. Febr. 1841.

Er erblickte das Licht der Welt zu Limbach, im Herzogthume S. Meiningen, und war der zweite Sohn des sachsen-meiningischen Hofkommissärs Gotthelf Greiner, Besitzer der Glashütte und Gründer der Porzellainfabrik daselbst; die Mutter war eine geb. Fröbel von Lichte bei Wallendorf. Begabt mit hervorstechenden Fähigkeiten, entschied er sich bald für das Studium einer höhern Wissenschaft, wozu er sich denn auch mit allem Eifer vorbereitete. Leider wurde dieser Eifer erst geschwächt und weiterhin ganz vertilgt durch die übertriebene Strenge seines Lehrers. Und da gerade in dieser Zeit die Porzellainfabrik im Entstehen und das Vermögen des Vaters durch bedeutende Aufopferungen sowohl, als durch die vielfachen, kostspieligen Versuche sehr geschwächt war und nicht hinreichen wollte, außergewöhnliche Unterstützung auch für den zweiten Sohn (der ältere frequentirte das Gymnasium zu Koburg) zu verwenden, so wurde ein anderer Lebensplan für ihn entworfen; er sollte sich nun dem Fabrikswesen widmen und den Vater unterstützen und dieser Plan wurde denn auch ausgeführt. Er erhielt Unterricht im Zeichnen und Malen, im Poussiren und in der Farbenporzellainmasse und Glasurbereitung und gelangte bald genug in jeder dieser Branchen zu einer nicht geringen Fertigkeit. So mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, übernahm er die Direktion der Porzellainfabrik zu Breitenbach, erkauft von einem gewissen Major v. Hopfgarten, der sie angelegt hatte, aber aus Mangel an den nöthigen Kenntnissen und Mitteln nicht weiter zu betreiben vermögend war. Diese Uebernahme erfolgte im J. 1782. Obgleich die Einrichtung der erwähnten Fabrik überhaupt und die der Brennöfen insbesondere von der zu Limbach nicht wenig abwich und verschieden war, so fand sich G. doch bald darein und es gelang seiner Einsicht und Thätigkeit gar bald, ein schönes und gutes Fabrikat herzustellen und den Umfang des Geschäfts zu erweitern. Zu Ende des vorigen, wie zu Anfange dieses Jahrhunderts wurde fast alles Fabrikat in die Türkei, weniges nur nach Holland versendet. Es glückte ihm auch, das engl. Wegdwood in schöner Nachahmung zu fertigen und damit nicht unbedeutende Geschäfte zu machen. Später, im J. 1802, erfand er die schwarze Farbe, welche dem Porzellain, das

unter der Glasur damit getränkt wird, ein so herrliches Ansehen gibt. — Zu Ende des Jahres 1784 verheirathete er sich mit der ältesten Tochter des damaligen Justizrathes und Amtmannes Kämpf in Gehren, aus welcher Ehe ihm zwei Söhne und zwei Töchter überleben. Daß diese seine Gattin ihm liebend, helfend, ermuthigend und tröstend stets zur Seite gestanden und nicht wenig zur Begründung seines Wohlstandes beigetragen habe, muß rühmend erwähnt werden. — Unermüdet war sein Geist, seine Thätigkeit, der Eifer, seine Kenntnisse zu vermehren und zu berichtigen. Jedes in öffentlichen Blättern angekündigte neue Buch, woraus er Belehrung oder Gewinn zu ziehen hoffen konnte, wurde von ihm angeschafft, gelesen, studirt und aus ihm das Wesentliche und für ihn Brauchbare und Nützliche ausgezogen. Auch legte er die ihm dabei aufgestoßenen Zweifel, wie seine auf Erfahrung gegründeten Berichtigungen immer schriftlich dem Buche bei. Seine Bibliothek zählt über 2100 Bände, darunter höchst seltene und theuere Werke, z. E. die Encyklopädie von Gruber und Ersch *). Bei diesen seinen Büchern, wie unter den Gliedern seiner Familie war ihm am wohlsten. Darum sah man ihn auch nur dann in öffentlicher Gesellschaft, wenn besondere Verhältnisse und Veranlassungen oder Feierlichkeiten ihn dahin führten. Im Jahr 1797 wurde ihm, in Anerkennung seiner Verdienste, von seinem Landesherrn, dem durchl. Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, der Titel eines Kommerzienrathes verliehen; später ernannte man ihn auch zum Mitgliede mehrerer wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften, z. B. des landwirthschaftlichen Vereins zu Langensalza, des Gewerbevereins zu Saalfeld. So hat er auch in viele öffentliche Blätter gemeinnützige Nachrichten und Aufsätze einrücken, auch eine Belehrung für Bürger und Landleute über landständische Verfassung, Ilmenau bei B. F. Voigt 1831, drucken lassen. Er korrespondirte mit mehreren Gelehrten Deutschlands und stand namentlich mit seinem Jugendfreunde, dem Oberfinanzrathe Emmerling zu Darmstadt in lebhaftem Briefwechsel bis an sein Ende. Früher schon war er dem Freimaurerbunde beigetreten. — Nach dem Tode seines Vaters, im J. 1797, übernahm er in Verbindung mit seinen 3 Brüdern: Daniel, Florentin und Gotthelf, die Porzellainfabriken zu Limbach, Breitenbach und Kloster-Veilsdorf. Diese Fabriken führten und führen noch das gemeinschaftliche Zeichen eines Kleeblattes und die Firma: Gotthelf Greiner's

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 48.

Söhne. Zu Ende der 90r Jahre erkauften die Gebrüder Greiner die Rittergüter: Weitersrode, Schwarzbach, Brattendorf und Großmannsrode, sämmtlich im Hildburghäusischen gelegen. Sie haben diese Besitzungen gemeinschaftlich 30 Jahre besessen und in ungestörtem Frieden verwaltet. In Folge dieses Besitzes wurde der Verstorbene 1817 als Deputirter der Ritterschaft gewählt. Als Solcher hat er bis zum Jahre 1832 gewirkt; den landständischen Versammlungen früher zu Hildburghausen, später zu Meiningen regelmäßig beigewohnt und zuweilen selbst das Präsidium geführt. — Von der Schützengesellschaft zu Breitenbach wurde er im J. 1816 zum immerwährenden Direktor gewählt und sein 50jähriges Schützenjubiläum im J. 1833 auf das Feierlichste begangen. — Von seiner Liebe zur Musik zeugt, daß er nicht nur aus seinen Arbeitern ein Musikchor bilden ließ, sondern auch bei den Uebungen desselben, in der ersten Zeit wenigstens, selbst mitwirkte. Die neuesten und wichtigsten Musikalien, wie alle für ein vollständiges Orchester nöthigen Instrumente wurden von ihm angeschafft und Nichts gespart, um das Orchester zu einem mehr als gewöhnlichen auszubilden. Von dieser Gesellschaft wurden selbst Sinfonien von Beethoven *) rühmlichst exekutirt. Eben so thätig war er als Blumist und Pomolog und trieb mit besonderer Vorliebe bis zu den letzten Jahren Mineralogie, Physik, Chemie und Mechanik. — So geschäftig und thätig er sich in jüngeren und gesunden Tagen gezeigt (an einer bedeutenden Krankheit hat er nie gelitten), so blieb er es auch in späteren Jahren und selbst noch in seinen letzten Tagen. Er las da noch die Geschichte des Ilmenauer Bergbaues, herausgegeben von dem Bergrathe Voigt und von dessen Sohne, dem Hofbuchhändler Voigt zu Weimar, ihm als Geschenk verehrt und formte selbst kurz vor seinem Tode noch ein kleines Gefäß aus Porzellainmasse zur Aufbewahrung von Farben für seine Enkel. Er starb an den Folgen einer Lungenentzündung. — Zu erwähnen ist noch: daß der Hingeschiedene zugleich weimarischer, sondershäusischer, rudolstädtischer, meininger und hildburghäuser Unterthan gewesen und — daß seine, von feindseligen Menschen in den letzten Jahren noch angetastete Ehre und Bürgertreue durch die vollgültigsten Beweise vor seinem von ihm innigst geliebten Fürsten vollkommen gesichert und gerechtfertigt worden ist. — Man sieht schon aus diesem kurzen Abrisse, welch' ein vorwärts strebender, gefühlvoller und für alles Gute empfänglicher Mann Gr. war, was ihm um

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 306.

so mehr zum Lobe gereicht, als es ihm an seinem abgeschiedenen, verlassen auf der Höhe des Thüringer Waldes liegenden Wohnort an der nöthigen Mittheilung, Aufmunterung und Vorbildern gänzlich fehlte. Durchdrungen von Menschenfreundlichkeit und den edelsten Neigungen und Richtungen, fand er sein höchstes Glück darin, nahrungslosen Menschen Beschäftigung und Brod zu geben. Fern von dem größern Leben der Welt, war er unermüdlich im unbemerkten stillen Vorwärtsschreiten, sowohl in seinem Beruf, als in der Wissenschaft und Politik. Patriot edelster Art, hing er treu an seinem Fürstenhause, aber er erkannte auch die Rechte gebildeter Menschen und nahm an den heutigen Verfassungswesen in Deutschland den wärmsten Antheil und es ist sehr beklagenswerth, daß er es nicht mehr erlebte, auf welche ruhmvolle und wahrhaft fürstliche Art sein Fürst Günther von Schwarzburg-Sondershausen im Sommer 1841 sein fürstliches Wort erfüllt und seinem Land eine freisinnige und wahrgemeinte, nicht eine Scheinverfassung gegeben hat. Fern davon, die gebührende Anerkennung zu finden, die Gr. an anderen Orten nicht gefehlt haben würde, hat man zuweilen seinen edlen Patriotismus, sein würdiges Rechtsgefühl sogar zu verdächtigen und ihm der Verkennung preiszugeben gesucht und er hat in dieser Hinsicht das Schicksal so vieler braven Männer getheilt, die zum Lohn ihrer wohlthätigen Wirksamkeit, ihrer mit Fürstentreue gepaarten Vaterlandsliebe und ehrenwerthen Freisinnigkeit so oft schon eine Beute der Verkennung und Verläumdung geworden sind.

* 47. Johann Dankegott Weickert,

Magister, Konrektor und Oberlehrer des Gymnasiums zu Luckau in der Niederlausitz;

geb. d. 19. Okt. 1796, gest. d. 1. Febr. 1841.

Sein Vater war Mechanikus und Optikus in Leipzig. Er besuchte die Thomasschule seiner Vaterstadt und die Klosterschule Roßleben, studirte in Leipzig 1813—1816 Theologie, war 1817 Kollaborator an der Kreuzschule zu Dresden, privatisirte 1818 bis 1820, ward dann Subrektor, 1830 Konrektor an dem Gymnasium zu Luckau, von welchem Amt er wegen seiner Kränklichkeit schon um Entlassung nachgesucht hatte, als der Tod ihn abrief. — Er hat in Schulschriften und im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen Aufsätze über Gegenstände der deutschen und griechischen Sprache geschrieben.

* 48. Heinrich Löwenstein,

Historienmaler, zu Berlin;

geb. im J. 1806, gest. zu Danzig d. 4. Febr. 1841.

Er war in Danzig geboren und zeigte schon als Knabe eine Vorliebe für Zeichnen und Malen. Diese Neigung blieb jedoch unbeachtet, weil der Vater, damals Kaufmann, auch den Sohn zu diesem Stande heranbilden wollte. Mit dem 14. Jahre trat unser L. auch wirklich in ein Geschäft als Lehrling ein, doch bald zeigte es sich, daß dies nicht seine Sphäre war; der künstlerische Genius, der, ihm selbst unbewußt, schon in ihm schlummerte, vermochte nicht auf diesem Gebiete sich heimisch zu fühlen und schon nach 2 Jahren verließ er diesen Stand und, der innern Stimme und angebornen Neigung folgend, begann er der Kunst sich zugleich zu widmen. Schon nach kurzer Zeit zeigte es sich, daß diese seine wahre Heimath sey und daß auch nur auf diesem Boden sein Geist gedeihen und segensreiche Früchte tragen würde. Seine Anlagen entwickelten sich in kurzer Zeit und obgleich die beschränkten Hilfsmittel, welche Danzig damals für die Kunst gewähren konnte, und die damals schon veränderten Vermögensumstände seiner Eltern der Entwickelung seines Talentes nicht günstig waren, so machte er dennoch in dem Zeitraume von 2 Jahren nicht unbedeutende Fortschritte im Zeichnen und selbst seine Fähigkeiten für die Komposition begannen sich zu zeigen. Bald stand er daher an dem Ziele, das er in seiner Vaterstadt erreichen konnte und er beschloß, zu seiner Ausbildung nach Berlin zu gehen, ein Entschluß, der von seinem geistigen Streben den gültigsten Beweis gibt, weil er unter den ungünstigsten Umständen ausgeführt werden mußte. Keine Bedenklichkeit vermochte ihn jedoch von seinem Vorsatz abzubringen und so begab er sich in seinem 19. Jahre nach der Residenz. Hier wurde er sogleich angezogen und begeistert von den Schöpfungen der Kunst, die sich in großer Fülle seinem strebenden Geist offenbarten, das früher nur theilweise unbestimmte Gefühl entwickelte sich zum wahren Bewußtseyn und unerschütterlich fest stand nun in ihm der Gedanke, die Stufen dieses Tempels zu ersteigen, so beschwerlich der Gang auch werden möchte. Und diesem innerlich ausgesprochenen Gedanken ist er auch wie ein ächter Biedermann bis an sein Lebensende treu geblieben, ja er ist ihm treu geblieben unter Umständen, welche die meisten Anderen von der betretenen Bahn abgeführt hätten. Gleich im Beginne traten die beschränkten Vermögens-

umstände ihm hindernd entgegen, er konnte nicht die Mittel erschwingen, um ein Atelier zu besuchen und mußte sich auf den Unterricht in der königl. Akademie beschränken. Aber nur allzubald fühlte er, daß er noch anderweitiger Hilfe bedürfe und mit seltener Unverdrossenheit wanderte er nun von einem Meister zum andern, bis endlich der jetzige Professor Herbig ihm gestattete, seine Privatarbeiten ihm zur Prüfung vorzulegen. Unermüdet arbeitete er nun nach Vorbildern unter wahrhaft drückenden Verhältnissen, von frühem Morgen bis zum Abend und wie glücklich war er, wenn es ihm gelungen, irgend ein aufmunterndes Wort für seine Arbeit zu hören. Allein nicht lange konnte ihm der Mangel eines so lückenhaften Studiums verborgen bleiben, er fühlte, daß auf diesem Wege das erwünschte Ziel nicht zu erreichen sey, mit traurigen Blicken ging er oft an den Stätten vorüber, wo seine glücklicheren Standesgenossen ungestört und ungehindert ihre Studien fortsetzten. So vergingen ihm mehrere Jahre unter ernstlichem, aber großentheils vergeblichen Streben und so freundlich ihn auch mehrere Künstler Berlins mit ihrem Rath unterstützten, so war es ihm doch noch nicht vergönnt, auf der Bahn der Kunst größere Fortschritte zu machen, indem ihm besonders noch immer die äußeren Mittel fehlten, um in einem Atelier seine Studien regelrecht fortzusetzen. Und dennoch sind es gerade diese Jahre des unaufhörlichsten Ringens, in welchen sein innerer tiefer und wahrhafter Beruf zum Künstler sich bewährte; denn nicht zu erwähnen, daß ihm diese drückenden Umstände von der einmal betretenen Bahn nicht abgeführt, so bewahrte er sich auch unter den traurigsten Umständen eine stete Lebensfrische und konnte er auch noch nicht Kunstwerke schaffen, so versuchte er sich doch ununterbrochen in den mannichfaltigsten Kompositionen, die, wenn auch noch schwach, doch von der Elasticität seines Geistes und von der Reichhaltigkeit und Tiefe seiner Ideen ein beachtenswerthes Zeugniß ablegten. Eben so beschäftigte er sich um diese Zeit mit Porträtiren in Kreide und unter diesen Arbeiten waren viele sehr gelungene. In diese Periode fällt auch die Herausgabe mehrerer seiner Porträts von berühmten Staatsmännern und anderen ausgezeichneten Personen. Im Jahr 1832 endlich wurde seine Ausdauer reichlich belohnt. In diesem Jahre nämlich lernte er den Professor Heusel kennen, welcher, aufmerksam gemacht durch eines seiner Porträts, den werdenden strebenden Künstler bald erkannte und ihm auch sogleich eine Stelle in seinem damals eröffneten Atelier auf wahrhaft liberale und edelmüthige Weise ganz ohne Honorar anbot.

Freudig und dankbar nahm L. dies humane Anerbieten an und die Dankbarkeit für seinen Meister lebte auch bis an sein Lebensende in seinem Innern fort. Mit wahrhafter Begeisterung ging er an die neue Arbeit, denn bis dahin hatte er noch keinen Pinsel in die Hand genommen und bald offenbarte sich unter der Leitung des berühmten Meisters sein schlummerndes Talent in mehrfachen anerkennungswerthen Schöpfungen. Sein erstes Bild war eine Sibylle; eine sehr bedeutende Verbreitung fand sein zweites (der lehrende Großvater), welches für die Gallerie des nunmehr verst. Erzbischofs von Olmütz angekauft worden und das bereits ein beliebtes Volksbild geworden ist, wovon die vielfachen Lithographien desselben den Beweis geben. Aufgemuntert durch diesen Erfolg, lieferte er nun (ein unermüdlicher Fleiß gehörte zu seinen rühmlichen Charakterzügen und nur selten gönnte er sich eine Erholung) in kurzen Abschnitten Bild auf Bild und jedes zeigte einen Fortschritt, sowohl im Kolorit wie in der Komposition und wie ein wahrhafter Künstler fand er seinen Lohn und seine Freude in dem bloßen Schaffen; denn obgleich seine äußeren Verhältnisse auch in diesem Zeitraume zuweilen recht drückend waren, so feierte er doch nie. Es entstand in rascher Folge eine Reihe von Bildern, in denen sich seine trefflichen Anlagen in immer vollkommnerer Gestalt darstellten und die auch in vorzüglichen Gallerien eine Stätte fanden; so wurden einige für die Gallerie des verst. Königs Friedrich Wilhelm III.*) von Preußen angekauft, andere brachten der Stettiner Kunstverein und der Albrecht Dürer-Verein in Nürnberg an sich. Endlich schien auch das Geschick sich mit ihm aussöhnen zu wollen; seine Verhältnisse gestalteten sich seit dem Jahr 1840 freundlicher und seine Aussichten wurden günstiger, da er durch viele gelungene größere Porträts mit mehreren bedeutenden Familien in Verbindung kam und diese günstige Veränderung seiner äußern Lage wirkte auch wohlthätig auf seine Produktionen ein. Die letzten Bilder, die er vollendete, waren ein schlafendes Kind im Walde und Kohlhaas, wie er sein krankes Kind im Gefängnisse pflegt, jetzt im Besitze des Kunstvereins zu Danzig; eine Bäuerin die vom Felde heimkehrt, ist unvollendet geblieben. — Sollen wir über L. als Künstler, ohne in eine specielle Kritik einzugehen, ein allgemeines Urtheil abgeben, so müssen wir sagen, daß seine ganze Richtung gleichsam lyrisch war. Die Tiefe, welche sein ganzer Charakter hatte und der innere Schmerz, welcher ihn selbst so

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S 647.

vielfach durchdrang, ist fast allen seinen Bildern aufgedrückt, seine Arbeiten sind der wahre Abdruck seines Innern, ein gewisser Schmerz spricht aus allen zu uns, alle tragen dieses Gepräge, selbst seine historischen Bilder hatten immer solche Charaktere und solche Momente zum Vorwurf, in denen ein herbes Geschick und eine bedeutende Innerlichkeit sich aussprach, darum wollten ihn auch humoristische Gegenstände nie recht zusagen und er zog sich von diesem Gebiete bald zurück. Und so achtungswerth L. als Künstler war, eben so ausgezeichnet war sein Charakter als Mensch. Das frühere anhaltende Mißgeschick hatte ihn ernst, ja zuweilen düster gemacht, der innere Kern blieb jedoch gesund und kräftig. Vor allen aber zeichnete ihn eine feste und unerschütterliche Biederkeit aus; er war ein treuer aufrichtiger Freund, ein liebevoller Sohn, ein zärtlicher Bruder und erfreute sich darum auch der Achtung und Theilnahme Aller, die ihn kannten. Im December des Jahres 1840 besuchte er seine Eltern, die er seit 8 Jahren nicht gesehen hatte; da überfiel ihn seine letzte Krankheit: anfangs unbedeutend scheinend, nahm sie so schnell und mächtig überhand, daß er schon am oben genannten Tage sein Leben endete.

* 49. Franz. Botho Freiherr von Eberstein,

königl. Großbritannischer Hauptmann v. d. Armee, Herr auf und zu Schönefeld, Brachstädt und Altroda, sowie Leinungen, Mohrungen und Gehofen, zu Schönefeld bei Leipzig;

geb. d. 1. Mai 1787, gest. d. 5. Febr. 1841.

Der Verstorbene, dessen Vater kurfürstl. sächs. Hof- und Justizrath in Dresden war, wurde geboren zu Mohrungen in Thüringen, einer von den Familienbesitzungen der freiherrl. v. Eberstein'schen Familie, wo sich zufällig sein Vater mit seiner Mutter, einer gebornen Teuscher aus Leipzig, zum Besuche und insbesondere wegen Ausgleichung mehrerer entstandenen Holzdifferenzen mit der Mansfelder Gewerbschaft, in welcher Angelegenheit sogar selbst der Verstorbene mit seinen Brüdern später viel zu thun hatte, befand. Sein Vater, der ein ganz tüchtiger Staatsmann gewesen, beschäftigte sich, wie sein Kurfürst Friedrich August III., viel mit Astronomie, mit welcher er — was damals Mode war — Astrologie verband. Als Astrolog nun stellte er unserm Franz Botho bei seiner Geburt nach den Sternen, die in dieser Zeit am Firmamente sichtbar waren, sein sogenanntes Horoskop, was bei dem Verstorbenen auch eintraf, nur mit der einzigen Ausnahme in Hinsicht seines Todes, wo er nach der

Prophezeihung seines Vaters „an Essen und Trinken im hohen Alter" sterben würde. Diese Vorhersagungen aus den Sternen, die der Vater allen seinen Kindern bei der Geburt eines jeden aufsetzte und beim Austritt aus dem elterlichen Hause einhändigte, verwahrte der Verstorbene als ein Heiligthum, sprach gern davon gegen andere und nach seinen Versicherungen sollen sie immer in Wirklichkeit übergegangen seyn: so z. B. bei seinem jüngsten Bruder, Georg, dessen Tod im Duell in seinem Horoskop gestanden haben soll und der wirklich, während des Kongresses zu Olmütz 1819, als k. k. östreich. Rittmeister im Regimente Fürst Schwarzenberg Husaren, von einem Rittmeister ebenerwähnten Regimentes, Namens von Schirnding, im Duell erschossen wurde. — In Dresden und während des Sommers auf seines Vaters Weinbergsbesitzung zu Zitzschewig, zwischen Dresden und Meissen, wurde v. E. mit seinen übrigen Geschwistern *) erzogen und erhielt seine Bildung größtentheils durch sogenannte Informatoren, kam später kurze Zeit zu seiner militärischen Ausbildung in das Kadettenhaus nach Dresden und als Junker schon in seinem 16. Lebensjahre, da er ein wirklich schöner Mann zu nennen war, unter die kurfürstl. Leibgarde, wo er bis zum Sous-Lieutenant schnell avancirte. In jene Zeit fällt nun das Aufblühen und Entstehen des vormaligen französischen Kaiserthums und die ruhmreichen Thaten Napoleons, gegen welchen der Vater unsers v. E. einen solchen Haß hegte, daß er seinen Sohn nicht länger in sächsischen Diensten wissen wollte, da Sachsen schon damals sich zu Frankreich hinneigte. Er sandte daher, nach Verabredung mit den zur Zeit in Dresden lebenden englischen Gesandten und bevollmächtigten Minister Forster, dessen Nation die einzige geblieben ist, die nie Napoleon befreundet gewesen, seinen Sohn Franz Botho, mit noch einem seiner Söhne, Ernst — der später als englischer Consul auf der Insel St. Malo gestorben — nach England, um dort Kriegsdienste zu nehmen. Ohne Abschied, den er erst das Jahr darauf 1806 als Sous-Lieutenant von der nun königl. sächs. Leibgarde nachgeschickt

*) Er hatte noch 6 Brüder und 2 Schwestern, wovon noch die 2 Schwestern und 3 Brüder leben, als: 1) das Stiftsfräulein und Canonica Emilie Freyin von Eberstein in Dresden; 2) die verwittwete Baronesse Charlotte von Ehrenthal zu Dresden; 3) der königl. preuß. Oberste, Ritter des königl. sächs. St. Heinrich's Orden Karl Heinrich Baron von Eberstein auf seiner Weinbergsbesitzung bei Naumburg an der Saale; 4) der königl. preuß. Major Gustav Freiherr von Eberstein in Salza bei Nordhausen, und 5) der königl. preuß. Major Baron von Eberstein in Leimungen bei Sangerhausen.

erhielt, reiste er mit einem großbritannischen Chargé d'Affaires von Dresden ab und kam wohlbehalten in London an, wo er nicht etwa unter die Fremden= oder Deutsche Legion, die größtentheils aus Hessen, Braunschweigern u. s. w. bestand, sondern unter die wirklichen englischen Truppen aufgenommen und somit als Engländer nationalisirt wurde. Der König Georg III. von England ertheilte dem jungen Baron v. Eberstein nicht nur das Officierpatent mit dem zugehörigen Gehalte, sondern ließ, damit er standesmäßig leben konnte, ihm noch eine besondere Geldzulage allmonatlich verabreichen. Sein dortiger Aufenthalt währte nur kurze Zeit, denn das 11. Jägerregiment, dem er angehörte, wurde nach Ostindien beordert und war activ in den verschiedenen englischen Kolonien, so daß er in allen fünf Welttheilen gewesen zu seyn sich rühmte. Als nun Napolen die Krone Ferdinand's VII. von Spanien raubte und England diesen Raub zu rächen aufgefordert wurde, nahm es bekanntlich mit Vergnügen die Freundschaftsanerbietungen der Portugiesen und Spanier an und unter den Befehlen des Sir Arthur Wellesley landeten die englischen Truppen am 1. August 1808 in der Bai von Mondego in Portugal, unter welchen Truppen sich v. E. auch befand. Von dieser Zeit an machte er den Befreiungskrieg in Portugal und Spanien, der, wie bekannt, schon 1807 anfing und erst 1814 endigte, mit und ertrug als 21jähriger junger Officier die fürchterlichen Strapazen dieses in der neuern Geschichte so schrecklichen Krieges. In den Schlachten bei Talavera, bei Buzaco, bei Albuera, bei Salamanka und in der mörderischen Schlacht bei Vittoria befand er sich, zeignete sich überall als ein thätiger und einsichtsvoller Officier aus, wurde von seinen Vorgesetzten geachtet und von seinen Untergebenen geliebt und eignete sich die zwei nothwendigen Eigenschaften eines guten Soldaten ganz insbesondere an: eine gesunde Beurtheilungskraft und eine unerschütterliche Kaltblütigkeit. Nachdem Lord Wellington das Oberkommando in Spanien übernahm, wurde er vom 11. Jägerregimente zum 27. Jägerregimente versetzt, welches Regiment wegen augenblicklichen Mangels an Reiterei beritten gemacht wurde. Während dieses Feldzuges erhielt er mehrfache Blessuren, am schwersten aber wurde er am 21. Juni 1813 in der Schlacht bei Vittoria, wo er als Adjutant dem General Hill beigegeben, in dem Augenblick, als er mit seinem Kammeraden, dem Kapitän Wyndham vom 10. Husarenregimente im Galopp in Vittoria einritt, verwundet, so daß er am Nachsetzen des Joseph Bonaparte, der bekanntlich nur der Schnelligkeit seines Pferdes und etlichen 50 französischen

Dragonern, die sich mit den englischen Husaren und Jägern herumhieben, seine Rettung verdankte, abstehen mußte. Zwei Schußwunden am Unter- und Oberschenkel und eine Stichwunde am Halse machten ihn zum fernern aktiven Dienst untauglich und er begab sich zur Heilung und Abwartung nach Lissabon, wo er in der Familie des Marquis von la Romana die schönsten und lieblichsten Tage seines Lebens verlebte. Nach England zurückgekehrt, erhielt er unbestimmten Urlaub, dessen er sich bis an seinen Tod ununterbrochen zu erfreuen gehabt hat, außerdem immer seinen vollen Gehalt als Kapitän und in Ansehung seiner Verdienste noch eine sehr bedeutende Pension — jährlich 1800 Thaler Kourant — mit der Erlaubniß, zu leben und dieselbe, sammt seinem vollen Gehalte, zu verzehren, wo er nur wolle. Er kehrte nach Deutschland zurück, besuchte die Seinigen in Dresden, wo er leider seinen Vater nicht mehr unter den Lebenden fand, auch keinen von seinen Brüdern sah, die sich alle im Freiheitskriege gegen Napoleon befanden, und lernte bei einer längern Anwesenheit in Leipzig die Tochter eines der reichsten Kaufleute daselbst, Johann Ulrich Schneider — Firma: „Engel u. Schneider" — die in England erzogen worden war, kennen, mit der er sich auch im Jahre 1815 (17. Dec.) ehelich verband. Durch diese Heirath gelangte er, außer zu einem sehr großen baaren Vermögen, in den Mitbesitz der schönen Rittergüter Schönefeld bei Leipzig, Brachstädt und Altroda bei Halle a. d. Saale, auf welchen ersterem, mit Ausnahme einer Reise 1819 nach Polen und Rußland (er kam bis in die Krimm), 1824 (1828) nach England, 1829 nach Ems und dann zweimal nach Töplitz und 1834 eines längeren Aufenthaltes in Dresden, er bis zu seinem Tode lebte, mit der Oekonomie und Verwaltung dieses Gutes sich beschäftigend. Hier nun als praktischer Landwirth hat er ein Vierteljahrhundert hindurch gewirkt und viel geleistet, wenn auch nicht allemal zum Besten für sich, doch zu Nutz und Frommen Anderer. Er probirte, versuchte, ließ ökonomische Maschinen, Saamen, Thiere (er war der Erste, der das Berner Schweizervieh nach Sachsen brachte) u. s. w., aber größtentheils nur aus England kommen: denn England war ihm erhaben über jedes andere Land. Die erste Dreschmaschine, an welcher zugleich eine Mahlmühle, sowie eine Futterschneidemaschine sich befindet, hatte er zuerst mit in Sachsen; er erfand eine Getreidemähmaschine, arbeitete blos und bestellte das Feld mit Säemaschinen, wendete sein Heu mit einer Heuwendemaschine, besaß eine kleine Dampfmaschine und einen kleinen Dampfwagen, womit er mannichfaltige Versuche anstellte, die

er zur Zeit im Großen auszuführen gedachte, und in dem Zimmer, wo er sein schönes englisches, oft sehr kostbares Handwerkzeug aufbewahrte, glaubte man sich in die Werkstätte eines Maschinenbauers versetzt. Zu seiner Bequemlichkeit legte er auf seinem Gute eine eigene Schmiede an, wo die Gesellen blos für ihn zu arbeiten hatten. Alle nur mögliche Arten von Pflügen ließ er, mit Ausnahme des Bonn'schen Pflugs, den ihm sein Bruder, der Major Gustav Freiherr von Eberstein zu Salza bei Nordhausen verehrte, mit vielen Geldkosten aus England kommen. Den landwirthschaftlichen Verein in Euteritzsch ohnweit Leipzig, dessen eifriges Mitglied er bis an sein Lebensende verblieb und wo seine Vorträge und Mittheilungen seiner praktischen Erfahrungen aus der Landwirthschaft gern gehört wurden, begründete er im Jahre 1838 mit. Ehrenvoll erwarb er sich auch einen Namen als Schafzüchter: die Schäferei vom Rittergute Schönefeld gehört zu den Musterschäfereien Sachsens und auf der Wollmesse zu Leipzig erhielt seine Wolle immer die höchsten Preise und wurde gern von den englischen Wolleinkäufern erhandelt. Für das allgemeine Beste war ihm kein Opfer zu groß, was er auch bei Begründung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, die durch seine Fluren gelegt ist, hinlänglich bewiesen hat. — Von Herzen war er ganz gut, wohlthätig und menschenfreundlich, nur schade, daß er sehr oft von einer falsch aufgefaßten Idee sich nicht abbringen ließ, dieselbe sogar hartnäckig vertheidigte und deshalb von andern, die ihn nicht näher kannten, falsch beurtheilt wurde. Die Warnung in seinem Horoskop, sich vor „Juristen, Pfaffen und Weibern" in Acht zu nehmen, hat ihm mitunter mehr geschadet, als genützt; denn da er vor „Juristen" sich in Acht nehmen sollte, geschah gerade, daß er dadurch viel in Prozesse verwickelt wurde; in Betreff der „Pfaffen", so hatte er viel Unannehmlichkeiten mit einem seiner früheren Ortsgeistlichen, den er erst dazu ernannt hatte, und wegen der „Weiber", so schauderte er vor einem gewissen Receptions-Vertrag, dd. Halle a. d. Saale am 11. Juli 1831, den er seiner Frau gegeben, den diese aber ihrem Mann im Jahre 1835 wieder zurückgab und vernichtete. In seinem Wappen findet man die Devise „Fortis et Hospitalis", ersteres hat er zur Genüge im spanischen Feldzuge bewiesen, letzteres kann Jeder bezeugen, der zu ihm kam, denn die Gastfreundschaft war in seinem Hause im höchsten Grade vorhanden. Als Gesellschafter war er unterhaltend und die Erinnerung an ihn lebt im Hôtel de Baviere zu Leipzig, wo er sich gern befand, noch fort und die Wetten, die er mitunter wegen seiner ir-

rigen Ansichten anstellte, findet man daselbst in einem Buche verzeichnet. In Folge seiner früheren Strapazen und erhaltenen Blessuren hatte er oft zu leiden, war mehrmal höchst gefährlich krank, wurde aber durch die Kunst seines Arztes, des nun auch verstorbenen Professor Dr. Kuhl *), jedesmal wieder hergestellt. Trotz dem, daß er „Spencer pulmonic elixir“ aus London sich in großen Massen kommen ließ — einstmal wohl 40 Flaschen — so verfiel er Ausgang Jan. 1841 in ein schnelles Unwohlseyn und ungeachtet aller angewandten Mittel und Sorgfalt der Seinigen und seines Arztes des Professor Dr. Braune, verschied er ganz sanft und ruhig am oben genannten Tage. Die Nachricht seines Todes machte allgemeine Sensation und daß er geliebt und geachtet gewesen war, that sich an seinem Begräbnißtage kund, wo, wegen seiner vielen Bekannten, Niemand eingeladen war und doch aus allen benachbarten Ortschaften Deputationen und der größte Theil seiner Freunde und Bekannten erschien, um ihm die letzte Ehre zu erzeugen. Außer seiner Gattin hinterläßt er ein einziges Kind, eine Tochter; drei Söhne und eine Tochter starben vor ihm.

Leipzig. Johann Bernhard Eck.

50. Joh. Heinr. Otto von Schmidt.

k. preuß. Generallieutenant, zu Berlin;

geboren d. 18. Nov. 1758, gestorben d. 5. Febr. 1841 **).

Sch. wurde zu Bublitz in Hinterpommern geboren. Sein Vater war daselbst Justizbürgermeister, seine Mutter eine geborne von Lettow. Nachdem er seine erste Bildung im älterlichen Hause und demnächst in Berlin im Hause seines Onkels, des nachmaligen Generals v. Lettow, eines Bruders seiner Mutter, erhalten hatte, trat er in seinem 14. Jahre, und zwar am 23. Mai 1772, in das Feldartilleriekorps und in dem wenige Jahre darauf ausbrechenden baierischen Erbfolgekrieg zum ersten Mal in das Geräusch des Waffenlebens. Ungeachtet seiner guten Vorkenntnisse und seiner natürlichen Fähigkeiten mußte er doch, wie dies unter den damaligen Verhältnissen nichts Ungewöhnliches war, 10 Jahre in den verschiednen niederen Dienststufen der Artillerie zubringen, ehe er Officier wurde. Erst am 29. März 1782 erfolgte seine Beförderung zum Sekondelieutenant. Die Umsicht, der Eifer und die ernste Haltung, welche er schon

---

*) Dessen Biographie siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 898.
**) Staatszeitung 1841. Nr. 94.

als junger Officier bei Ausübung seiner Dienstpflichten an den Tag legte, erregten die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten und wurde Veranlassung, daß er der geheimen Mission des General von Götze nach der Türkei beigegeben wurde und dort in türkischer Kleidung den Feldzug von 1791 mitmachte. Man hatte türkischerseits vorzugsweise die Hinsendung einiger Artillerieofficiere gewünscht, um durch selbige die in Verfall gerathene türkische Artillerie instruiren zu lassen. Die Wahl hätte nicht glücklicher getroffen werden können, da, abgesehen von den gediegenen Dienstkenntnissen des Verewigten, auch seine ganze äußere Erscheinung, sein fester Charakter, der tiefe Ernst, welcher stets auf seiner Stirn ruhte, den Türken imponirte. Bei seiner Rückkehr wurde ihm daher der ganze Beifall seines Monarchen zu Theil, welcher ihm den Verdienstorden verlieh und ihn in den Adelstand erhob. Der Lieutenant v. Sch. nahm hierauf an den Feldzügen am Rheine Theil und wohnte in dem Jahr 1792 den Bombardements von Longwy und Verdun, so wie der Kanonade von Valmy, im Jahr 1793 der Belagerung von Mainz und dem Bombardement von Landau, im Jahr 1794 der Schlacht von Kaiserslautern, mit Auszeichnung bei. Eine ruhige scharfe Beobachtung erhob seine Ansichten über Krieg und Kriegführung zu einem klaren Bewußtseyn und er kehrte daher vielfach belehrt aus jenen Feldzügen zurück, in welchen überdies seine Stellung als Adjutant des General v. Tempelhoff ihm mehrfache Gelegenheit verschafft hatte, die Verhältnisse des Krieges im Allgemeinen und der Waffe, welcher er angehörte, insbesondere von höhern Standpunkten aus übersehen zu können. Nachdem seine praktische Brauchbarkeit für den ausübenden Kriegsdienst durch diese vierjährigen Feldzüge ausgebildet worden war, erhielt er durch seine Anstellung beim damaligen 1. Departement des Oberkriegskollegiums, und zwar zuerst als Aide, sodann als Assessor, ein weites Feld, die wissenschaftlichen und technischen Zweige der Artillerie genauer kennen zu lernen und für selbige wirksam seyn zu können. Er hatte hierbei das große Glück, in dem damaligen Major Pontanus einen Führer zu finden, welcher seiner Zeit weit vorausgeeilt war. Pontanus gewann den Verewigten bald sehr lieb und ihm allein schloß er den Schatz seines Wissens und seiner militärischen Ahnungen auf fast täglich wiederholten Spaziergängen auf. Die Empfehlungen von Pontanus und die bewährte Pünktlichkeit und Dienstbrauchbarkeit des Verewigten erregten zugleich die Aufmerkamkeit Scharnhorst's und den vielfachen Berührungen, in welchen das dienstliche Verhältniß im Oberkriegskol-

legium ihn mit einer Menge der geistreichsten und ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit brachte, verdankte er mannichfaltige und wichtige Belehrungen. Nachdem er am 6. Oktob. 1797 zum Premierlieutenant, am 22. Oktober 1799 zum Stabskapitän befördert worden war, erfolgte kurz vor dem Ausbruche der Kampagne von 1806 am 11. September 1806 seine Ernennung zum Kapitänchef. Sein richtiger und tiefer Blick in die höhern Verhältnisse der damaligen Zeit überhaupt und des preußischen Staates insbesondere erfüllte ihn mit düsteren Ahnungen über den Ausgang jenes Feldzuges. Im jubelnden Kreise fröhlicher Kammeraden, die unter rauschender Musik und dem Donner von Kanonenschlägen ihre Hoffnungen für den Feldzug entwickelten und die Becher auf ein glückliches und frohes Wiedersehen leerten, trat der Hauptmann v. Sch. einer Kassandra gleich, mit thränendem Auge, überwältigt von den trüben Ahnungen, die sein für das Vaterland wahrhaft begeistertes Herz erfüllten, auf und zeichnete in wenigen, aber beredten Zügen die Zukunft so, wie sie sich leider bald verwirklichen sollte. Die Ereignisse jener Zeit führten ihn demnächst nach Preußen, wo er vielfache Gelegenheit fand, seine Umsicht und Kenntnisse zum Besten des Dienstes zu bethätigen, weshalb auch am 17. Mai 1809 seine Beförderung zum Major erfolgte. Das häusliche Leben des Verewigten war inmittelst an Freuden und Prüfungen reich gewesen. Nachdem er sich im Oktober 1796 mit einem Fräulein v. Heidenreig verheirathet, seine Gattin aber nach einer glücklichen siebenmonatlichen Ehe durch den Tod verloren hatte, vermählte er sich im Jahr 1802 zum zweiten Male mit einem Fräulein v. Holtzendorff, der Enkelin des bekannten Generals der Artillerie im siebenjährigen Kriege, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit Allen, die sie gekannt haben, unvergeßlich geblieben ist. Allein auch dieses Band zerriß der Tod im Frühjahr 1810 in Königsberg, ohne daß dem Verewigten ein Trost in Kindern geworden wäre. Bei der Reorganisation wurde er als Assessor bei der 3. Division des allgemeinen Kriegsdepartements bestätigt, demnächst aber als Artillerieofficier vom Platz nach Graudenz versetzt, weil diese Festung unter den damaligen bedrohlichen Verhältnissen eine große Wichtigkeit für den preußischen Staat hatte und vorzugsweise wachsamen und kräftigen Männern anvertraut werden mußte. Als das Jahr 1812 einen Theil des preußischen Heeres zu seinen Fahnen versammelte, um für den Waffenruhm und politische Existenz des Vaterlandes zu kämpfen, mußten nicht gewöhnliche Anforderungen an die Männer gemacht werden, die zu Führern dieses kleinen Hee-

res, welchem das Geschick Preußens anvertraut wurde, berufen werden sollten. Die Artillerie trat mit 60 Geschützen dabei ein und so groß war das Vertrauen des Monarchen zum Verewigten, daß derselbe ihm, einem der jüngsten Stabsofficiere, das Kommando dieser mobilen Artillerie übertrug. v. Sch. rechtfertigte im ganzen Laufe des kurländischen Feldzugs die in ihn gesetzten Hoffnungen auf das Vollständigste und brachte, nebst dem Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung, die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und trotz seiner eisernen Dienststrenge die Anhänglichkeit seiner Untergebenen mit zurück. Er hatte zweien Gefechten bei Ekau und einem an der Aa persönlich beigewohnt und für eins der Gefechte, bei Ekau, den Orden der Ehrenlegion, nach seiner Rückkehr ins Vaterland aber den rothen Adlerorden dritter Klasse erhalten. Nach der Rückkehr aus diesem Feldzuge wurde er unter dem 27. Februar 1813 zum Brigadier der preußischen Artilleriebrigade und bald darauf zum Kommandeur der Artillerie des ersten Armeecorps ernannt, in welcher Eigenschaft er den thatenreichen, schwierigen aber glänzenden Feldzügen dieses Korps in den Jahren 1813—1814 mit der größten Auszeichnung beiwohnte und insbesondere an den Schlachten an der Katzbach, bei Wartenburg, Leipzig, Montmirail, Laon und Paris und den Gefechten bei Löwenberg, Goldberg, Freiburg, St. Diziers, Chalons persönlich Theil nahm. Für die Schlacht an der Katzbach wurde ihm das eiserne Kreuz zweiter Klasse, für die Schlacht bei Leipzig das eiserne Kreuz erster Klasse, für die Schlacht bei Paris den Verdienstorden mit Eichenlaub verliehen, so wie denn auch unterm 16. Juni 1813 seine Beförderung zum Oberstlieutenant und unter dem 8. Dezember 1813 seine Beförderung zum Obersten erfolgte. So groß die Ansprüche waren, welche sein kommandirender General an alle seine Untergebenen zu machen pflegte, so wußte der Verewigte doch sich seine Achtung und sein Vertrauen in so hohem Grade zu erwerben und zu erhalten, daß er vielleicht der einzige höhere Officier des Korps ist welcher sich niemals über eine Aeußerung der Unzufriedenheit des General von York *) zu beklagen gehabt hat. Letzterer zog ihn stets zu den Berathungen über alle wichtigen und geheimen Angelegenheiten, die das Korps betrafen und ließ ihn in der speciellen Führung seiner Waffe volle Freiheit. Mehrere, zum Theil aus den letzten Lebenstagen des Feldmarschall York an den Verewigten gerichtete Briefe bezeugen die innige Hochachtung und Anerkennung der viel-

*) Dessen Biogr. siehe im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 721.

fachen Verdienste des Letzteren auf eine wahrhaft herzlich rührende Weise. Nach dem Frieden von 1814 rief das Vertrauen des Königs den Obersten v. Sch. wiederum in das Kriegsministerium, wo er an die Stelle des zu einer anderweitigen Bestimmung berufenen Obersten v. Schüller zum Direktor der 3. Division des allgemeinen Kriegsdepartements ernannt wurde. Mit dieser Stellung vereinigte er während des Feldzuges von 1815 das Kommando der immobilen Artillerie und die Geschäfte des Kriegsministeriums, in so weit sie nicht die mobile Armee unmittelbar berührten. Der rothe Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub und der St. Annenorden zweiter Klasse wurden ihm nach dem Frieden von 1815 als Anerkennung der ausgezeichneten Dienste, die er auch in diesem Wirkungskreise geleistet hatte, verliehen, nachdem er am 31. Mai desselben Jahres zum Generalmajor befördert worden war. Die Reorganisation der Armee, insbesondere das Retablissement der Armeebewaffnung und des Artilleriematerials nahmen seine Thätigkeit in den Jahren 1816—1819 in vollen Anspruch und erfüllten ihn mit schweren Sorgen, indem er der wahren Entwickelung dieser Zeit nur mit einem gewissen Mißtrauen zu folgen vermochte, welches seinen Grund allein in dem reinsten und tiefsten Pflichtgefühl und in den lebendigen und unverwischbaren Eindrükken fand, die eine an Thaten und Erfahrungen reiche Vergangenheit in ihm zurückgelassen hatte. Am 3. April 1820 wurde er an die Stelle des zum Kommandeur der 2. Division ernannten General v. Holtzendorff zum Inspekteur der Garde 2. und 3. Artilleriebrigade befördert, in welcher Stellung er am 23. Mai 1822 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte und von dem Könige mit dem rothen Adlerorden erster Klasse mit Eichenlaub begnadigt wurde. Die Ueberzeugung, daß seine Kräfte für die gesteigerten Anforderungen des Dienstes nicht mehr ausreichten, erregte bald darauf in ihm den Wunsch, sich in die Stille des Privatlebens zurückziehen zu dürfen. Seine desfallsige Bitte wurde ihm von seinem Monarchen in den huldreichsten Ausdrücken gewährt und demgemäß unter dem 25. März 1824 der Abschied als Generallieutenant bewilligt. Von da aber lebte er in philosophischer Ruhe, fortwährend geistig beschäftigt und alle Ereignisse der Zeit mit scharfem Blicke verfolgend, in Berlin. Liebe und Eifer für den Kriegsdienst durchdrangen ihn bis zum letzten Augenblicke seines Lebens und gaben sich noch in den Delirien auf seinem Sterbebette in lautausgesprochenen Kommandos und dienstlichen Anordnungen zu erkennen. — Der Verewigte war das treue Bild eines dienststrengen,

pflichttreuen Kriegers aus der Zeit eines großen Königs. Seine Liebe und Hingebung für König und Vaterland kannte keine Gränzen. Unter einer rauhen Außenseite schlug ein warmes gefühlvolles Herz. Kummer und Dürftigkeit, die sich mit Vertrauen an ihn wendeten, gingen gewiß niemals ungetröstet von ihm. Obgleich eine eiserne Dienststrenge seine Untergebenen in einer steten Spannung erhielt, so konnte doch jeder derselben seiner Nachsicht gewiß seyn, wenn er sie mit dem offenen Eingeständnisse des Versehens direkt in Anspruch nahm. Erlittene Täuschungen hatten ihn in späteren Jahren mit einiger Neigung zum Mißtrauen erfüllt, welches sein natürliches Wohlwollen und Biederkeit jedoch gern und siegreich bekämpfte und die ihm zwar selbst manche trübe Stunde verursacht hat, ihm aber niemals hinderlich geworden ist, wo es galt für die Ehre oder das Wohl des Dienstes und seiner Freunde und Untergebenen wirksam zu seyn.

51. Wenzel Vetter Graf v. Lilienberg,

k. k. wirkl. geh. Rath u. Kämmerer, des k. k. österr. Ordens der eisernen Krone 1. Kl., dann des Maria Theresien-Ordens Ritter, Großkreuz des k. sardin. Mauritius-, Lazarus-, des k. sicilian. Ferdinands- u. Verdienst-, des k. sächs. Civilverdienst-, des päpstlichen St. Gregors-Ordens, k. k. Feldzeugmeister, Inhaber des Linieninfanterieregiments Nr. 18, Civil- u. Militärgouverneur von Dalmatien, zu Zara in Dalmatien;

geb. d. 16. März 1767, gest. d. 6. Febr. 1841 *).

Er war zu Czeslau in Böhmen geboren und stammte aus einer reichsritterlichen, durch Kriege und Staatsumwälzungen verarmten und schon in den Zeiten Kaiser Ferdinand's II. in den österr. Annalen oft rühmlich genannten Familie ab. Von seinen Eltern zum Civildienste bestimmt, widmete er seine Studien diesem Beruf, in welchem er auch wirklich einige Jahre zubrachte. Feldzeugmeister Graf Alvinczy jedoch, der ihn zufälligerweise kennen gelernt und den sein vortheilhaftes Aeußere eben so sehr, als sein reger Geist und vielfältige wissenschaftliche Bildung in hohem Grad angesprochen hatten, bewog ihn, sich dem Kriegsdienste zu widmen; was er auch um so bereitwilliger that, als ihm dieser bei seinem feurigen Temperament ohnehin sehr zusagte und unter den damaligen Verhältnissen reichliche Thätigkeit zu verheißen schien. v. L. trat sonach am 20. Jan. 1790 als Kadet in das Regiment Alvinczy, rückte aber erst nach seiner Ernennung zum Fähndrich (16. April) bei demselben zu

*) Oesterr. militär. Zeitschrift 1841. 5. u. 6. Heft.

Belgrad ein und wohnte noch dem Ende des Feldzuges 1790 gegen die Türken bei. Die bald darauf nach erfolgtem Frieden eingetretene Waffenruhe benutzte er mit allem Eifer, sich für seine neue Laufbahn auszubilden. Doch diese Muße war nur von kurzer Dauer. Die Wogen der französ. Revolution drohten in ihrer tobenden Wuth sich über ganz Europa zu ergießen und die bestehenden, durch Jahrhunderte geheiligten Grundpfeiler aller Staaten niederzureißen. Oesterreich rüstete sich dagegen und es begann der Kampf, welcher mit wenig Unterbrechung und unter nie geahnten Wechselfällen ein Menschenalter hindurch die Erde mit Blut und Trümmern, aber auch mit Großthaten, unerreichbar vielleicht den staunenden künftigen Generationen, erfüllte. Im J. 1792 marschirte das Regiment Alvinczy von Kaschau nach Italien ab und schon im Jahr 1793 war v. L. bei Dego so glücklich, Proben seiner Tüchtigkeit ablegen zu können. Eine französ. Kolonne hatte sich unbemerkt den Verschanzungen des rechten Flügels genähert und griff solche an. Tödtlich getroffen fiel v. L.'s Hauptmann. Erbittert durch den Anblick seines mit dem Tode ringenden Freundes, stürzte er sich auf den bereits in die Verschanzungen eingedrungenen Feind, warf ihn — obgleich mittlerweile selbst bedeutend am Kopfe verwundet — aus derselben, schlug ihn in die Flucht und eroberte hierbei zwei früher verlorene österr. Geschütze. Wegen dieser Waffenthat wurde er am 1. Mai 1793, außer seiner Tour, zum Unterlieutenant ernannt. Als sein Obrist, Baron Pittoni, zum Brigadier befördert wurde, wählte er ihn zum Adjutanten, in welcher Eigenschaft es ihm schon im nächsten Feldzuge gelang, bei der Vorrückung gegen Savona, wo er mit einer Rekognoscirung beauftragt war, seine Sendung in jeder Hinsicht entsprechend zu vollführen und bei dieser Gelegenheit einen feindlichen Bataillonschef nebst einem andern Officier als Gefangenen einzubringen. Mit gleicher Einsicht und Tapferkeit benahm sich Lieutenant v. L. bei Vado, wo er ein Pferd unterm Leibe verlor, — dann in den während einer beinahe sechsmonatlichen Aufstellung bei Loano fast täglich mit abwechselndem Glücke stattgehabten Gefechten und der daselbst am 23. Nov. gelieferten blutigen Schlacht, wobei er auch verwundet wurde. Gleich im Anfange des Feldzuges vom Jahr 1796 wurde General Pittoni gegen Genua entsendet; Lieutenant v. L., obgleich von seiner Wunde noch nicht vollkommen geheilt, erbat sich die Ehre, die Kolonne der Freiwilligen gegen Voltri (10. April) zu führen, welche Aufgabe er gegen einen drei- bis viermal stärkern Feind so erfolgreich löste, daß derselbe sich, nach einem erheblichen

Verlust an Todten, Blessirten und Gefangenen, eilends zurückziehen und seine sämmtlichen Magazinsvorräthe preiszugeben gezwungen war. Die Belohnung dafür war die Ernennung zum Oberlieutenant im Generalquartiermeisterstabe (4. Mai 1796), dessen Chef ihn, zum Beweise seines besondern Vertrauens, als Adjutanten zu sich nahm. Eben so wußte er sich bei Lodi, Cobogno, Valleggio, wo ihm ebenfalls ein Pferd erschossen wurde, dann bei den verschiedenen Gefechten im südlichen Tyrol das ehrende Lob seiner Vorgesetzten und die ungetheilte Achtung seiner Waffengefährten zu verdienen. Am 29. Juli desselben Jahres wurde Oberlieutenant v. L. vom Feldmarschall Wurmser in dem Augenblicke zum Feldmarschalllieutenant Sebottendorf auf das rechte Etschufer gesendet, als sich dieser zum Angriff auf die starke Position von Rivoli bereitete. Es sey uns hierbei erlaubt, den Inhalt des Zeugnisses wörtlich anzuführen, welches der obengenannte Feldmarschalllieutenant ihm bei diesem Anlasse gab und worin es heißt, daß sich derselbe „aus eigenem Antrieb antrug, den Plan zum Angriffe der so vortheilhaften und wohlbefestigten feindlichen Stellung zu entwerfen und die Avantgarde zu führen und dieses mit solcher Geschicklichkeit ausführte, daß dem Feinde, seiner hartnäckigen Gegenwehr ungeachtet, die Stellung genommen wurde, mehrere Gefangenen und alle Kanonen, die darin waren, in unsere Hände gefallen und die Affaire für diesen Tag ganz für uns entschieden ward." Hierbei verlor v. L. abermals ein Pferd unter dem Leibe. In den mörderischen Tagen vom 3. und 5. August bei Castiglione delle Stiviere, wo neuerdings zwei Pferde unter ihm getödtet wurden, gelang es dem Oberlieutenant v. L., sich wieder die besondere Anerkennung seines kommandirenden Generalfeldmarschall Wurmser zu verdienen, indem es ihm durch einen eben so tapfer und klug geleiteten, als glücklich ausgeführten Angriff auf die Anhöhe von Solferino geglückt war, nicht allein eine große Anzahl verwundeter Oesterreicher aus feindlichen Händen zu befreien, sondern auch, laut Zeugniß des gedachten Feldmarschalls, zur Behauptung des Schlachtfeldes auf dem rechten Flügel wesentlich beizutragen. In den Gefechten Ala, Trient, Calvolo und Bassano, in welcher Affaire ihm wieder 2 Pferde unterm Leib erschossen wurden, vorzüglich aber in der Schlacht, welche am 5. gedachten Monats beinahe unter den Thoren von Mantua geschlagen wurde, hatte er mehrmals Gelegenheit, sich als einen eben so einsichtsvollen, als tapfern Officier zu beweisen, da er durch einen raschen, aus eigenem Antriebe vollbrachten Angriff mit 2 Eskadrons Kavallerie

das bereits zum Weichen gebrachte Bataillon vom Infanterie-regimente Reysky in den Stand setzte, sich zu sammeln und eine große Anzahl seiner in Gefangenschaft gerathenen Leute dem Feinde wieder zu entreißen. Dadurch wurde ein Bataillon des Regiments Esterhazy von derselben Gefahr gerettet. v. L. verlor dabei ebenfalls ein Pferd unterm Leibe. Die darauf erfolgte Einschließung Mantuas durch die Franzosen, die bei dieser Belagerung erlittenen Leiden und Entbehrungen, die bewährte Hingebung und unermüdete Anstrengung der österr. Besatzung sind zu gut bekannt, als daß wir solche, insofern sie auch v. L. mit seinen Waffengefährten treulich und unverdrossen theilte, hier wieder aufzählen sollten. Aber eine Gefahr hat er für sich allein bestanden. Sie überwunden zu haben, macht seinem Muth, und ihr auf eine so kluge Weise entgangen zu seyn, seiner Einsicht gleiche Ehre. Feldmarschalllieutenant Provera war zum Entsatze Mantuas angerückt und nun handelte es sich darum, diesen Zweck durch einen kombinirten gemeinschaftlichen Angriff auf das französische Blokadekorps zu erreichen. Oberlieutenant v. L., dessen Entschlossenheit und Klugheit man kannte, ward auserwählt, um dem Feldmarschalllieutenant Provera die nöthigen Verhaltungsbefehle zu überbringen. Mit diesen Aufträgen versehen, verließ er in der Nacht vom 15. auf den 16. Jan. 1797 die Festung. Unter unzähligen Gefahren, die demselben während seines fünfstündigen Wadens im Sumpfe, hier durch Versinken, dort durch verdoppelte Wachsamkeit des Feindes drohten, gelang es ihm, denselben zu täuschen und unweit Roverbello beim Feldmarschalllieutenant Provera einzutreffen. Am 16. entspann sich die hitzige Affaire bei San Giorgio und Favorita. Oberlieutenant v. L. focht mit gewohnter Bravour in der Avantgarde, hatte aber dabei das Unglück, mit einem kleinen Truppe zwischen die Feinde zu gerathen. Als er sah, daß man das Gewehr streckte, ein Fall, den er noch nicht erlebt hatte, nahm er einem todten französ. Soldaten die Kokarde ab, steckte sie auf seinen Hut und entkam so mit Hilfe dieser List, welche durch den Umstand, daß der k. k. Generalstab damals blaue Uniform trug, begünstigt wurde, den feindlichen Händen. Bald darauf traf ihn dennoch, in Folge der abgeschlossenen Kapitulation, das allgemeine Loos der Kriegsgefangenschaft, aus welcher er aber schon nach 20 Tagen durch Auswechselung gegen einen im Range viel höhern französ. Officier befreit zu werden und seinen Degen wieder führen zu dürfen das Glück hatte, wozu er auch bereits am 13. März an der Piave, dann im weitern Verlaufe

dieses Monats am Tagliamento, Isango, bei Klagenfurt und St. Veit, dann am 3. April bei Unzmark die rühmlichste Gelegenheit fand. Der kommandirende Generalfeldmarschall Baron Alvinczy unterlegte, in Berücksichtigung der von v. L. unausgesetzten dargethanen ausgezeichneten Verwendung, dem Kaiser das allerunterthänigste Gesuch um dessen Beförderung zum wirklichen Hauptmann im Generalquartiermeisterstabe, dem aber bei dem Umstande, daß er noch sehr tief im Range war, für diesmal nicht willfahrt wurde. Als sich jedoch bald darauf im Regiment Alvinczy eine erledigte Kapitänlieutenantsstelle ergab, ernannte ihn der Regimentsinhaber am (1. April 1797) mit dem Beifügen zu dieser Charge, auf ihn bei der ersten Apertur zum wirklichen Hauptmann Bedacht nehmen zu wollen. Der Friede zu Campo formio machte diesem ereignißvollen Feldzug ein Ende und gönnte v. L. Zeit, seine fernere wissenschaftliche Ausbildung fortzusetzen, welches Ziel er auch mit gewohntem Eifer und nur mit zu wenig Schonung seiner durch Wunden und Anstrengungen mitgenommenen Gesundheit verfolgte. Aber lange Erholung sollte dem österr. Krieger nicht werden. Dauernden Frieden konnte es unter den damaligen Verhältnissen nicht geben und die zeitweise eintretenden Zwischenräume einer kurzen Waffenruhe dienten nur dazu, um neue Kräfte zu noch blutigerm Streite zu sammeln. Der Feldzug von 1799 begann. Feldmarschalllieutenant Kray führte seine Tapferen dem Feind entgegen. Hauptmann v. L. focht in ihren Reihen und theilte mit ihnen am 26. März bei Verona und in allen nachfolgenden Gefechten, bis an die Adda, die Gefahren des Kampfes und die Freuden des Sieges. Als die Armee von hier aus sich gegen Piemont in Bewegung setzte, wurde Hauptmann v. L. des Regiments Alvinczy dem die Belagerung von Tortona kommandirenden Generalmajor Graf Alcaine als Chef des Generalstabes beigegeben, in welcher Eigenschaft er, zufolge eines ihm, bei dem mittlerweile erfolgten Ableben Alcaines, durch den Generalmajor Bussy ausgestellten, hier wörtlich benutzten Zeugnisses; „die sämmtlichen Dispositionen der Einschließung allein und auf das Beste besorgt und nicht nur während der Belagerung durch seinen unermüdeten Eifer und beispiellose Thätigkeit, dann durch seine trefflichen Vorkehrungen die wesentlichsten Dienste geleistet, sondern auch die gefährlichsten Unternehmungen freiwillig auf sich genommen, ja stets darum gebeten und solche mit der ihm eigenen Tapferkeit geführt und vollzogen hat; ferner, daß er bei allen Gelegenheiten seine Rastlosigkeit, Tapferkeit und militärische Einsicht zum

Besten des allerhöchsten Dienstes bewiesen und sich die Achtung aller braven Soldaten der Armee erworben hat." Als in Folge der am 22. August getroffenen Uebereinkunft am 11. Sept. diese Festung, in welcher 79 Geschütze verschiedenen Kalibers mit einem ansehnlichen Vorrath an Munition, Kriegsgeräthe und Lebensmittel vorgefunden wurden, in die Hände der Oesterreicher fiel, wurde Hauptmann v. L. mit dieser Nachricht zuerst zum Feldmarschall Suwarow, der ihn in Gegenwart einer großen Anzahl von Generalen und Stabsoffizieren, unter den schmeichelhaftesten Aeußerungen wohlverdienten Lobes, mit einer Umarmung empfing und sodann auch als Kurier nach Wien gesendet, wo er in der Nacht vom 17. gedachten Monats auch eintraf. In der aus Anlaß dieses glücklichen Ereignisses am nämlichen Tage herausgegebenen 47. Beilage der Wiener Zeitung geschieht des Hauptmanns v. L., zufolge des diesfälligen von dem General der Kavallerie, Freiherrn v. Melas, erstatteten Berichtes, die ehrenvollste Erwähnung mit dem Zusatze, daß „dieser Officier durch seinen stets an Tag gelegten Muth und Entschlossenheit zu dem glücklichen Ausgange der Belagerung sehr viel beigetragen habe." Außerdem hatte v. L. auch das Glück, im Verlaufe dieses Feldzuges sich bei Cassina grossa auszuzeichnen, wo Feldmarschallieutenant Graf Bellegarde *), bei dem er daselbst die Dienste eines Generalstabsofficiers versah und nach Verwundung des Majors Volkmann dessen Geschäft übernommen hatte, am 20. Juni ein hartnäckiges Treffen gegen einen dreifach stärkern Feind rühmlichst bestand und, wie sich Graf Bellegarde ausdrückte, die sprechenden Beweise von Geschicklichkeit und unerschütterlichem Muthe zu geben. Bei dieser Affaire wurden zwei Pferde unter ihm getödtet und eines verwundet. — Der Schlacht von Novi, am 15. August, wohnte er bei, wo er sodann abermals zu der bereits gedachten Belagerung von Tortona abging. — Als er von seiner nach Wien unternommenen Kurierreise bei der Armee wieder eingetroffen war, rückte er zum Belagerungskorps von Cuneo ein, unterzog sich hier mit gewohnter Energie allen durch die schlechteste Jahreszeit vervielfachten Fatiguen und hatte bereits den ehrenvollen Auftrag erhalten, mit einer Division des Regiments Alvinczy ein Vorwerk zu stürmen, als der Feind zu kapituliren verlangte und bald darauf auch wirklich am 3. Dec. diesen Platz dem Feldmarschalllieutenant Fürsten Lichtenstein **) übergab, wodurch ihm die so erwünschte Gelegenheit zu neuer Auszeichnung noch in die-

*) Siehe N. Nekr. 8. Jahrg. S. 914.
**) Dessen Biogr. siehe im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 315.

sem Feldzuge, der mit der Einnahme Cuneos ruhmvoll beschlossen wurde, entging. Hauptmann v. L. hatte im Verlaufe desselben nicht allein kühnen Muth in Verachtung jeder Gefahr und eine außergewöhnliche Energie, sondern auch so viel Einsicht und Klugheit, schnelle Auffassungsgabe und richtige Beurtheilung bewährt, daß ihm das Vertrauen seiner Chefs im höchsten Grade zu Theil wurde. Einen Beweis hiervon erhielt er in dem hierauf folgenden Winter, wo er vom Feldmarschallieutenant, Prinzen von Hohenzollern, an den königl. großbritann. Botschafter nach Florenz und zum Viceadmiral Lord Keith mit wichtigen Aufträgen abgeschickt wurde, deren er sich auch zur Zufriedenheit des gedachten Prinzen zu entledigen wußte. Allein bald wurde er wieder in seine eigentliche Sphäre versetzt. Der Feldzug vom Jahr 1800 begann. Die nächsten Operationen der Oesterreicher waren gegen die Riviera gerichtet. Die Wegnahme der Bochetta aber blieb die unerläßliche Bedingung, wenn man vor Genua festen Fuß fassen wollte. Prinz Hohenzollern hatte daher zu diesem Zweck am 7. April den Feind auf allen Punkten angegriffen und ihn gegen die Bochetta bis Maneo und Caselleggio geworfen. Am 8. rückte er nach Cabane und, da General Soult unbeweglich geblieben war, benutzte der Prinz dessen Unthätigkeit, um noch an demselben Abende bis Villa calda vorzurücken. Gegen Mitternacht war man unweit der feindlichen Stellung, welche der Prinz noch in derselben Nacht durch einige Officiere rekognosciren ließ. Unter diesen war auch v. L. und bewies bei dieser Gelegenheit, unter mannichfaltigen Beschwerlichkeiten und Gefahren, eben so viel Einsicht als Unerschrockenheit. Bei seiner Zurückkunft entwarf er die Disposition zum bevorstehenden Angriffe, wozu Tags darauf 2 Bataillons von Kray und Alvinczy und, mit 3 Kompagnien des letztgenannten Regiments, auch Hauptmann v. L. bestimmt wurden. Mit gewohnter Todesverachtung warf sich derselbe an der Spitze dieser Braven auf die ersten Verschanzungen und nahm sie trotz des verzweifelten Widerstandes, worauf nach einem dreistündigen blutigen Kampfe, unter gleich rühmlicher Mitwirkung des damaligen Hauptmanns vom Generalquartiermeisterstabe, nunmehrigen Feldzeugmeisters Baron Geppert, auch die übrigen feindlichen Werke, sieben an der Zahl, nebst sechs Geschützen erobert und drei Bataillons theils gefangen, theils niedergemacht wurden. Das ihm mittelst Kapitelbeschlusses am 15. April 1802, nach erfolgtem Frieden, zuerkannte Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens war der ehrenvolle Lohn dieser heldenmüthigen That. Mit gleicher

Bravour benahm er sich in der Folge bei der denkwürdigen Belagerung von Genua und that sich in den vielfältigen Kämpfen, besonders aber am 13. Mai bei Turazzo, hervor, indem es seinem unerschütterlichen, an der Spitze von vier Kompagnien des Regiments Alvinczy bewährten Muthe hauptsächlich zugeschrieben wird, daß drei Stürme der franz. Division Gazan auf die dortigen Verschanzungen scheiderten; wodurch die Pläne des Feindes mißlangen, die Stellung der österr. Truppen auf dem Monte Creto, wo Soult gleichzeitig durch den Prinzen Hohenzollern geschlagen und selbst gefangen wurde, im Rücken zu nehmen. Hauptmann v. L. wurde hierbei am Kopfe gefährlich verwundet, verließ jedoch keinen Augenblick den ihm anvertrauten Posten und war, als der Prinz Hohenzollern am 5. Juni, zufolge der mit Massena abgeschlossenen Kapitulation, mit 16 Bataillons in Genua einzog, mit unter den Tapferen, welche so glücklich waren, in diesem mit so vielen Blut erkauften Triumphe den schönen Lohn für die tausendfachen Mühen und Anstrengungen einzuernten. Leider trug dieses erfreuliche Ereigniß keine Früchte. Der Zug Bonapartes über die Alpen, die darauf erfolgten weiteren Operationen führten einen gänzlichen Umschwung in der Lage der Dinge herbei. Ein unglückliches Verhältniß brachte die österr. Heere um den Preis der erfochtenen Siege. Unvergänglich jedoch in den Annalen der Weltgeschichte bleibt der Ruhm ihrer Tapferkeit und unerschütterlichen Ausdauer, den sie sich stets vor den Armeen aller Zeiten unantastbar zu bewahren wußten. — Das in den beiden Feldzügen bei allen Gelegenheiten dargethane ausgezeichnete Benehmen und hauptsächlich die durch Feldmarschall Suwarow ihm zu Theil gewordene besondere Anempfehlung bewogen den Kaiser, ihn am 25. Mai zum Major beim Infanterieregimente Jordis zu ernennen. So schmeichelhaft ihm, bei seinem hohen Ehrgefühle, diese Beförderung auch gewesen war, so konnte er dabei dennoch dieses schmerzliche Gefühl nicht unterdrücken, welches ihm die Trennung von dem tapfern Regiment Alvinczy verursachen mußte, das durch so viele Jahre auf ihn, als einen seiner wackersten Waffengefährten, mit Stolz zu blicken gewohnt war und dessen heldenmüthiger Hingebung er selbst seine ruhmvollsten Erfolge zu verdanken hatte. Die allgemeine Hochachtung und Liebe, so wie die ihm bei diesem Anlasse unterm 24. Juni 1800 aus Wien schriftlich ertheilte ehrenvolle Anerkennung seines bisherigen Regimentsinhabers Feldzeugmeisters Alvinczy, begleitete ihn bei seinem Abgang an die neue Bestimmung, der zu Folge er sich aus

der Riviera zu dem kaiserl. königl. Truppenkorps im Toskanischen begab. Hier übernahm er das Kommando der Vorposten bei Barberino. Als in der Folge bei diesem Korps ein empfindlicher Mangel an Lebensmitteln eingetreten war, erhielt v. L., auf dessen Umsicht und Thätigkeit man ein unbeschränktes Vertrauen setzte, den Auftrag, dieses Geschäft zu übernehmen und die Verpflegung wieder in Gang zu bringen. v. L. entsprach demselben auch vollkommen und rückte nach vollführtem Auftrage wieder bei seiner Avantgarde ein, mit welcher es ihm bei der Bewegung gegen die Romagna gelang, durch Gewandtheit und Tapferkeit Pesaro, Rimini und Imola zu überrumpeln und in den beiden ersteren Orten die feindlichen Besatzungen gefangen zu nehmen. In Imola drang er am 12. Dez. mittelst einer von ihm unterwegs aufgefangenen Estafette ein. Mit der Pistole auf der Brust zwang er den Postillon, dem er jedes Wort in der Stille vorsagte, sich als solche bei der Thorwache anzumelden und Einlaß zu begehren. Als dieser nach einiger Zeit gestattet und der Eingang geöffnet wurde, stürzte sich v. L. mit dem damaligen Lieutenant, nunmehrigen Generalmajor Derra und sieben Kürassiren des Regiments Kronprinz gleichzeitig auf den überraschten Wachtposten, hieb ihn nieder und erbrach das Thor vollends. Als das zu diesem Zwecke schon früher in Bereitschaft gehaltene Kavalleriedetaschement bald darauf mit verhängtem Zügel herbeigesprengt war, ergriff die daselbst befindliche feindliche Reiterabtheilung mit Zurücklassung des Gepäcks die Flucht. — Von hieraus unternahm v. L. sodann fortwährende Streifzüge gegen Bologna und Florenz, wobei er dem Feinde vielen Abbruch zu thun und mehrere wichtige Depeschen abzufangen Gelegenheit hatte. — Der am 9. Febr. 1801 abgeschlossene Frieden von Luneville machte das Kriegsgetümmel verstummen, aber die Thätigkeit, wenn ihr gleich ein anderes Ziel angewiesen war, deshalb nicht aufhören und der Satz: „willst du den Frieden, so bereite dich zum Krieg" hat wohl nie eine ausgedehntere Anwendung erhalten, als gerade in diesen bis zum Ausbruche des Feldzuges vom J. 1805 eingetretenen Perioden. — Man hatte im Verlaufe des Krieges so manche Mängel erkannt und deren Heilung als unerläßlich beschlossen. Die Evolutionen wurden vereinfacht und in verschiedenen Exercierlagern hierüber eifrige Versuche vorgenommen, deren Resultate für die Kavallerie durch General Graf Grünne und für die Infanterie durch General Mack*) bearbeitet, am 25. Febr. und 20 Juni 1805 die allerhöchste Sanktion erhielten. Wie in

*) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 755.

allem, was seinen Beruf betraf, war v. L. mit ihm angeborner Thätigkeit auch hier bestrebt, die Ausbildung der ihm anvertrauten Truppen zu betreiben. Nichts entging seinem Scharfblicke, nichts war seinem Diensteifer zu schwer. Ein warmer Freund seiner Untergebenen, war er zugleich da ihr unerbittlicher Richter, wo er strafbare Fahrlässigkeit oder üblen Willen wahrnahm. Streng gegen sich selbst, forderte er pünktliche Pflichterfüllung von Jedermann; aber er leuchtete auch Jedermann als glänzendes Beispiel voran. Er war ein vollendeter Stabsofficier. Unter diesem rastlosen, preiswürdigen Streben, für das Beste des allerhöchsten Dienstes zu wirken, war die kurze Frist der Waffenruhe, während welcher er auch bei der mit vielseitiger Berücksichtigung verbundenen, übrigens auch mehr auf dem Wege der Unterhandlung erzielten Besitznahme von Salzburg durch General Merveldt im Jahr 1803 zur hohen Zufriedenheit verwendet wurde, verstrichen, als sich am politischen Horizont im Westen neuerdings drohende Ungewitter zusammenzogen. Die Hoffnungen auf die Fortdauer des Friedens schwanden allmählig und schon im Herbst 1804 erhielten mehrere in Uebungslagern versammelte Regimenter den Befehl, statt in ihre Garnisonen, gegen die südlichen und westlichen Gränzen der Monarchie zu rücken; zu welcher Maasregel das in diesem Jahr an den spanischen Küsten ausgebrochene gelbe Fieber, welches die Aufstellung eines Sicherheits Kordon nöthig zu machen schien, den willkommenen Anlaß gab. Major v. L. kommandirte hierbei die Strecke von Monte-Baldo, Lago di Garda und Val die Ledro und hatte, als er den genannten See hinauffuhr, um das von den Franzosen besetzte Ufer desselben aufzunehmen, das Unglück, von dem Vordertheile des Schiffes hinabzustürzen und konnte nur mit Mühe gerettet werden. Im Verlaufe des bald darauf begonnenen, eben so kurzen als unheilvollen Feldzuges von 1805 hatte Major v. L., wenn auch nicht auf den Schlachtfeldern, doch auch eine andere, nicht minder ehrenvolle Gelegenheit, sich um den Staat wesentlich verdient zu machen. In Folge der Unfälle des Feldmarschallieutenants Auffenberg bei Wertingen und des hierdurch veranlaßten Rückzuges des Feldmarschallieutenants Kienmayer, besonders aber nach dem unglücklichen Gefechte vom 14. Oktober und nach der Uebergabe von Ulm, war Tyrol von Geflüchteten, Gepäck und zügellosem Trosse überschwemmt worden. Unordnungen aller Art und grobe Excesse mehrten sich mit jedem Tag und die diesfälligen Beschwerden wurden immer dringender. Dadurch fand sich der Erzherzog Johann bei seinem Rückeintreffen zu Inspruck bewogen — obgleich der

Landesgouverneur und auch ein Oberst als Platzkommandant daselbst anwesend waren — überdies noch den Major v. L. von Jordis Infanterie dahin zu berufen und ihm zur Herstellung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit die ausgedehntesten Vollmachten zu ertheilen. Major v. L. wußte diesem ehrenvollen Vertrauen auf die genügendste Weise zu entsprechen, durch sein energisches Eingreifen in dem kurzen Zeitraume von 8 Tagen die Ordnung herzustellen und die unberechbaren Gefahren abzuwenden, welche bei dem im November erfolgten Rückzuge der Truppen diesen so wohl als den Bewohnern der Städte bei dem drohenden Mangel an Lebensmitteln bevorgestanden wären. Durch die bei diesem Geschäfte Tag und Nacht fortgesetzten Anstrengungen hatte sich derselbe eine gefährliche Augenkrankheit zugezogen, die beinahe gänzliche Erblindung zur Folge gehabt hätte; aber das erhebende Bewußtseyn treu erfüllter Pflichten und die ihm vom Erzherzog schmeichelhaft ausgedrückte Anerkennung seiner Leistungen mit der Erklärung, daß er sich bei diesem Anlasse „wesentliche Verdienste um den Staat gesammelt habe;" dann dessen am 1. Dezb. desselben Jahres erfolgte Beförderung zum Oberstlieutenant waren der reichliche, aber auch wohlverdiente Lohn seiner eifrigen Verwendung. Am 27. Juli 1807 wurde v. L. zum Oberst und Kommandanten des Infanterieregiments Coburg, nun Prinz Leopold beider Sizilien Nr. 22 ernannt, in welcher einflußreichen Charge sich auch sehr bald seine Dienstkenntniß und Energie im vortheilhaftesten Lichte darthaten. v. L. hatte dieses Regiment, in Folge früherer ungünstiger Verhältnisse, in einem wenig entsprechenden Zustand übernommen, wußte dasselbe aber durch unermüdete Anstrengung und einsichtsvolle Strenge schon in dem kurzen Verlaufe von zwei Monaten, nach welchem solches in das Lager bei Brünn beordert wurde, dahin zu bringen, daß der Erzherzog Karl dem nach Beendigung des Produktionsmanövers um sich im Kreise versammelten Officierkorps persönlich die höchste Zufriedenheit bezeugte, und sich in dem diesfalls erlassenen Armeebefehl hierüber noch weiteres mit folgenden Worten ausdrückte: „Das Regiment Coburg hat bewiesen, was ein thätiger Oberst zu leisten vermag." Der Krieg vom Jahr 1809 brach aus, das genannte Regiment erhielt seine Eintheilung zum Fürst Rosenberg'schen Korps und schon am 19. April hatte Oberst v. L. Gelegenheit, an dessen Spitze sich an der Bober neue Lorbeeren zu sammeln, wo er den Wald von Diezling gegen die wiederholten Angriffe der feindlichen Uebermacht auf das Standhafteste und so lange behauptete, bis er,

tödtlich am Kopfe verwundet, vom Schlachtfelde weggetragen wurde. Zur Heilung seiner gefährlichen Wunde begab er sich nach Znaim und leistete auch hier, seiner heftigen Schmerzen vergessend, der Armee die wesentlichsten Dienste, indem er sich der nach der Schlacht von Aspern dahin gebrachten 2000 Blessirten, für deren Pflege bei dem Drange der Umstände nicht die gewünschte Sorgfalt angewendet werden konnte, thätigst annahm und Vieles zur Verbesserung ihrer Lage beitrug. Zum Lohne für dieses Benehmen und mit Hinblick auf seine in der Schlacht an der Bober bewiesene Tapferkeit wurde er mittelst allerhöchster Entschließung vom 30. Mai 1809 zum Generalmajor, mit dem Range vom 25. Juli, befördert. Noch war seine Wunde nicht geheilt, als er zur Armee einrückte; denn der Gedanke, unthätig zu seyn, während seine Waffenbrüder unter den Augen des Erzherzogs Karl für die Vertheidigung von Thron und Vaterland heldenmüthig kämpften, war ihm unerträglich. Schon in der Schlacht von Wagram focht er wieder an der Spitze seiner Brigade, bei Gößenbrun, wo er den Feind, unter einem Regen von Kugeln, Kardätschen und Granaten, so lauten die Worte der amtlichen Relation, nach einem ihm zugefügten empfindlichen Verluste, zum Weichen brachte. Aber diese Anstrengungen, bei der noch immer offenen Kopfwunde, hatten ihn dergestalt erschöpft, daß er zu seinem größten Leidwesen schon den folgenden Tag nach der Schlacht sich zurückziehen und einer ärztlichen Behandlung mit Ernst unterziehen mußte. Bald darauf wurde auch der Friede zu Wien geschlossen und v. L. hatte nunmehr Muße, seine zerrüttete Gesundheit und seine Wunde, deren schmerzhafte Folgen ihn nie mehr ganz verließen, zu pflegen. Nichtsdestoweniger widmete er sich stets mit gleichem, ihm angeborenen Eifer seinen Dienstobliegenheiten, als im Jahr 1812 der Krieg Frankreichs gegen Rußland ausbrach, an welchem auch ein kais. österr. Armeekorps unter dem Feldmarschall Fürst Schwarzenberg Theil zu nehmen die Bestimmung erhielt. Unter der Zahl der von dem Kaiser für dieses Auxiliarkorps bezeichneten Generale war auch v. L. Er begab sich, dem Befehle gemäß, ungesäumt an seine neue Bestimmung, aber schon am 12. Aug. hatte er bei Horodeczna das Unglück, durch eine feindliche Geschützkugel das Pferd unter dem Leibe zu verlieren und bei dem gewaltigen Sturze, außer einer bedeutenden Hüftenlähmung, auch am Kopfe tödtlich verwundet zu werden. Die traurige Folge dieser Verletzung war ein beinahe vierjähriges höchst bedenkliches, mit periodischer Betäubung und sogar sechswöchentlicher gänzlicher Erblindung verbundenes Leiden,

welches ihn in die traurige Nothwendigkeit versetzte, den Ruhestand anzusuchen und, was seine Kränkung verzehnfachte, ihn um das Glück brachte, in den glorreichen Feldzügen von 1813 und 1814 mitzukämpfen. Ungeachtet die ihn behandelnden Aerzte wenig Hoffnung zur Wiederherstellung gaben, siegte doch seine kräftige Natur, so daß er im Jahr 1816 wieder zum Festungskommandanten in Salzburg ernannt und am 22. Januar 1817 zum aktiven Feldmarschallieutenannt, mit der Bestimmung in die Lombardei, befördert wurde, nachdem ihm schon früher, mittelst Diploms vom 21. Dez. 1813, der Grafenstand des Kaiserthums Oesterreich verliehen worden war. — Am 25. März 1817 erhielt er die kaiserlich-königliche Kämmererswürde. Während seiner Anstellung als Divisionär in der Lombardei, wie auch bei dem im J. 1821 erfolgten Ausbruche des piemontesischen Aufstandes und in dem Treffen bei Novara, hatte Feldmarschallieutenant Graf v. L. neue Gelegenheit, seine Einsicht und Entschlossenheit an den Tag zu legen und sich durch sein jederzeit zweckdienliches, ausgezeichnetes Benehmen in einer so bewegten Zeit und in Angelegenheiten, welche auf die politische Ruhe Europas so großen Einfluß nahmen, um Kaiser und Staat hohe Verdienste zu sammeln. Eine besondere Anerkennung derselben wurde ihm schriftlich durch den damals in der Lombardei en Chef kommandirenden General Graf Bubna *) in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu Theil. Den sprechendsten Beweis ehrenvollen Vertrauens aber erhielt v. L. jedenfalls durch die bald darauf erfolgte Ernennung zum Militärgouverneur in Alessandria, und durch das ihm gegen das Ende des Jahres 1822 anvertraute Truppenkommando in Sizilien. Daß er diesem unbeschränkten Vertrauen auch durch seine eben so rastlosen, als erfolgreichen Bemühungen würdig zu entsprechen wußte, bezeugen die demselben von seinem eigenen und den fremden Monarchen während dieser Epoche verliehenen Auszeichnungen. Am 14. Juni 1821 wurde er zum Inhaber des Infanterieregimentes Nr. 18 und am 10. Febr. 1823 zum Ritter erster Klasse des österreichischen Ordens der eisernen Krone, am 2. März desselben Jahres zum kaiserl. königl. wirklichen geheimen Rath ernannt. Am 31. Juni 1821 erhielt er das Großkreuz des königl. sardinischen Mauritius- und Lazarus-, am 25. März 1826 jenes des königl. sicilianischen St. Ferdinand- und Verdienstordens. Streng und energisch verstand er, in der Mitte einer aufgeregten Bevölkerung da, wo es nöthig

*) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 612.

war, eben so sehr durch seinen imponirenden Ernst und durch die würdevolle Haltung der unter seinen Befehlen stehenden Truppen die Ruhe ungestört zu erhalten, als andererseits durch sein menschenfreundliches Benehmen deren Zutrauen und Liebe zu gewinnen. Rührend für jeden Augenzeugen war der Moment, als am 9. April 1826, nach abgehaltener großen Kirchenparade, das kaiserl. königl. Truppenkorps von Palermo unter Segel ging. Es schien ein Abschied von theuren Angehörigen zu seyn und die aufrichtigsten Segenswünsche der Inselbewohner begleiteten die österr. Krieger, die durch ihr musterhaftes Benehmen sich die allgemeine Achtung und Zuneigung im vollsten Maaße erworben hatten, auf ihrer Heimkehr. Wie sehr den Einwohnern Palermos das Andenken an die kaiserl. königl. Truppen und an deren würdigen Chef, den Feldmarschalllieutenant Graf v. L., theuer geworden war, geht daraus hervor, daß sie ihm ein Jahr nach der stattgehabten Räumung Siciliens (1827) einen prachtvollen, mit Brillanten besetzten Degen zum Zeichen ihrer unbegrenzten Dankbarkeit und Verehrung überschickten, zu dessen Annahme und Tragung auch am 20. Juni 1827 die allerhöchste Bewilligung erfolgte. Durch die früher von dem Feinde erhaltenen schweren Wunden, durch den nachtheiligen Einfluß des heißen sicilianischen Klimas, durch die auf diesem wichtigen Posten gehabten unausgesetzten Anstrengungen war Graf v. L. neuerdings sehr leidend geworden und wurde in Rücksicht dessen auch am 16. Juli 1827 als Festungskommandant nach Venedig bestimmt. Hier gelang es, ungeachtet sehr vieler Hindernisse, seiner thätigen Bemühung, einen eigenen Exerzirplatz zu gründen und sich dadurch bleibende Ansprüche auf den Dank der dortigen Garnison zu erwerben, welche bis dahin alle Jahre zu den gewöhnlichem Waffenübungen auf die Insel Lido übergeführt werden mußte, wo die Mannschaft bei der ungesunden Oertlichkeit häufigen Erkrankungen unterworfen war. — In demselben Jahre erhielt er das Kommandeurkreuz des Parmaschen Konstantin St. Georgordens. Am 25. Nov. wurde er als Divisionär und Militärkommandant im Küstenlande nach Triest übergesetzt und im Nov. 1829 zum kommandirenden General in Kroatien ernannt. Hier öffnete sich ihm ein weites Feld der Thätigkeit. Gewohnt, sich von der Sachlage, wo nur immer möglich, stets die persönliche Ueberzeugung zu verschaffen, unternahm er, so bald es nur die Umstände zu ließen, die Bereisung der seinem Generalkommando unterstehenden Gränzregimentsbezirke. Wohl hatte er schon während seiner frühern Dienstzeit den militärischen Werth dieser Truppen in manchen blu-

tigen Kämpfen kennen gelernt, aber die innere Einrichtung dieses Instituts, die Verfassung und das eigenthümliche Leben eines Soldatenvolkes, das sich gleichrüstig beim Gewehre, wie beim Pflug, auf dem Paradeplatze wie auf dem Acker ausnimmt, das mit Leichtigkeit von dem harmlosen Geschäft des Landmanns zu dem ernsten des Kriegers übergeht, waren für ihn eben so neue, als höchst interessante Gegenstände. Mit dem ihm angebornen Scharfsinne wußte er bald die Vorzüge und Mängel bei den dortigen Administrationsorganen zu erkennen, mit strengem Rechtssinne Lob und Tadel abzuwägen und durch den von ihm ausgehenden Impuls die Willenskraft jedes Einzelnen zu erwecken. Bald waren die günstigen Erfolge auch sichtbar. Durch die zweckmäßig angeordnete Verwendung der ambulanten Kolonnen wurde die bis dahin durch gefährliche Räuberbanden bedrohte öffentliche Sicherheit wieder hergestellt, durch Einführung zahlreicher Volksschulen für die Bildung der jungen Generation gesorgt, so wie auch die später mit so vielem Erfolg angewendete Maasregel der Repressalien gegen die zügellosen bosnischen Horden von ihm zuerst in Anregung gebracht. Die allerhöchste Zufriedenheit seines erhabenen Monarchen und die allgemeine dankbare Verehrung der ihm untergeordneten Truppen, wie des ganzen Landes, waren der schöne Lohn seiner Bemühungen, deren wohlthätige Resultate sich gerade am befriedigendsten zu äußern anfingen, als er durch seine am 3. Septb. 1831 erfolgte Ernennung zum Civil- und Militärgouverneur von Dalmatien auf einen noch wichtigeren Posten berufen wurde. Durchdrungen von den ernsten Pflichten, welche ihm diese hohe Stellung auferlegte, war jeder Moment seines Lebens dem Staatsdienste geweiht. Mit scharfem Blick ersah er die Bedürfnisse des Landes, mit unermüdeter Anstrengung verfolgte er das sich vorgesteckte edle Ziel, Industrie, Handel, Ackerbau und somit den allgemeinen Wohlstand zu heben. Unerschöpflich an geistigen Mitteln, gingen seine tiefdurchdachten Anträge stets dahin, den Vortheil der Staatsverwaltung mit dem der gesammten Bevölkerung zu vereinigen. Wo es sich um Pflichterfüllung handelte, war ihm nie eine Aufopferung zu schwer, nie ein Hinderniß unübersteiglich, nie ein mißglückter Versuch so entmuthigend, daß ihn seine Beharrlichkeit nicht wiederholt hätte. Ein seltner Scharfsinn, ein auf gründliche wissenschaftliche Bildung gestütztes Urtheil, ein richtiger Takt und viel gereifte Erfahrung leiteten ihn bei seinen Entwürfen, in denen ihn nichts zu einer Uebereilung hinreißen konnte. War aber etwas klar erkannt und beschlossen, so folgte dem kalten

Ueberlegen jugendliches feuriges Wirken und unverrückt den Erfolg vor Augen, stürmte er hin zur Ausführung, Alles belebend durch sein Beispiel, Alles mit sich fortreißend in den Strom der Thätigkeit. Es würde über die Gränzen dieses Aufsatzes hinausführen, wenn alles Dasjenige im Detail angegeben werden sollte, was Graf v. L. in dem Zeitraume von mehr als acht Jahren, wo ihm die oberste Leitung dieser Provinz anvertraut war, für deren Bestes geleistet hat. Nur Einiges sey uns hier zu erwähnen vergönnt. Die beschleunigte Eröffnung der herrlichen Kunststraße über das Vellebiter Gebirge, ein Werk, welches in dieser Art unter die vorzüglichsten der Monarchie gehört, wurde durch seinen rastlosen Eifer herbeigeführt. Ein im erhabenen Styl an dieser Straße auf Podpragh erbauter, dem heiligen Franziskus geweihter Tempel erhebt sich aus diesen imposanten Felsenmassen auf seine Anregung als würdiges Denkmal unauslöschlicher Dankbarkeit des dalmatischen Volkes gegen den verklärten Monarchen und ein geräumiges Gebäude daneben ist bestimmt, den Reisenden, deren viele bis jetzt bei den häufigen, besonders winterlichen Stürmen in diesen unwirthbaren Höhen ihren Tod gefunden hatten, Schutz und Obdach zu gewähren. Die Hauptstadt der Provinz Zara verdankt seinem durch die Gnade seines Monarchen genehmigten Antrage die seit Jahrhunderten entbehrte Wohlthat einer Wasserleitung und viele andere, sowohl im Innern als außerhalb derselben ausgeführte Verschönerungen und zweckmäßige Verbesserungen. Ganz Dalmatien war daher mit Recht von dankbarer Anerkennung gegen den verehrten Landeschef tief durchdrungen und nie äußerten sich diese Gesinnungen werkthätiger als bei dessen am 1. Sept. 1838 erfolgter Beförderung zum Feldzeugmeister. Einstimmig kamen sämmtliche Civil- und Militärbehörden überein, das Andenken an ein so erfreuliches Ereigniß auf eine bleibende Weise zur Gründung einer Stiftung, welche den Namen der Lilienbergischen führen und deren Widmung seinem eigenen Ermessen überlassen werden sollte, zu feiern. Bald war zu diesem Zweck auch das Kapital von 12,438 Fl. eingegangen und der hieraus fallende Interessen-Betrag von ihm zur Errichtung von sechs Stipendien für die studirende Jugend dieser Provinz beantragt worden*). Im Sept. 1838 wurde Graf v. L. durch das Groß-

*) Feldzeugmeister Graf v. L. hatte nicht mehr die Freude, diese Stiftung, worüber die allerhöchste Genehmigung unterm 14. Febr. d. J., 8 Tage nach seinem Tode, herabgelangte, ins Leben treten zu sehen. Das Verleihungsrecht ist bei den männlichen Descendenten der gräfl. von

kreuz des königl. sächs. Civilverdienst- und bald darauf auch durch jenes des päpstlichen St. Gregorordens ausgezeichnet. — So war das Leben eines Mannes, der während einer 50-jährigen (er feierte am 20. Januar 1841 sein 50jähriges Dienstjubiläum) im Kriege und Frieden vollbrachten Dienstzeit für Kaiser und Staat in hundert Kämpfen heldenmüthig ausgehalten, gefochten und geblutet hat *); aber auch zu hohen politischen Posten berufen, mit gleicher Energie in seinem Büreau zu wirken verstand, weise und gerecht, treu und redlich ausharrend bis zum letzten Athemzuge **). — Graf v. L. hatte sich im Jahr 1809 mit Therese Gräfin v. Daun vermählt. Doch schon nach wenig Jahren verlor er die treue Lebensgefährtin, nachdem sie ihm einen Sohn und eine Tochter in noch sehr zartem Alter hinterlassen hatte, welche nun ihrerseits den unersetzlichen Verlust eines innigst geliebten Vaters beweinen, so wie der Monarch in dem Dahingeschiedenen einen viel erprobten treuen Staatsdiener, die Armee einen ihrer würdigsten Führer und seine dankbare Umgebung einen unvergeßlichen Wohlthäter betrauert.

* 52. Hermann Johann Anton Bernard Münzenbrock,

Doktor d. Rechte und großh. oldenburg. pensionirter Amts-Auditor zu Löningen (Oldenburg);

geboren den 28. Mai 1764, gestorben den 7. Febr. 1841.

Er wurde geboren bei Essen im damaligen Niederstift Münster, wo sein Vater, Johann Hermann Münzenbrock, Wiekrichter von Löningen, eine Besitzung hatte; seine Mutter war Margarethe Steltenpol, einzige Tochter des früheren Wiekrichters Steltenpol und als solche Erbin des herrschaftlichen Meierhofes zu Löningen, mit welchem das dortige Wiekrichteramt erblich verbunden war. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Meppen, welches er bis zum J. 1782 besuchte und dann auf die damalige Universität zu Münster ging, die Rechte zu studiren. Nachdem er dort zwei Jahre diesem Berufe gelebt, setzte er seine Studien zwei Jahre lang in Wien fort und beschloß sie im

---

Lilienberg'schen Familie und hat bei dem etwaigen Verlöschen derselben der dalmatiner Landesstelle anheim zu fallen.

*) Er wurde sechsmal schwer verwundet und hat in den verschiedenen Affären 14 Pferde unter dem Leibe verloren.

**) Graf v. L. unterschrieb noch am 6. Febr. fünf Stunden vor seinem Tode alle für diesen Posttag ihm vorgelegten Akten.

Jahr 1787 zu Göttingen. Kaum war er aber wieder im elterlichen Hause angelangt, als er vom kalten Fieber befallen wurde, woran er anderthalb Jahre litt. Sobald er jedoch wieder hergestellt war, reiste er nach Harderwyck und nahm dort die juristische Doktorwürde an. Er trat nun in die Reihe der münsterschen Advokaten ein und bei seiner strengen Rechtlichkeit und seinen gründlichen juristischen Kenntnissen konnte die baldige Erlangung einer ausgedehnten Praxis bei den Ober- und Untergerichten ihm nicht fehlschlagen. Neben seiner Advokatur aber arbeitete er häufig für die Richter der benachbarten Orte Essen, Friesoythe ꝛc. die sogenannten relationes ad impartiales aus. Da nämlich die Richterämter im Niederstift Münster zum Theil erblich waren, so konnte sehr oft der Fall eintreten, daß es an einen Nichtjuristen kam und es war daher eingeführt, daß ein solcher Richter das Gutachten unpartheiischer Rechtsgelehrten einholen und darnach das Urtheil sprechen mußte. Manchmal war er aber auch nicht einmal im Stande, die Rechtsfragen zur Einholung des Gutachtens aufzustellen und dann bediente er sich dazu der Hilfe eines unpartheiischen Anwaltes, vorzüglich eines Doktors der Rechte. Als im J. 1801 M.'s Vater mit Tod abging, trat er das mit dem Hofe seiner Mutter erblich verbundene Wiekrichteramt an, behielt jedoch die juristische Praxis bei. Diese wurde indeß, nachdem durch den Reichsdeputationsschluß vom 8. Febr. 1803 die münsterschen Aemter Vechta und Cloppenburg mit dem Herzogthum Oldenburg vereinigt waren, auf diese beiden Aemter beschränkt. Im Jahr 1809 verheirathete er sich mit Anna Sybilla Melchers, der ältesten Tochter eines seiner Universitätsfreunde, seiner jetzigen Witwe. Drei Kinder aus dieser Ehe sind ihm im Tode vorangegangen und vier, zwei Söhne und zwei Töchter, haben ihn überlebt. Bei der nach der in Gemäßheit des Senatuskonsults vom 13. Dec. 1810 erfolgten Vereinigung des Herzogthums Oldenburg mit dem franz. Kaiserreiche veränderten Organisation der Gerichte wurde er als Greffier bei dem Friedensgerichte zu Löningen angestellt. In dieser Stellung befand er sich, als nach Befreiung des Landes von der Fremdherrschaft mit dem 1. Oktb. 1814 die ehemals münsterschen Aemter den übrigen Theilen des Herzogthums Oldenburg gleich organisirt wurden und so wurde er von dem verst. Herzog Peter Friedrich Ludwig *) zum Auditor bei dem neuerrichteten Amte zu Löningen ernannt. Sein Wirk-

*) Dessen Biographie siehe im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 143.

richteramt, welches durch die franz. Organisation aufgehoben war, wurde nicht wieder hergestellt und war daher für ihn verloren, doch wollte die Gerechtigkeitsliebe des Herzogs nicht, daß M. ganz ohne Entschädigung dafür bliebe. Als daher der neue Dienst mit den ganz neuen Geschäften ihm in seinen Jahren nur noch beschwerlicher dadurch wurde, weil das Amtslokal sich auf dem Gute Duderstadt, eine Stunde von Löningen entfernt, befand, eine andere Anstellung ihm aber wegen des Hofes, den er besaß, nicht wünschenswerth seyn konnte und er deshalb nach Verlauf von zwei Jahren seine Entlassung nachsuchte, wurde ihm solche bewilligt und ihm sein Gehalt noch während eines Jahres gelassen, in welchem die Entschädigung wegen seines ehemaligen Wickrichteramtes ausgemittelt werden sollte. Diese Ausmittelung erfolgte sodann und in Folge einer im J. 1817 zu Stande gekommenen Vereinbarung erhielt er für die Aufhebung der seinem Hof anklebenden Patrimonialgerichtsbarkeit und eines mit demselben verbundenen ehemals Corvey'schen Lehnes der allgemeinen Wroge und Probe eine jährliche Pension von 400 Rthlr., welche er bis an seinen Tod genossen hat. Von nun an gab er sich ganz seiner Lieblingsbeschäftigung, der Malerei hin, worin er bei seinem unverkennbaren Talente für diese Kunst ohne Zweifel Bedeutendes würde geleistet haben, wenn er die gehörige Anweisung dazu erhalten hätte, denn er hatte fast Alles aus sich selbst erlernt. Nicht weniger befaßte er sich mit der Gartenkultur und ganz vorzüglich mit der Obstbaumzucht, wozu er in seiner Gegend die erste Anregung gegeben und welche er durch Unterweisung und Beispiel sehr gehoben hat. Die letzten zehn Jahre seines Lebens wurden ihm durch einen schmerzhaften Knochenfraß am Fuße sehr verbittert, den er durch Vernachlässigung einer anfangs unbedeutenden Verletzung sich zugezogen hatte. Er ertrug seine Leiden mit der größten Geduld, aber seine überaus kräftige Natur (er war niemals in seinem Leben eigentlich krank gewesen) mußte doch endlich, aller angewandten ärztlichen Bemühungen ungeachtet, diesem Uebel unterliegen. Er starb an gänzlicher Entkräftung, betrauert von Allen, die ihn kannten, als ein Freund der Geselligkeit und als ein großer Liebhaber und Kenner der Musik, vorzüglich aber wegen seines guten Herzens, welches stets bereit war, sein Privatinteresse dem Wohle Anderer zu opfern.

* 53. Anton Daniel Albers,

Senator in Bremen;

geb. den 30. April 1774, gest. den 9. Febr. 1841.

Er war ein Sohn des bremischen Kaufmanns Dietrich Albers und der Frau Catharine Dorothea Albers, gebornen Lülmann. Kaum in sein neuntes Jahr getreten, war er von sechs Geschwistern der allein Ueberlebende und um so mehr Gegenstand der zärtlichsten Liebe und sorgfältigsten Erziehung von Seiten seiner Eltern. Zum Kaufmannsstande bestimmt, nahm er im Jahr 1794 ein Engagement in einem Handlungshause in Barcelona an, schiffte sich in einem dänischen Schiffe dahin ein, wurde jedoch von franz. Kapern nach L'Orient aufgebracht und kehrte in der Unmöglichkeit, Spanien zu Lande zu erreichen, in seine Vaterstadt zurück, jedoch nur, um im folgenden Jahr auf interessanterem Wege durch Deutschland, Tyrol und Italien über Livorno sein Vorhaben auszuführen. Mit spanischen Sitten und Gebräuchen bald befreundet, würde er wiederholten Aufforderungen, sich in Barcelona dauernd niederzulassen, vielleicht Folge geleistet haben, wenn ihn nicht die dringenden Bitten seiner Eltern und tiefwurzelnde Anhänglichkeit an sein Vaterland, davon abgehalten hätten. Im Febr. 1799 gab er sein dortiges Engagement auf und kehrte nach einer Reise durch Spanien und Frankreich, auf welcher er die hauptsächlichsten Städte beider Länder besuchte, im Mai 1800 nach Bremen zurück. Hier trat er in das Geschäft seines Vaters ein und verheirathete sich im Jahr 1802 mit Margarethe Marie Runge. Nur zehn Jahre bestand diese höchst glückliche Ehe; denn schon am 24. August 1812 wurde ihm die heißgeliebte Gattin, den fünf Kindern, die sie ihm geboren hatte, die zärtlichste Mutter durch den Tod entrissen. — Eine Busenfreundin der Verewigten, Metta Rebekka Lülmann, eine Tochter des Pastor Lülmann in Hollern unweit Stade, übernahm es, für die Pflege und Erziehung dieser armen Verwaisten zu sorgen und widmete sich ihnen mit treuester wahrhaft mütterlicher Sorgsamkeit. Zwei Jahre später, 1814, nahm sie des Vaters Hand zum neuen Ehebunde an. Auch diese zweite Ehe war höchst glücklich und ebenfalls mit fünf Kindern gesegnet. Unterdessen eröffnete sich ihm im bürgerlichen Leben eine immer ausgebreitetere Wirksamkeit. Reinheit und Energie des Willens, Tüchtigkeit des Verstandes, Kenntnisse und Umsicht in der Auffassung aller Verhältnisse, — besonders aber eine von Keinem jemals bezweifelte Zu=

verlässigkeit und Ehrenhaftigkeit des Charakters erwarben ihm die Achtung und Zuneigung aller Bürger des freien Staates, welchem er angehörte. Im Jahr 1816 wurde er zum Mitgliede des Kollegiums der Aelterleute, im April 1825 zum Senator erwählt. Ausgezeichnet war er vor seinem Eintritt in den Senat als Dirigent in den Bürgerkonventen, wie er überhaupt ein besonderes Talent besaß, um die Verhandlungen größerer Versammlungen zu leiten, ein Talent, welches er besonders als Bauherr und Vorsitzer in manchem bewegten Konvente der Domgemeinde höchst ersprießlich bewährte. — Eine seltene Amtstreue beseelte ihn durchgehends; seine Thätigkeit für das Gemeinwohl war wahrhaft unermüdlich und stets geleitet von wahrer Liebe zum Rechten, Guten und Edlen. In den letzten Jahren seines Lebens, wo ein Schlaganfall den sonst so kräftigen Mann betroffen hatte, drückte ihn mehr als die Krankheit das Gefühl darnieder, daß er nicht mehr wie früher im Stande war, für den Staat und seine Mitbürger zu wirken. Fortwährend kämpfte der kräftige Geist mit den Schwächen des Körpers und nur der Trost der Religion, den er kannte und nutzte, vermochte den Kummer darüber zu lindern. — In der frühen Morgenstunde des oben genannten Tages nahm endlich ein sanfter Tod den müden Pilger von der Erde hinweg.

* 54. Mag. Johann Gottlob Mauke,

Pfarrer zu Brockwitz bei Meißen im Königreich Sachsen;

geb. den 20. Decbr. 1759, gest. den 11. Febr. 1841.

Er wurde zu Kerzdorf bei Lauban, in der damals noch sächs. Oberlausitz, geboren und hatte arme Eltern (sein Vater war Häusler und betrieb das Schneiderhandwerk), die für die Erziehung von 6 Kindern sorgen mußten. Diese dürftigen Umstände seiner Eltern machten es, daß er eine Menge von Bedürfnissen nicht kennen lernte und erleichterten es ihm, in seiner Jugend zu entbehren, auch wohl zu darben. Der rührigen Eltern Fleiß, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend geschäftig war, gewöhnte ihn als Kind schon zu angestrengter Thätigkeit, an welcher er noch als Mann und Greis so unermüdlich fest hielt. Lüge, Betrug, Ungerechtigkeit jeder Art waren seinen Eltern ein Greuel und ihre Warnungen und ihr Beispiel bewirkten es, daß jene Laster dem Sohne stets widrig blieben. Eben so weckte ihre Gottesfurcht früh den religiösen Sinn in dem Knaben und das fleißige Bibellesen, zu dem er von ihnen angehalten wurde, machte ihn für das ganze Leben und Amt recht bibel-

fest. In seinen Schuljahren bemerkte ein ehrwürdiger Geistlicher zu Lauban dessen wohltönende Singstimme. Dieser Umstand brachte ihn nicht nur in das Singchor dieser Stadt, sondern auch in die gelehrte Schule daselbst und gab seinem Leben eine ganz andere Richtung, als ihm seine Eltern geben konnten und wollten. In seinem 21. Jahre konnte er die Universität zu Leipzig beziehen und widmete sich der Theologie. Bei seinen Studien erweckte ihn Gott in seiner Armuth eine Menge Wohlthäter zu Lauban und Leipzig, deren Unterstützung er es verdankte, die begonnene Laufbahn fortzusetzen. Im Jahr 1785 erlangte er in der genannten Universitätsstadt die Magisterwürde. Im Jahr 1789 verlieh ihm der Baron Christian Friedrich v. Rechenberg das Diakonat in Schönberg, einem Fabrikstädtchen in der Oberlausitz, welches Amt er 3½ Jahre nicht ohne Segen verwaltete. Daselbst genoß er nicht nur das Vertrauen und die Liebe seines Patrons, sondern auch der Parochianen in seltenem Grade, so daß er in seinem ganzen Leben sich mit dem wehmüthigsten Dank an die dort verlebten Tage erinnerte. Im Jahr 1792 wurde er von dem edlen Herrn auf Siebeneichen, Batzdorf und Scharfenberg ꝛc. Dietrich von Miltitz, jetzt pensionirtem königl. preuß. Generallieutenant, zum Pfarramt in Brockwitz berufen, welchem er bis zu Michaelis des Jahres 1836 vorgestanden hat. Während dieses Zeitraums von 44 Jahren hat er sich in verschiedenen Beziehungen viele Verdienste erworben. — Als Theolog stand er in den vordern Reihen der Lichtfreunde. Als Prediger suchte er seiner Landgemeinde recht populär zu seyn. Sein Bestreben ging immer dahin, den abzuhandelnden Gegenstand erst dem Verstande recht deutlich zu machen, um dann um desto leichter aufs Herz zu wirken. Diese Art und Weise, vor seinem Publikum zu predigen, hielt er für zweckmäßig, weil es meistens den Mitgliedern eines solchen an der nöthigen Vorbildung mangelt. Seine ausgedehnten, mehrentheils stundenlangen Vorträge langweilten auch die Zuhörer nicht im Mindesten, denn er verstand es sowohl durch eingewebte passende Beispiele, als auch sehr oft durch Erzählungen aus der biblischen =, zuweilen auch aus der Weltgeschichte die Sachen zu erläutern und eindringlich zu machen. Vor Gelehrten wußte er auch gelehrt zu predigen. Rühmlich ist ferner die Treue, welche er seinem Predigtamte widmete. Selten bediente er sich eines Stellvertreters und auch kleine Unpäßlichkeiten, wie z. B. sein oft wiederkehrendes Halsübel, konnten ihn nicht abhalten, die Kanzel zu betreten. Wenn manche jüngere seiner Kollegen gewisse Nachmittags zu hal=

tende Predigten und Amtshandlungen, wie Erntepredigt und Konfirmation, oft aus bloßer Bequemlichkeit auf den Vormittag gern verlegten, so änderte er nichts am Herkömmlichen und that treulich zu jeder Zeit, was ihm oblag. Besondere Sorgfalt wendete er auch auf die zweimal des Jahres gesetzlich zu haltenden Schulpredigten, in denen er als tiefer Menschenkenner vom religiösen Standpunkt aus eine wahre Volkspädagogik für Eltern und Lehrer mittheilte. — Die äußere zweckmäßige Einrichtung des Gottesdienstes nahm er bestens in Obacht. Seinen Bemühungen gelang es, schon im Jahr 1797 das neue verbesserte dresdner Gesangbuch in seiner Gemeinde einzuführen. Es war die erste Landgemeinde in Sachsen, welche diese Verbesserung annahm. Auch die würdige Ausschmückung der Kirche wurde von ihm vielfach befördert. Neben seinem Beruf als Prediger war ihm Jugendbildung das liebste Geschäft, — er schulmeisterte sein Lebenlang. Hierzu besaß er eigenthümliches Geschick. Er wußte jungen Leuten den Unterricht angenehm und faßlich zu machen. Verdient machte er sich um die Ortsschule durch Anlegung einer kleinen Schulbibliothek, zu deren Gründung er den menschenfreundlichen Kirchenpatron und andere Schulfreunde zu vermögen wußte. Als Seelsorger war er den Gliedern seiner Gemeinde liebevoller Rathgeber im Geist und Sinne des Christenthums, theilnehmender Freund und Helfer bei häuslichen und körperlichen Leiden, tröstender Führer auf dem dunkeln Pfade des Todes. Jeglichem Streit abgeneigt, rieth er auch Andern immer zum Frieden Seine Kraft, sein Geld, seine Bequemlichkeit, seine Fürsprache dem Dienst und der Hilfe Anderer zu weihen, war er stets unverdrossen. In Gesellschaft und bei Gastmahlen, vermöge seines lebendigen Geistes, gern heiter und Feind alles geisttödtenden Spieles, wirkte er gern auf eine, Verstand und Witz weckende und schärfende Unterhaltung hin. — Die Muße aber, welche ihm außer seinem Amte noch blieb, füllte er am liebsten mit dem Studium der alten Klassiker, der Geschichte und Naturkunde, namentlich der Botanik aus. — Seine Forschungen in der Geschichte erstreckten sich insbesondere auf die Chronik des Orts und der Umgegend, so wie auf das altadelige Geschlecht der Herren von Miltitz. Hiervon zeugen seine „Denkwürdigkeiten des 18. Jahrhunderts, Meißen 1801 bei Brück." Ferner „Weihe des neuen Altars ꝛc. nebst Nachrichten über Brockwitz und über das alte Geschlecht der Herren von Miltitz, Meißen 1822 bei Gödsche." Als Naturforscher und Botaniker gab er früher sein Grasbüchlein, später im J. 1824 seine Naturgeschichte für Schulen nach

Ofen heraus, ingleichen hatte er sich ein ziemlich reichhaltiges Herbarium angelegt. Früher ertheilte er auch von Brockwitz aus, auf Veranlassung des vormaligen Seminardirektors Dinter *), zu Dresden eine Zeitlang Unterricht über Botanik nach dem Grasbüchlein im dortigen Seminar. Seiner Verdienste halber ernannte ihn die Leipziger ökonomische Gesellschaft den 15 Okt. 1799 und die kursächs. Weinbaugesellschaft am 24. Mai 1802 zum Ehrenmitglied und den 14. Okt. 1816 zum ordentlichen Mitgliede. Von der herzoglich sächs. Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena erhielt er den 8. Mai 1812 das Diplom als Ehrenmitglied. Der Märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam Ehrenmitglied wurde er den 4. Nov. 1812. Die k. baier. botanische Gesellschaft in Regensburg ernannte ihn den 2. Febr. 1822 zu ihrem korrespondirenden Mitgliede. Von der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz in der Oberlausitz erhielt er das Diplom zum korrespondirenden Ehrenmitgliede vom 6. Januar 1832. Endlich ernannte ihn der k. sächs. Verein zur Erforschung vaterländischer Alterthümer am 21. April 1835 zum ordentlichen Mitgliede. — Im Ehestande hatte er bis zum J. 1803 gelebt, wo seine Gattin durch den Tod von ihm schied. Vorher hatte er schon sein einziges Kind verloren. Später starben ihm 2 Pflegetöchter und nach und nach alle seine Geschwister. Diesen Letzteren und ihren Familien war er oft bei Nahrungslosigkeit, Krieg, Theuerung, Brandunglück ein treuer Helfer geworden, wozu ihn seine einfache Lebensweise und seine Sparsamkeit in den Stand gesetzt hatten. Als Emeritus aus eignem freien Willen mit dem Dritttheile seines Diensteinkommens sich begnügend, obwohl die Landesgesetze die Hälfte zusprechen, lebte er in der Stille und Zurückgezogenheit seinen oben erwähnten Lieblingsbeschäftigungen und nahm im J. 1839 warmen Antheil an der Feier des 300jährigen Jubiläums wegen Einführung der Reformation in Sachsen. — Nach einem kurzen Krankenlager endete er am oben genannten Tage an einem Lungenschlage. Am Grabe würdigte treffend des Verewigten Verdienste sein gewesener Beichtvater W. Wolf zu Coswig.

---

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 465.

55. Ferdinand v. Olivier,

Professor an der Akademie der Künste zu München;

geb. d. 1. April 1785, gest. d. 11. Febr. 1841 *).

v. Olivier, dritter Sohn des auch als pädagogischer Schriftsteller bekannten Professors am Dessauer Philanthropinum Ferdinands v. Olivier **), bildete sich anfänglich, bis in sein 18. Jahr, für die gelehrte Laufbahn, entschied sich aber alsdann, als er schon im Begriffe war, die Universität zu beziehen, unbedingt für die Kunst, namentlich die Landschaftsmalerei und widmete diesem seinen erkannten Berufe hinfort die ganze Liebe und Thätigkeit eines eben so reich begabten als bildungskräftigen Geistes. Das einzige Studium, dem er neben dem der Malerei später noch einen vorwaltenden Platz in seinem Lebenskreise gönnte, war das Studium der in seinem elterlichen Hause mit besonderer Liebe gepflegten Tonkunst und die geheime alles durchdringende Kraft dieser ätherischsten aller Künste hat denn auch, wie auf des Verstorbenen ganze geistige Haltung, so auf den innerlichen Schwung und Ton seiner landschaftlichen Kompositionen fortwährend den fühlbarsten Einfluß geübt. Eine gründliche Anleitung für das also begonnene stufenweise Durchmachen seiner eigentlichen künstlerischen Lehrjahre fand v. O. zunächst in seiner Vaterstadt selbst, deren landschaftliche und künstlerische Schätze ohne Zweifel auch schon für die erste Erweckung seines angebornen Kunstvermögens von großer Wirkung gewesen waren. Denn während unwillkürlich schon die heitere Gartenanmuth des ganzen Dessauer Ländchens — von welcher der bekannte Wörlitzer Park nur die letzte Blüthe zu seyn scheint — das in dem Künstlerblicke des Knaben schlummernde Gefühl für malerische Anordnung landschaftlicher Massen zu zeitiger Entwicklung hatte bringen müssen und während zugleich der künstlerische Nachahmungstrieb desselben in dem fortgesetzten eifrigen Anschauen einer auf dem Schlosse des Fürsten vereinigten kleinen Sammlung altdeutscher Gemälde schon frühe Maas und Styl eines eigenthümlichen malerischen Auffassens und Wiederschaffens der Natur gefunden hatte, so ermangelte nun auch die Stadt Dessau, damals Sitz der bekannten chalkographischen Gesellschaft,

---

*) Beil. z. Allg. Augsb. Ztg. 1841. Nr. 92 u. 93.

**) Die Familie stammt aus der französ. Schweiz und der Urgroßvater des Verstorbenen ward wegen Tapferkeit in den Türkenkriegen von Kaiser Leopold I. in den Reichsadelstand erhoben.

nicht der Männer, welche die Erkenntnisse und Triebe des anwachsenden Kunstjüngers regelmäßig leiten, technisch begründen und durch Lehre und Beispiel auf dem mühsamen Pfade des Lernens zur allmälichen Selbstständigkeit emporführen konnten. Derjenige der chalkographischen Künstler, dessen Unterricht Ferdinand das meiste zu verdanken hatte, war der in mehreren Fächern rühmlich bekannte Kupferstecher und Sprachlehrer Kolbe *). Durch solchen Unterricht und solche Umgebungen rasch entwickelt, begab sich der 20jährige Jüngling im Jahr 1805 auf einige Zeit nach Dresden, wo besonders das Studium der west- und niederdeutschen Landschafter, namentlich Claude's und Ruisdael's, seinem Auge in der Erkenntniß jener musikalischen Blüthe der Landschaftsmalerei, nämlich des feinen Spiels der Licht- und Luftwirkungen, eine neue, zu neuer nachahmender Thätigkeit auffordernde Weite öffnete. Was indeß die Keime dieser neuen Thätigkeit noch längere Zeit in des Jünglings Geist zurückdrängte, so daß dieselbe eigentlich erst in dem letzten Jahrzehnte seines Lebens zum völligen Durchbruche gelangten, war eine gewisse bereits von ihm angenommene altdeutsche Manier des Gesondertstrengen und Effektlosen, eine Manier, die, zunächst wahrscheinlich schon auf den persönlichen Jugendeindrücken jener Dessauer Sammlung beruhend, ihm bald überdies als eine allgemeine, das gesammte Deutschland ergreifende Kunstrichtung zum Bewußtseyn kommen sollte. Es ist nämlich bekannt, wie sich zu Anfang dieses Jahrhunderts, theils als nothwendige Folge und gleichsam als Gegenwelle der auch in Deutschland verbreitet gewesenen kosmopolitischen, irreligiösen Revolutionstendenz, theils als sittliche Wirkung eines wohlbegründeten, ingrimmigen, in seinen übrigen öffentlichen Aeußerungen zurückgedrückten Franzosenhasses, unter allen jüngeren patriotischen Deutschen, und zwar zuerst gerade unter den im Sitze der verhaßten Weltherrschaft, in Paris selbst, vereinigten, eine neue religiös-politische Kunstphilosophie aufthat, die, mit Verwerfung aller bloß sinnlichen Lebendigkeit und Schönheit und besonders aller jener von den Franzosen besonders hochgeschätzten, auf Gesammtwirkung hinzielenden Klassicität des Vortrags, durchweg, in der bildenden Kunst wie in der Poesie, nur auf unmittelbare — also meist absichtlich-symbolische oder allegorische — Darlegung patriotisch oder christlich-poetischer Gedanken drang, etwa unter den Dichtern und Denkern nach der Weise Dante's oder Jakob Böhme's unter den Malern nach der Weise

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 66.

des (freilich nicht richtig verstandenen) Giotto oder Albrecht Dürer's. Das Irrthümliche dieser in der That großentheils von Nichtkünstlern und Halbdichtern — namentlich von Fr. Schlegel *) in der Europa — aufgestellten Theorie, welche die wesentlichsten Ausdrucksmittel beider Künste, nämlich hier die Gestalt und die Farbe, dort die Fabel und den Rhythmus, vollkommen verkennt und alle freigewachsene grüne Symbolik des Lebens und der Natur in der Kunst zur aschgrauen allegorisirenden Gedankenspielerei macht, das Irrthümliche dieser Theorie einerseits springt leicht in die Augen und ist, hinsichtlich der Malerei, bereits in dem bekannten Aufsatze des Weimarischen Kunstfreundes (in Goethe's **) Kunst und Alterthum) mit gesundem künstlerischen Sinn, obschon ohne weitern weltgeschichtlichen Blick umständlich aus einander gesetzt worden. Anderseits aber dürfen wir dagegen auch nie vergessen, daß diese Lehre, als von einer großen geschichtlichen Gesinnung ausgegangen und mit den edelsten Regungen des Glaubens und der Vaterlandsliebe zusammenhängend, eben wegen dieses ihres Ursprungs und Zusammenhangs auch der deutschen Kunst, die zu allen Zeiten das Kind des Glaubens und der Liebe gewesen, ein neues Leben eingeimpft und namentlich in der bildenden Kunst ein wahres deutsches rinascimento hervorgebracht hat und daß alles, was wir im Verlauf eines 25jährigen Friedens an Gemälden, Bildwerken und Bauten Großes in Deutschland haben entstehen sehen — vor Allem die Fülle der uns wohlbekannten merkwürdigen Münchner Kunstschöpfungen — mit seinen tiefsten Wurzeln an jener patriotisch-frommen Kunstrichtung festhängt. Wir werden es deshalb auch in dem Jünglinge v. Olivier als einen Vorzug anerkennen, daß er eine solche Kunstrichtung theilte und zwar um so bereitwilliger anerkennen, je gründlicher er sich dabei von zwei mit derselben verbundenen Hauptmängeln, nämlich Mangel an Naturstudium und Mangel an ausführender Technik, fortwährend rein hielt und je vollkommener er sich endlich in späteren Jahren von allen übrigen beengenden Vorurtheilen und Einseitigkeiten dieser seiner frühern Manier freigemacht hat. Wie eine entschieden zeitgemäße Geistesrichtung sich immer unwillkürlich die ihr entsprechenden Schicksale herbeizieht und des Menschen äußeres Leben gewissermaasen zu einer nothwendigen Ergänzung seines innern macht, so fand auch das patriotisch fromme Kunststreben

*) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 285.
**) — — — — 16. — — — S. 197.

v. O.'s in dessen äußeren Verhältnissen und Erlebnissen eine lange fortdauernde Anregung und Stütze. Zunächst förderlich für dasselbe wurde eine von ihm im (halb diplomatischen, halb kunstbezweckenden) Auftrage seiner Regierung unternommene und zu zweijährigem — von 1809 bis 1811 — Aufenthalt ausgedehnte Reise nach Paris, dieser damaligen Hauptstadt Europas, wo, wie alle bedeutenden Zeitrichtungen, so auch die gegen die wesentlichsten Regeln des Pariser Geschmackswesens selbst gekehrte künstlerisch altdeutsche ihren Hauptversammlungsort hatte. v. O. lebte zu Paris vorzugsweise im Kreise des Pilat'schen Hauses, im lebendigen Verkehre mit vielen, hier aus den verschiedensten Stämmen und Kreisen Deutschlands täglich sich vereinigenden Patrioten, die, gegenüber dem verschwemmenden Einflusse jenes französ. universellen, unwissenschaftlich glaubenslosen, geschmackvoll unkünstlerischen Pariserthums, noch an überlieferter Volkssitte, Religion, Sprache und Kunst festhielten und zwischen der glänzenden Sündfluth Napoleonischer Sieger auf dem kleinen ihnen noch gegönnten Raume des Alten eine unerschütterliche Stellung behauptend, von Tag zu Tag dem großen Ereigniß entgegenharrten, das diese Fluth brechen und die Erde wieder frei, das Leben wieder sicher machen sollte. Die Verbindung mit solchen Freunden war es denn auch, die unsern Künstler, als er seine Pariser Geschäfte vollendet hatte, im J. 1811, nach dem einzigen der vaterländischen Kunst damals geöffneten Asyl in Deutschland, nämlich nach Wien, hinführte und ihm daselbst zu einer dauernden künstlerischen Niederlassung behilflich wurde. Von 1811 bis 1830 lebte v. O. als praktischer Künstler in Wien, seine früheren mannichfachen Anregungen, Studien und Eindrücke hier in ungestörter Muße schöpferisch verarbeitend und unter dem doppelten Einfluß einer großen Natur einerseits und einer bedeutenden Geselligkeit andererseits, nicht minder seine allgemeine menschliche Bildung, als insbesondere seine künstlerische Erkenntniß und Geschicklichkeit von Tag zu Tag der Vollendung näher bringend. Unter den damals in Wien anwesenden Künstlern, deren Beispiel und Genossenschaft für v. O. bedeutend wurde, gedenken wir besonders der Maler Koch und Friederich, jener ausgezeichnet durch seine wunderbare Auffassung des Erdreichs und seine heroische Kraft landschaftlich historischer Erfindung, dieser durch seine — freilich oft die Gränzen des Malerischen überstreifende — Behandlung der Landschaft im durchgängigen Bezug auf menschliche Zustände und Ereignisse, gleichsam nur als einer landschaftlichen Melodie für den Text gewisser, durch Figuren mehr

oder minder deutlich ausgesprochener religiöser oder moralischer Grundgedanken und jedweder in dieser seiner vorzugsweisen Sphäre des Vermögens auch auf v. O.'s Auffassungs- und Empfindungsvermögen von einem sichtbaren, obwohl durch andere dem letztern eigenthümliche Fähigkeiten, besonders seine Naturnachahmungs- und Charakterisirungskraft vollkommen beherrschten Einflusse. Von Nichtkünstlern in Wien, deren Gedankenmacht und geistige Lehre auf v. O. eine größere Wirkung ausübte, nennen wir vor allen Fr. Schlegel, als Hauptstifter und wissenschaftlicher Begründer jener neuen Kunsttheorie, von unserm Künstler schon früher hoch verehrt und jetzt durch seinen persönlichen Umgang über alle dessen philosophische und geschichtliche Ansichten längere Zeit unumschränkter Gebieter. Was den umgebenden Einfluß der herrlichen österr. Alpennatur betrifft, so war es vorzugsweise das freiere Voralpenland, namentlich das mehrmals von unserm Künstler bereiste Salzburgerland, das demselben zum künstlerischen Gegenstande wurde und ihn, nach seinem damaligen altdeutschen Style strenger Naturnachahmung, zu einer Reihe theils gezeichneter, theils gemalter historischer Ansichten begeisterte. Mehrere nach Salzburger Gegenden komponirte Oelgemälde jener Zeit befinden sich in Dessau; 13 vortreffliche größere Zeichnungen desselben Gegenstands vom J. 1817 sahen wir in dem künstlerischen Nachlasse des Verstorbenen; 7 kleinere, vermehrt mit einem allegorischen Titel- und Schlußblatte, sind von ihm 1820 unter dem Titel: „die sieben Wochentage von Salzburg" lithographirt herausgegeben worden. Das Eigenthümliche dieser Werke besteht, wie bereits angedeutet, in einer strengen, deutlichen, Ganzes und Einzelnes gleichmäßig widerspiegelnden Naturnachahmung, die, jeden malerischen Effekt des Schattens und Lichts verschmähend, ihre Verklärung nur in der symbolischen Auffassung der Ansicht selbst, so wie meistens in der beziehungsvollen Beigabe einiger historischen Figuren findet und sich dabei zugleich mit einer bewundernswerthen Ausführung in Zeichnung und Farbe, besonders einer meisterhaften, nicht minder festen als leichten, kräftigen als feinen zeichnenden Behandlung des Pflanzen- und Erdreichs — vor allem des duftigen Gelocks des Laubwerks — gepaart zeigt. Das symbolisch-groteskartige, einen Stammbaum der Kunst darstellende Schlußblatt der sieben Wochentage erinnert an Otto Runge's bekannte gedankenschwere Rankenspielereien, ohne daß jedoch unserm Künstler auch hier die ihn vor allen seinen Kunstgenossen auszeichnende feste Grundlage des Naturstudiums entwichen wäre. Unter den auf allen diesen Werken,

Zeichnungen wie Gemälden, angebrachten Figuren erscheint häufig wiederkehrend das Bildniß des Künstlers selbst, an seinem nicht großen aber schlank und kräftig gebauten Körper, seinem rundlichen Gesicht und seinem vollen lichtbraunen Lockenkopfe leicht erkennbar. Wie schon angedeutet, war der Geist unseres Künstlers zu frisch und regsam, um sich fortwährend den strengen Angewöhnungen eines obwohl in seiner Art trefflichen, doch im Vergleiche mit der ganzen weiten Natur und den idealen Werken eines Poussin oder Claude engherzigen Styls zu fügen; die künstlerischen und sittlichen Eindrücke, die er während eines erfahrungs- und studienreichen Lebens in sich aufgenommen und gründlich zusammengebildet hatte, drängten zu gewaltig, als daß sie sich nicht mit Durchbrechung aller Schranken einer einseitigen Kunstrichtung hätten Luft machen und den Schöpfertrieb des Künstlers zu einem freiern Style hätten emportreiben sollen. Und wie sich eine solche bedeutende innere Umwälzung des Menschen immer gern an eine äußere Umgestaltung seiner Verhältnisse anlehnt und der Geist die ihn besitzenden Gewohnheiten am liebsten zugleich mit seinen örtlichen Umgebungen ändert, so fand auch v. O. für die Umbildung seines Styls eine äußere Anregung in seinem Verlassen Wiens und seinem Uebersiedeln nach München (1830), einer Lebensänderung, zu der ihn, außer dem künstlerischen Weltrufe Münchens, zunächst der dortige Aufenthalt des mit seiner Stieftochter vermählten Professors v. Schnorr veranlaßte, bis dieselbe dann 3 Jahre später (1833) seine eigene bestimmte Anstellung neben seinem Schwiegersohn als Sekretär und Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der bildenden Künste (an Dr. Schorn's Platz) zur Folge hatte. Der neue Styl nun, den v. O. während seines Münchener Lebens sich aneignete und in einer nicht unbedeutenden Anzahl Zeichnungen und Gemälden nach und nach ausdrückte, verhält sich zu seinem früheren in der That wie die freie Anwendung zum mühsamen Studium, wie das endliche Sichselbstgefundenhaben zum langen äußerlichen Umhersuchen oder, wenn wir die Malerei mit der Poesie vergleichen dürfen, wie die Lyrik der unmittelbaren innern Anschauung und Empfindung zu der diese Anschauung äußerlich zusammenlesenden und verschmelzenden, beschreibenden Dichtungsart. Während in dem frühern Style der Gegenstand des Bildes immer gewissenhaft einer vorliegenden Natur entnommen ist, deren Massen und Theile der Pinsel mit gleicher Treue, ohne alles beschönigende Arrangement und zugleich ohne alle verschmelzenden Lichteffekte wiedergibt, während er ihr den verklären-

den Gedanken gewissermaasen nur äußerlich durch eine hineingedachte poetische Beziehung anheftet, schöpft dagegen der neue Styl seine Stoffe in der reinen, mit ihren zahllosen Erinnerungen schöpferisch spielenden Einbildungskraft, so wie dieselbe, von einer augenblicklichen Stimmung angeregt, dieses oder jenes Bild in unwillkürlicher Ganzheit und Verklärung dem verstehenden Auge des Künstlers aufgehen läßt; während dort in der Ausführung Bäume und Gräser, Boden und Berge, Häuser und Bauten mit einer bewunderns werthen ängstlichen Genauigkeit specificirt erscheinen, so daß ein jeder Halm oder Stein, jeder Bruch des Felsens, jeder Balken des Hauses kenntlich wird, treten hier Erd- und Pflanzenreich und Architektur nur in großen gattungsartigen Massen, wie die künstlerische Erinnerung ihre Physiognomie festhält und wie dieselbe zum Ausdrucke der gegenwärtigen bildnerischen Stimmung eben nothwendig ist und alle diese Massen überdies nicht minder durch den umgebenden Luftton als durch ihr eigenes inneres Gleichgewicht zusammengehalten, dem Blicke des Beschauers entgegen. Die Figuren, die den Bildern dieses neuen Styls beigegeben sind, stellen häufig, wie auf den Nikolaus Poussin'schen Bildern, Mythen und Auftritte aus der antiken Welt dar, z. B. die Geschichten der Daphne und des Aktäon oder badende Nymphen, zuweilen auch malerische Gestalten des christlich-romantischen Lebens, als Ritter, Mönche und Einsiedler. Im Gegensatz aber zu dem rein-historischen Styl alter klassischer Meister, namentlich Nikolaus Poussin's selbst, den v. O. in seiner letzten Epoche von allen Landschaftern am höchsten stellte und dessen allgemeinste Eigenthümlichkeit wir mit dem Namen des Drastisch-Heroischen bezeichnen möchten, erscheint uns als die Eigenthümlichkeit aller dieser Olivier'schen Bilder eine gewisse musikalisch-idyllische in sich selber gleichgewichtige Heiterkeit, die, nicht minder reich in der Erfindung als gleichmäßig fein in der Ausführung, nicht minder verklärt als naturwahr in der Auffassung und Anlage des Bildes, uns neben dem ewig heitern Seelenathem des Künstlers zugleich die ganze Reinheit und Erbauung einer vollendeten Kunst empfinden läßt und die ich in ihrer wohlthuenden, alle Stürme des Herzens beschwichtigenden, alle Zweifel des Denkers erweiternden, einer jeden Stimmung des Lebens gleich liebenswürdig entgegentretenden Wirkung nicht treffender zu vergleichen wüßte, als mit dem reinen heitern Geiste der Haydn'schen musikalischen Kompositionen. Was den Reichthum der Olivier'schen Erfindungen betrifft, so zeigt sich dieser am glänzendsten in den — großentheils noch die

nachgelassenen Mappen füllenden — Handzeichnungen des Künstlers, die derselbe gewöhnlich Abends zum Abschlusse seines Tagewerks — ungefähr wie ein Musiker sich zu seiner abendlichen Beruhigung noch ein Lied auf dem Flügel vorphantasirt — gleichsam spielend auf das Papier zu werfen pflegte. Das Durchblättern dieses gegen 100 Nummern starken Schatzes mehr oder minder ausgeführter Skizzen macht den Eindruck eines Mozart'schen Finale (z. B. aus dem Don Juan), indem hier wie dort dem berauschten Sinne von allen Seiten eine Fülle überall abgebrochener, aber doch alle den deutlichen Keim weiter Entwicklung in sich tragender Motive entgegenklingt; bald sind es Nachklänge aus den früheren Naturumgebungen des Künstlers, Durchblicke jener reizenden Dessauer Gartenpartien, Wellenschläge jenes weitbewegten in die Ebene tretenden Voralpenlandes; bald auch Anklänge unbekannter, nur im Bild anderer Meister geschauter Länder, namentlich Italiens, dessen vielbesprochene Wunder sich klar und doch ahnungsvoll, wie in Mignon's Liede *), unter dem Griffel entwickelt haben; bald wieder sind es landschaftliche Melodien und Motive zu einer antiken oder romantischen Fabel, z. B. zum Hylas oder zum Erlkönig; bald endlich, und zwar am häufigsten, ganz freie, Wald oder Gebirge, Enge oder Weite darstellende, häufig auch nur an einem einzelnen Baume, Felsen oder Weg haftende, oder auch dann bei aller Abgerissenheit doch immer in sich selbst künstlerisch vollständige und abgerundete Gedanken. Wie oft sahen wir den Künstler so, zuweilen eine Melodie vor sich hinsummend, zuweilen auch an dem Gespräche neben ihm abgebrochen theilnehmend, mit fliegender aber fester Hand, als wollte er die ihm gewordene Anschauung nicht verlieren, einen jener Gedanken auf das Papier hinzaubern, bis er dann, sobald er seinem Schöpfertriebe genug gethan, den Griffel weglegend in einem vollen, lebendigen, meistens wieder die Kunst, Malerei oder Musik, nicht selten auch Religion und Politik betreffenden Gespräche mit seinen Freunden eine für diese nicht minder als die Beobachtung jener seiner künstlerischen Thätigkeit lehrreiche andere geistige Unterhaltung und Erholung suchte. In der That haben wir selten Jemand gekannt, der, wie er, mit gleicher umfassender Kenntniß zwei Reiche der Kunstgeschichte, das der zeichnenden und

*) v. O. trug sich sogar eine Zeitlang mit dem Gedanken, Mignons: „Kennst du das Land" in Landschaft zu setzen, das heißt, die drei in den drei Strophen des Liedes enthaltenen poetischen Landschaftsbilder als malerische zu komponiren.

das der musikalischen, neben einander beherrschte und mit gleich gerechtem, immer das eigentliche Wesen des ächten Verdienstes herausempfindendem klassischen Sinn alle wahren und falschen Richtungen in der Kunst beurtheilte, einen Fiesole neben Rubens, einen Beethoven *) neben Palestrina ungestört zu würdigen und zu genießen verstand. Besser als wir werden v. O.'s treffliches Urtheil in der Malerei seine zahlreichen Freunde und Jünger zu schätzen wissen, die den bildenden Einfluß seines Raths und Urtheils an ihren eigenen Werken erfahren haben, erfahren, wie sein immer offenes Auge alles Unkünstlerische in der Erfindung wie in der Ausführung eines Bildes unmittelbar entdeckte und wie dann auch sein Mund niemals zauderte, Lob und Tadel unumwunden auszusprechen und durch freundliche Warnung hier ein mehr innerlich bleibendes Talent zu rüstiger äußerer Thätigkeit anzutreiben, dort ein mehr äußerliches und fertiges zu innerer Wahrheit und Durchdrungenheit zurückzuführen. Denn keine äußere Rücksicht, kein bindender Drang der Verhältnisse hat unsern Künstler jemals vermocht, von dem gewissenhaften Wege der ächten Kunst abzuweichen und lieber fehlte er an den Geboten und Rechten des Lebens selbst, als daß er die Muse, diese himmlische Blüthe des Lebens, jemals zu einer handwerksmäßigen Dienerin seiner irdischen Bedürfnisse hätte entweihen mögen. Sollen wir, nachdem wir auf solche Weise den innern künstlerischen Lebens- und Bildungsgang v. O.'s kurz geschildert haben, noch etwas über die letzten Irrungen und Leiden seines äußern Lebens — von denen sein Tod zum Theil die Folge gewesen ist — hinzufügen? Wir dürfen es getrost, ohne zu fürchten, dadurch dem vollen Lichte, das wir über seine Trefflichkeit als Mensch und Künstler ausgegossen haben, in den Augen unserer Leser Eintrag zu thun. Denn wie bei allen reichbegnadigten Menschen die einzelnen Fehler gewöhnlich nichts sind, als irrende Tugenden, so hingen auch bei v. O. gewisse Störungen und Verwirrungen seines sittlichen Wandels mit den trefflichsten, der ihm angebornen Eigenschaften, namentlich, wie schon angedeutet, mit seiner strengen künstlerischen Innerlichkeit, seiner ganzen geistigen Frische, Heiterkeit und Jugend eng zusammen. In der That aber gehört die eigentliche Würdigung dieser Irren und Leiden des Verstorbenen in eine umständlichere, auch alle Zwischenstufen der sittlich religiösen Entwicklung behandelnde Biographie und Charakeristik und wenn wir hier dieser Irren überhaupt gedacht haben, so

---

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 306.

geschah es nur, um bei allen denen, die davon hören müssen, durch ihr Verschweigen keinen verdächtigen Eindruck hervorzubringen und nicht gleichsam durch sichtbares Verdecken eines Makels am Rahmen des von uns entworfenen künstlerischen Lebensgemäldes einen störenden Schatten auf das Gemälde selbst fallen zu lassen.

56. Dr. Christoph Friedrich v. Pommer,

Professor der Physiologie und Pathologie an der Hochschule zu Zürich, Mitglied des Gesundheitsrathes, Ritter des Ordens der k. würtemb. Krone, Mitglied mehrerer Akademien, ärztlicher Gesellschaften u. Vereine;

geboren den 22. Okt. 1787, gestorben den 11. Febr. 1841 *).

v. P. war in der würtemb. Stadt Calw, wo sein Vater Wundarzt war, geboren. Bis in sein 14. Jahr besuchte er die lateinische Schule seiner Vaterstadt, wo er sich früh durch ein richtiges Beurtheilungsvermögen, ein gutes Gedächtniß, einen eisernen Fleiß und den Trieb nach Besserem auszeichnete. Aus freier Neigung wählte er nach seiner Konfirmation im J. 1801 die Chirurgie zu seinem Berufe. Ein paar Jahre später kam er nach Zürich, um die von dem Doktor der Medicin J. H. Rahn gegründete medicinisch-chirurgische Privatanstalt, welche um diese Zeit von der Regierung zu einem Kantonalinstitut erhoben wurde, mit unermüdetem Eifer zu benützen. Bei seinem anhaltenden Bücherstudium zeigte er nie eine besondere Vorliebe für die operative Chirurgie; schon in seinem 15. bis 16. Jahre wagte er sich an das Studium der Kant'schen Philosophie. In seinem sehnlichsten Wunsche lag es nun, die Universität beziehen zu können; wozu aber die nöthigen Mittel fehlten. Doch fanden sich bald ein paar edel denkende reiche Männer in Calw, mit deren Unterstützung er im Herbst 1806 die Universität Tübingen besuchen konnte. Er langte dort mit den solidesten Vorkenntnissen und einem Schatze theoretischer medicinischer und chirurgischer Kenntnisse an, daß der Kanzler v. Autenrieth versicherte: „daß noch nie ein junger Mann mit solchen Kenntnissen nach Tübingen gekommen wäre." Er verwandte 3 Jahre auf das emsigste theils auf die philosophischen Studien, die theoretischen und Experimentalphysik unter Pfleuderer und Bohnenberger, theils auf die medicinischen Studien, unter Ploucquet, Autenrieth, Hiller, Kielmeier, F. Gmelin und Froriep. Schon als Student zeichnete er sich durch einen von keiner Schwierigkeit und keinerlei Er-

*) Neue medicinisch-chirurgische Zeitg. 1841. Nr. 44 u. 45.

schwerung seines Studiums durch die beschränkten Mittel hierzu zu entmuthigenden unermüdeten Fleiß aus, der ihn, hinsichtlich des geselligen Verkehrs, frühzeitig an Entbehrung gewöhnte, ohne ihn für die Jugendfreuden des Universitätslebens unempfänglich, oder für die akademische Freundschaft unzugänglich zu machen. Schon zu jener Zeit war er jedoch umsichtig und etwas wählerisch bei der Wahl seines nähern Umganges; damals schon, wie später, war es schwierig, in sein näheres Vertrauen, in sein eigentlich Inneres Eingang zu finden. Im J. 1808 nahm auch der Staat von den ausgezeichneten Erwartungen Kenntniß, zu denen v. P.'s Fortschritte auf der Universität berechtigten, und verlieh ihm eine jährliche Unterstützung von 300 Fl. bis zur Beendigung seiner Studien, gegen die Verpflichtung, sich alsdann bei dem königl. Militär anstellen zu lassen. Im J. 1809, als er gerade daran war, sich der rigorosen Prüfung für die Promotion zu unterziehen, brach der Krieg mit Oesterreich aus, der ihm unterm 14. Juni sogleich eine Oberarztstelle in den würtemb. Truppen gewährte, mit denen er die Gefechte gegen die im Aufstande begriffenen Bewohner Vorarlbergs mitmachte. Als im J. 1812 die französ. Armee, welcher das würtemb. 15,000 Mann starke Korps zugetheilt war, durch Polen nach Rußland vorrückte, traf sie schon in Polen die größte Noth und Entbehrung; die ganze Armee ging in Folge körperlichen und gemüthlichen Herabkommens schon damals dem Schicksal entgegen, das sie ein halbes Jahr später bei ihrem Rückmarsch erreichte. Die schon um diese Zeit sehr große Zahl der Erkrankungen und der Todesfälle an Diarrhöe, Ruhr und Typhus und die vielen damals schon nöthig gewordenen Hospitäler für die kranken Würtemberger erheischten die Nachsendung einiger tüchtiger Oberärzte für den Spitaldienst zur Armee, unter denen auch v. P. war. Das Regiment Nr. 8, v. Scharfenstein, nämlich, bei welchem v. P. stand und mit dem er vom J. 1809 bis 1812 verschiedene Garnisonen des Landes getheilt hatte, war nicht zum Ausmarsche nach Rußland bestimmt. Er erhielt bei seinem Eintreffen in Wilna den 12. Oktober die Weisung zur Errichtung eines eigenen Spitals für die Würtemberger in dieser Stadt, in welchem die in den dortigen französ. Lazarethen zerstreuten Kranken dieses Korps gesammelt werden sollten. Nur mit großer Schwierigkeit setzte er diese Maasregel durch und brachte den Rest der noch halb lebenden Landsleute in einem vor dem sogenannten heiligen Thore liegenden, für den Zweck eines Spitals nur schlecht geeigneten Hauses unter, welches nur 13 niedere, theilweise nicht ge-

räumige Zimmer enthielt und im höchsten Nothfalle kaum 200 Kranke unterzubringen im Stande war. Die Mortalität war groß und v. P. selbst erkrankte am putriden Typhus und entging nach einer sechswöchigen Krankheit nur mit Noth dem Schicksale so Vieler. Am 10. Dec. rückten die Kosacken in Wilna ein, plünderten und mißhandelten Gesunde, wie Kranke und v. P., der eben die Arzneien für seine Kranken in der Apotheke besorgt hatte, wurde von ihnen auf offener Straße mißhandelt, geplündert und ausgezogen und die Arzneigläser ihm vor die Füße geworfen. Natürlich war nun v. P. mit seinem Spital in die Gefangenschaft, zugleich aber auch bei der äußerst strengen Kälte in den höchsten Mangel aller Lebensbedürfnisse gerathen, bis späterhin durch anderweitige Unterstützung den Würtembergern noch ein besseres Loos wurde, als den übrigen alliirten Truppen. Als einige Monate später sein Spital evakuirt wurde, transportirte man ihn nach Czernigow, wo er bis zum Frühjahr 1814 gefangen gehalten und dann nach seiner Heimath entlassen wurde. Beinahe hätte er nach so viel überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten an der Gränze des mit unaussprechlicher Freude betretenen Vaterlands sein Leben durch einen Unglücksfall eingebüßt, indem bei Künzelslau die Pferde scheu wurden und er durch einen Sturz aus dem Wagen eine Hirnerschütterung erlitt, an der er 3 Tage bewußtlos darniederlag, so daß die Aerzte an seinem Aufkommen gänzlich verzweifelten. Bald nach seiner Ankunft im Vaterlande wurde er nach dem Spital in Mühlhausen im Elsaß, von da nach dem Militärspital in Tettnang ins Vaterland zurückgesendet; den folgenden Winter wirkte er als Lehrer der Physiologie an dem militärärztlichen Lehrinstitute in Ludwigsburg und ging im März 1815 als Regimentsarzt des leichten Infanterieregiments Nr. 10 mit den würtemb. Truppen nach Frankreich. In dem Bericht über die Affaire bei Straßburg wurde seiner mit Auszeichnung erwähnt und ihm unterm 8. Juli desselben Jahres das Ritterkreuz des königl. Civilverdienstordens verliehen. Im November wurde ihm die oberste Leitung des Sanitätswesens bei der in Frankreich auf Okkupation stehenbleibenden würtembergischen Heeresabtheilung anvertraut, mit der er als funktionirender Stabsarzt 3 Jahre lang die Spitäler in Hagenau und Weißenburg im Elsaß unter seiner Oberaufsicht hatte. Nach dem Rückmarsche der Truppen aus dem Elsaß im Herbst 1818 trat v. P. als Oberarzt bei einem in Heilbronn garnisonirenden Infanterieregiment ein, dessen unter seiner Leitung stehendes Militärspital ihm vielen Stoff

zu seiner literarischen Thätigkeit bot und wo er sich bis zu seiner Anstellung in Zürich ununterbrochen aufhielt. Er wurde am 7. Sept. 1829 gegen Abgabe des Civilverdienstordens Ritter der k. würtemb. Krone, erhielt den 13. Febr. 1832 den Titel eines Stabsarztes definitiv und am 9. Sept. 1833 wegen seiner Uebersiedlung nach Zürich die gebetene Entlassung aus den königl. Militärdiensten, mit Vorbehalt des würtemb. Staatsbürgerrechts. — — Als praktischer Arzt gehörte v. P. an jedem Orte seines längern Aufenthalts zu den gesuchtern und beliebtern Aerzten. Schon sein gefälliges Aeußere, seine gefälligen Manieren und die ihm eigenthümliche Persuationsgabe subigirten schnell und überzeugend die Ansicht des Kranken seiner eigenen und gewannen ein ihm in der Regel unerschütterliches Vertrauen desselben. Schnell wußte er dem Kranken die Ueberzeugung von dem innigen Interesse und der wahrhaften Theilnahme an seinem Leiden beizubringen und sich unauslöschlich darin festzuhalten. Auch war ihm wirklich die Gabe in nicht ganz gewöhnlichem Grade eigen, den verborgenen Zusammenhang der schwierigsten Krankheitsformen zu erfragen und selbst im Widerspruche mit den Aussagen mit tiefem Forscherblicke zu durchschauen. Mag ihm hier manchmal auch Menschliches begegnet seyn und das von ihm auf eigene Prämissen konstruirte ursächliche Verhältniß zum Einreihen des Krankheitsbildes in einen nicht ganz passenden Rahmen verleitet haben, so war er doch ein zu gewissenhafter Beobachter, um das Handeln nicht sobald nach dem Bedürfnisse zu modificiren und, wenn auch nach einigem Sträuben, die eigene Idee dem thatsächlichen Widerspruche am Kranken zu unterordnen. Dennoch war ihm im allgemeinen ein diagnostischer Scharfblick eigen, auf welchen auch häufig seine jüngern Kollegen in schwierigen Krankheitsfällen recurrirten, in welchem konsulirten Verhältniß er sich immer in bescheidenen schonenden Formen bewegte. Fortwährend hielt er sich im Niveau der Wissenschaft, deren Fortschreiten er nicht nur als ein historisches Ereigniß betrachtete, sondern mit tieferem Studium und kritischem Auge verfolgte. Die mit so vielen neuen Mitteln prangende Jetztzeit konnte ihn jedoch nicht zum vorreifen Haschen nach Neuem verleiten, so lange auf älterem Wege auszukommen war, da ihm ohnehin eine gewisse Abneigung gegen das Experimentiren, namentlich mit potentern Mitteln eigen war. Diesem konservativen Systeme mag es auch zuzuschreiben seyn, daß er weniger einfach und überhaupt mehr verordnete, als dies nach der neuern Schule zu geschehen pflegt. Wie nur dem gewissenhaften Arzte lag ihm in der

That das Wohl seiner Kranken am Herzen; er scheute keine Anstrengung und die häufigen Besuche nicht, um über seine in Gefahr schwebenden Kranken die Segnungen der Kunst und den Trost des ärztlichen Freundes zu bringen. Auch für den Dritten konnte er mit einer aus der Tiefe des Herzens hervorquellenden Sprache höchst liebenswürdig erscheinen, während der Kranke selbst durch sie aufgerichtet und wahrhaft erquickt wurde. Seine eigene Stimmung ging mit dem Befinden wichtiger Krankheitsfälle Hand in Hand; er konnte auf der Höhe der Gefahr nur dann zur gemüthlichen Ruhe gelangen, wenn er sie in der Richtung zum Guten einwenden sah — eine Eigenschaft des bessern Arztes, die, je seltener sie bei alten Praktikern zu finden ist, destomehr mit Achtung erfüllt. Mit Recht läßt sich daher behaupten, daß v. P. als ausübender Arzt eben so gediegen als glücklich, eben so gewissenhaft als unverdrossen und von dem Interesse für seinen Kranken durch und durch beseelt war. Die Chirurgie und Geburtshilfe übte er nie aus. — Betrachten wir v. P. als Professor und Medicinalbeamten in Zürich, so finden wir, daß er seine unermüdliche Thätigkeit im Lehrfache, für welches er glänzende Eigenschaften besaß, fast bis zur Todesstunde bewährt hat; nur in den letzten 14 Tagen vermochten die dringendsten Zureden, die Fortsetzung seiner Vorträge in eigener Wohnung anzustellen, für die er sich seiner großen Kraftlosigkeit ungeachtet täglich ankleiden und die lange Dauer seiner Krankheit hindurch mit größter Aufopferung hinzugeben nicht abhalten ließ. Daher denn auch die Anhänglichkeit der Studirenden, denen er überhaupt mit liebevoller Hingabe entgegentrat und die sich, worin alle Züricher Nachrichten jener Tage übereinstimmen, auf rührende Weise beim Leichenbegängnisse aussprach. — Bei der Mitleitung der Medicinalangelegenheiten Zürichs hat v. P. unleugbar viel Treffliches und Gutes geleistet. Mit Anfang des Jahres 1835 in den Gesundheitsrath gewählt, war er in den Staatsprüfungen Examinator über Anatomie, Physiologie, specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten und über gerichtliche Medicin; auch Mitglied der pharmaceutischen Sektion und der Vaccinationskommission. Er entwarf die Medicinaltaxe für die ärztlichen, wundärztlichen und geburtshilflichen Verrichtungen, lieferte Beiträge zur Dienstordnung für die Bezirksärzte, arbeitete vom Verhöramte von Zeit zu Zeit verlangte medicinische Superarbitrarien über wichtige Kriminalfälle aus, welche sich nach dem Zeugnisse des ärztlichen Vorstandes jenes Kollegiums, durch eine Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit, sich stützend auf eine vollstän-

dige Kenntniß des gesammten Umfangs der gerichtlichen Medicin, auszeichneten. Die drei für die Jahre 1836, 1837 und 1838 von ihm verfaßten und im Druck erschienenen Jahresberichte des Gesundheitsrathes an die Regierung erhielten durch seine unermüdete Sorgfalt eine Vollständigkeit und Ausführlichkeit, zusammengestellt in einer wissenschaftlichen Ordnung, daß sie in mehreren Zeitschriften, z. B. in der Innsbrucker med.-chir. Zeitung, dem ärztlichen Publikum zur Belehrung und zum Studium des herrschenden Krankheitscharakters und der Epidemien, den öffentlich angestellten Aerzten aber als vollkommen geeignetes Muster zur Verfertigung der Sanitätsjahresberichte empfohlen wurden. — v. P. als Gelehrter und Schriftsteller betrachtet, besaß eine große Belesenheit und verwendete viel auf seine ausgesuchte, beiläufig 6000 Bände starke Bibliothek; nicht nur hatte er das Talent, das Gelesene rasch und richtig aufzufassen, sondern auch die Gewohnheit, das von der Spreu gesiebte geistige Korn in wahrhafte Magazine eigenhändig geführter Notizen und Excerpten einzutragen — ein nachahmungswerthes Verfahren, welches ihn über jeden besprochenen Gegenstand sogleich au fait mit der neuern Literatur, den Ansichten und dem Verfahren der Schriftsteller setzte und ihm das literarische Arbeiten ungemein erleichterte. Mit wahrhaft philosophischem Blicke und mit eisernem Fleiße musterte er die Geschichte der Medicin seiner Zeit; erkannte er die dem Frühtode anheimfallenden vorreifen Früchte jener durch ihre Neuheit reizenden Systeme und Methoden und unterschied er die im Schatten der Einseitigkeit oder in Uebertreibung aufgewachsene von der im Lichte der Prüfung gezeugten gesunden dauernden Frucht — und daher in dieser Richtung seine Hinneigung zum Stabilen, Konservativen. Selbst der logische und stylistische Gang seiner Schriften enthielt Reminiscenzen an die Dimensionen eines oder des andern seiner berühmten Universitätslehrer und die Diktion der damaligen Zeit — überall eine, wenn auch ausgefüllte, doch zu weite Peripherie. Aus allen seinen Schriften leuchtete jedoch ein hohes Streben nach Wahrheit und Deutlichkeit und ein überall jugendlicher Eifer für die Wissenschaft hervor, die uns immer nachsichtig und dankbar über das breite Gewand hinweggleiten lassen, in welche fast durchgängig seine wichtigen und oft genialen praktischen Lehrsätze eingehüllt sind. Seinen schriftstellerischen Ruf gründete er durch eine an der Stelle einer Inauguralschrift erschienene Abhandlung: „Beiträge zur nähern Kenntniß des sporadischen Typhus und einiger ihm verwandter Krankheiten, gegründet auf Leichenöffnungen.

Tübingen 1821 und bewährte ihn durch seine vielen gediegenen Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, so wie durch seine 1831 zu Heilbronn erschienenen „Beiträge zur Natur- und Heilkunde." Auch sein kritisches Talent, von dem er ohne Leidenschaftlichkeit und mit tiefer Sachkenntniß, in frühern Jahren häufiger, als in letzter Zeit, Gebrauch machte, bekundete v. P. auf vielfache Weise. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Gründung der schweizerischen Zeitschrift für Natur- und Heilkunde, durch welche er die vereinzelten Kräfte für die medicinische Wissenschaft und Kunst in seinem neuen Vaterlande zu vereinigen und ein freundschaftlich kollegialisches Verhältniß zwischen sämmtlichen Naturforschern und Aerzten des Gesundheitsrathes und der Universität Zürich, so wie des auf dem Lande lebenden Personales der genannten Fächer herbeizuführen und zu befestigen strebte. Von der Entstehung dieser Zeitschrift im Jahr 1834 bis zu des Herausgebers Tode erschienen 5 Bände, wobei der Vorrath an Stoff gewiß eine weit stärkere Bändezahl gestattet haben würde, wenn der Herausgeber dieses gediegenen Journals bei seinen überhäuften Geschäften mehr Zeit auf dasselbe hätte wenden können. v. P.'s Verdienste um die Wissenschaft haben auch nachfolgende Akademien und physikalisch-medicinische Gesellschaften durch Zusendung ihrer Diplome anerkannt: die Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher, die Akademie der Wissenschaften in Dijon, die akademisch-medicinische Gesellschaft in Marseille, die allgemeine schweizerische Gesellschaft für die gesammte Naturwissenschaft, die naturforschende Gesellschaft in Zürich und Basel und die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Preußen, Würtemberg und Baden, die medicinischen Gesellschaften in Berlin, Bern, Dijon, Kopenhagen, Leipzig, Lyon, Stockholm und Zürich.

* 57. Dr. Heinrich Traugott Schindler,

Kreis- und Stadtchirurgus zu Lauban;

geboren den 5. Okt. 1763, gest. den 11. Febr. 1841.

Er wurde in Kröba an der Elbe unweit Oschatz geboren, wo sein Vater Chirurgus war. Eine zahlreiche Familie und ein geringes Einkommen machten es diesem unmöglich, seinen Kindern eine Erziehung zu geben, wie er wohl wünschte, und so war er auch unvermögend, dem Sohne, der schon früh eine entschiedene Neigung für das ärztliche Fach zeigte, in seinen Wünschen förderlich zu seyn. Mit nicht größeren Kenntnissen ausgerüstet, als sie die Dorfschule ihm zu er-

werben Gelegenheit gab, mußte er das väterliche Haus verlassen, um sich sein Fortkommen zu suchen. Er trat in die Dienste eines unverheiratheten alten Herrn in Dresden, welcher den sehr fleißigen Burschen, der sich in allen Freistunden nur damit beschäftigte, seine Kenntnisse zu mehren, der besonders unermüdlich im Erlernen der lateinischen Sprache war, nicht nur lieb gewann, sondern auch in seinem Testamente mit einem kleinen Legate bedachte. Jetzt waren des Jünglings kühnste Hoffnungen erfüllt. Er wandte sich an die chirurgische Schule in Dresden, ward aufgenommen und studirte daselbst zwei Jahre lang. Sein Fleiß und tadelloses Betragen zeichneten ihn vortheilhaft aus und erst 21 Jahre alt erhielt er schon im Jahr 1784 die Stelle eines Kompagniechirurgen im Regimente Riesemeuschel. In den nächsten Jahren mehrmals nach Dresden kommandirt, um Vorlesungen zu hören, erwarb er sich die Liebe und das Vertrauen seiner Vorgesetzten in einem ausgezeichneten Grade und als im Jahr 1792 der Magistrat in Lauban sich an das collegium medicum in Dresden wendete, um einen geschickten Accoucheur zu erhalten, wurde der Chirurgus Sch. als solcher vorgeschlagen und die deshalb gepflogenen Unterhandlungen führten bald zu dem Ziele, daß derselbe die Stelle eines Stadtchirurgen und Stadtaccoucheur zu Lauban annahm. Sein immer vorwärts strebender Geist beruhigte sich jedoch dabei nicht. Kaum hatte er sich in Lauban eingerichtet, als er auch schon bei dem Magistrate Urlaub nachsuchte, um seine medicinischen Studien auf der Universität Wittenberg zu beenden. Auch hier lenkte er durch seinen ausgezeichneten Fleiß die Blicke der Professoren auf sich und besonders war es Kreyssig, der des aufstrebenden Jünglings sich annahm. Im Jahr 1796 vertheidigte er seine Inauguraldissertation „de herniis," in welcher er das von ihm erfundene Instrument zur Kompression der arteria epigastrica beschrieb; ein Instrument, dessen Brauchbarkeit es noch heute im chirurgischen Instrumentenapparate aufgezeichnet erhält. Als Doktor der Medicin nach Lauban zurückgekehrt, wurde er bald einer der beliebtesten Aerzte und eine sehr ausgebreitete chirurgische und medicinische Praxis lohnte seinen Fleiß, nahm aber auch seine ganzen Kräfte in Anspruch. In den Kriegsjahren 1813—15 stand er dem Lazareth in Lauban vor und wenn ihm auch einerseits hier die Gelegenheit wurde, seiner rastlosen Thätigkeit ein großes Feld zu eröffnen; wenn er hier eben so segensreich für die Leidenden wurde, da seine Fertigkeit im Operiren, seine Menschenfreundlichkeit, seine unermüdete Bereitwilligkeit,

sein weit über seine Pflicht hinausgehende Aufopferung viele Leiden milderte, wie er auch durch seine umsichtigen Anordnungen der Stadt Tausende erhielt, so wurde doch andererseits in diesen Jahren seine Praxis bedeutend geschmälert, da er seine ganze Zeit der Sorge um das ihm anvertraute Lazareth widmete. Nach der Besitznahme der Lausitz durch Preußen wurde Sch. im Jahr 1817 als Kreischirurgus des Laubanerkreises angestellt und als das dasige geistliche Jungfrauenstift des Maria-Magdalenenordens sich für die Errichtung einer Krankenanstalt erklärte, wurde ihm die Einrichtung derselben übertragen. Hier fand seine Thätigkeit ein neues Feld; die Krankenanstalt des Klosters wurde ihm der Gegenstand seines Fleißes und seiner Sorge. Manche Schwierigkeiten waren zu überwinden, mancher Stein des Hindernisses war aus dem Wege zu räumen und wenn auch die Zahl der zu behandelnden Kranken nicht gerade groß war, so wurde doch seine Sorge, nur solche Kranke aufzunehmen, die in ihren Verhältnissen der nöthigen ärztlichen Pflege entbehrten, durch die herrlichsten Erfolge gekrönt und eine große Zahl Geheilter segnen noch heute ihn und die Anstalt, da sie ohne diese rettungslos gewesen wären. Im Jahr 1834 feierte Sch. im Kreise der Seinigen den Tag, an dem er 50 Jahre früher die ärztliche Laufbahn begonnen. Der rothe Adlerorden 4. Kl., womit ihn der König schmückte, die Glückwünsche der Behörden, die unverkennbare Liebe und Theilnahme von Laubans Bewohnern und allen denen, die das Glück hatten, in näherer Beziehung zu dem Jubilar zu stehen, machten ihm diesen Tag auch noch in der Erinnerung theuer und werth. Sch. erfreute sich einer dauerhaften Gesundheit und körperlichen Rüstigkeit; noch im 79. Jahre führte er, wie mehrere in diesem Jahr Amputirte bezeugen, das Messer mit Sicherheit und Kraft. Er blieb rüstig bis zum Mai 1840, wo ihn ein Katarrh befiel, der in seinen Folgen verderblich wurde. Die Kräfte schwanden allmälich, es stellten sich Zufälle eines tiefen Leidens in der Brust ein und endlich konnten sich seine Umgebungen die traurige Gewißheit nicht verhehlen, daß der Tod unabwendbar herannahe. Aber auch die schweren Leiden der Krankheit, die Herzensangst und die Erstickungsanfälle waren nicht im Stande, den festen Muth zu brechen und die Liebenswürdigkeit seines Charakters zu stören. Standhaft im Dulden, fest im Entsagen, ruhig im Leiden entschlief er sanft am oben genannten Tage. — Sch. war ein glücklicher viel beschäftigter Arzt, ein gewandter, kühner Operateur, ein sehr glücklicher Geburtshelfer, unermüdet in der Ausübung seines Be-

rufs, gleich freundlich und zuvorkommend gegen den Armen wie gegen den Reichen, noch in den spätesten Jahren voll von Theilnahme an den Fortschritten der Wissenschaft. Er war streng gegen sich und duldsam gegen andere, voll Zärtlichkeit für seine Gattin, voll Sorge für das Wohl seiner Kinder, alles äußeren Prunkes Feind, aber froh mit den Fröhlichen und traurig mit den Trauernden; dazu begabt mit einem tief gefühlvollen Herzen, aber mit unerschütterlicher Festigkeit in seinen Grundsätzen, war er einer der liebenswürdigsten Charaktere, geachtet und geliebt von den ihm Fernstehenden, wie von denen, mit welchen nähere Verhältnisse ihn eng verbanden. Er war drei Mal verheirathet; zuerst mit einer geb. Bischoff, Tochter des Kaufmann Seyfried Bischoff in Lauban, aus welcher Ehe ihn vier Söhne und drei Töchter überlebten, dann mit einer geb. Benade, Tochter des Pastor Benade in Hoyerswerda, und zuletzt mit einer Schwester der vorigen, die als Witwe das Andenken an den Vorangegangenen treu bewahrt.

* 58. Friedrich Gottlieb Mussäus,

großherzogl. mecklenburg-schwerinscher Hofrath und erster Bürgermeister zu Boitzenburg an der Elbe;

geb. im Jahr 1776, gest. den 12. Febr. 1841.

Er wurde zu Schwerin geboren, wo sein Vater, Fried. Gottlieb Mussäus, damals als Advokat lebte, späterhin aber von dort nach Hagenow und zuletzt nach Boitzenburg zog, an welchem letztern Orte er als Bürgermeister und Stadtrichter den 1. Juni 1824, 77 Jahre alt, starb. Seine bereits in ihrem 66. Lebensjahre den 20. Sept. 1823 verstorbene Mutter Dorothea war eine geb. Prosch. Mit seinen Geschwistern, deren er drei hatte *), empfing er den ersten Unterricht durch Privatlehrer und kam dann auf die Domschule zu Schwerin, welche er Michaelis 1797 verließ und die Universität Jena bezog, um die Rechte zu studiren. Von da ging er in derselben Absicht nach Rostock und kehrte nach vollendeten Studien um Ostern 1803 in seinen Geburtsort zurück. Hier wurde er noch in demselben Jahr als Advokat bei der Justizkanzlei recipirt und nachdem er sich später zur Betreibung der juristischen Praxis in Boitzenburg niederge-

---

*) Diese sind: 1) Karl August Christian M., früher Hauptmann, jetzt Acciseaufseher zu Wismar. 2) Gabriel, gestorben als Elbzollmanifesteur zu Boitzenburg im Decemb. 1833. 3) Die verheirathete Gräfin v. Thürheim.

lassen, daselbst 1809 zum Senator und Stadtsekretär, so wie 1825 zum zweiten und 1828 zum ersten Bürgermeister erwählt. Daneben verwaltete er vom Juli 1814—1816 auch die Kreishauptmannschaft im dortigen Amtsbezirke und seit dem 7. März 1821 die Stelle eines ständischen Deputirten bei der schwerinschen Militärdistriktsbehörde. Endlich den 30. Jan. 1827 erhielt er von seinem Landesherrn, in Anerkennung seiner Geschicklichkeit und seines Diensteifers, den Titel eines großherzogl. Hofraths. Er starb nach langen schmerzlichen Leiden. Ein ungewöhnlich zahlreiches Gefolge aus allen Ständen, welches ihn am Morgen des 16. Febr. zu seiner Ruhestätte begleitete, war ein deutlicher Beweis der hohen Achtung, die er sich bei seiner 32jährigen Wirksamkeit im Magistrate der Stadt erworben hatte. Rastlose Thätigkeit bis zum letzten Augenblicke, ein immer klares Auge, mit dem er die vielseitigen Verhältnisse, in denen er sich stets bewegte, rasch durchschaute, ein versöhnliches Gemüth bei Anfeindungen, eine gänzliche Hingabe seiner Zeit und seiner Kräfte für das Wohl der Stadt, Festigkeit und Beharrlichkeit in seinem auf das Bessere gerichteten Willen, Erhebung über das Kleinliche verschaffte ihm Liebe und Vertrauen, wodurch er die vielleicht sich durchkreuzenden Ansichten bei städtischen Verhältnissen auf das Richtige hinzulenken im Stande war. — Der Verewigte hinterläßt außer seiner Witwe, Julie geb. Karsten, Tochter des verst. Hofraths und Elbzollkommissärs C. H. Karsten in Boitzenburg, mit welcher er sich den 24. Juli 1812 ehelich verbunden hatte, vier Söhne, von denen die beiden jüngsten, Martin Luther und Heinrich Karl Maria, noch minderjährig sind und der älteste, Heinrich Fried. Julius, seit einigen Jahren das Stadtsekretariat zu Boitzenburg bekleidet, der andere, Theodor Joh. Fried. Georg, seit dem 26. Juni 1841 als Advokat und Notar bei der Justizkanzlei in Schwerin vereidet worden und seitdem Amtsauditor zu Boitzenburg ist.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 59. Dr. Friedrich Karl Meier,

ordentlicher Professor der evangelischen Theologie zu Gießen;

geb. den 11. Aug. 1808, gest. den 13. Febr. 1841.

Dieser Gelehrte war der Sohn eines Schullehrers zu Meinsen bei Bückeburg im Fürstenthum Schaumburg-Lippe und Schüler des Gymnasiums zu Bückeburg. Dort wurde er der Prinzessin Karoline von Schaumburg-Lippe als Mitglied des von ihr gebildeten Singvereins bekannt und die

Liberalität dieser Dame setzte ihn in den Stand, die Hochschule zu beziehen und sich dort zum Theologen auszubilden. Im Jahr 1828 bezog er die Universität Göttingen, im Jahr 1830 die Hochschule Heidelberg, während er sich im folgenden Jahr nach Jena wendete, wo er als Privatdocent die Lehrerbahn beschritt und drei Jahre wirkte. Im Jahr 1834 entschloß sich der junge Gelehrte zu einer Reise nach Italien, wo er die Bibliotheken in Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel zu wissenschaftlichen Zwecken benutzte. Als wichtigstes Resultat seiner dortigen Studien kennen wir seine aus den Quellen geschöpfte ausgezeichnete Schrift Savonarola *), den Helden des poetischen Erzeugnisses Lenaus. Dieser Schrift verdankt er, nachdem er im Jahr 1835 nach Jena zurückgekehrt und zum ordentlichen Professor ernannt worden war, eine doppelte Berufung nach Zürich und Gießen als ordentlicher Professor der Theologie. Er zog die letztere Hochschule vor, wohin er im J. 1836 sich begab und wo er vorzugsweise Exegese des neuen Testaments, Encyklopädie der Theologie, biblische Theologie und Dogmengeschichte zum Gegenstande seiner Vorträge machte; seine Absicht war, im Sommer 1841 die Dogmatik vorzutragen. M. faßte das Christenthum in rationalistischem Geist auf und durchdrang es mit dem Lichte der neuesten Philosophie; er wurde geschätzt wegen seines Scharfsinns, seiner Thätigkeit und des großen Umfangs seiner Kenntnisse, geliebt wegen seiner menschenfreundlichen Gesinnungen und seines sanften Charakters. Mit einem nicht lange vor ihm verstorbenen ausgezeichneten Lehrer auf einer andern Hochschule, mit Thibaut **) in Heidelberg, mit welchem er während seines Aufenthaltes daselbst in freundschaftlicher Verbindung stand, theilte er eine vorzügliche Bildung in der Tonkunst und eine große Vorliebe für Musik, besonders ältere Kompositionen, von denen er viele in Italien, dem Vaterlande der ältern Kirchenmusik, sammelte. M. ist, abgesehen von seinem genannten Werke, Verfasser folgender Schriften: Judaica, seu veterum scriptorum profanorum de rebus judaicis fragmenta. Jenae 1832. — Notiones veterum Ebraeorum de rebus post mortem futuris scriptis vet. test. comprobatae. Jenae 1832. — Kommentar über den Brief Pauli an die Epheser. Berlin 1834. — Versuch einer Geschichte der Transsubstantiationslehre. Heilbronn 1832. — Lehrbuch der Dogmengeschichte. Gießen 1840.

---

*) Savonarola und seine Zeit, aus größtentheils handschriftlichen Quellen dargestellt. Berlin 1836.

**) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S 356.

Er würde die literarische Welt noch mit manchem werthvollen Erzeugnisse seines Fleißes und seiner Forschungen bereichert haben, wenn ihn nicht (nach kurzem Krankenlager) der Tod weggerafft hätte. Die Hochschule erlitt dadurch einen empfindlichen Verlust, der kaum durch die Berufung von Fritsche, bisher evangelischer Professor der Theologie in Rostock, ersetzt erscheint. Er hinterließ eine Wittwe geb. Ottendorf aus Heidelberg und ein erst einige Monate altes Söhnchen. Seine beiden Eltern und sechs Geschwister haben ihn überlebt.

60. Dr. Gottfried Emil Fischer,

Professor am Berlin'schen Gymnasium und Ritter des eisernen Kreuzes, zu Berlin;

geb. d. 28. Novbr. 1791, gest. d. 14. Febr. 1841*).

F. war der einzige Sohn des Professors der Mathematik am grauen Kloster zu Berlin, Ernst Gottfried Fischer**), im Hause des Klosters geboren und genoß seit seinem zehnten Jahre den Unterricht dieser Anstalt. Ostern 1809 verließ er die Schule, um sich dem Bergfache zu widmen; gleichzeitig ward ihm der mathematische Unterricht des jungen Prinzen Friederich von Preußen, des Prinzen von Oranien und des Kurprinzen von Hessen übertragen, welche Beschäftigung er bis 1812 fortsetzte. Hierzu kam aber 1810 noch der höhere Auftrag, während einer Badereise seines Vaters die Stelle desselben als Lehrer der Mathematik bei dem Kronprinzen von Preußen (dem jetzigen König) zu vertreten und auch nach des Vaters Rückkehr blieben ihm 2 Jahre hindurch einige dieser Lectionen anvertraut. — Schon vor 1812 hatte er den Plan, sich dem Bergfache zu widmen, aufgegeben und der Theologie sich zugewendet, indem er zugleich mit großem Ernste das Studium der Musik unter Zelters***) Leitung betrieb. — F. gehörte 1810—1813 zu Zelters fleißigsten Schülern in der Komposition, dankbar bis zu Zelters Tode mit ihm in Verbindung bleibend. — 1813 und 1814 stand er als Freiwilliger in der Lüzow'schen Kriegerschaar; 1815 als Officier bei der Artillerie angestellt, erwarb er sich in der Schlacht bei Belle Alliance das eiserne Kreuz, 1817 wurde er von seiner Truppenabtheilung in Schlesien als mathematischer Lehrer an die königl. Kriegsschule berufen. Im Herbst 1818 übernahm er auch den Gesangunterricht im

*) Allgemeine musikalische Zeitung 1841, Nr. 36.
**) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 91.
***) — — — 10. — — — S. 382.

grauen Kloster und dieser Unterricht so wohl wie der Umstand, daß ihm während einer Krankheit seines Vaters die mathematischen Lectionen desselben in Prima auf längere Zeit anvertraut wurden, machte immermehr den Wunsch in ihm rege, sich dieser Anstalt ausschließlich zu widmen. Diesem Wunsche folgte er 1825, indem er seine Stelle an der Kriegsschule und im Heere niederlegte, obwohl er dabei einen nicht unbeträchtlichen Verlust an seiner Einnahme erlitt. So ward er denn des Vaters Amtsgenosse, welcher noch 1828 am 1. Januar die Freude hatte, seinen Sohn vermählt zu sehen. 1831 starb der Greis, dessen Bestattungsrede die Liebe des Sohnes hielt, 1834 gedruckt, wie seine Gedächtnißrede auf Zelter 1836. — Ausgezeichnet als Lehrer der Mathematik, folgte er in dieser Wissenschaft dem Vorbilde seines Vaters, dessen Lehrbücher er theils in neuen Ausgaben, theils in Fortsetzungen vollendete oder im Auszuge brachte (1831—1836). Seine Doktorpromotionsschrift 1819 behandelte den Hairot'schen Lehrsatz. — Im Gesangunterrichte wird ihm das Verdienst zuerkannt, eine neue Bahn gebrochen zu haben, sowohl durch die Einrichtung der jetzt bestehenden Klassenstufen, so wie durch Vertheilung der Uebungen und trefflichen Methode seines eigenen Unterrichts. Sein Eifer für diesen Gegenstand beruhte aber nicht blos auf persönlicher Vorliebe für denselben, sondern auch auf der innigen Ueberzeugung von der sittlichen Bedeutung eines solchen Unterrichts für das kirchliche und gesellige Leben, ja unmittelbar für das geistige Leben der Jugend, als ein Mittel zu der dem Schüler sonst noch überall versagten Befähigung, etwas wenigstens verhältnißmäßig Vollendetes und zwar in brüderlicher Gemeinschaft zu leisten. Zur Ausbildung seiner Schüler verwendete er fast ausschließlich nur Kompositionen im strengen Style geistlicher Musik, die Religion als Erzieherin zur Musik und als Richterin derselben betrachtend. Darum legte er auch den ersten Grund zu einer unschätzbaren Sammlung der besten deutschen und italienischen Meisterwerke der heiligen Tonkunst für das Kloster und zwar aus eigenen Mitteln. Mit noch größerer Aufopferung widmete er fortwährend einen nicht geringen Theil seiner Muße der Ausbildung besonders stimmbegabter und fleißiger Schüler, die er unentgeldlich in Privatstunden übte. Dabei war es seinem kindlichen Gemüthe selbst Bedürfniß, zum Besten der Schüler auf jene ernsten auch erheiternde Uebungen folgen zu lassen. Seit 1820 hatte er darum in den Pfingstferien die Sängerfahrt in die weitere Umgegend Berlins angestellt, auf welcher die Jugend muntere Gesänge durch Wald

und Feld erschallen ließ. Diese Sängerfahrt wurde bis 1839 fortgesetzt, für welche er selbst wohl 40 frohe Lieder in Musik setzte, von welchen Dr. Friedr. Bellermann 2 Hefte in Partitur erscheinen ließ, die auch einige Motetten enthalten. Sein Leben war glücklich und beglückend, nicht weil ihn die Wirklichkeit mit Sorgen und Entbehrungen verschont hätte, sondern seines edlen Wesens wegen. Sein Geist war klar, seine Thätigkeit groß, seine Gesinnung fromm, liebevoll, sein Wandel treu, einfach und anspruchslos, seine Rede offen, wahr und mild, Alles von seiner jugendfrischen Phantasie verklärt. Bei aller Heiterkeit lebte er doch am liebsten in der heiligen Musik, bis seine Hand inmitten des großen Oratoriums, in welchem er den „Triumph des Glaubens" feiern wollte, niedersank. Von diesem Werke: „Der Glaube der Christen" sind mehrere Stücke, namentlich die erste Hälfte des zweiten Theils (die Märtyrer) fertig. In der letzten Zeit wurde nicht die Heiterkeit seines Geistes, wohl aber seine körperliche Gesundheit wankend; er entschlief am oben genannten Tage, hoffnungsvolle Kinder und seine trauernde Gattin hinterlassend. Außer den genannten Werken sind von ihm erschienen: im J. 1821 zwölf Lieder zum Klavier (die Texte sind von Goethe*), Tiek, Klopstock und Matthisson**); im Jahr 1831 (Berlin): Ueber Gesang und Gesangunterricht; im J. 1835: Ueber das akustische Verhältniß der Akkorde; ferner im J. 1837 hundert Choräle für Schulen, ein-, zwei- und dreistimmig (Sopran und Alt) 3 Hefte, und endlich 1840 der 107. Psalm: Paratum cor meum, vierstimmig.

61. Gottlieb Gamauf,

Senior und Prediger der evangelischen Kirche zu Oedenburg in Ungarn;

geb. den 13. Jan. 1772, gest. den 14. Febr. 1841 ***).

Geboren zu Güns im Eisenburger Komitate von bürgerlichen Eltern, erhielt er den ersten literarischen Unterricht theils in seiner Vaterstadt von einem Hauslehrer, theils auf der Trivialschule in dem benachbarten Nemes-Csó, theils endlich auf dem Gymnasium zu Oedenburg, dessen Zögling er sieben Jahre gewesen war. Besonders wichtig war es für ihn und nicht ohne die glücklichsten Folgen für die Zukunft, daß er während dieser ganzen Zeit in dem Hause und

*) Dessen Biographie siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.
**) — — — — 9. — — — S. 235.
***) Allgem. Kirchenzeitung, 1841 Nr. 82.

unter der Aufsicht seines Onkels, des Predigers Samuel Gamauf, sich befand, der ihm während seiner ganzen Studienjahre als väterlicher Rath zur Seite stand und seine Ausbildung leitete und lenkte. Zu dieser Gunst des Schicksals kam nach vollendeten Schuljahren die noch größere, daß er fast 4 Jahre auf der Georgia Augusta zu Göttingen verweilen durfte (1792 bis 1796), welcher damals eine Gruppe von Männern vorstand, wie sie wohl sonst nirgends zu finden war. Was hätte er darum gegeben, wenn er noch länger zu den Füßen dieser Männer, vorzüglich eines Eichhorn und Plank, eines Stäudlin und Ammon, eines Heyne und Lichtenberg hätte sitzen können! Was vollends, wenn ihm für immer in ihrer Mitte zu verbleiben gegönnt gewesen wäre! Jedoch ein Augenblick kann Alles umgestalten. Mit der Nachricht von dem Tode seines eben gedachten Onkels zu Oedenburg schwand auch die Lust und Freude, noch länger in Göttingen zu verweilen, plötzlich dahin und er eilte mit einer Schnelle nach Oedenburg, als müßte er auf der Stelle Nachfolger jenes Mannes werden. Dies ward er nun freilich auf der Stelle nicht; jedoch kam er in anderer Hinsicht zu einer recht günstigen Stunde daselbst an (Juli 1796), da ihm die Erziehung des einzigen Sohnes des Predigers Torkosch anvertraut ward, die er fast anderthalb Jahr leitete und noch länger geleitet hätte, wenn die damit verknüpfte Hoffnung, noch einmal Göttingen zu sehen, nicht verschwunden wäre. So konkurrirte er um die erledigte Vikars- und Katechetenstelle in Wien, erhielt sie und wurde am 19. Nov. 1797 vom Superintendenten Samuel Kaltenstein das. ordinirt. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Kaiserstadt kam er nach Gols im Wieselburger Komitate (13. Mai 1798) und verlebte da fünf und ein halb Jahre, wie sie jedem Prediger zu wünschen wären. Schwer wurde es ihm deshalb, von der liebenden und geliebten Gemeinde sich zu trennen und einem Rufe nach Oedenburg zu folgen. Am 16. Oktbr. 1803 hielt er seine Antrittspredigt in Oedenburg und nach ½ Jahre wurde ihm der ehrenvolle Ruf nach Preßburg zu Theil, den er aber, theils wegen des allzu kurzen Aufenthaltes in Oedenburg, theils wegen der schmeichelhaften Versicherungen und Verheißungen, die man ihm daselbst machte, ablehnen mußte, von denen aber keine derselben — bis auf die Ausbesserung seiner überaus baufälligen Wohnung — gehalten wurde. — Die ersten 2 Jahre seines Hierseyns hatte er vollauf zu thun, um hinter dem großen Meister Bogsch nicht allzuweit zurückzubleiben und dieß ist ihm recht schwer geworden. Die Lust und Liebe zu dem obliegenden Werk erleichterten ihm

dasselbe und schon im Jahr 1805 konnte er an die Erinnerungen aus Lichtenberg's Vorlesungen denken, die ihn in den nächsten 12 Jahren in den Nebenstunden auf das Froheste beschäftigten. Obgleich während dieses Zeitraumes, zu Anfange des J. 1806, eine verheerende Seuche ausbrach, während welcher er, da auch der Kollege Bogsch krank daniederlag, acht Wochen hindurch Alles allein zu besorgen hatte und gleich darauf mit einem kalten Fieber von 8 Wochen langer Dauer heimgesucht wurde; obgleich zu Ende des folgenden Jahres die Amtsniederlegung des eben gedachten Kollegen eintrat, die ihn abermals auf fast volle 5 Monate zum alleinigen Arbeiter im Weinberge des Herrn bestellte; obgleich im nächsten Jahr (1808) die große Feuersbrunst erfolgte und in dem darauf folgenden (1809) die französische Invasion, welches Alles auf ihn hindernd einwirkte; obgleich im J. 1812 die Erhebung seines neuen Kollegen Kisch zur Superintendentenwürde geschah, die ihn mehrere Jahre hindurch, in jedem ein Paar Mal und gewöhnlich auf 6 Wochen hin, gleichsam zum Kaplan desselben machte — beendigte er doch froh und munter die 5 Bände jener Erinnerungen (Wien und Triest 1808—1814); besorgte er doch die zweite Ausgabe des Oedenburgischen Gesangbuches (1808); lieferte Recensionen und Nachrichten in die Annalen der österr. Literatur, die ihm viele Verdrießlichkeiten verursachten; mehrere Aufsätze in den Hesperus, seit 1816 z. B. von den Kometen in Stäudlin's und Tzschirner's Archiv für Kirchengeschichte: das Leben des ungarischen Superintendenten Stephan Beythe und schritt auch bereits zu seiner Oedenburgischen Kirchengeschichte, der nach vollendetem Lichtenberg fast alle Zeit, die das Amtsgeschäft übrig ließ, gewidmet wurde. Mit dem Reformationsjubiläum erreichte Gamauf's Wohlergehen seinen Kulminationspunkt. Von da ging es mit demselben abwärts und es traten, fast Schlag auf Schlag, die widrigsten, ja selbst herzzerreißendsten Ereignisse ein. Doch es blieb ihm bis zum Jahr 1833 die theuere Gattin, die Freude und Leiden redlich mit ihm theilte; es blieb ihm bis zum J. 1839 die feste ununterbrochene Gesundheit; es verließ ihn nie die Lust und Liebe zu literarischer Beschäftigung, wie auch zur treuen Amtserfüllung. Es war seit jenem Jahr (1817), wo er zwei Auflagen des kleinen Katechismus Luther's besorgte; wo er den kurzen Unterricht in der Erdbeschreibung für Kinder ausarbeitete (1818), der die fünfte Auflage erlebte und ins Ungarische übersetzt wurde; wo er ein neues ABC-Buch für die Elementarklassen Oedenburgs verfertigte und bei den mehrmaligen Auflagen desselben die Korrektur übernahm; wo

er die dritte Auflage des Oedenburger Gesangbuches mit neuen Zusätzen vermehrte und mit den Melodien der Gesänge eine wohlthätige Veränderung vornahm (1820); wo er den Plan zur Verbesserung des lateinischen Schulsystems ausarbeitete (1826); wo er sich für Ersch *) und Gruber's Encyklopädie als Mitarbeiter anwerben ließ und mehrere Artikel, darunter die bedeutendsten: Devay, Hussiten, Jasygen, Illyrien, Ofen, Oláh Nikolaus u. s. w., für dieselbe einsandte und wo er, was Referent zuerst hätte nennen sollen, seine Oedenburgische Kirchengeschichte, noch im Manuscripte, vom Jahr 1517—1840, wenigstens viermal umarbeitete und an den Dokumenten sowohl für dieselbe, als auch zu einer Kirchengeschichte Ungarns, die bereits zu einer kleinen Kamelladung angewachsen sind, unaufhörlich sammelte. Außer den oben genannten erschienen zwei Leichenpredigten im Drucke, von denen die eine, auf Kaiser Franz I. **), in dem theolog. Literaturblatte zur Allg. Kirch.-Zeitg. 1836. S. 28 sehr vortheilhaft recensirt wurde. Am 8. Jan. 1810 wurde er zum Senior des Oedenburger oberen Kirchenbezirks einstimmig erwählt, wo er noch in demselben Jahr eine Visitation hielt, bei welcher er allen Predigern und Schullehrern eine Verbesserung ihres Einkommens, so wie auch einen bedeutenden Beitrag der Gemeinden zum Subsidienfonds für die lateinischen Professoren Oedenburgs bewirkte. — Von seiner edlen Gattin, Charlotte von Küttel, mit welcher er, zu Preßburg getraut, in seltener Eintracht fast volle 35 Jahre lebte, überlebten ihn drei Söhne, von denen die beiden älteren dem Militäre sich widmeten, der jüngste aber der Theologie sich weihte und als vierjähriger Zögling der Universitäten Halle und Greifswald im J. 1834 zurückkehrte. — Welch' hoher Achtung und ungeheuchelter Liebe sich Gamauf als Prediger erfreute, davon erhielt er nicht nur von seiner Gemeinde, sondern vom gesammten Vaterland im Leben die seltensten Beweise. Wie hätte man ihn aber auch nicht hochachten sollen, da er in jeder Hinsicht als Ideal gelten konnte! Es wohnte ja in einer schönen, ehrwürdigen Gestalt eine edle schöne Seele, frei von Leidenschaft, voll unerschütterlichen Gottvertrauens, ein reines Herz, vom unbescholtensten Lebenswandel, und mit stets heiterem Geiste, der ihn selbst am Abende seines Lebens nie verließ, verband er ein gutes Organ und gefällige Aktion in seinen Predigten, ein Feuer und eine Kraft, als ob er sich selbst ewige Jugend geschworen

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 48.
**) — — — 13. — — — — S. 227.

hätte. Herrlich ausgearbeitet waren stets seine Vorträge, besonders aber zeigte er sich als Meister in Fest- und Gelegenheitsreden, in denen allen eine Fülle erhabener Gedanken, blühender Sprache, schön gewählter Bilder, trefflicher Schilderungen vorherrschen, die für jedes Ohr verständlich, für jedes Herz rührend seyn mußten. Welche Auszeichnung er sich als Gelehrter erwarb, erkennt rühmend das Vaterland. Auch war er vertraut mit dem klassischen Alterthum, ehrend die Trophäen seines Lehrers Heyne, die dessen Sarg schmückten, eingeweiht in die Heiligthümer der Physik, Mathematik und Astronomie und als solcher selbst einem Schweigger-Seidel*) zu Halle bekannt und v. Littrow**) zu Wien geachtet. Wie bewandert er sich in der Staaten- und Kirchengeschichte als Genealogist und Urkundenkenner bewährte, geht daraus hervor, daß man ihn das lebende Lexikon nannte und daß er mit den für Geschichte und Urkunden hochglühenden Männern des Vaterlandes, einem Horváth, Jankowich, Gyurikowisch, Rumy, nicht nur im gelehrten Briefwechsel stand, sondern auch vom Verfasser des vaterländischen Taschenbuchs, dem Freiherrn v. Mednyanßky, seinem Urtheile, Geschmack und seinen Kenntnissen ein geltendes Urtheil eingeräumt wurde. Was er ferner in dem gelehrten Kränzchen der selbst im Auslande gefeierten Theone, der schon verst. Dichterin Therese v. Artner***) und ihren hochherzigen, geistreichen Freundinnen, einer Marie Gräfin Zay und einer Karoline Pichler galt, beweist die Liebe, Achtung und Freundschaft, die ihm stets von diesen in vollem Maaße gezollt wurde. Wie er vollends als Mensch durch eine seltene Herzensgüte, Freundlichkeit, Theilnahme, Duldung und Friedfertigkeit die Herzen Aller zu gewinnen wußte und welch' unumschränktes Zutrauen er genoß, darüber ist nur eine Stimme.

* 62. Heinrich Wilhelm Zimmermann,

Porträtmaler zu Danzig;

geb. den 5. Febr. 1805, gest. den 15. Febr. 1841.

Er wurde in Danzig geboren, wo sein Vater Inhaber einer Destilliranstalt war und diesen seinen neben 6 Töchtern einzigen Sohn zur Handlung bestimmte. — Z. zeichnete sich schon in der Schule durch seinen regen Geist und sein Streben nach Höherem vortheilhaft aus, willigte ungern in den Beschluß des Vaters, die Schule, wie der Sohn es mit

---

*) Dessen Biogr. siehe im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 6.
**) — — — 18. — — — S. 1129.
***) — — — 7. — — — S. 772.

Recht glaubte, zu frühe zu verlassen und mußte dann ganz gegen seinen Willen in die erste und bedeutendste Galanteriewaarenhandlung seiner Vaterstadt als Lehrling eintreten und nur seinem Ehrgeize war es zuzuschreiben, daß er diese Stelle nicht gleich nach dem erfolgten Tode seines Vaters, der in die Zeit der Lehrjahre fiel, verließ. — Kaum aber war seine Lehrzeit zu Ende, so folgte er seinem innern Drange, sich einen Namen als Künstler zu erwerben und trat im J. 1826, also in einem Alter wo Andere, schon oftmals glänzen, als Lehrbursche in die Dienste eines Danziger Malers; ein ungeheurer Kontrast seiner frühern Stellung, wo er einem Herrn glich, hier aber einem Knechte gleich geachtet wurde und sich zu den niedrigsten Dienstleistungen verstehen mußte. Da sein neuer Principal sich aber nur mehrentheils seine Existenz durch Anstreichen sicherte und dieses dem aufstrebenden Jünglinge nicht genügte, so verließ er nach einiger Zeit diesen Dienst und trat bei dem als Künstler geachteten Maler Gregorovius zu Danzig aufs neue in Kondition, die dem kunstliebenden Jünglinge schon einen gebahntern Weg durch ein reiches Feld darbot. Durch Fleiß und Ausdauer wußte er sich die Liebe und das Vertrauen seines neuen Lehrherrn zu erwerben und verließ nach zurückgelegter Lehrzeit, zwar mit großen Hoffnungen und Plänen, doch ohne vieles Geld seine Vaterstadt (im J. 1829), hielt sich nur kurze Zeit in Berlin auf, wo er seinen Freund und ehemaligen Mitlehrling, den Maler Stövesandt *) aufsuchte und mit diesem zusammen ohne vielen Aufenthalt nach Wien reiste, und dort, da er keinem Anstreicher seine Dienste anzubieten Willens war, sich seinen kärglichen Unterhalt durch Malen in Fabriken verschafft. — Sein Streben nach Vervollkommnung war zu groß, daher führte er jede Arbeit mit Fleiß aus und lenkte so die Aufmerksamkeit einiger Kenner auf sich, durch deren Vermittlung er die Wiener Akademie unentgeldlich besuchen durfte und von wo er höchst vortheilhafte Zeugnisse seiner Mutter zuschickte, die ihm denn auch eine dreijährige Unterstützung von Seiten der Danziger Friedensgesellschaft verschafften und ihm einen Theil seiner Nahrungssorgen benahmen. — Z. fing nun an in Wien bekannt zu werden, erwarb sich Freunde und Verehrer, erlernte nebenher die französische Sprache, eignete sich feine Manieren im Umgang an und wurde vornehmen Gesellschaften zugezogen, welches ihm in vieler Hinsicht wesentlichen Nutzen brachte, indem er viele Beschäftigung im Kunstfache fand, wodurch es ihm

*) Dessen Biogr. siehe im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 661.

denn möglich wurde, nach einem siebenjährigen Aufenthalt in Wien eine Reise nach Paris zu unternehmen, wo er nun ganz seiner Kunst lebte, die dortige Akademie besuchte und unter Leitung des berühmten Malers la Roche die Kunst studirte. Ein Jahr lang hielt er sich in Paris auf, verfertigte hier nach eigener Komposition ein großes Bild, das 26 Figuren enthält, mit großem Fleiße, besonders im Ausdrucke der verschiedenen Gesichter und Stellungen, gemalt und von ihm der Sonntag-Morgen in Steyermark benannt ist. Im Journal des Debats vom 17. März 1838 wird es rühmlich erwähnt und befindet sich jetzt im Besitze seiner Familie zu Danzig. — In Paris erst lernte Z. einsehen, daß er früher noch nicht vieles habe leisten können. — Freudig hießen ihn seine Wiener Freunde bei seiner Rückkehr willkommen und viele seiner Bilder, nach seiner reich ausgestatteten Mappe, fanden in den dortigen Ausstellungen Käufer, die gut bezahlten. Von hier aus kehrte er nach Danzig zurück und beschäftigte sich nun einige Zeit mit Porträtiren, welches sein Lieblingsfach war und war stets sehr glücklich in der Ausführung der ihm aufgegebenen Arbeiten. Aber auch in anderm Genre leistete er Vorzügliches, erwarb sich daher bald die ersten Kunstkenner als Freunde und war als fein gebildeter und unterhaltender Mann in den Gesellschaften mancher Honoratioren gern gesehen. — Doch leider sollte er sich dieses Glückes nicht lange erfreuen; ein Brustübel das seine sonst gute Gesundheit schon in Wien erschüttert hatte, wurde durch Danzigs so oft wechselnde Atmosphäre wieder hervorgerufen und rieb, trotz der angewandten Kunst der geschicktesten Aerzte, seine Kraft gänzlich auf.

........n.

* 63. Christian Gottlieb Gumpelzhaimer,

großh. meckl.-schwerin. geheimer Legationsrath u. Chargé d'Affaires zu Regensburg, wie auch Direktor des k. baier. Kreis- u. Stadtgerichtes daselbst, Ehrenmitglied der dortigen botanischen Gesellschaft, Mitbegründer u. seit 10 Jahren Vorstand des historischen Vereins der Oberpfalz 2c.;

geboren im Jahr 1765, gestorben den 17. Febr. 1841.

Der Verewigte stammte aus Augsburg in Baiern, wo schon einer seiner Vorfahren um das Jahr 1590 als Kantor lebte und (s. Fr Raßmann's Pantheon der Tonkünstler, S. 102) sich als geistlicher Liederdichter rühmlichst auszeichnete. Nach zurückgelegten akademischen Jahren, in welchen er neben seinem hauptsächlichsten Studium, der Richts-

gelehrsamkeit auch mit vieler Liebe den Vorlesungen der Geschichte beiwohnte, fand er darauf seine erste Anstellung den 27. Sept. 1790 als Legationssekretär bei der mecklenb.-schwerin. Gesandtschaft zu Wetzlar, in welcher Eigenschaft er bereits 1793 den Charakter eines herzogl. Hofraths bekam. Im J. 1802, wo der verstorbene nachherige Staatsminister v. Plessen *) zu dem eine Zeitlang unbesetzt gebliebenen Posten eines herzogl. Komitialgesandten bei der Reichsversammlung zu Regensburg berufen ward, befand sich der Verstorbene schon bei der mecklenb. Gesandtschaft daselbst angestellt, wobei er den 29. Mai 1805 zum Legationsrath und den 20. Febr. 1813 zum geheimen Legationsrath ernannt wurde. Außerdem bekleidete er in Regensburg seit 1810 die Stelle eines Assessors bei dem dortigen k. baier. Kreis- und Stadtgerichte, so wie seit 1818 das zweite Direktoriat desselben. Im Jan. 1814 ging er als Begleiter des mecklenb. Ministers v. Plessen in das große Hauptquartier der drei verbündeten Monarchen und nahm Theil an der mit den Ministern derselben, nach zu Troyes gepflogenen Unterhandlungen, zu Chatillon sur Seine vollzogenen Abschließung eines Allianztraktates (Febr. 1822—1824), in welchem die herzogl. Besitzungen und die Souveränität darüber garantirt wurden. Nicht allein, daß sich G. in allen seinen wichtigen Dienstperioden als tüchtiger und thätiger Geschäftsmann bewies, sondern auch seine geschichtlichen Studien nützend, waren seine Mußestunden der theilweise sehr im Dunkeln liegenden Geschichte Regensburgs gewidmet und gern öffnete man dem anerkannten Historiker zu diesem Zwecke die Archive, deren Dokumente allein im Stande waren, Licht über so manches bisherige Dunkel zu werfen. — Vermählt hatte sich G. zu zweien Malen. Zuerst zu Moisall, bei Bützow, den 20. Juli 1799 mit Julie, geb. Haack aus Roloffshagen und nach deren am 27. Okt. 1802 erfolgtem frühzeitigen Ableben verband er sich den 25. Jan. 1805 mit der Schwester derselben, Agneta Haack, die er aber ebenfalls während eines Besuches zu Roloffshagen, den 7. Juli 1808, durch den Tod sich entrissen sah. — — Seine schriftstellerischen Arbeiten, so weit sie uns bekannt geworden, sind folgende: Evangelische Religionsgeschichte des Stifts Straßburg, mit vorzüglicher Rücksicht auf die daselbst erblich gegründeten Domherrenstellen d. herzogl. Hauses Mecklenburg-Schwerin. Schwerin 1794. 2. verm. Aufl. Regensb. 1794. (Auch wieder wörtlich abgedruckt in der „Neuen Monatsschrift von u.

*) Dessen Biogr. s. im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 467.

für Mecklenburg" 1794. Heft 3, 4 u. 5.) — Welche Reichsstände scheinen nach dem Geiste des Lüneviller Friedens die künftige Reichsfriedensdeputation ausmachen zu wollen? Ein Votum aus der Geschichte u. nach dem Bedürfnisse der Zeiten. Am Ende des März 1801. (Ohne Druckort u. anonym.) — Am Grabe meiner ewig geliebten Gattin, Julie Gumpelzhaimer, geb. Haack aus Mecklenburg, vom Herrn Prediger Wißmeier gesprochen u. unseren Freunden zu ihrem Andenken gewidmet. Regensb. 1802. — Zwei Aktenstücke aus den Deputationsprotokollen vom J. 1803 (307—308), die herzogl. mecklenb. Domherrenstellen in Straßburg betreffend, als ein Beitrag zum mecklenb. Staatsrechte, besonders abgedruckt u. mit einer genealog. Tabelle vermehrt von C. G. Gumpelzhaimer, Verfasser der Antwort auf die meckl.-strel. Vorstellung. Ebd. 1803. — Staatsrechtliche Betrachtungen üb. den Unterschied zwischen Polizei- u. Justizsachen, bei Gelegenheit des hochfürstl. Lübeckschen Rekurses gegen den kaiserl. Reichshofrath, die Angelegenheit einer Weidevertheilung betreffend. Ebd. 1805. — Verhandlungen des histor. Vereins f. den Regenkreis. 10 Jahrge. Ebd. 1830—1840. (Der Jahrgang in 3 Heften.) — Regensburgs Geschichte, Sagen u. Merkwürdigkeiten von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, in einem Abriß aus den besten Chroniken, Geschichtsbüchern u. Urkundensammlungen dargestellt. 4 Abth. Nebst einem vollständigen Register u. 3 lithogr. Ansichten. Ebd. 1830, 1837, 1838 u. 1839.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 64. Ernst Christian Gottlieb Haars,

evangel. Prediger zu Mascherode bei Braunschweig;

geboren den 30. Mai 1790, gestorben den 17. Febr. 1841.

H. wurde am genannten Tage zu Schöppenstedt, woselbst sein Vater damals Rektor an der Bürgerschule war, geboren. Nachdem er bei seinem Vater den ersten Jugendunterricht genossen, trat er, nach seiner Konfirmation, bei dem Weinhändler Kellner in Braunschweig in die Lehre, bei dem er 5 Jahre lang blieb und darauf nach Celle in Kondition ging. Hier traf ihn die Konskription und rief ihn in die Reihen der westphäl. Krieger, welche bestimmt waren, für den Unterdrücker seines Vaterlandes, den damals auf dem Höhenpunkte seiner Macht stehenden französ. Kaiser, in Rußland das geträumte Weltreich mit zu erkämpfen. Die Kenntnisse der französ. Sprache, welche H. sich erworben hatte, und der günstige Umstand, daß er, vor seiner Einklei-

dung als Soldat, von einem französ. Sergeanten das nöthige Exercitien erlernt hatte, verschafften ihm den Vortheil, daß er gleich zum Korporal und einige Wochen später zum Fourier in dem Reservebataillon des vierten westphäl. Linienregiments ernannt wurde, das zuerst in Hameln kantonirte, dann nach Kassel marschirte und im April 1812 dem Regimente nach Rußland nachrückte. Am Ende des Jahres 1812 erscholl durch Deutschland die frohe Kunde von dem für den Eroberer so unglücklichen Ausgange des Krieges in Rußland und die Hoffnungen des bedrückten Vaterlandes wurden aufs Neue belebt. Allein die wenigen zerlumpten und durch die Erzählung von dem namenlosen Elend überall das größte Mitleid einflößenden Krieger, welche die Heimath wieder erreichten, ließen vermuthen, daß die unermeßlichen Heerschaaren, welche nicht zurückgekehrt waren, allesammt ihren Tod in Rußlands Eisgefilden gefunden haben mußten. So betrauerte denn auch H.'s Familie den geliebten Sohn und Bruder, von dessen Befinden seit seinem Abmarsche nicht die geringste Nachricht eingetroffen war, als todt. Sein Verlust schien allen gewiß und außer Zweifel zu seyn. Jahre waren verschwunden, als plötzlich, gerade am Begräbnißtage des Vaters, am 9. Juli 1816, unerwartet Kunde von dem längst todt geglaubten H. bei seiner Familie eintraf. Entsetzlich war die Schilderung, welche der verloren geglaubte und wieder gefundene Sohn von seinen in Rußland ausgestandenen Leiden und Drangsalen machte und fast an ein Wunder gränzte die Erzählung seiner Rettung aus der ihm drohenden Todesgefahr. Glücklich und ohne verwundet zu werden, hatte H. den Feldzug mitgemacht, in allen Schlachten, an welchen sein Regiment Theil genommen hatte, ruhmvoll gekämpft, war endlich mit dem Kaiser in die alte Czarenstadt eingezogen und hatte von hier ab dann den Rückzug mit begonnen. Bald war an die Stelle des geordneten Rückmarsches die regelloseste Flucht getreten. Auch das vierte westphäl. Linienregiment war in kurzer Zeit in völliger Auflösung begriffen. An ein Zusammenhalten der Krieger war nicht zu denken. Jeder suchte sich auf eigene Hand, so gut als möglich, zu retten. So geschah es denn, daß H., von nur einem Kameraden begleitet, den Weg nach Deutschland zu gewinnen suchte. Schnell waren die wenigen Kleidungsstücke, mit welchen beide bekleidet waren, zerrissen; nur Lumpen umhüllten den abgezehrten, vor Frost zitternden Körper und immer höher noch stieg die fürchterliche Kälte. Tagelang fanden oft die beiden Leidensgefährten nichts zu essen, da sie nicht wagen durften, sich den Dörfern, welche,

ohnehin gewöhnlich zerstört und ausgebrannt, von den Bewohnern verlassen waren, zu nähern. Dennoch gelang es ihnen stets, wenn die Noth am höchsten gestiegen war, den Hunger zu stillen und wahrhaft rührend ist die Schilderung, welche H. von dem Charakter der Russen machte, wie immer Mitleid gegen die Unglücklichen mit dem Hasse gegen den Feind kämpfte und dennoch stets, auch bei dem niedrigsten Bewohner des Landes, das Erbarmen den Sieg über den Nationalhaß davon trug. Unaufhaltsam drangen die beiden Krieger vorwärts. Unaufhörlich von den Kosacken verfolgt und umschwärmt, wußten sie doch stets denselben glücklich zu entgehen. So erreichten sie eines Abends ein mitten im Walde liegendes Dörfchen. Schon waren sie so entkräftet, daß das Uebernachten im Freien unfehlbar den Tod zur Folge gehabt haben würde. Aufs Gerathewohl gingen sie in das erste ihnen aufstoßende Haus und naheten sich demüthig dem ärmlichen Bewohner der Hütte. Gütig, wie sie es nimmer gehofft, nahm dieser die Unglücklichen auf, erquickte sie mit Speise und Trank, führte sie dann in eine stark geheizte Korndarre und wies ihnen auf Stroh eine bequeme Lagerstätte an. Zum erstenmale nach langer Zeit konnten sie im Warmen ruhen. Am andern Morgen erschien der Wirth, beschenkte sie mit Kleidungsstücken und verband ihre wunden, von Frostbeulen zermarterten Füße, trieb sie dann aber, unerbittlich bei ihrem Flehen, sie noch länger zu beherbergen, mit einem seltsamen Gemische von Zorn und Mitleid aus dem Hause. Nach der ungewohnten Wärme faßte die strenge Kälte die Wanderer nur noch grimmiger. Insbesondere schmerzten die Füße ungeheuer, die Nägel gingen einer nach dem andern ab. In dieser trüben Stimmung, in welcher die Sehnsucht nach dem Heimathlande nur noch stärker erwachte und doch der Tod gewiß schien, fing H. in der Verzweiflung plötzlich zu singen an: „Es kann ja nicht immer so bleiben." Und es blieb auch nicht so. Der Gesang hatte in der Nähe befindliche Feinde auf die Flüchtlinge aufmerksam gemacht. Ehe die Bestürzten einen vor ihnen liegenden Wald erreichen konnten, waren sie vom Feind umringt. Da sie auf dessen Anrufen nicht stehen blieben, wurde nach ihnen geschossen. Bei dem dritten Schusse wälzte sich H.'s Unglücksgefährte in seinem Blute; bald sank auch H., von einer Kugel in das linke Knie getroffen, in den Schnee. Seine Besinnung schwand und Todesschlaf umhüllte seinen Geist. Doch er sollte wieder erwachen zu einem qualvollen Daseyn. Ein mitleidiger Bauer, der kurz nach dem Vorfalle die Straße fuhr, hatte den vom Feinde bis aufs Hemd

ausgeplünderten H. gefunden, noch Leben in ihm bemerkt und ihn nach einem benachbarten Kloster der barmherzigen Schwestern gebracht. Als H. wieder zur Besinnung kam, fand er sich in einem weichen Bette; Hände und der rechte Fuß waren in große Becken mit eisigem Wasser getaucht; ihn umringten schwarze Gestalten mit weißen Gürteln und silbernen Krucifixen und geboten ihm, wenn er nicht alle Rettung unmöglich machen wollte, fortwährend Ruhe. Dabei ließen die Nonnen ihm, so wie noch 14 anderen im Kloster befindlichen verwundeten Gefangenen, von denen später 8 durch den Tod von ihren Qualen erlöst wurden, die größte Hilfe und liebevolle Behandlung angedeihen. Und es that wahrlich Noth, denn der Einfluß, welchen der Frost auf H.'s Körper ausgeübt hatte, war über alle Maasen schrecklich. Die Nägel lösten sich von den schwarzen Händen und Füßen, das Fleisch mußte mit Scheeren weggeschnitten werden. H. sah fast einer menschlichen Gestalt nicht mehr ähnlich. Plötzlich hörten alle Schmerzen auf, ein gänzliches Nachlassen aller Kräfte stellte sich ein, H.'s Sinne wurden aufs Neue umdüstert und er lag 8 Tage lang ohne Bewußtseyn. Endlich erwachte H. aus seinem todesähnlichen Schlummer, doch nur um zu hören, daß sein linkes Bein unrettbar verloren sey und er, wenn er noch ferner leben wolle, sich der Amputation desselben unterwerfen müsse. Dazu wollte sich H., der ohnehin nicht mit dem Leben davon kommen zu können glaubte, nicht entschließen. Keine Vorstellungen des Wundarztes, keine Bitten der Nonnen waren im Stand, ihn zu vermögen, zu der Operation seine Zustimmung zu geben. Unwillig verließ ihn endlich der Arzt, indem er mit den Worten schied: „So bereite Dich zum Tode." In dieser trüben, hoffnungslosen Lage jammerte H. nach einem Prediger seines Glaubens. Mit Schrecken erfuhr er, daß der nächste protestantische Geistliche 20 Meilen weit entfernt wohne. Nun bestürmten ihn seine Leidensbrüder, einen katholischen Priester, welcher französisch sprach, herbeirufen zu lassen. Dieser, ein ehrwürdiger Greis, kam, wurde aber durch Vorurtheile, welche es ihm bedenklich machten, einem Protestanten Beistand zu leisten, daran gehindert, H. den gehofften Trost zu ertheilen. Desto eifriger nahmen die Nonnen sich dessen an. Zu keiner Zeit verließen sie das Bett des Unglücklichen und lasen demselben fortwährend aus einem Buche religiösen Inhalts in französ. Sprache vor. Durch Anwendung einfacher Naturmittel wußten sie dem schnellen Weiterdringen des Uebels Einhalt zu thun. Bald besserte sich das Bein merklich. H. schöpfte neue Hoffnung. Allein

wer beschreibt das freudige Entzücken desselben, als eines Morgens die Priorin nach Besichtigung der Wunde ausrief: „Der Herr hat geholfen, Du bist außer Gefahr!“ Und so war es. Nachdem H. 12 Wochen lang ununterbrochen mit den schrecklichsten Qualen gekämpft hatte, fing der Körper an neue Haut, Hände und Füße neue Nägel zu bekommen. Endlich, nach langem Dulden, konnte H. zum ersten Male das Bett verlassen und mit Hilfe zweier Krücken in die geheizte Kapelle des Klosters hinken, in welcher er, von heißem Dankgefühle gegen den Höchsten durchbebt, die Messe hörte, welche wegen seiner glücklichen Genesung gehalten wurde. Von nun an besserte sich H.'s Zustand täglich mehr und mehr. Durch ununterbrochenes Baden verlor sich die Geschwulst und endlich konnte H. ganz ohne Krücke gehen. Entblößt von Allem, konnte H. seine innige Dankbarkeit nur dadurch beweisen, daß er den Nonnen des Klosters, auf deren Wunsch, Unterricht in der deutschen Sprache ertheilte. — Doch seine Leiden waren nicht geendet, er war nicht frei, er war Kriegsgefangener. Bald erschien der Befehl, durch welchen alle genesenen Gefangenen nach den verschiedenen Distriktsstädten beordert wurden. Ungern entließen die barmherzigen Schwestern ihren Pflegling; mit schwerem Herzen, unter den wärmsten Thränen der Dankbarkeit verließ H. seine Lebensretterinnen, die ihn zum Abschiede mit wärmenden Kleidungsstücken und selbst mit Reisegeld versahen. In Dünnburg, wo sich alle am Leben gebliebenen Gefangenen, etwa 4000 Mann, einfinden mußten, wurde H. beim Schanzenaufwerfen verwendet. Doch währte diese thränenvolle Lage nicht lange. Ein russischer Edelmann lernte hier H. kennen, bemerkte seine Bildung und wußte es bei dem russ. Gouvernement zu veranlassen, daß er H. zu sich nehmen und ihn als Lehrer seiner Kinder benutzen durfte. Auf dem Gute des braven Mannes unweit Witespk in Dolza verlebte H. eine ruhige, angenehme Zeit und hier erst, nach jahrelangem Schweigen, war es ihm möglich, seiner Familie Nachricht von seinem Leben und seiner Lage zu geben. Endlich gelang es ihm, nach langem Bemühen, seine Freilassung zu bewirken; er eilte nach dem Vaterland und traf daselbst am 6. Juli 1817 ein. Was sollte er nun hier beginnen? An der Fortsetzung seines erlernten Geschäfts hinderte ihn seine Kniewunde, da er doch nur immer am Stock, ohne zu hinken, gehen konnte. Eine Anstellung zu finden, war nicht denkbar, da die, welche im Befreiungskriege mit gefochten hatten, gerechtere Ansprüche geltend machten. So entschloß sich denn der fast 30jährige Mann, auf Zureden seiner

Freunde, Theologie zu studiren. Er ging nach Braunschweig, wo ihn sein früherer Lehrherr freundlich aufnahm und ihm unentgeldlich Wohnung und Kost gab. Durch unglaublichen Fleiß gelang es ihm, in den ihm bis dahin gänzlich unbekannten Wissenschaften rasche Fortschritte zu machen. Wo er ging und stand, lernte er Vokabeln, seine Nägel waren fortwährend mit Jahreszahlen aus der Geschichte beschrieben, in seiner Mütze steckte stets ein lateinischer Klassiker. Seine Freunde und jüngeren Genossen unterstützten ihn treulich in seinen unermüdlichen Anstrengungen und so geschah denn das Unglaubliche, daß H. schon um Ostern 1819 die Universität Göttingen besuchen konnte. Eine kleine Schrift, die Früchte seiner Mußestunden, in welcher er rührend einfach seine Schicksale in Rußland beschrieben hatte und welche viel gekauft wurde, hatte ihm eine kleine Baarschaft gegründet, durch welche er in Göttingen existiren konnte. Hier hörte er die Vorlesungen von Stäudlin, Plank, Trefurt, Pott und Andern, deren Liebe und Achtung er sich in hohem Grade zu erwerben wußte und welche ihn, namentlich der Letztere, recht oft thätig unterstützten. Kurz nach seinem Abgange von Göttingen hatte H. die Freude, daß in der Preisvertheilung vom 4. Juni 1822 einer von ihm eingereichten Ausarbeitung aus der praktischen Theologie die Hälfte des Preises zuerkannt wurde. Nach dem Heimathlande zurückgekehrt, wurde H. gleich nach ehrenvoll überstandenem Examen, noch im Sommer 1822 als Hilfsprediger nach Berklingen, einem Dorfe bei Schöppenstedt, gesendet. Hier glaubte er in der jüngsten Tochter des dortigen Pastors Scholz eine treue Lebensgefährtin gefunden zu haben und schon am 9. Jan. 1823 vermählte er sich mit derselben. Nach dem Tode seines Schwiegervaters wurde H. am 1. April 1827 als Prediger nach Mascherode, einem eine Wegstunde von Braunschweig entfernt liegenden Dorfe, versetzt. Hier, wo er zugleich Seelsorger der nach Mascherode eingepfarrten Gemeinde Klein-Schöppenstedt war, wußte er sich bald die Liebe und Zuneigung der Gemeindemitglieder in hohem Grade zu gewinnen. Treu und gewissenhaft versah er sein Amt als Prediger und ein nachahmungswürdiges Beispiel war er vielen seiner Amtsgenossen als Seelsorger. Bis zu seinem Tode war er Allen, die seinen Rath suchten, ein liebevoller, umsichtiger Rathgeber. Mancher Streit in der Familie wurde durch ihn geschlichtet, viel Gutes gefördert, eben so viel Böses verhindert. In häuslichen, wie in wirthschaftlichen Beziehungen schlug er unaufhörlich Verbesserungen vor und ging selbst mit gutem Beispiele voran, suchte den Land-

wirthen die Vermehrung ihres Viehstandes als Verbesserung ihres Besitzthums einleuchtend zu machen und sie zum Anbaue besserer Futterkräuter aufzumuntern. Besondere Sorgfalt widmete er aber den Kranken seiner Gemeinde. Eigne Leiden hatten ihn gelehrt, wie wohlthätig eine menschenfreundliche Theilnahme auf den Leidenden wirkt. Stets sorgte er für baldige ärztliche Hilfe, begleitete jedesmal den herbeigerufenen Arzt, schrieb regelmäßig jeden Morgen einen ausführlichen Bericht an den Arzt über das Befinden des Kranken, um gleichmäßig dem Doktor den weiten Weg und dem Kranken die Kosten zu ersparen, ließ in seinem Hause passende Speisen für den Patienten zubereiten und konnte gemeiniglich nur dann ruhig essen, wenn er wußte, daß für den Kranken gesorgt sey. Nie war H. zu bewegen, das Dorf zu verlassen, wenn in demselben ein Kranker schwer darniederlag. Leidenden beizustehen, hielt H. für seine schönste Pflicht. Aber H. hatte auch seine Schwächen und war nicht selten in seinen Ansichten verkehrt und schroff. Namentlich zeigte sich dieses in seinem Verhältniß im Hause, gegen seine Frau. Bei aller liebevollen Freundlichkeit war er oft gegen sie auffahrend und rauh. Ihr räumte er keine Rechte ein und doch that es ihm wehe, wenn sie seiner eigenwilligen Heftigkeit wegen grollte und noch mürrisch war, wenn er längst Alles vergessen hatte. Auch schmerzte es ihn, daß es ihm, dem großen Kinderfreunde, nicht vergönnt war, selbst die Freuden des Vaters zu genießen. Und doch liebte H. seine Frau auf der andern Seite recht innig und bewies ihr, als sie erkrankte und nach langem Leiden an der Wassersucht starb, während ihrer Krankheit die größte Aufmerksamkeit und Besorgniß. Ihr Tod ging ihm sehr zu Herzen und er fühlte tief, was er verloren. Umstände, welche H. nicht zu umgehen vermochte, nöthigten ihn bald, sich zum zweiten Male zu verheirathen. Eine Schwestertochter seiner verst. Ehefrau gab ihm Ersatz für Manches, was er in der ersten Ehe entbehren mußte. Mit dieser Gattin führte H. eine wahrhaft musterhafte Ehe. Groß war seine Freude, als sie ihm eine Tochter gebar. Leider sollte H. dieses stille Glück nicht lange genießen. Im Anfange des Sommers 1840 fing er an über Schmerzen im Kopf und über Gedächtnißschwäche zu klagen. Geistige Anstrengungen wurden ihm schwer, so daß er kaum eine Predigt ausarbeiten konnte, das Memoriren derselben aber gänzlich aufgeben, sich auch von den Synodalarbeiten dispensiren lassen mußte. So verging der Herbst und die erste Hälfte des Winters, während welcher Zeit der weite Weg zu seiner Filialgemeinde ihm große Anstrengungen ver-

ursachte, zumal er glaubte, daß er den Weg am wenigsten beschwerlich zu Fuße machen könnte. So ging er auch am 10. Jan. 1841 im tiefen Schnee nach Klein-Schöppenstedt. In der Kirche fühlte er die Folgen seiner Unbedachtsamkeit. Es war ihm nicht möglich, die Predigt zu halten. Krank kehrte er nach Hause zurück. Am Morgen des 12. Januars traf ihn plötzlich ein Nervenschlag im Gehirn. Zwar erholte er sich noch einmal und das Leben, welches schon entflohen zu seyn schien, kehrte wieder, doch nur um die Hoffnungen der Seinigen schmerzlich zu täuschen. Nach 3 Wochen wiederholte sich der Schlagfluß und raubte ihm Sprache und Besinnung. Eine hinzugekommmene Gehirnentzündung machte am obengenannten Tage seinen Leiden ein Ende. Seine Gattin konnte ihm in den letzten Tagen keine Hilfe reichen, denn sie gebar einige Tage vor seinem Tode ein gesundes Söhnchen.

65. Franz Anton Ender,

pens. Direktor des kathol. Gymnasiums zu Groß-Glogau;

geb. d. 2. Febr. 1774, gest. d. 18. Febr. 1841 *).

Ender, geboren zu Alt-Lomnitz Habelschw. Kreis, begann seine Gymnasialstudien zu Glatz, von wo er 1792 die Leopoldina in Breslau bezog, um sich der Philosophie zu widmen. Drei Jahre darauf ging er zur Theologie über und trat am 1. Nov. 1797 in das königl. kathol. Schuleninstitut. Den 1. Juni 1800 wurde er Prediger in Sagan, den 1. Jan. 1801 Lehrer am katholischen Gymnasium daselbst und zu Ostern desselben Jahres Professor am katholischen Gymnasium in Glogau, an welchem er seit dem Juni 1820 das Direcktorat interimistisch verwaltete, bis es ihm den 1. April 1821 definitiv übergeben ward. Seit dem Herbste des Jahres 1839 in Ruhestand versetzt, lebte er in Zurückgezogenheit fortdauernd zu Glogau, wo am oben genannten Tag in Folge eines Schlagflusses sein Tod eintrat. In seinem Testamente hat er dem katholischen Gymnasium in Glogau und dem Konviktorium in Glatz Vermächtnisse ausgesetzt. — Außer mehreren Gelegenheitsgedichten ließ E. folgende Schulschriften drucken: Gegenwärtiger Zustand des k. kathol. Gymnas. zu Gr.-Glogau. Glogau 1820. — Ueb. d. Stand d. Religionslehrer an dem k. kath. Gymnas. in Schlesien. Ebd. 1821. — Quam caute rerum scriptoribus habenda sit fides, examine in Gregorii VII. P. M. adversarios instituto, juvenes ad academiam proficiscentes monuisse voluit. Ibid. 1822. — Zur Geschichte des k. kath.

---

*) Schles. Prov. Bl. 1841.

Gymnas. in Groß-Glogau. Von seiner Errichtung 1626 bis 1653. Ebend. 1823. — Die Fortsetzung von dem J. 1654—1740. Ebd. 1824. — Die Vorstädte Glogaus im 16. Jahrhunderte. Ebd. 1825. — Nekrolog des Prälaten u. k. Konsistorialrathes Dr. Scheyde *). Ebd. 1830. — Auch hat E. an dem anonym erschienenen Werke „Schlesien wie es ist, von einem Oesterreicher" (3 Bde. Berlin 1806) mitgearbeitet.

* 66. Friedrich Kramer,

pens. Oberstlieutenant zu Gießen;

geb. d. 10. Jan. 1782, gest. d. 18. Febr. 1841.

K. war in Hohn, Provinz Starkenburg, $1\frac{1}{2}$ Stunde von Darmstadt, von wohlhabenden Landleuten geboren und blieb bei denselben, sie in ihren ländlichen Verrichtungen mit Freude und Eifer unterstützend, bis in sein 18. Lebensjahr. — Im J. 1800 wurde er zu dem hess. Militärdienste gezogen und dem Garderegimente Chevauxlegers zugetheilt, in welchem er sich durch Ordnung, Pünktlichkeit und solides Betragen sehr bald die Liebe und das Vertrauen seiner Vorgesetzten erwarb, so daß er schon als Gemeiner mit mancherlei Geschäften beauftragt wurde, welche gewöhnlich Unterofficiere zu versehen haben. 1804 avancirte er zum Korporal. Als solcher machte er die Feldzüge von 1806 und 1807 in Preußen mit und nahm, außer an vielen anderen Gefechten, auch Theil an der glänzenden Waffenthat gegen die feindliche Kavallerie bei Marienwerder und Gardensee und erhielt später wegen seines guten Benehmens bei dieser Gelegenheit das Ritterkreuz des hess. Verdienstordens. — Der Entschluß, sein Leben ganz dem Militärstande zu widmen, wurde bei ihm reif, theils durch eigne Liebe zu demselben, theils durch Zureden seiner Freunde und Vorgesetzten, welche in ihm einen tüchtigen Soldaten erkannt hatten, so daß er nach beendigter Dienstzeit seinen Abschied nicht nahm, sondern bei dem Regimente blieb. — Im J. 1809 wurde er Wachtmeister, nahm als solcher an dem österr. Feldzuge Theil und wohnte allen Gefechten und Treffen desselben bei, so wie auch den großen Schlachten bei Aspern, Eslingen und Wagram unter dem Kommando des französ. Divisionsgenerals Marola. — Im J. 1812 avancirte er zum Sekondlieutenant, machte aber den russ. Feldzug aus dem Grunde nicht mit, weil er beim Depot in der Garnison verwendet wurde. — Im April 1813 marschirte er mit der ersten Division des Garderegiments

*) Siehe N. Nekr. 5. Jahrg. S. 1094.

Chevauxlegers nach Sachsen ab und nahm bis zum Waffenstillstand an allen Gefechten Theil, welchen die Division beiwohnte. Nach Ablauf des Waffenstillstandes, nach mehreren Gefechten und der Schlacht bei Jüterbock oder Dennewitz wurde er kommandirt, von Torgau aus das Depot und die Bagage des Regiments nach Darmstadt zurückzubringen und war so glücklich, den größten Theil der Mannschaft und Bagage, trotz mehrerer nicht unbedeutender Gefechte mit Streifreiterkorps der Russen und Preußen, zu retten. Während des Waffenstillstandes 1813 erhielt er das Kreuz der französ. Ehrenlegion. Den Treffen und Schlachten bei Wartenburg, Leipzig und Hanau konnte er nicht beiwohnen, weil er nach Darmstadt kommandirt war. — Im J. 1814 und 1815 wurde das Regiment Garde-Chevauxlegers größtentheils zur Blokade bei Mainz verwendet; auch K. nahm an derselben Theil und wurde später mit einem Kommando nach Speyer verlegt. Nach dem zweiten Frieden von Paris kehrten sämmtliche zum Regimente gehörende Leute in ihre Garnisonen zurück und K. war nach und nach in Bensheim, Pfungstadt, Bessungen, Darmstadt und Butzbach stationirt. Seine weiteren Avancements sind folgende: 1815 zum Premierlieutenant; 1820 zum Rittmeister 3. Klasse; 1822 zum Rittmeister 2. Klasse und 1831 zum Rittmeister 1. Klasse; 1834 zum charakterisirten und 1835 zum wirklichen Major. Durch die vielen beschwerlichen Feldzüge war die Gesundheit K.'s, trotz ausgezeichneter Mäßigkeit und Ordnung in moralischer und diätetischer Beziehung, geschwächt und namentlich hörte er seit einigen Jahren schlecht, so daß er oft das Kommando nicht mehr verstehen konnte. Dies bewog ihn, im J. 1839 um seine Pensionirung einzukommen, welche ihm auch mit dem Titel „Oberstlieutenant" zu Theil wurde und nur sehr ungern schied er aus einem Dienste, welchem er seine besten Kräfte und Lebensjahre geweiht hatte. Nach seiner Pensionirung zog er nach Gießen, um bei einem dort studirenden Sohne zu seyn; seine Gesundheit fing aber an immer mehr zu wanken und am oben genannten Tage endigte ein Schlaganfall sehr schnell, zur Trauer seiner Familie und Freunde, sein Leben, nachdem ein 3 Wochen vorher stattgehabter Schlaganfall scheinbar glücklich ohne alle Folgen vorübergegangen war. — Verwundet wurde er nie und die Vorsehung führte ihn stets unverletzt aus allen Gefahren, denen er sich nie entzog. — Das großh. hess. Militärdienstehrenzeichen erhielt er im J. 1834, so wie die Feldzugmedaille im J. 1839. Was seinen Charakter als Mensch, Gatte, Vater, Freund und Staatsdiener betrifft, so war er streng moralisch, hielt ohne Grübeleien an den Lehren seiner Jugend, ließ sich nie

durch das wilde Leben des Lagers zu Ausschweifungen irgend einer Art verführen; war ein treuer Gatte, ein besorgter zärtlicher Vater, ein zuverlässiger Freund, im Dienste streng, gewissenhaft und menschlich; als Vorgesetzter gerecht und ein Vater seiner Untergebenen, so daß er noch lange bei Allen, welche ihn kennen lernten und in irgend einer Berührung mit ihm standen, als ein Ehrenmann in gesegnetem Andenken bleiben wird. — Er hinterläßt seine trauernde Witwe, eine verheirathete Tochter und zwei Söhne, von denen der älteste jetzt Lieutenant in dem Regimente Garde-Chevauxlegers ist, worin sein Vater 40 Jahre lang diente; der jüngste studirt Medizin auf der Landesuniversität Gießen. —

67. Gottlob Wilhelm Werner,

emer. Oberstadtschreiber, Ritter des k. s. Civilverdienstordens, zu Leipzig;

geb. im Jahr 1766, gest. d. 20. Febr. 1841 *).

W. war zu Luckau in der Niederlausitz geboren, wo sein Vater eine kleine Stelle beim dortigen Rathe bekleidete. Der Sohn besuchte die gelehrte Schule der Anstalt, in deren Singechor er auch eintrat. Schon damals knüpfte er Bekanntschaften mit Jünglingen, mit denen vereint er später zum Wohle Leipzigs, wo sie sich wiederfanden, wirken sollte. W. selbst kam im Jahr 1787 nach Leipzig, um sich daselbst dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Nicht ohne Vortheil für seine Bildung mochte es seyn, daß er hier der Amanuensis des Dr. Biener **) wurde. Noch in späten Jahren erinnerte sich dieser Letztere mit vieler Theilnahme des ehemaligen Schülers und treuen Genossens und gab dies W. in seiner eigenthümlichen Manier oft mit vieler Herzlichkeit zu erkennen. — Umsonst suchen wir in langen Verzeichnissen, welche uns diesfalls vorliegen, nach dem Jahre, in welchem W. die Universität verließ. Am 3. Oktbr. 1795 erscheint er beim Leipziger Stadtgericht als Gerichtsnotar, mit welcher Benennung damals der dritte Aktuar bei der gedachten Behörde bezeichnet wurde. Am 22. März 1802 wurde er vorläufig dem Stadtschreiber Pernitzsch substituirt, jedoch ohne Hoffnung auf Nachfolge und unter der Benennung als zweiter Aktuar. Schon im folgenden Jahr, am 1. August 1803, wurde er, diesmal cum spe succedendi, Viceoberstadtschreiber und nachdem am 15. Febr. 1811 Pernitzsch in die Gruft gesenkt worden war, rückte er in dessen Amt ein. Die nun-

---

*) Leipziger Tageblatt 1841, Nr. 56.

**) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. d. N. Nekr. S. 967. u. im 7. Jahrg. S. 32.

mehr beginnende Hauptperiode von W.'s Thätigkeit für die Stadt, welche mit in die schwierigsten Zeiten Leipzigs fiel, dauerte ununterbrochen bis zum Jahr 1830. In diesem Jahr (am 15. Oktbr.) reichte W. sein Gesuch um Entlassung und Pensionirung ein. Daß bei der Wandelung alter Verhältnisse in neue, wodurch große Arbeitslasten auf die städtische Beamtenwelt gewälzt wurden und noch auf ihr ruhen, ein Mann, der das Bewußtseyn in sich trägt, so lange Jahre seinem Berufskreise redlich in jeder Beziehung vorgestanden zu haben, sich für sein Greisenalter eine ehrenvolle Muße wünscht, ist ihm gewiß nicht zu verargen. Dem verdienten W. wurde die Gewährung seines Gesuchs auf die ehrenvollste Weise. Allein gänzlich ruhen konnte sein thätiger Geist nicht. Und so finden wir ihn, als Vermittler des Alten mit dem Neuen, für das Wohl der Stadt, für das Wohl des Landes anspruchslos, doch auf die wirksamste Weise beschäftigt. Selbst mehre Aemter, wie die Mitgliedschaft bei der im Steuerwesen zu Leipzig vorkommenden Meßdeputation und bei der Gymnasialschulkommission, bekleidete er noch in seinen letzten Lebensjahren, bis ihn das immer höher steigende Alter bewog, auch diese Aemter aufzugeben. Jedem Gemeinnützigen hold, war er auch Mitglied der Leipziger ökonomischen Gesellschaft. W.'s vielfache Verdienste um Stadt und Vaterland wurden durch den König ehrend anerkannt und ihm das Ritterkreuz des k. s. Civilverdienstordens verliehen. Uebrig blieb noch, der Anspruchslosigkeit, der Bescheidenheit des Verewigten zu gedenken, wovon er noch im Tod ein rühmliches Beispiel gab. Wohl hätten die letzten dem verdienten Manne zu erweisenden Ehren von der Art seyn mögen, daß sie ein lautes und kräftiges Zeugniß ablegten von der Bereitwilligkeit, mit welcher Leipzig seine verdienten Männer ehrt. W. aber war einer von denen, die äußern Prunk nicht liebten und der bei allem, was geschah, die Frage vorausgehen ließ: Warum und zu welchem Entzweck geschieht das? Daher lautete gleich die erste Bestimmung seines letzten Willens: „Was meine Beerdigung anlangt, so so soll der Sarg höchstens acht Thaler kosten *); die Beerdigung soll früh, mit der Leichenkutsche ohne alle Begleitung erfolgen, außer wenn ein oder der andere meiner Neffen eben in Leipzig ist, stelle ich in deren Willkühr mitzufahren; auch verbiete ich meinen Blutsverwandten alle äußere Zeichen der Trauer." Wollte man also den Verstorbenen wahrhaft eh-

---

*) Welche Mahnung in Bezug auf den Luxus, der jetzt in dieser Hinsicht getrieben wird!

ren, so mußte man seinen so bestimmt ausgesprochenen Willen achten und wie es auch geschehen, jeden unmittelbaren Schritt in dieser Beziehung unterlassen. Aber Gefühle der Liebe und Verehrung leiteten dessenungeachtet die achtungswerthesten Männer zu W.'s letzter Ruhestätte. Dem treuen Diener des Vaterlands riefen Kreisdirektor Dr v. Falkenstein und Superint. Dr. Großmann Worte der Weihe nach.

* 68. Daniel Wilhelm Neugebauer,

Kaufmann und Armendirektor zu Breslau;

geboren d. 17. Aug. 1787, gestorben d. 21. Febr. 1841.

Er ward zu Dittmansdorf bei Frankenstein in Schlesien geboren; sein Vater, dortiger evangelischer Pfarrer, unterrichtete ihn selbst mit vier seiner ältern Geschwister, denen noch vier andere folgten, bis sich mehr Neigung zum praktischen Leben, als für Wissenschaft entwickelte, so daß er bei einem Kaufmann in der benachbarten Stadt Reichenbach die Handlung erlernte. Sein Fleiß und seine Rechtlichkeit erwarben ihm bald das unumschränkte Vertrauen seines Prinzipals, so daß er nach überstandener Lehrzeit durch denselben in einem bedeutenden Handlungshause zu Breslau sein ferneres Unterkommen fand und sich hier bald eben so vortheilhaft empfehlen konnte. Nach dem Tode des Chefs des Hauses setzte er die Geschäfte desselben fort, welche er — bewogen durch die damaligen Handelskonjunkturen — einige Jahre später niederlegte. Von dieser Zeit an widmete er sich ganz dem Dienste der Stadt und ward von seinen Nachbarn und Allen, die mit ihm in Berührung kamen, wegen seiner großen Menschenfreundlichkeit und Theilnahme an fremder Noth, allgemein geliebt. Man hat so oft behauptet, daß nur in England so reiche Leute vorhanden wären, daß alles Gemeindewesen ohne besoldete Beamte verwaltet werden könne und daß die gesammte innere Verwaltung des großen und mächtigen Königreiches von Männern betrieben wird, die nur um Gutes zu thun oder der Ehre wegen sich den mühsamsten Arbeiten unterziehen, wenn sie durch das Zutrauen ihrer Mitbürger zu einem Amte berufen werden. Wenn man in unsern Ländern für alles besoldete Beamte haben muß und die treffliche Darstellung der Verwaltung Großbritanniens durch den Oberpräsident v. Vinke liest, so meint man in einem Romane zu lesen, oder man hört wenigstens den Einwand, daß sich bei uns Niemand dazu hergeben würde, sich für das Gemeindewesen aufzuopfern. Unser N. hat diese allgemeine Redensart widerlegt; er hat ganz für das Wohl

seiner Mitbürger gelebt und ohne Besold gewirkt. Schon im Jahr 1816 wählten sie ihn zum Bezirksvorsteher. In diesem Ehrenamt unterzog er sich bald mit den größten Opfern den Verpflichtungen, die Lage der in seinem Bezirke wohnenden Hülfe suchenden Armen zu prüfen und zuvörderst sein Augenmerk darauf zu richten, ob nicht Verwandte vorhanden, die allererst zu ihrer Unterstützung verpflichtet sind. In Ermangelung deren überzeugte er sich mit eigenen Augen, ob und wie viel der Arme sich durch seiner Hände Arbeit zu verdienen im Stande oder ob körperliche Gebrechen ihn dazu unfähig machten. In letzterm Falle schlug er die Summe der zu gewährenden monatl. Unterstützung vor und reichte dies seiner vorgesetzten Behörde zur Bestätigung ein. Allmonatlich vertheilte er an die Armen seines Bezirks, im Beiseyn des Bezirksdirekters u. s. w., die Geldbeträge; hatte bei Krankheiten Atteste zur Aufnahme in das allgemeine Krankenhaus auszustellen und den etwaigen Nachlaß verstorbener Armen zu inventiren, zu versiegeln und darüber höhern Orts zu berichten u. s. w. — Neun Jahre lang verwaltete N. diesen Posten zur vollen Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde. Später wurde er von derselben zum Armenbezirksdirektor gewählt. Als solcher hat er stets von allen, was das Armenwesen der ihm zugetheilten Bezirke betrifft, genau Kenntniß zu nehmen sich beeifert; die monatlichen Vertheilungslisten kontrolirt, die Kasse zur Auszahlung der benöthigten Summen an die betreffenden Bezirksvorsteher angewiesen und den monatlichen Allmosenvertheilungen ununterbrochen beigewohnt. Diesen Posten bekleidete unser N. neben den ihm noch übertragenen anderweiten Functionen bis zu seinem Lebensende. Im Jahr 1822 wurde er von den Wählern seines Bezirks mit großer Stimmenmehrheit zu ihrem Vertreter bei der Stadtverordnetenversammlung erwählt und obgleich ihm, der schon ein städtisches Amt verwaltete, das Recht zustand, diese Watl abzulehnen, so that er dies nicht nur nicht, sondern fand vielmehr darin einen neuen Beweis von Vertrauen und bot Alles auf, dasselbe auch zu rechtfertigen. Zuvörderst machte er sich mit der Stadtordnung und dann mit denjenigen Theilen des Kommunalwesens, die ihm bisher noch fremd waren, genau bekannt und scheute sich nicht, vorgefundene Mißbräuche in den Sitzungen der Stadtverordneten zur Sprache zu bringen und sie so zu beseitigen; kurz er war ganz das, was sich der große Gesetzgeber der preuß. Städteordnung von 1808 unter einem Stadtverordneten gedacht hatte: nämlich ein wahrer Vertreter des Kommunalwesens. Nur zu bald erkann-

ten dies auch seine Mitbürger und wählten ihn daher nach Ablauf der gesetzmäßigen ersten 3 Jahre wiederum auf fernere 3 Jahre, welches sich — was fast beispiellos ist — noch fünf Male wiederholte, so daß er dieses ehrenvolle Amt 19 Jahre ununterbrochen bekleidete. Während dieser langen Reihe von Jahren lernte er die ganze Verwaltung gründlich kennen und so konnte es auch nicht fehlen, daß er Mitglied verschiedner Deputationen derselben wurde. Besonders war es die Baupartie, deren Beaufsichtigung er sich mit wahrer Liebe, ja sogar mit eigener Aufopferung unterzog, indem er früh und spät, weder Wind noch Wetter, weder Geld noch gute Worte scheute, um ein vorgestecktes Ziel zum Vortheil der Stadt zu erreichen. Nichts konnte ihn mehr erbittern, als wenn besoldete Beamte für irgend eine ihnen übertragene Nebenarbeit Remuneration verlangten und empfingen. Solchen Forderungen widersetzte er sich aus allen Kräften und als ein dergl. Beamter mit der ihm gereichten Remuneration nicht zufrieden war und sie verdoppelt wissen wollte, so übernahm er freiwillig und unentgeldlich jene Arbeit: nämlich die Revision der monatlichen Listen der sämmtlichen städtischen Freischulen und Armenschulen. Die Menge der Arbeiten, deren er sich hierdurch unterzog, war nicht gering und wenn er schon bisher im Interesse seiner Mitbürger den größten Theil des Tages thätig war, so mußte er jetzt jeden Monat mehrere Nächte opfern, um der freiwillig übernommenen Verbindlichkeit zu genügen. Er mußte nämlich alle Monate die namentlichen Listen der Schüler aller Frei- und Armenschulen mit den Büchern vergleichen, die Schulgelderrechnungen der Lehrer prüfen und die Kämmereikasse zur Zahlung anweisen; ebenso die Rechnungen über Lehrmittel, Brennmaterial u. s. w. Vor der Aufnahme neuer Schüler mußte er genaue Erkundigungen einziehen, ob sie der Freischule bedürften oder nicht; im ersten Falle hatte er das Kind einer Klasse der betreffenden Schule zu überweisen; ferner wohnte er den alljährlichen Prüfungen der sämmtlichen Schulen jedesmal regelmäßig bei. Unser menschenfreundlicher N. begnügte sich aber damit nicht allein, sondern suchte auch die Schullokale zu verbessern. Bei der ungewöhnlichen Vermehrung der Schüler mußte für geräumigere Lokale gesorgt werden, deren Beschaffung er sich mit unermüdlicher Sorgfalt und Umsicht angelegen seyn ließ; auch wurden in zwei Bezirken auf Kosten der Kommun zwei neue höchst geräumige Schulgebäude mit Lehrerwohnungen unter seiner speciellen Aufsicht erbaut. Wurde ihm auch sonst keine höhere Auszeichnung zu Theil, so lag dies vielleicht daran, weil er dem Einen oder dem

Andern nicht Recht gethan hatte; dennoch aber empfing er ein schönes Zeichen der Liebe und Achtung, welches hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Sämmtliche Lehrer der städtischen Frei- und Armenschulen ließen ihm nämlich durch eine Deputation aus ihrer Mitte ein geschmackvoll gearbeitetes silbernes Gefäß mit der Aufschrift: „Aus Achtung" zum Zeichen ihrer Verehrung überreichen. Seine Thätigkeit bestand also nicht blos im Schreiben und Wiederschreiben, sondern er war den ganzen Tag selbst überall; bald beaufsichtigte er einen Bau, bald wohnte er einer besondern Kommission zur Prüfung irgend eines wichtigen Gegenstandes bei und als er in dem durch seine Nervenfieber so gefährlichen Frühjahr 1841 abermals so krank war, daß man ihn bat, nicht auszugehen, sondern zu Hause zu bleiben, so sagte er: ich muß ja fort, es sind Materialien abzunehmen und er ging! Auch noch am folgenden Tage konnte er dem innern Drange, der Baudeputation beizuwohnen, nicht widerstehen, war aber so schwach, daß er früher zu Hause gehen mußte. Bei seiner Rückkehr legte er sich auf das Sterbebett, wo binnen 14 Tagen ein nervöses Fieber seinem rastlosen uneigennützigen Streben ein Ziel setzte. Sein Leichenzug glich nicht dem eines unbedeutenden Kaufmanns in einer großen Stadt, wo es an Vornehmen und Reichen nicht fehlt, sondern dem eines der ersten Notabilitäten der Stadt. Man hatte hier Militärs, man hatte Grafen und hohe Beamtete zu Grabe getragen, aber eine so allgemeine Theilnahme sah man nie. Zwar lagen auf seinem Sarge keine Orden und hohe Titel verkündeten nicht die Anerkennung seines wohlthätigen Wirkens, denn nie hat er um die Gunst der Großen gebuhlt, nur der Armuth, den Witwen und Waisen war er zugewandt gewesen. Für sich hatte er nie etwas gewollt; Vermögen wünschte er sich nicht, vielmehr fand er darin einen hohen Genuß, durch Geschenke andern Freude zu machen. Ohne bedeutendes Vermögen blieb er, ohne Familienverbindungen blieb seyn edles Streben unbeachtet. Es könnte scheinen, als wenn die Beamten nicht hätten bekannt werden lassen wollen, daß es Leute gibt, die ohne Gehalt so viel thun, wodurch man an die Unnöthigkeit vieler Beamten hätte erinnert werden können; allein dies kann man bei der Pflichtmäßigkeit der preuß. Beamten nicht voraussetzen, vielmehr ist dies lediglich eine Folge des preuß. Beamtenwesens und wenn auch Leute für die Aufsicht auf das Austappezieren einer Wohnung für durchreisende Fürsten mit Orden begnadigt werden, während man solche Männer wie unsern N. nicht beachtet, so liegen dem nur

die einmal bestehenden Verhältnisse zum Grunde und man darf sich auch bei ihm nicht darüber wundern. Ihm ist es nur ergangen, wie dem Deutschen gewöhnlich: erst nach ihrem Tode wird ihr Werth erkannt. Dies zeigte sein Begräbniß. Bei dem Leichenbegängniß eines Stadtverordneten zu Breslau ist es Sitte, daß von Seiten des Kollegiums, dem er angehörte, zwei, auch wohl vier Abgeordnete als Repräsentanten desselben seiner Leiche folgen. Wie ganz anders war es aber bei der Beerdigung Neugebauers! Nicht allein die Stadtverordnetenversammlung fand es für nothwendig, hier eine Ausnahme von der Regel zu machen und sandte 6 Mitglieder als Deputirte, sondern — was früher noch nie geschehen war — auch der Magistrat sandte 2 Mitglieder seines Kollegiums, ihn bei der Leichenfeier zu repräsentiren und hatte überdies noch bestimmt, daß auch von Seiten der Armendirektion und der Baudeputation, deren Mitglied der Verstorbene war, die Chefs derselben mit je einem Mitgliede dabei erschienen. Vor dem Sarge ging der Amtsbote der Stadtverordneten in Amtstracht; hinter demselben aber 12—16 Armendiener. Am Grabe selbst hatten sich aber fast alle Mitglieder des Raths und des Stadtverordnetenkollegiums — die Chefs derselben nicht ausgeschlossen — eingefunden. Auf dem weiten Wege nach dem Friedhofe stand Kopf an Kopf und eben so groß war das Gedränge auf demselben. Hier hatten sich auch die schon oben erwähnten Lehrer versammelt, um noch einmal ihrem Freunde durch einen Gesang ihre letzte Achtung zu zollen. Auch der würdige Geistliche, Senior Bemelt, der mit dem Verstorbenen hinsichtlich des Schulwesens in amtlicher Beziehung stand, ließ es sich nicht nehmen, an seinem Sarg einige herzliche Worte zu sprechen. Die schönste Anerkennung seiner Thätigkeit fand aber seine schon lange an das Krankenbett gefesselte Witwe und ihre biedere treupflegende Tochter darin, daß die städtischen Geschäfte, denen er allein vorstand, nach seinem Tod unter mehrere Arbeiter vertheilt werden mußten. Sein Beispiel wird diese Ehrenmänner beseelen, ihm nachzustreben und ein solches Muster wahrer Bürgertugend wird nicht ohne Nachahmung bleiben.

* 69. Bertha Prinzessin von Rohan-Guemenée, Herzogin von Bouillon, [zu Sichrow in Oesterreich *)];

geb. d. 4. Mai 1782, gest. d. 22. Febr. 1841.

Die Prinzessin Bertha, einem der edelsten Geschlechter Frankreichs entstammend, wurde zu Paris im Pavillon Marsan geboren, bei ihrer Großtante, der Gräfin Marsan, welche damals am Hofe die wichtige und einflußreiche Stelle als Oberhofmeisterin der enfans de France bekleidete. Als Tochter des Prinzen Karl von Rohan-Guemenée, Herzog von Montbazon, k. k. österr. Feldmarschalllieutenant, Ritter des goldenen Vließes ꝛc. ꝛc. und Urenkeltochter des Herzogs von Rohan-Soubise — den Ludwig XV. mit dem Beisatze zum Marschall von Frankreich ernannt hatte, daß das Haus Rohan, sowohl durch seine hohe Abkunft wie durch seine Verwandtschaften mit dem königlichen Hause von Frankreich und den übrigen souveränen Häusern Europas würdig sey, Titel, Rang und Rechte als Prinzen eines souveränen Hauses zu führen — genoß die Verewigte eine sorgfältige Erziehung, deren Früchte ihrem Herzen und ihrem Geiste jenen Adel der Seele verliehen, der selbst den Glanz ihrer Geburt überstrahlte. Dieser Letztere wurde zwar durch die während ihrer Kindheit ausgebrochene Revolution verdunkelt, deren Stürme aber waren es gerade, welche ihren angebornen Muth stählten und jenen seltenen Grad kindlicher Liebe und weiblicher Herzensgüte belebten, die den hervorstechendsten Charakterzug ihres Lebens bildeten. Als ihre ganze Familie während der Revolution, mit Ausnahme ihrer Großmutter, der Prinzessin von Rohan-Guemenée — welche nach der Gräfin von Marsan ebenfalls Gouvernante der enfans de France und somit die Letzte dieser Würde war — auswanderte, blieb die junge Prinzessin Bertha bei dieser zurück, alle Gefahren der Schreckenszeit mit ihr theilend und ihr bis zu ihrem im Jahr 1807 erfolgten Tode die zärtlichste Sorgfalt widmend. Dieselbe innige Hingebung widmete sie dann ihrem Vater, an dem sie so unzertrennlich hing, daß sie ihm selbst ihre Herzensneigung opferte und einer Liebe, die sie sonst in jeder

*) Die verstorbene Prinzessin Bertha von Rohan gehörte, wenn auch nicht von Geburt, so doch durch ihre spätere Einbürgerung in den deutschen Bundesstaaten, unserem Vaterland an und ein Rückblick auf ihr reichbewegtes, aber stets durch die edelsten Tugenden ausgezeichnetes Leben ist daher ganz geeignet, im Nekrologe der Deutschen dem Andenken der Nachwelt übergeben zu werden.

Hinsicht beglückt hätte, entsagte, um sich nur nicht von ihrem Vater trennen zu müssen. Diesem Wunsch entsprach ihre im Jahr 1809 erfolgte Verbindung mit ihres Vaters Bruder, dem Prinzen Viktor Louis Meriadek de Rohan, jetzigem Herzoge von Montbazon und von Bouillon; das sonst vollständige Glück dieser Ehe ward jedoch nicht durch Kinder gekrönt. Der nach der Revolution wieder eingetretene Rechtszustand berief die Fürstin Bertha wieder nach Frankreich und durch Umsicht und Sorgfalt gelang es ihr, die Trümmer des Erbtheils ihrer Großeltern zu retten; wie die übrigen Glieder ihrer Familie zog sie es nach Vollendung dieses verwickelten Geschäftes jedoch vor, ihr zweites Vaterland Oesterreich, wo sie bedeutende Herrschaften erworben hatte, zum bleibenden Aufenthalte zu wählen. Im Besitz eines großen Vermögens zeigte sie in der Verwaltung desselben einen eben so festen als männlichen Geist, wie sie dagegen den Ertrag desselben größtentheils mit ächter Frauengüte verwendete. Mit reichlichen Spenden an Arme und Nothleidende jeder Art, sorgte sie besonders mit wahrer mütterlicher Güte für das Wohl ihrer vielen Unterthanen auf den Herrschaften, die sie in Böhmen besaß; überall zur Hilfe für diese bereit, richtete sie doch vorzüglich ihr Augenmerk nicht nur auf die gegenwärtigen Bedürfnisse ihrer Unterthanen, sondern auch auf das Wohl der kommenden Generation, indem sie das Schul- und Erziehungswesen auf ihren Herrschaften zu verbessern und durch reichliche Dotationen zu sichern suchte. Ihre Bereitwilligkeit auch sonst noch überall mit wahrhaft fürstlicher Großmuth zu spenden, wo es die Erfüllung gemeinnütziger oder wohlthätiger Zwecke galt, ward nur noch übertroffen durch die Zurückgezogenheit und Bescheidenheit, mit der sie ihr Wohlthun übte, das ihr um so größern Genuß gewährte, je verborgener es geschah. Mit dieser seltenen Herzensgüte vereinigte die Verewigte einen hohen Grad geistiger Bildung, die alles Höhere und Edlere im Leben mit Wärme umfaßte. Diesem innern Werth entsprechend war ihr äußeres Wesen, das bei aller Einfachheit ihr doch jene Würde verlieh, die vereinigt mit feinem Anstand in Wort und Haltung von wahrem Seelenadel zeigt. So die Verehrung aller derer, die sie kannten, erwerbend, beglückt durch die zärtlichste Liebe ihrer Verwandten, befiel sie eine lange schmerzliche Krankheit; die Religion, ihre Führerin im Leben, war ihre Stütze im Leiden, ihre Trösterin im Tode. Sie starb tiefbetrauert von ihrer Familie und allen denen, die sie kannten, mit stiller Ergebung und jener beruhigenden Hoffnung, die ein musterhaftes Leben, wie das ih-

rige war, stets gewährt. Ihr Vermögen fiel nach letztwilliger Anordnung ihrem fürstlichen Gemahl und ihren beiden Neffen und Vettern, den Prinzen Camill und Benjamin von Rohan zu.

* 70. Heinrich Karl August Wilh. Fulda,

kurfürstl. hess. Obergerichtsrath und vortragender Rath im Justizministerium zu Kassel;

geb. d. 28. Dec. 1803, gest. d. 24. Feb. 1841.

Er war zu Kassel geboren. Schon in seiner Kindheit ragte er durch Herzensgüte, Frohsinn und Liebenswürdigkeit, insbesondere auch durch eine seit dem 6. Lebensjahre hervortretende Lernbegierde, die bei seinem lebhaften Ehrgefühle keiner Anregung bedurfte, unter seinen Gespielen hervor. Mit glücklichen Geistesanlagen von der Natur ausgestattet, machte er in seiner geistigen Entwickelung solche Fortschritte, daß er bereits in einem Alter von 17½ Jahren, im Juni 1821, die Universität zu Göttingen, zum Studium der Rechte wohl vorbereitet, beziehen konnte. Auch dort betrieb er seine Studien mit gewohntem Eifer, bestand im März 1825 die Staatsprüfung dergestalt rühmlich, daß er, bei dargelegter Befähigung zu den Arbeiten der Obergerichte zugelassen zu werden, am 8. Juni 1825 zum Referendar bei dem Obergericht in Kassel ernannt wurde. Nachdem er sodann in dem Assessoratexamen sehr gut bestanden hatte, wurde er am 22. Jan. 1830 zum Assessor bei dem Obergericht in Fulda und am 9. Sept. 1831 als Assessor 1. Klasse zum Obergericht in Kassel versetzt. Die gediegenen Rechtskenntnisse und eminenten Fähigkeiten, welche er in seinen Arbeiten entwickelte, führten bereits im Jahr 1832 die Auszeichnung für ihn herbei, zur Theilnahme an den im Justizministerium für die damals bevorstehende Ständeversammlung bearbeiteten wichtigen Gesetzentwürfen berufen zu werden und auch diesem Wirkungskreis entsprach er so genügend, daß er schon im folgenden Jahre zum außerordentlichen Referenten im Justizministerium bestellt wurde. Eine neue Anerkennung ward ihm zu Theil, indem er, am 2. Okt. 1835 zum Obergerichtsrathe befördert, am 8. Oktb. 1840 zum vortragenden Rath im Justizministerium ernannt wurde. Doch schon am oben genannten Tag ereilte ihn in der Blüthe des Mannesalters nach kurzem Krankenlager ein leider zu früher Tod. — Wenn das segensreiche Wirken des Dahingeschiedenen in allen Verhältnissen seines öffentlichen Berufes, hervorgegangen aus einer gediegenen Kenntniß des Rechtes und insbesondere der vater-

ländischen Rechtszustände, wie aus einer klaren und scharfsinnigen Würdigung der seiner unermüdeten Thätigkeit anheim gefallenen Angelegenheiten, wenn seine mit Anspruchslosigkeit gepaarte Festigkeit und Biederkeit des Charakters ihm auch in weiteren Kreisen ein ehrenvolles Andenken sichern, so sind vor allem seine seltene Herzensgüte und seine Gemüthlichkeit im geselligen Umgange die einzig n Eigenschaften, welche ihn seinen Angehörigen und Freunden unvergeßlich machen.

* 71. Georg Knorre,

Oberalter an St. Katharinen zu Hamburg;

geb. d. 12. Juni 1773, gest. den 24. Febr. 1841.

Der Verstorbene, in Hamburg geboren, wurde am 8. April 1800 zum Adjunkten an St. Katharinen-Kirchenkollegium gewählt, in demselben Jahr an den Admiralitätszoll und die Viehaccise, 1801 zum Mehlkauf und bei der Vorhökerei, 1802 an das Niedergericht und zur Brodtordnung, 1803 zum Hundertachtziger, zum Zuthausprovisor und an den Bürgerzoll, 1807 an die Artillerie, 1808 an die Fortifikation und zum Kämmereibürger. Während der französischen Herrschaft wurde er 1811 am 14. Febr. Mitglied der provisorischen Finanzkommission des Municipalrathes und am 11. Juli Präfekturrath. Der kurze Sonnenblick der Freiheit während Tettenborn's Anwesenheit berief ihn am 20. März 1813 zu der durch Rath- und Bürgerschluß errichteten Organisationsdeputation, der nach überstandenem Leidensjahre am 27. Mai 1814 die wichtige Reorganisationsdeputation der Zwanziger folgte, deren thätiges Mitglied der Verstorbene war; an 9. Juli 1817 wurde er Sechziger, am 12. Oktb. 1817 Jurat am St. Katharinen, am 22. Februar 1817 und abermals am 6. Febr. 1819 Handelsrichter, am 1. Oktbr. 1818 Mitglied der Deputation zur Liquidation der Reklamationen an Frankreich, am 9. Dec. Provisor des Krankenhofes und am 23. Mitglied der Deputation zur Errichtung der Oberappellationsgerichtsordnung; am 25. Juni 1823 wurde er zur Revisionskommission des allgemeinen Rechnungswesen erwählt, am 5. Juli 1833 zum Oberalten und am 15. Oktb. 1837 zum Leichnamsgeschwornen. Besonders verdient machte sich der Verstorbene durch seine Theilnahme an der jetzigen trefflichen Organisation des Hamburgischen Finanzwesens. — Am 5. Febr. 1810 verheirathete er sich mit Agathe Henriette Dorothea Rücker, die ihm 6 Kinder gebar.

* 72. Johann Georg de Reese,

Pastor zu Abbehausen im Herzogth. Oldenburg;

geboren den 14. Nov. 1779, gestorben den 24. Febr. 1841.

Sein Vater, Johann Henrich de Reese, ein Abkömmling einer alten adligen Familie im Osterstadischen *), war Kaufmann in Oldenburg und starb im J. 1782. Seine Mutter verheirathete sich am 15. Nov. 1785 anderweitig mit dem Kaufmann Johann Georg Mengerßen, welcher ihm, so lange derselbe lebte, den frühen Verlust seines Vaters liebend ersetzte. Die Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Oldenburg, welches er Ostern 1799 verließ, um die Universität Jena zu beziehen und dort dem Studium der Theologie sich zu widmen. Um Ostern 1802 von daher zurückgekehrt, wurde er am 24. Mai tentirt und erhielt die Erlaubniß zum Predigen, worauf er bald nachher eine Hauslehrerstelle bei dem verst. Pastor Kuhlmann zu Hammelwarden annahm und neben dem Unterrichte der Kinder sich unter Anleitung desselben für seinen Beruf als Prediger immer mehr ausbildete. Als jedoch im J. 1803 die Stelle eines Kollaborators am Gymnasium zu Oldenburg erledigt wurde, bewarb er sich um dieselbe nebst mehreren Anderen und durch ein höchstes Reskript des verst. Herzogs Peter Friedrich Ludwig **) vom 23. Dec. 1803 wurde sie ihm, als dem Geschicktesten, zu Theil. Auch erwarb er sich in seiner Amtsführung so sehr den Beifall seiner Vorgesetzten, daß er am 23. März 1807 in eine unterdeß erledigte bessere Kollaboratorstelle aufrückte. Im August 1809 bestand er das Hauptexamen mit Ehren und wurde darauf im Juli 1810 zum Pastor in Atens ernannt. Von da wurde er am 8. Okt. 1827 nach Abbehausen versetzt, wo er nach einem kurzen Krankenlager an einer Brustkrankheit verschieden ist. Im J. 1810 hatte er sich mit Helene Elisabeth Mulff, einer Tochter des am 16. Dec. 1835 verst. Pastor Mulff ***) zu Zwischenahn, verheirathet, dieselbe aber bereits am 16. Juni 1828 durch den Tod verloren. Von 5 Kindern, welche sie ihm geboren, haben 4 ihn überlebt. In allen seinen amtlichen Verhältnissen lebte er ganz der eifrigen Erfüllung seiner Pflichten und war ein treuer Freund und ein liebevoller Gatte und Vater.

---

*) Mushard monumenta nobilitatis antiquae familiarum illustrium inprimis ordinis equestris in Ducatibus Bremensi et Verdensi, p. 440.

**) Dessen Biogr. siehe im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 443.

***) — — — 13. — — — S. 1098.

* 73. Berend Feddersen,

Hardesvogt in der Schluxharde des Schleswigschen Amtes Tondern, zu Räpstedt;

geb. den 9. Sept. 1767, gest. den 25. Febr. 1841.

Unser F. wurde zu Husum im Herzogthume Schleswig geboren. Sein gleichnamiger Vater war Bürgermeister und Stadtsekretär daselbst und sehr wohlhabend. Der Sohn erhielt auf der dortigen Gelehrtenschule eine treffliche Vorbildung und studirte dann auf der Universität Kiel die Rechte mit vielem Erfolge, so daß er das juristische Amtsexamen mit allem Ruhme bestand. Er wurde denn auch bald befördert und erhielt im J. 1798 das Stadtsekretariat in seiner Vaterstadt. Nachdem er diesem Amte 13 Jahre thätig vorgestanden hatte, wurde er 1811 Hardesvogt in der Schluxharde des Schleswig'schen Amtes Tondern und wohnte als Solcher in dem Kirchdorfe Räpstedt. Dreißig Jahre hindurch verwaltete er dieses Amt mit vorzüglicher Treue und Tüchtigkeit. Während dieser ganzen Zeit litt seine geliebte Gattin Louise, geb. Thomsen, an nervösen Leiden. In einem Alter von 63 Jahren wurde sie am 22. Mai 1837 durch den Tod von denselben endlich befreit. Vorher hatte er schon, am 6. Febr. 1834, seine einzige Tochter Jakobine Friederike Louise, geb. den 16. Aug. 1812, durch ein Scharlachfieber verloren. Er selbst starb am oben genannten Tage im 74. Lebens= und 45. Amtsjahre und hinterließ 2 Söhne, von denen der älteste, dem Vater gleichnamig, jetzt k. dän. Justizrath, erster Sekretär beim Schleswig'schen Obergericht und Landgerichtsnotarius im Schleswig'schen Landgericht ist. Der jüngere Bruder desselben ist Landmann geworden. Unser Hardesvogt war nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein frommer Mann und nahm daher auch, wiewohl anonym, im J. 1818 an dem Harmsischen Thesenstreite Theil. — Seine schriftstellerischen Arbeiten sind folgende: *Das dän. und schlesw.=holst. Papiergeld. Mit Rücksicht auf das k. dän. Patent vom 4. Jan. 1809, den Obergerichten, Amtmännern u. Magistraten gewidmet. Altona 1809. — *Errichtung e. Bürgerwitwenkasse in Husum. In den schlesw.=holst. Provinzialberichten 1812. Heft 4. — *Sendschreiben an den Hrn. Konsistorialrath Boysen, des k. dän. Dannebrogordens Ritter, zu Borsfleth, über den einzigen u. wahren Standpunkt, den er zur Beurtheilung der von dem Hrn. Archidiakonus Harms zu Kiel aufgestellten 95 Thesen hätte nehmen müssen. Dem Publikum zur Aufklärung u. zur Verehrung gegen den besagten, sehr unrecht behandelten, Herrn

Prediger Harms. Tondern 1818. — Einige Gedanken über das Jus publicum, in Beziehung auf d. Herzogth. Schleswig, in Briefen an Tönsen. Ebd. 1819.

Erempdorf. Dr. H. Schröder.

74. Franz Ludwig Karl Johann Freiherr Horneck v. Weinheim,

Domicellar des vormal. Hochstifts u. Domkapitels zu Bamberg und des Ritterstiftes St. Burkard in Würzburg, zu Bamberg;

geb. zu Bamberg d. 24. Mai 1779, gest. d. 25. Febr. 1841 *).

Stammend von einer Familie, deren Ahnen schon seit einem Jahrhundert im Fürstbisthume Bamberg durch eine lange Reihe der edelsten und großmüthigsten Handlungen sich ausgezeichnet hatten und unter welchen besonders sein Oheim, der Dombechant und letzte Vicedom in Kärnthen, wie seine Eltern am höchsten geachtet waren, nahm er sich in früher Jugend vor, diesem schönen Urbild zu folgen. Schon im J. 1788 wurde er der Leitung und dem Unterrichte des geistreichen und vielseitig gebildeten Klerikers Franz Andreas Frey, als seinem Hofmeister, übergeben, welcher später als 25jähriger öffentlicher Lehrer der Bamberger Studienanstalt, als Schriftsteller und gewandter Geschäftsmann sich unvergängliche Lorbeeren erworben hat. Schon nach einem vierjährigen Kurse bestand unser v. H. eine öffentliche Prüfung aus sämmtlichen Lehrgegenständen, deren kurze Sätze auf mehreren Bogen zu Bamberg 1791 gedruckt erschienen. Vom innigsten Dank und einer seltenen Liebe für seinen Lehrer durchdrungen, befolgte er dessen freundschaftliche Winke zu wissenschaftlichen Fortschritten auch dann noch, als er schon der öffentlichen Studienanstalt daselbst eingereiht war und er bewies ihm seine unerschütterliche Anhänglichkeit und Folgsamkeit noch 3 Jahrzehnte bis zum Tode fort. Am Gymnasium und der philosophischen Schule war er gleich aufmerksam auf die wissenschaftlichen Mittheilungen seiner Professoren Groß und Nüßlein, der noch lebenden verehrlichen Domkapitularen, wie höchst liebevoll und zuvorkommend gefällig gegen alle seine Mitschüler, daher er auch deren Gegenliebe und Freundschaft bis zu seinem Tode versichert war. Nach vollendetem philosophischen Kurse widmete er sich mit Eifer der Rechtswissenschaft unter den berühmten Professoren v. Gönner, v. Weber, v. Reider, Merz und Frey unter

*) Tagblatt der Stadt Bamberg. Februar 1841.

fortdauernden Repetitionen über alle Gegenstände des letzteren. Die Resultate seiner Lernbegierigkeit würden dem Vaterlande höchst ersprießlich geworden seyn, wäre er nicht bei dem Eintritt auf die praktische Laufbahn durch die allgemeine Säkularisation in seinem Studium unterbrochen worden. Während v. H. zu Würzburg sich für sein Ritterstift Burkard habilitirte, besuchte er gleichfalls die Vorlesungen daselbst. Er war nämlich in früher Jugend zum Domicellar des ehemaligen Domstifts zu Bamberg und des ehemaligen Ritterstifts Burkard in Würzburg aufgenommen worden und hatte schon am 19. Juli 1788 die Veranlassung erhalten, seinen feierlichen Eintritt in das Bamberger Domkapitel zu beschwören. In dieser doppelten Eigenschaft hätte er als präsumtiver Vorstand von geistlichen und weltlichen Behörden von Bamberg und Würzburg theils durch seine Kenntnisse, theils durch seine Unabhängigkeit, Charakterfestigkeit und vorherrschende Gutmüthigkeit sehr vieles Nützliche für das allgemeine Wohl, wie zugleich für die Privatinteressen stiften können. Allein er wurde durch die große Staatserschütterung auch zugleich in seinem Innern so betroffen, daß er sich entschloß, auf alle öffentlichen Dienstleistungen zu verzichten und nur in stiller Bescheidenheit nach Kräften Gutes zu wirken. Er widmete sich nun vorzüglich den bildenden Künsten im Allgemeinen und der Kenntniß der Gemälde besonders, von welchen er seit einer langen Reihe von Jahren zahlreiche Meister der vorzüglichsten Schulen nach bester Restauration zu erwerben suchte, deren große Zahl er erst vor wenigen Jahren gegen eine kleinere der kostbarsten vertauschte, an welchen er sein Gemüth zu erheitern suchte. Diese nicht zahlreiche, aber desto schätzbarere Sammlung hätte er vielleicht noch im Leben, wie er mich versicherte, der städtischen Sammlung zu Bamberg großmüthigst einreihen lassen, wäre er nicht zum höchsten Bedauern aller Einwohner durch einen plötzlichen Blutschlag dem Leben entrissen worden. — Die der ganzen v. Horneck'schen Familie eigenthümliche Herzensgüte hatte sich in ihm vorzugsweise ausgebildet, daher er sein überflüssiges Einkommen sehr gern für alle wohlthätigen Zwecke so anspruchslos fließen ließ, daß er im Andenken seiner dankbaren Empfänger eben so unvergeßlich bleiben wird, wie aller seiner Umgangsfreunde.

Jäck,
königl. Bibliothekar.

75. Johann Baptist Graser,

ehemal. Kreis-, Schul- u. Studienrath zu Bayreuth;
geb. im Juli 1768, gest. d. 28. Febr. 1841*).

So zahlreiche Kreisschulräthe im Anfange dieses Jahrhunderts durch die k. baier. Regierung ernannt waren, so möchte doch kaum einer gewesen seyn, welcher diesen Entseelten an Talenten, Kenntnissen und Darstellungsgabe übertraf; daher sein Andenken auch nach längst erloschener Wirksamkeit nicht allein unter seinen Zeitgenossen sich erhalten, sondern durch seine geistreichen Schriften der mannichfaltigsten Art auf die fernste Zukunft fortdauern wird. Obschon von armen Eltern zu Eltmann bei Würzburg geboren (sein Vater war Landwirth), so erhob er sich doch zu Bamberg schon in den Schulen der Grammatik, Rhetorik und Philosophie auf die höchste Stufe und wurde den 7. Sept. 1786 mit dem philosophischen Doktorate beehrt. Da er nach seinem Geburtsorte zur Würzburger Diöcese gehörte, so wurde er sogleich in das Würzburger Priesterseminar aufgenommen, wo er 1790 nach öffentlicher Prüfung die theologische Licentiatwürde erlangte. Nach kurzer Verwaltung der Stelle eines Präfekts des dortigen adeligen Seminars folgte er dem Rufe des letzten Erzbischofs nach Salzburg, wo er anfangs als erster Lehrer, dann als zweiter Direktor der erzbischöfl. Pagerie und des Virgilianischen Kollegiums angestellt wurde. Noch vor der Säkularisation wurde er dieses Amtes entbunden, weswegen er 1801 — 1802 zu Bamberg und Würzburg sich mit der Abfassung einer 1801 erschienenen Schrift über (gegen) die Säkularisation beschäftigte, bis er wegen seiner Pensionirung 1802 nach Salzburg zurückkehren mußte. Im Frühling 1804 erhielt er den Ruf eines Professors der Theologie an die Universität Landshut; im Herbste desselben Jahres eines Schulen- und Studienraths nach Franken. In dieser Eigenschaft wurde er mit so guten Vollmachten unterstützt, daß er das Schulen- und Studienwesen des ehemaligen Fürstbisthums Bamberg und zum Theil auch jenes von Würzburg in personeller und reeller Hinsicht nach der höchsten Nothdurft organisiren konnte. In letzterem vielfach durch Nebenbuhler gehemmt, verweilte er um so lieber zu Bamberg, als er daselbst auch seine Verwandten und Jugendfreunde hatte und die Landesdirektion seinen Vorschlägen zu zeitgemäßen Veränderungen großentheils beistimmte. Bei der

*) Tagblatt der Stadt Bamberg. 1841. Nr. 62.

Auflösung der königl. Regierung zu Bamberg wurde er in gleicher Eigenschaft an die Regierung des Obermainkreises zu Baireuth versetzt *). Obschon damals daselbst unter dem Generalkommissär Grafen v. Thürheim und dem Direktor Stupp die Bureaukratie allein der Menge der Regierungsgeschäfte zu entsprechen schien, so verlor sich doch allmälich ein Theil des wichtigen Einflusses unseres Entseelten auf die Schulen- und Studienanstalten des Kreises. Nach 20jähriger Wirksamkeit wurde er wegen erhöhten Alters seiner aktiven Rathsstelle anfangs provisorisch, dann definitiv entbunden, obschon die zwei letzten verehrlichsten Regierungsvorstände in wichtigen Angelegenheiten des Erziehungswesens seine sachkundige Meinung auf diskursivem Wege noch manchmal einholten. Dessenungeachtet sind mehrere Anstalten in Oberfranken als seine Schöpfungen zu betrachten, z. B. das Bamberger Schullehrerseminar, die lateinischen Schulen zu Forchheim, Kronach und Hof rc., weswegen deren Eleven auch in ferner Zeit ihm noch für die bequeme Gelegenheit zum ersten Elementarunterrichte danken werden. Vertraut mit allen Zweigen des Erziehungs- und Unterrichtswesens und höchst gewandt in deren eigenthümlichen Darstellung, hätte er sich auch in allen derselben durch ebenso viele einzelne Lehr- und Handbücher, besonders während des letzten Jahrzehnts seines Ruhestandes, noch verewigen können; allein der ihm zuerkannte Ruhestand und nach diesem der zunehmende Wider-

*) Bald nach seiner Versetzung von Bamberg nach Baireuth ließ er sich vom Vater seiner Geliebten, Appellationsrath Küster zu Bamberg, die schriftliche Einwilligung zur Verehelichung ertheilen. Da er schon mehrere Jahre vorher vom bischöflichen Ordinariate daselbst, unter dem Referate des berühmten Kanonisten Dr. Andreas Frey, die nämliche Dispens von allen geistlichen Dienstesleistungen sich hatte ertheilen lassen, welche unter der fürstbischöfl. Regierung dem ehemaligen Kaplane Dr. Schneemann zu Lichtenfels 1801 für die Uebernahme eines bürgerlichen Gewerbes ertheilt worden war; so begab er sich mit diesen 2 Urkunden, seiner Braut und 2 Zeugen in das eine Stunde entfernte Pfarrhaus zu Bischberg, dessen Pfarrer Schmidt, G.'s Busenfreund, bei seinem gleichzeitigen Abgang auf einen Filialort seinem Hilfspriester, Polychron Linder, die wörtlich bestimmte Erlaubniß zu taufen, Leichen zu bestellen und zu kopuliren ertheilt hatte. In Folge dessen nahm der Exfranciskaner auf die Vorzeigung beider Urkunden keinen Anstand, den Regierungsrath G. mit seiner Braut, Küster, zu kopuliren, erhielt aber vom bischöfl. Ordinariat einen sehr starken Verweis für diese Unvorsichtigkeit, wie der Pfarrer gleichfalls. Obschon das Geschehene bald allgemein bekannt war, so wurde es doch im Ganzen ignorirt und nur von dem sehr orthodoxen katholischen Pfarrer Oesterreicher zu Baireuth bei besonderen Veranlassungen gerügt. Von seinen in der Ehe erzeugten Kindern sind einige, wie die Gattin, vor ihm gestorben und einige haben ihn überlebt. Bei den vernünftigen Katholiken hat er durch diesen Schritt in der offentlichen Achtung um so weniger verloren, je eifriger er seinen Staatsdienst als Schul- und Studienrath fortsetzte.

stand vieler Betheiligten oder weniger mit dem Zeitgeiste vertrauten Männer gegen seine ehemaligen Anordnungen und Schriften benahm ihm die Lust zu ferneren Erzeugnissen seines reichen Geistes. Dessenungeachtet sind mehrere seiner Schriften aus seinem Mittelalter Bürge, daß ihr Werth auch noch von der spätern Nachwelt anerkannt werden wird. Zu Würzburg erschien 1790 eine Erläuterung zu Paulus Brief an die Römer; zu Leipzig 1800 seine Prüfung der Unterrichtsmethode der kath. prakt. Religion, welche zu Landshut 1806 u. 1831 neu aufgelegt wurde. Nach einer kurzen Darstellung derselben folgte zu Salzburg 1801 sein moral. Handbuch für Studirende und die Andachtsübungen für gebildete Jünglinge u. Mädchen, später neu aufgelegt; ferner in demselben Jahre das Werkchen über die Säkularisation. Durch seine ausführliche Beleuchtung der Ideen und Grundsätze der Prüfung des Religionsunterrichts gewann er in der Achtung des gebildeten Publikums. Das 1803—1805 zu Salzburg herausg. Archiv für Volkserziehung durch Kirche und Staat nebst den gleichzeitigen Beobachtungen u. Vorschlägen über Erziehung u. Schulen gewann ein großes Lesepublikum. Durch den 1805—1806 zu Bamberg erschienenen fränkischen Schulmerkur glaubte er besonders die schlummernden Lehrer des platten Landes aufzuregen, sah sich aber in seiner Hoffnung getäuscht. Durch sein Princip der einzig wahren Menschenerziehung, welches für den größten Theil der Schullehrer ganz unverständlich war, wirkte er mehr auf das höhere Publikum, wie durch seine Elementarschule fürs Leben, weswegen trotz des hohen Preises mehre Auflagen 1811—39 erfolgten. Noch verbreitete er sich sehr einflußreich über die Reform des Judenthums 1828, über den Unterricht für Taubstumme 1829—38, über den ersten Kindesunterricht, als erste Kindesqual 1819—28, über das Schulmeisterthum im Kampfe mit der Elementarschule 1820, über die vorgebliche Ausartung der Studirenden unserer Zeit 1824, über sein Verhältniß der Unterrichtsmethode zum positiven Religionsunterricht 1832, über die Hauptgesichtspunkte bei der Verbesserung des Volksschulwesens 1822—23 und lieferte überdies viele Beiträge zu Zeitschriften.

Jäck,
königl. Bibliothekar.

76. Dr. Friedrich August Peschek,

Stadtphysikus u. Bezirksarzt zu Zittau;

geboren im J. 1787, gestorben d. 28. Febr. 1841 *).

P. stammte aus einer alten böhmischen Exulantenfamilie, die, ursprünglich dem Bauernstand angehörend, in der Gegend von Königingräz gewohnt hatte, um 1690 in Zittau Zuflucht fand und in dem einst berühmten Arithmetiker Christian Peschek in den Gelehrtenstand kam. Von letzterem war der dahingeschiedene Dr. Peschek ein Urenkel. Er war zu Zittau geboren, wo sein Vater, Dr. Christian August Peschek **), als einer der angesehensten Aerzte lebte, zuletzt Stadtphysikus war und als Emeritus am 29. Sept. 1833 zu Dresden gestorben ist. Seine Mutter, Karoline Elisabeth geb. Heffter war eine Tochter des einst in der Lausitz sehr namhaften Arztes Dr. Johann Karl Heffter. Diese Mutter aber verlor er leider schon am 13. Januar 1792. Seine Erzieherin ward nun seine Stiefmutter Fr. Chr. Karoline geb. Kleych, welche am 12. Nov. 1835 zu Leipzig bei ihrer Tochter, der Frau Professor Dr. Kneschke, verstarb. Gebildet ward P. in früher Jugend durch Privatlehrer. Als aber sein Vater 1796 einen Ruf als Feldarzt in dem damaligen französ. Kriege bekam und mit an den Rhein ziehen mußte, so lebte seine Familie damals in Dresden und es wurde der älteste Sohn der dortigen Kreuzschule übergeben. Nach der Rückkehr des Vaters in die Heimath kam P. auf das Zittauer Gymnasium und zwar 1800 in die zweite und 1801 in die erste Klasse. Hier war er der fleißigste unter allen, trieb emsigst Philologie und neue Sprachen und war die Freude aller Lehrer, des Direktor Rudolph, der Konrektoren Müller und Kneschke, des Subrektors Lachmann und des Kantors Schönfeld. 1806 bezog er mit rühmlichster Censur die Akademie zu Leipzig, wo Platner, Ludwig, Rosenmüller, Kühn, Eschenbach u. A. seine Lehrer waren. Er studirte mit dem solidesten Fleiß und lernte nicht allein seine Medicin, sondern blieb auch immer vertraut mit der altklassischen Literatur und der Philologie, vervollkommnete auch immer seine Kenntniß der französischen, englischen, italienischen, spanischen, dänischen und neugriechischen Sprache. Nach den theoretischen Studien beschäftigte er sich mit der Klinik und war Gehilfe des geschickten praktischen Arztes

*) N. Laus. Magaz. 1841. 1s Heft.

**) Dessen Biogr. siehe im 11. Jahrg. des N. Nekr. S. 623.

Dr. Richter. Im J. 1810 bekam er zu Leipzig nach Vertheidigung ſeiner Inauguraldiſſertation de furore uterino die mediciniſche Doktorwürde. Indem er wieder nach ſeinem Vaterlande ſich ſehnte, war er nicht dazu zu vermögen, in Leipzig zu bleiben. Da jedoch zu der Zeit Zittau mit Aerzten ſchon überhäuft war, erwählte er den eigenſchen Kreis zum Schauplatze ſeiner Thätigkeit und wirkte als Arzt daſelbſt, in Bernſtadt wohnend, von 1811 — 1819. Dort ſchloß er auch im Sept. 1813 einen Ehebund mit Chriſtiane Eleonore, Tochter des Kaufmanns Schmidt daſelbſt, die ihn jetzt als Witwe, jedoch kinderlos, betrauert. Er verließ endlich Bernſtadt und lebte und wirkte von 1819 — 1821 in der Reſidenz Dresden, von wo er aber 1821 nach Zittau zog, um ſeinen Vater im Amte zu unterſtützen, dem er als Adjunkt an die Seite geſetzt ward. Als der Vater 1825 nach einem vielbewegten, höchſt thätigen und verdienſtvollen Leben, deſſen Abend noch in einiger Ruhe genießen wollte und deshalb Zittau verließ, ward unſer P. 1825 wirklicher Stadtphyſikus und auch 1838 höchſten Orts beſtätigter Bezirksarzt. Neben ſeinen vielen Arbeiten als Gerichtsarzt und Armenarzt hatte er eine große Praxis und Alle, die ihn näher kannten, ſchätzten ihn ungemein, vorzüglich auch die vorgeſetzten Behörden, die mit ſeinem Wirken höchſt zufrieden waren. Seine nicht gemeine viel umfaſſende Gelehrſamkeit, ſeine ärztliche Einſicht und Erfahrung, Treue, Sorgfalt und Vorſicht, ſeine menſchenfreundliche Güte, ſeine Freundſchaftstreue, ſeine beſcheidenſte Anſpruchloſigkeit, ſeine große Uneigennützigkeit werden noch lange ſein Andenken im Segen erhalten. Seine Geſundheit war oft ſchon wankend und wohl ſeit 10 Jahren nicht mehr vollkommen. Schon vor mehreren Jahren machte ihn Blutauswurf beſorgt und Anzeichen einer Lungenſchwindſucht offenbarten ſich immer mehr, ſo daß die viele Arbeit ſeines immer ſchwieriger werdenden Berufs, theils an den Krankenbetten, theils am Schreibetiſche, wo er immer ſo viel zu berichten und zu tabelliren hatte, ihm in den letzten Jahren ſehr ſauer wurde. Zweierlei war ſeine Lieblingserholung: Literatur und Natur. Wie glücklich fühlte er ſich, wenn er zuweilen ein Paar Stunden mit ſeiner Bibliothek ſich beſchäftigen konnte, oder wenn er wenigſtens noch in den Abendſtunden ſeinen Lieblingsort, den Oybin (den ſein Vater ſchon ſo gefeiert und von dem ſein Bruder Karl Peſcheck ſo treffliche Kupferſtiche gearbeitet hat), zu beſuchen im Stande war, wobei ſeine Gattin und ſeine Pflegetochter Marie Wittmann ihm Geſellſchaft leiſteten. Als ſeine Schwachheit immer größer und ſein Leiden (beſon-

ders am Kehldeckel) immer drückender war, konnte er sein Bett nicht mehr verlassen. Er machte sein Testament, feierte das heil. Abendmahl auf dem Krankenbett und sah mit frommer Ergebung, ja mit Sehnsucht seiner Auflösung entgegen. So entschlief er sehr sanft, in Gegenwart lieber Freunde, am 28. Febr. Abends halb neun Uhr und ward am 5. März, unter zahlreicher Begleitung, auf dem Frauenkirchhofe beerdigt. Er hinterläßt eine ausgezeichnet kostbare Bibliothek von mehreren tausend Bänden, deren Auswahl und Besitz ihm nicht geringe Ehre macht. Sie ist nicht allein reich an den kostbarsten Werken seiner Medicin und Naturwissenschaft, sondern auch an den besten Ausgaben aller griechischen und römischen Klassiker, an allen vorzüglichen Dichtern der Deutschen, Franzosen, Italiener, Engländer, Spanier und Portugiesen, an kostbaren Alterthümer- und Reisewerken, denn er war ein tüchtiger Kenner der Literatur.

* 77. Heinrich Autsch,

königl. baier. Oberappellationsgerichtsrath zu München;

geb. den 30. Mai 1786, gest. den 1. März 1841.

Die reinste Liebe hatte 1785 die sehr schöne und sanfte Waise, Apollonia Mayerhofer, Wasserwirthstochter aus Bischberg, für den städtischen Gewerbstand an der Seite ihrer Pflegeschwester Marg. Jäck gebildet, mit dem jungen Bürger, Leonhardt Autsch, der schwarze Melber in der Fischgasse genannt, ehelich verbunden. Von diesem Paare sproßte Heinrich Autsch. Kaum hatte aber dessen kräftiges Aussehen die liebevollen Aeltern einige Monate erfreut, so wurde die Gattin schon bis zur Bewußtlosigkeit durch die Nachricht betrübt, daß ihr Mann während seiner freien Muse auf der obern Mätzmühle ein Fischgarn an der Stange aufzog und durch kräftigen Druck auf das Fußbret in das Wasser sank und verschwand. Während in vielen Kirchen Gebete und Meßopfer verrichtet und auf der Regniz viele Anstrengungen (unter allerlei abergläubischen Mitteln) für das Finden des Leichnams vergeblich gemacht wurden, konnten Aerzte und Verwandte die stets schluchzende Witwe nur mit Mühe trösten. Erst nach 6 Wochen wurde der versunkene Leichnam vom Wasser ausgestoßen, durch Schiffer aufgenommen und feierlich beerdigt. Nach einiger Zeit verehelichte sich die Witwe mit Johann Wittmann Bäringer, Müllerssohn am Fuße von Gößweinstein; welcher den erheiratheten Sohn so liebevoll erzog, wie seine eigenen später folgenden Kinder. Die schönen Proben aufstrebenden Geistes veranlaßten die Wahl

des literarischen Berufes. Schon in der latein. Elementarschule des Magisters Feldbaum zeichnete A. sich vorzüglich aus und vom J. 1798 bis zum Herbst 1805 ließ er sich am Gymnasium und Lyceum den ersten Platz von keinem seiner Mitschüler entreißen. Die nämliche Achtung erwarb er sich während seiner juristischen Studien zu Würzburg und Landshut. Er prakticirte 1808—1809 am Landg. München, war 1809—1810 Stadtgerichtsaccessist daselbst, wurde d. 27. Dec. 1810 zum Stadtgerichtsassessor in Passau, den 13. Oktbr. 1818 zum Stadtgerichtsrath in München, den 4. Febr. 1823 zum Appellationsgerichtsrathe des Untermainkreises in Würzburg und Aschaffenburg und wegen Mißverständnissen erst am 28. Mai 1838 zum Oberappellationsgerichtsrath in München ernannt. Seine Vorstände und Kollegen waren immer einstimmig im Lobe seiner unermüdeten Thätigkeit und gründlichsten Bearbeitung der verwickeltsten Rechtsfälle, wie der scharfsinnigsten Beurtheilung kollegialischer Vorträge. Deswegen sprach schon vor 2 Jahrzehnten sein unsterblicher Rechtslehrer und Freund, v. Gönner *), das Bedauern aus, daß dieser Schüler vor dem Drange der praktischen Geschäfte nicht Zeit finde, auch Lorbeeren auf der schriftstellerischen Laufbahn zu pflücken. In seinem grenzenlosen Pflichteifer für die Beförderung der Arbeiten seines obersten Gerichtshofes unterlag endlich auch seine festeste Gesundheit dem Anfalle eines Schleimfiebers im Jan. 1841, von dessen Bösartigkeit er sich im Febr. kaum erholen zu können glaubte, als er vom Neuen ergriffen, endlich der fortschreitenden Diarrhöe, trotz der sorgfältigsten Pflege seiner Freunde und hochgeachteten Aerzte, fallen mußte. Mit der höchsten Achtung seiner Kollegen für seine Berufsleistungen verband sich auch jene für seinen stets regen Geist zur Fröhlichkeit, für seine unerschütterliche Freundschaft zu seinen Kollegen und für seinen offenen Haß aller Intriguen und Ränke, wie für seine kosmopolitische Gesinnung. Da er als unverehelichter Mann von häuslichen Sorgen nicht gedrückt wurde und im Wohlstande schon aufgewachsen war, so konnte er seiner natürlichen Empfindung für Beförderung des allgemeinen Wohles aller Menschen um so leichter entsprechen, wie alle seine Umgangsfreunde von der frühesten Jugend bis zum Tod ihm bezeugen. Sein Landsmann, Zeitgenosse und Kollege, der königl. Oberappellationsgerichtsrath Körner, hat neben andern Freunden, vorzüglich in dieser entscheidenden Krankheit, die

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 403.

freundschaftlichste Gesinnung durch die zärtlichsten Anordnungen bis zum Begräbnisse erprobt.

Jäck,
k. Bibliothekar.

* 78. Karl Gottlob Stengel,

Direktor der k. preuß. Oberrechnungskammer zu Potsdam;
geb. den 24. Jan. 1784, gest. den 3. März 1841.

St. wurde zu Zwickau im sächs. Erzgebirge von wohlhabenden Eltern geboren; sein Vater war Stadtsenator und Kaufmann. Anfangs für diesen Stand bestimmt und bereits auch einige Zeit in der Handlung seines Vaters verwendet, folgte er jedoch bald seiner vorherrschenden Neigung für die Wissenschaften und bezog die Thomasschule zu Leipzig, wo er nach erhaltener Vorbildung zur Universität überging und sich dem Studium der Rechtswissenschaften mit sehr glücklichem Erfolge widmete, dabei aber auch der Kultur der schönen Wissenschaften zugewendet blieb und dem damaligen Aufschwunge der deutschen Literatur, durch eifrige Befreundung mit Lessing's, Goethe's *), Schiller's und Herder's Schriften folgte; besonders waren es die letztern, die ihn selbst noch in gereiften Jahren eben so sehr fesselten, wie sie frühzeitig schon seinem Charakter jenes Gepräge verliehen, das später den Grundton seines ganzen Seyns bildete: Humanität. — — Nach vollendeten Studien begann er im Jahr 1809 die praktische Laufbahn als Viceaktuarius bei dem Magistrate seiner Vaterstadt, wo die häufigen starken Truppendurchzüge in der damaligen bewegten Zeit ihm bei seinem ersten Eintritt ins Geschäftsleben selbst in einer solchen, sonst unerheblichen Stellung schon Gelegenheit gewährten, ein ungewöhnliches Maas von Kenntnissen zu entfalten, verbunden mit der Gabe schneller, richtiger Auffassung, dann treuer, fließender Darstellung. Diese Eigenschaften im Verein mit unermüdlicher Arbeitsthätigkeit verschafften ihm schon im Jahr 1811 den Ruf als Finanzsekretär nach Dresden. Während der Belagerung von dem dort herrschenden bösen Fieber befallen und hierdurch gezwungen, zur Herstellung seiner Gesundheit auf einige Zeit in seine Vaterstadt zurückzukehren, widmete er sich nach erlangter Wiedergenesung mit neuem Eifer seinem amtlichen Berufe, dabei jedoch seine Muse zur Erholung den schönen Wissenschaften zuwendend, die er nicht blos empfangend, sondern auch werkthätig pflegte und

*) Dessen Biographie siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

besonders die damalige kurze Blüthe der deutschen belletristischen Journalistik durch zahlreiche Beiträge für die Zeitblüthen, die Abendzeitung u. a. m. fördern half, wobei jedoch sein bescheidener Sinn ihm unter der Pseudonymität „Karl Montanus" aufzutreten veranlaßte. Die Moralität der Großen am Wiener Kongresse hatte die Zerstückelung Sachsen's beschlossen und überhaupt manche Verhältnisse dieses Landes in Frage gestellt. — — Besorgend, hier weniger Gelegenheit zur Thätigkeit in erweitertem Kreise zu erhalten, fand St. sich veranlaßt, seine Stellung als sächs. Finanzsekretär aufzugeben und den Anträgen für preuß. Dienste zu folgen. Im Jahr 1815 erhielt er vom Könige von Sachsen die erbetene Entlassung aus dessen Diensten und wurde bei seinem Uebertritte nach Preußen in der an dasselbe abgetretenen Provinz Sachsen bei dem provisorischen Gouvernement zu Merseburg als Gouvernementsrath angestellt; im Jahr 1816 wurde er bei der neu errichteten Regierung des Bezirks Merseburg als Regierungsrath und Justiziarius ernannt und bald darauf, in Berücksichtigung seiner erworbenen Kenntnisse und Geschäftserfahrungen im Finanzfache, ausschließlich für die Steuerverwaltung bestimmt. In dieser erweiterten Dienstessphäre begann für ihn eine neue Epoche zur vollen Geltendmachung seines Talentes und seiner unermüdlichen Dienstesthätigkeit und Männer, welche die damaligen Verhältnisse und seine Leistungen kennen, wissen, welchen wesentlichen regen Antheil er hier an der Einführung der neuen preuß. Zollverfassung und hierdurch an den Vorbereitungen zu dem darauf eingetretenen Zollverbande genommen. Als nämlich das erste Zollgesetz Preußens vom Jahr 1818 erschien, ward ihm in seiner Eigenschaft als Regierungsrath und Vorstand des Zolldepartements im Regierungsbezirke Merseburg die schwierige Aufgabe der Zollorganisation dieses Bezirkes. Ueber die durch viele Windungen ausgedehnten Gränzen gegen das Königreich Sachsen und gegen die thüringischen Staaten, so wie die Binnengränzen gegen die enklavirten anhaltischen, schwarzburg'schen und weimar'schen Landestheile — der Eintritt der Elbe ins preuß. Gebiet — die große Nähe der ausländischen Meßstadt Leipzig und die Obsorge für den Verkehr auf dem inländischen Meßplatze Naumburg — endlich die ausgedehnte Salzfabrikation im Merseburger Regierungsbezirke — diese Gestaltungen berührten so viele verschiedenartige Interessen und erheischten so zahlreiche mannichfaltige und wichtige Rücksichten, daß wohl unbedenklich behauptet werden kann: es habe kein anderes Departement im ganzen Umfange der Monarchie mit so vie-

len Schwierigkeiten und Verwickelungen zu kämpfen gehabt, um die neue Zollverfassung, den Absichten des Gesetzgebers entsprechend, in Ausführung zu bringen. Demohngeachtet war die Durchführung dieser schwierigen Maasregel dem Verewigten, von der königl. Regierung als Kommissarius hierzu ernannt, im Prinzip und in den Details, ebenso glücklich gelungen, wie seine Voraussicht für die Erreichung dieses Ziels die geeignetsten Vorbereitungen zu treffen wußte. Denn während seiner Berufung nach Berlin zu den Konferenzen, die der Einführung des neuen Zollsystems unmittelbar vorangingen, hatte er nicht nur die sämmtlichen Organisationspläne für sein Departement festgestellt und ins Leben gerufen, sondern auch die sehr große Anzahl der zur Aufsicht und Erhebung erforderlichen Beamten ausgewählt und angemessen placirt. Mit dem anerkannten Diensteifer, den er bei der Organisirung und Fortführung dieses seines Departements während fast 7 Jahren hier entwickelte, wußte er auch die Vorzüge seines Charakters zu vereinigen und manche Hindernisse zu beseitigen, die er selbst von Seiten derer fand, die zur Verwirklichung seiner Anordnungen berufen waren — er begegnete ihnen mit Milde, wo er auf Mangel an richtiger Einsicht traf und mit ernstlichem Nachdrucke, wo er Leichtsinn oder bösen Willen fand, immer aber mit der ihm eigenen Humanität, die selbst jene ehrten, gegen die er zur Anwendung der Strenge sich gezwungen sah. — Um aber das von ihm organisirte Werk auch zu erhalten, richtete er sein besonderes Augenmerk auf die Erzielung legislativer Vorschriften für eine besonders im Merseburger Departement als unumgänglich nothwendig erkannte, präcise, dabei aber doch nicht lästige Waarenkontrole im Binnenlande; seinem energischen Wirken für diesen Zweck ist gewissermaasen die Verordnung vom 25. Novbr. 1824 mit zu verdanken, deren Bestimmungen über die Binnenkontrole gleichsam den Schlußstein des preuß. Zollgesetzgebungssystems bilden. Mit diesen großen Verdiensten St.'s bei der Einführung und Begründung der preuß. Zollverfassung muß noch das Höhere erwähnt werden, daß er einer der ersten war, der die Nachbarländer mit derselben befreundete und hierdurch ihre Regierungen für den Anschluß gewann; Zeugniß geben davon die Verträge mit Schwarzburg, Weimar und Bernburg, welche in jener Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit zu Merseburg geschlossen wurden. Diese von ihm mit Umsicht und Sorgfalt schon frühzeitig gepflegten ersten Keime der kommerziellen Einheit Deutschlands — er hatte die Freude, sie zum lebenskräftigen Baume, der sich über das große Gesammtva-

terland ausbreiten sollte, erwachsen zu sehen, ehe der Tod seinem verdienstvollen Wirken ein Ziel setzte. Gegen Ende 1824 als geh. Oberrechnungsrath zu der Oberrechnungskammer nach Potsdam befördert, setzte er dieses neue, wenn auch weniger nach außen gekehrte mühevolle Geschäftsleben mit unermüdlichem Eifer und rastloser Thätigkeit, treu und gewissenhaft fort. Anstrengende Arbeiten hatten ihm schon früher ein mehrjähriges Augenübel zugezogen, das mitunter seine Thätigkeit unterbrach und nach viel versuchten aber zwecklosen Heilmitteln ihn mit gänzlicher Erblindung bedrohte, bis er endlich durch Zuwendung zur homöopathischen Heilmethode volle Genesung und hierdurch auch Veranlassung fand, das Studium dieses Heilverfahrens als Erholung zu betreiben; wenn auch Dilettant, so setzte ihn seine glückliche Auffassungsgabe und der gründliche Ernst, mit welchem er alles, was er erfaßte, betrieb, doch in den Stand, hierin so umfassende Kenntnisse zu erlangen, wie sie nur die eifrigsten Jünger Hahnemann's in ihrem eigentlichen Berufe zu erwerben vermögen. Der Eifer, mit welchem er während seiner mehrjährigen Augenleiden und besonders seit der erlangten vollen Genesung seiner Dienstthätigkeit sich hingab, fand bei seinen Vorgesetzten nicht nur, sondern auch bei seinem Monarchen die vollste Anerkennung; als Merkmal derselben erhielt er im Jahr 1836 den rothen Adlerorden 3. Klasse und im Jahr 1839 die Schleife dazu. Eine höhere Auszeichnung für seine Thätigkeit und Diensttreue ward ihm durch die im Dec. 1839 erfolgte Beförderung zum Direktor bei der Oberrechnungskammer. Mit erhöhtem Eifer betrat er diese neue Dienstsphäre und lebte ihr ganz mit jener seltenen Aufopferung und Arbeitsfreude, die fortwährend seine amtliche Laufbahn bezeichnet hatte. Erholung und neue Kräfte gewährten ihm nur sein häusliches Glück. Eine erste, schon während seines Aufenthaltes zu Merseburg geschlossene Verbindung ward nach kurzer Dauer durch den Tod seiner Gattin getrennt. Das schönste bis an sein Ende ununterbrochene Familienglück gewährte ihm seine spätere 2. Verbindung mit Karoline geb. Wolff aus Quedlinburg, die ihn mit 4 hoffnungsvollen Kindern, 3 Söhnen und einer Tochter, beschenkte. Die wenigen Stunden, welche der Sammlung neuer Arbeitsthätigkeit für seine anstrengenden amtlichen Geschäfte bestimmt, waren seiner Familie und der Beschäftigung mit den Wissenschaften gewidmet. Wie er letzteren, trotz vermehrter anhaltender Berufsarbeiten, immer zugewendet blieb und ihren Entwickelungsgang begleitete, davon zeugen mehrere Vorträge, die er im Kreise literärischer Freunde zu Potsdam

hielt, worunter besonders bemerkenswerth die in des wackern „Schönbrodts Sammlungen 2c. und aus diesen besonders abgedruckte, später sehr verbreitete Abhandlung: über den ausländischen Handel und die Seemacht deutscher Städte im Mittelalter (1835). So seinem ehrenden Berufe mit Eifer hingegeben, volles Glück im Kreise seiner Familie, neue Geisteskräfte an den Gebilden der Kunst, der Wissenschaft und zuweilen auch im Kreise gleichgesinnter, liebevoller Freunde findend, deren ihm die Milde und Gediegenheit seines Charakters so viele erwarb — noch in den Jahren stehend, welche für die amtliche Thätigkeit die reifsten, für den Genuß häuslichen Glückes die empfänglichsten sind — ward seinem verdienstvollen Leben und Wirken leider ein allzufrühes Ziel gesetzt. Die im Winter 1841 grassirende Grippe, befiel auch ihn am 24. Febr., anfangs scheinbar unbedeutend, aber in wenigen Tagen auf seine ohnehin immer schwächliche und durch die zahlreichen, anstrengenden Berufsarbeiten der letzten Zeit noch mehr angegriffene Konstitution so erschöpfend und zerstörend wirkend, daß, als am 7. Tage ein Nervenfieber hinzutrat, er schnell der Krankheit erlag und schon am 3. März sanft, wie er stets im Leben war, entschlummerte. — Wie der Verewigte, ausgezeichnet durch umfangreiche Bildung, Erfahrungen, Diensttreue und Eifer, der vollsten Anerkennung sich erfreute, reich begabt mit dem Glücke häuslicher Zufriedenheit und ausgestattet mit jener Geistesreife war, deren Empfänglichkeit für das Edlere und Höhere im Leben dieses selbst verschönern hilft, so zierten ihn auch jene stillen Tugenden, deren Altäre nur in den Herzen guter Menschen sich befinden und wir können seinen persönlichen Charakter und die Aeußerungen desselben nicht besser schildern, als durch theilweise Wiedergabe der treffenden Worte, welche der ehrwürdige Bischoff Eylert an seinem Sarge sprach: „Der Staat hat in ihm einen tüchtigen Beamten, das Vaterland einen guten Bürger, die evangelische Kirche ein frommes würdiges Mitglied, die Menschheit einen edlen, hochsinnigen Menschen, die Freundschaft einen treuen redlichen Freund und ach! sein Haus — der stille Wohnsitz der Liebe, der Eintracht und Freude — hat sein theueres Haupt, den treuen Gatten, den liebevollen, glücklichen Vater, verloren! — — — Der Vollendete war einer der seltenen glücklichen Menschen, denen in ihrer Umgebung allgemeine Achtung, Liebe und Vertrauen zu Theil wird und die keinen Feind haben. Oft ist ein solches Lob der allgemeinen Liebe ein zweideutiges, welches viele, namentlich starke Naturen gar nicht haben mögen, denn das böse und gute Prinzip im

Menschen und in der Welt feinden sich unaufhörlich gegenseitig an und stehen im ewigen Kampfe mit einander. — — Aber es gibt eine heitere, reine Höhe geistiger Bildung, eine gründliche Tiefe göttlicher Veredlung, eine Festigkeit und Konsequenz, eine Milde und Zartheit des Charakters, eine Fleckenlosigkeit und Unschuld des Lebens, eine Arglosigkeit, Unbefangenheit und Demuth des Gemüthes, die, verschmolzen in eine Harmonie, getragen von kindlicher Anspruchslosigkeit, ein stilles geistiges Uebergewicht bilden, das, ohne es zu wissen und zu wollen, sich überall geltend macht, allgemeine Anerkennung und ungetheilte Liebe findet. Das ist die wahre, rechte Höhe, wo der kräftig wirkende, tüchtige Mann, ein Mann voll Geist, doch ein Kind im Gemüth ist, mit arglosem kindlichen Sinn. — — Ein solcher reichbegabter, einfach schmuckloser Mann, war unser entschlafener Freund! So steht sein festes doch demüthiges Bild vor unserer Seele, so lebt sein Andenken in unserem Herzen fort, so nennen wir, vielleicht am meisten ähnlich unserem unvergeßlichen Maaßen *), neben diesem seinen Namen mit Achtung und Dank." — —

Dr. Kreutzberg.

79. Dr. Karl Friedrich August Grashoff,

Konsistorial- und Schulrath, Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Cöln, Ritter des rothen Adlerordens 4. Klasse und des St. Annenordens 3. Klasse.

geboren den 24. August 1770, gestorben den 4. März 1841 **).

Er wurde zu Groß-Germersleben im Herzogthume Magdeburg, wo sein Vater Justizamtmann auf den v. Kotzeschen Gütern war, geboren. Nachdem er auf den Schulen zu Halle und Magdeburg vorbereitet worden, bezog er im Jahr 1789 die Universität Halle, um Theologie zu studiren und trat am 19. April 1793 eine Lehrerstelle bei dem Pädagogium der Realschule in Berlin an. Am 14. April 1797 erhielt er eine Anstellung als Konrektor an dem Lyceum zu Prenzlau, wo er mit dem gelehrten Rektor Wetzel und andern geistesverwandten Kollegen ein eben so angenehmes Leben führte, als er eine schöne Wirksamkeit entfaltete. Im Jahr 1806 ertheilte ihm die philosophische Fakultät zu Frankfurt a. d. O. auf den Grund seiner Theses phaerologicae die Doktorwürde. Nach dem Tode Wetzels übernahm er am 9. Febr. 1810 das

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S 933.
**) Intelligenzbl. d. Hall. Lit. Ztg. Mai 1841.

Rektorat des Lyceums. Als mit dem Jahr 1813 eine neue Morgenröthe der Freiheit und Selbstständigkeit für Preußen und ganz Deutschland anbrach, war G. besonders thätig, die Jünglinge und Männer seiner Umgebung zur freiwilligen Theilnahme an dem Kampfe zu begeistern. Und das mit dem glücklichsten Erfolge; denn die meisten Schüler der obern Klassen und mehrere Lehrer gingen zum Heer ab, er selbst konnte erst während des Waffenstillstandes seinen Abgang mit Erfolg betreiben und trat im Septbr. als Lieutenant bei dem ersten Neumärkischen Landwehrinfanterieregiment ein. Als solcher wohnte er der Belagerung von Wittenberg und der Schlacht bei Leipzig bei. Seine geschwächte Gesundheit sowohl als seine Geschäftskenntnisse waren Ursache, daß er den Befehl erhielt, sich nach Königsberg in der Neumark zu verfügen und bei der Bildung eines Reservebataillons thätig zu seyn. Im April 1814 kehrte er mit einem Detachement von Ersatzmannschaft zur Armee zurück und wurde vorläufig in dem Hauptquartiere des General v. Bülow beschäftigt. Diese Arbeit wurde jedoch bald durch den Rückmarsch der Truppen und seine Anstellung beim Generalgouvernement in Aachen am 14. Juli 1814 unterbrochen. Als provisorischer Direktor des öffentlichen Unterrichts am Niederrhein bereiste er mehrere Departements behufs der Organisation des höhern und niedern Schulwesens und erhielt nach Auflösung des Generalgouvernements eine Anstellung beim Konsistorium und Schulkollegium zu Cöln, am 10. April 1816. Im Herbst 1820 wurde ihm dazu die Leitung des Karmeliterkollegiums übertragen, das anfangs als höhere Stadtschule organisirt, 1825 zu einem vollständigen und zwar evangelischen Gymnasium erhoben wurde und 1830 den Namen des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums erhielt. In dieser doppelten amtlichen Stellung hat sich G. große Verdienste um das Schulwesen in den preuß. Rheinlanden erworben. Die allgemeine Theilnahme bei seiner Beerdigung zeugt dafür, daß man diese seine Wirksamkeit wohl zu würdigen weiß. Ueber sein Leben und Wirken hat er selbst Aufschluß zu geben begonnen in dem 1839 zu Essen bei Bädeker*) erschienenen Werke: „Aus meinem Leben und Wirken, zugleich als Beitrag zur Geschichte der Rheinprovinz unter preuß. Landeshoheit in Hinsicht auf Kirche und Schule", von dem leider nur der erste, die Kirche und das Vaterland betreffende, Band erschienen ist. Seine schriftstellerischen Leistungen sind: Einige Ideen zur Beantwortung der Frage: Wie läßt sich die Bildung einer Nation am leichtesten und sichersten auf eine an-

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. d. N. Nekr. unterm 23. März.

dere übertragen? Berlin 1796. — Pr. Erziehung und zwar Erziehung der Menschen, der erste und höchste Zweck aller Schulen. Prenzlau 1811. — Pr. Nachricht von dem gegenwärt. Lyceum in Prenzlau. Ebend. 1812. — Pr. Nachricht an d. Publikum, die künft. Bestimmung des Karmeliter-Gymnasiums. Köln 1820. — Pr. Schülergesetze f. d. königl. Karmeliter-Kollegium. Ebend. 1821. — Pr. Chronik des königl. Karmeliter-Kollegiums für das Schuljahr 1821—22. Ebend. 1822. — Pr. Ueb. d. Zweck u. Einrichtung d. öffentl. Schulprüfungen. Ebend. 1823. — Pr. Disciplinareinrichtung des königl. Karmeliter-Kollegiums. Ebend. 1824. — Pr. Jahresbericht über den Zustand des königl. Karmeliter-Kollegiums. Ebend. 1825. — Ueb. die ersten Begriffe der Geometrie, zunächst mit Bezug auf Paralleltheorien. Ebend. 1826. — Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte. Essen 1831. — Neue Vorlegeblätter zum Griechisch-Schreiben. Crefeld 1833. — Schulzwang u. Schulgeld. Köln 1834. —

* 80. Paul Rudolph Samuel Burchardi,

expedirender Regierungssekretär zu Minden;

geb. den 13. Juli 1783, gest. den 6. März 1841.

Der Verstorbene wurde zu Grünberg in Niederschlesien geboren, woselbst sein schon 1797 verstorbener Vater erster Prediger und geistlicher Inspektor (jetzt Superintendent genannt) war. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf dem königl. Pädagogium in Züllichau, einschließlich der höheren Klassen dieses Instituts. Im Jahr 1803 wurde er nach bestandenem Examen als königl. Kammerkondukteur bei der damaligen Kriegs- und Domänenkammer in Glogau angestellt. Durch das unglückliche Jahr 1806 und einige ihn gleichzeitig betroffene Familienunglücksfälle wurde diese seine Karrière unterbrochen, gerade als er im Begriffe war, sich durch den Kursus auf der königl. Bauakademie zum höheren Staatsdienst auszubilden. Er suchte und fand darauf in jener unglücklichen Periode Beschäftigung auf den königl. Postämtern Schweidnitz und Neustädtel in Schlesien und wurde demnächst im Jahr 1811 bei dem Polizeidirektorium in Schweidnitz als Diätarius sowohl für den Büreau- als auch ausübenden Dienst angestellt. Sein Wunsch, im Jahr 1813 als freiwilliger Jäger einzutreten, wurde zurückgewiesen, weil er schon damals einen doppelten Bruch hatte. In den Jahren 1813—14 war er als Etappenkommissär vom Platze Schweidnitz und Oberkolonneninspektor angestellt. Ende des Jahres 1814 wurde er bei der königl. Regierung in Breslau als Diätarius angestellt und ob er sich gleich im Jahr 1815 beim Wie-

derausbruch des Krieges unmittelbar an den König, damals in Wien, wendete und um seine Wiederanstellung in Militärverhältnissen bat, so standen ihm doch die oben erwähnten körperlichen Gebrechen wiederum im Wege. Er wurde dagegen vom 1. Januar 1816 an als 2. Journalist bei der damals neuerrichteten königl. Regierung in Cleve ernannt, welche Anstellung er hauptsächlich in Rücksicht auf einen von ihm unter erschwerenden Umständen glücklich durchgebrachten Pulvertransport während seines Dienstes als Oberkolonneninspektor erhielt. Am 3. August 1816 erhielt er, da er bisher blos als Journalist angestellt war, das Prädikat als Regierungssekretär. Diese vereinigten Posten, womit zugleich die Geschäfte eines Präsidialsekretärs und die Redaktion des Amtsblattes und des dazu gehörigen öffentlichen Anzeigers, welcher bedeutend war, da er die Stelle eines ganz fehlenden Intelligenzblattes vertrat, verknüpft war, wobei er ferner die Einziehung und Berechnung der Ministerial- und Oberpräsidialsporteln verwaltete, auch die Rendantur des Schreibmaterialiendepots besorgte und wobei er endlich noch als Kommissarius der allgemeinen Witwenverpflegungsanstalt im dortigen Regierungsbezirk fungirte, hat derselbe bis zur Auflösung der königl. Regierung zu Cleve, Ende des Jahres 1821, bekleidet. Daß diese mannichfaltigen, gewiß aufs Höchste anstrengenden Beschäftigungen nicht ohne Zufriedenheit seiner Vorgesetzten von dem zufolge sehr großer Korpulenz oft kränkelnden Manne verrichtet wurden, beweist, daß ihm im Jahr 1821 die provisorische Verwaltung der Kanzleidirektion bei der königl. Regierung zu Cleve übertragen wurde. Bei Auflösung gedachter Regierung wurde anfangs bestimmt, daß B. auf Wartegeld gesetzt werden solle, auf die besondere Verwendung des Regierungschef, Präsidenten v. Erdmannsdorf, wurde er jedoch an die königl. Regierung zu Minden versetzt, woselbst er die 4. Stelle im Sekretariat einnahm und im Jahr 1823 in die 3. Stelle aufrückte. Im Jahr 1832 wurde er zum Sekretär bei der Mindenschen Tochterbibelgesellschaft ernannt und rückte im nämlichen Jahr in die 5. Regierungssekretariatsstelle 1. Klasse, im J. 1834 in die 4. und endlich 1840 in die 3. Stelle auf, welches für ihn der letzte erfreuliche Beweis der Anerkennung seiner Pflichttreue und der Zufriedenheit seiner Vorgesetzten seyn sollte. Schon in den letzten Jahren seines mühevollen Lebens hatte der thätige Mann mit häufigen Krankheiten zu kämpfen und wurde ihm sein stets an Stärke zunehmender Körper am Abend seines Lebens selbst dermaaßen zur Last, daß er seine Nächte nicht liegend, sondern im Bette sitzend

zubringen mußte; indessen erhielt ihn seine allzugroße Liebe zum Dienst, dessen Ausübung er stets für sein größtes Lebensglück hielt, doch stets thätig und er blieb trotz mancher Schmerzen unverdrossen in der Ausübung seiner Pflichten. Am 2. März 1841 jedoch nöthigte ihn ein bedeutendes Unwohlseyn, zu Hause zu bleiben, aber auch hier noch war er thätig für den Dienst, obschon seine Kräfte sichtlich schwanden und sehr hitzige phantasirende Fieber den regen Geist immermehr schwächten, bis am obengenannten Tag ein Schlagfluß der regen Thätigkeit ein Ziel setzte. — — B. verheirathete sich im Jahr 1808 in Schweidnitz mit Magdalena Opitz, aus welcher Ehe noch zwei bis jetzt unversorgte Töchter leben.

* 81. Philipp Friedrich Dannenberger,

evangelischer Pfarrer zu Schiltigheim bei Straßburg, Ritter der Ehrenlegion;

geboren den 2. Dec. 1776, gest. den 6. März 1841.

Er war der Sohn des damaligen evangelischen Pfarrers in Kauffenheim, Johann Jakob Dannenberger, und wurde selbst 1795 als Pfarrer in Runzenheim angestellt, 1797 in derselben Eigenschaft nach Mundelsheim berufen und 1803 nach Vendenheim befördert, wo er 1815 Gelegenheit fand, eine sehr edle That zu verüben, welche der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient. In diesem verhängnißvollen Jahre, wo die verbündeten Heere zum zweiten Male in Frankreich einfielen, wurde nämlich zwischen Vendenheim und Schiltigheim, im Angesichte Straßburgs, ein nicht unbedeutendes Treffen geliefert, nach welchem die Franzosen hinter ihre Linien bei Schiltigheim zurückgedrängt wurden. In dem nahe gelegenen Dorfe Suffelweihersheim wurde von einigen französischen Nachzüglern aus mehreren Fenstern auf die nachsetzenden würtembergischen Truppen gefeuert. Sofort wurden die Einwohner dieser Verletzung des Kriegsrechts bezüchtigt und sogleich erfolgte der Befehl zur Plünderung und Einäscherung des Dorfes, der auch am 28. Juni vollzogen wurde. In weniger als zwei Stunden lag das ganze Dorf in Asche und die unglücklichen Einwohner suchten zerstreut in den benachbarten Dörfern ihr Unterkommen. Außerdem wurden achtzehn Familienväter aus Suffelweihersheim unter der Beschuldigung verhaftet, aus ihren Festern auf die alliirten Truppen geschossen zu haben; sie wurden sogleich gebunden in das Hauptquartier abgeführt und auf das Zeugniß einiger Soldaten, die sie über der That ertappt zu ha-

den vorgaben, von einem Kriegsgerichte sämmtlich zum Tode verdammt. Da trat Dannenberger vor den kommandirenden damaligen Kronprinzen (nunmehrigen König) von Würtemberg und flehte nicht um Gnade, sondern um Gerechtigkeit für die Unschuldigen. Er betheuerte, daß im ganzen Dorfe nicht ein Schießgewehr vorhanden gewesen und daß die Beschuldigten, friedliche, stille Bauern, niemals sich um politische Meinungen bekümmert, nimmermehr an irgend einer Bewegung Theil genommen hätten. — Lange waren seine Vorstellungen fruchtlos; die aufgetretenen Zeugen hatten ihre Aussage durch Eide bekräftigt. Wie konnte das gesprochene Todesurtheil zernichtet, wie dann der vollzogene Befehl zu Einäscherung des Dorfes gerechtfertigt werden? Schon waren die Anstalten zur Hinrichtung der achtzehn Schlachtopfer getroffen, als Dannenberger in unaussprechlicher Angst dem Kronprinzen zu Füßen fiel, sich selbst als Geißel für die Unschuld jener Männer darbot und den Fürsten bei allem, was ihm heilig und theuer war, beschwor, die schwere Blutschuld nicht auf sein Gewissen zu laden. — Gerührt reichte der edle Fürst dem zitternden Pfarrer die Hand, begnadigte die Unglücklichen, die in Todesangst harrten, und erlaubte ihrem Retter, ihnen Leben und Freiheit selbst zu verkünden. Nach Beendigung des Krieges wurde das Dorf aus den reichlich fließenden Beiträgen des Elsasses und der Hauptstadt Frankreichs wieder erbaut und D., der in die Kommission zur Leitung des Baues ernannt worden war, ward bald die Seele derselben. — Tag und Nacht war er mit Ankauf von Baumaterialien, mit Bauverträgen, mit Austheilung der gesteuerten Effekten unter die hilfsbedürftigen umherirrenden Bewohner beschäftigt, bis ihm endlich nach zweijähriger Anstrengung die Freude zu Theil wurde, das Dorf wieder gleich dem Phönix aus seiner Asche erstanden zu sehen. Diese Beharrlichkeit des evangelischen Pfarrers zum Wohl einer ganz katholischen Nachbarsgemeinde machte sich der Präfekt des Departements zur Pflicht der Regierung bekannt zu machen, worauf D. zum Ritter der Ehrenlegion erhoben wurde. Doch weit mehr als diese Auszeichnung hat ihn der Dank jener Unglücklichen erfreut, die nie vergaßen, was sie ihm schuldig waren. Nur fünf von den achtzehn zum Tode Verurtheilten haben ihn überlebt, viere derselben haben gesenkten Hauptes den Sarg ihres Retters zum Grabe begleitet; den fünften hatte eine schwere Krankheit an sein Lager gefesselt, aber ihn nicht gehindert, an der Wehmuth der andern Theil zu nehmen. D.

war 1825 nach Schiltigheim versetzt worden, woselbst er auch nach kurzer Krankheit im Kreise seiner zahlreichen Familie starb.

* 82. Karl Georg Ernst Engel,

Prediger zu Rittermannshagen und Lansen, im Großherzogth. Mecklenburg-Schwerin;

geb. den 15. März 1792, gest. den 6. März 1841.

Der Verewigte, welcher der Zahl der würdigsten Geistlichen des mecklenburgischen Landes angehörte und nach 18jähriger Amtsthätigkeit hienieden seine Laufbahn wenige Tage vor seinem vollendeten 49 Lebensjahre beschloß, wurde geboren zu Kloster Malchow im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin. Sein Vater, Johann Jakob Christian Engel *), war daselbst klösterlicher Küchenmeister und starb, nachdem er diese Stelle wieder einem jüngern Sohn überlassen, im Städtchen Röbel den 9. November 1840, an demselben Tag und zur selbigen Stunde, wo er im Jahr 1835 seine 49 Jahre mit ihm verheirathet gewesene Frau, Charlotte Magdalene Sophie, geb. Schröder, durch den Tod verloren hatte. Unter mehreren Kindern dieser Eltern war er der zweite Sohn und schon frühzeitig durch geschickte Hauslehrer, die nachherigen Prediger D. G. F. H. Engel zu Sietow und G. G. J. Stubendorf zu Malchow, sehr sorgfältig erzogen und unterrichtet worden. Späterhin besuchte er noch zu seiner weitern Ausbildung ein Gymnasium und bezog alsdann, um Theologie zu studiren, die Universität Rostock. Begeistert für die in seinem Vaterlande sich regenden Bestrebungen, die verlorene Freiheit wieder zu erringen, trat er nach eben vollendeten Studien zu Halle im Jahr 1813 in das Lützow'sche Freikorps und theilte alle Strapazen und Drangsale, welche dasselbe während des Krieges an der Niederelbe zu bestehen hatte, bis zur Auflösung der Schaar. Hierauf verlebte er einige Jahre als Hauslehrer und erhielt demnächst durch Stimmenmehrheit im Jahr 1823 die gräflich v. Hahnsche Pfarre zu Basedow, welche er bis Ostern 1838, wo er nach Rittermannshagen versetzt ward, bekleidete. — Verheirathet war er seit dem 17. Juni 1825 mit Louise Bring, einer Tochter des am 22. März 1828 verstorbenen gräflichen Gutsinspektors Karl Bring zu Basedow, welche Gattin ihn mit mehreren unmündigen Kindern überlebt hat.

Schwerin. Fr. Brüssow.

---

*) S. N. Nekr. 18. Jahrg. S. 1411.

83. Nikolaus Heinrich Christensen,

k. dänischer Generalmajor, Doktor der Philosophie, Kommandeur vom Dannebrogsorden und Dannebrogsmann, vormal. Oberdeichinspektor der Herzogthümer Schleswig und Holstein, auch erstes Mitglied der schleswig-holsteinischen Kanalaufsichtskommission zu Rendsburg;

geb. den 2. Jan. 1768, gest. den 8. März 1841*).

Der Vater des Verstorbenen, Las Christensen, war zur Zeit, als noch ein Theil des Herzogthums Holstein dem russischen Thronfolger, nachmaligen Kaiser Peter III., gehörte, Oberinspektor der großfürstlichen Domänen und Mitglied des Generallandesökonomie- und Kommerzdirektoriums in Kiel, später aber, als im Jahr 1774 jener Theil, gegen Abtretung des Herzogthums Oldenburg an die Eutinsche Linie des Gottorpischen Hauses, mit dem königl. Antheile des Herzogthums vereinigt wurde, Amtsinspektor zu Cronshagen, eine halbe Meile nordwestlich von Kiel. Der Gattin desselben, einer geb. Ernst, deren vortreffliche Eigenschaften sie den Ihrigen vorzüglich theuer machten, war von ihrem Vater, der sich zu den mit den wirklichen oder vermeinten Bedrückungen durch die eifrig orthodoxe lutherische Geistlichkeit sehr unzufriedenen mährischen Brüdern gehalten hatte, ein Mißtrauen gegen Erstere eingeflößt, welches besonders auf ihre Söhne nicht ohne Einfluß war, indem es der religiösen Denkart derselben eine Farbe mittheilte, die leicht gemißdeutet werden konnte. Sie schenkte ihrem Mann außer 5 Töchtern auch 3 Söhne, von denen die beiden älteren im Jahr 1831 gestorben sind und zwar der eine als Justizrath und Amtsnachfolger des Vaters**), der andere als Justizrath in Kiel***), nachdem er sich als Polizeimeister einen Namen erworben hatte, dessen noch jetzt sowohl im Inlande, wie im Auslande rühmend gedacht wird. Der jüngste von diesen war unser Nikolaus Heinrich, der den ersten Unterricht mit seinen Geschwistern durch einen Hauslehrer erhielt und dann die Gelehrtenschule in Kiel besuchte, bis er die dortige Akademie bezog. Auf dieser hemmte jedoch der Zwang, dem er sich bei der Wahl der Studien unterwerfen mußte, seine Fortschritte. Seine Neigung trieb ihn entschieden zu den

*) Nach: Leben, Charakter und Verdienste Nik. Heinr. Christensen's. Herausgegeben von F. H. Germar, Doktor der Theologie und Hofprediger zu Augustenburg, Ritter vom Dannebrog. Hamburg, 1841.
**) S. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 1239.
***) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S 613.

mathematischen. Aber der strenge Vater, ein Brodstudium verlangend, welches er in jenen nicht erblickte, wollte davon nichts wissen und nöthigte ihn, sich anfangs der medicinischen, dann der juristischen Laufbahn zuzuwenden, ohne daß er für die zu derselben erforderlichen Studien ein Interesse gewinnen konnte. Daher brachten denn auch die Jahre, welche er ihnen widmete, außer den allgemeinen Wissenschaften, welche sie ihm zuführten, für die erzwungenen Fächer wenig Gewinn. Desto mehr trugen sie bei, seinen Charakter zu entwickeln. Seine hohe schöne Gestalt, seine athletische Stärke, seine Gewandtheit in den Waffen und seine furchtlose Entschlossenheit erwarben ihm bald unter seinen Genossen eine imponirende Stellung; der Ernst aber, der ihn von Ausschweifungen zurückhielt, so wie die strenge Rechtlichkeit seines Sinnes, die nie den Streit suchte, jedoch kein Unrecht duldete und sich der Unterdrückten oder Gemißhandelten mit unwiderstehlicher Kraft annahm, verschafften ihm ein solches Uebergewicht, daß ganze Schaaren unthätig vorbeizogen, wo sie ihn als den Beschützer dessen, dem es gelten sollte, erblickten. Doch solche Spielereien konnten unmöglich seinen Geist befriedigen, wiewohl er auch im hohen Alter sich ihrer als Aeußerungen der Jugendkraft nicht ungern erinnerte; und als zuletzt die Absicht, in österr. Militärdienste zu treten, kund ward, trat sein Schwager, der damalige Professor der Jurisprudenz, nachherige Deputirte in der schleswig-holstein. Kanzlei, Konferenzrath Jensen *), vermittelnd auf und bewog, unterstützt von dem verdienten General Binzer, den Vater endlich nachzugeben. Der Eintritt in den dänischen Militärdienst ward im Jahr 1786 erwirkt und die Universität Marburg zum Studium seines Lieblingsfaches ausersehen. Als er aber auf der Hinreise durch Göttingen kam, bewogen ihn einige seiner früheren akademischen Bekannten, dort zu bleiben, was er auch später als ein großes Glück betrachtete. Denn in des großen Kästners Vorlesungen fand er Alles, wonach er sich gesehnt hatte; gerade die Schwierigkeiten, welche die gedrängte Kürze seines Vortrages dem Anfänger verursachte, spornten seinen Eifer und reizten ihn zum eigenen Nachdenken, dem er sich mit solcher Kraft widmete, daß er alles Uebrige aus den Augen verlor. Dadurch entwickelte sich unstreitig die Eigenthümlichkeit seines Geistes, seine Thätigkeit immer auf einen einzigen Gegenstand zu koncentriren, ihn in allen Beziehungen zu verfolgen, jedes Hinderniß und die Mittel zur Abhilfe zum Voraus zu er-

---

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 1085.

kennen und zu berechnen, auch nicht eher abzulassen, bis er ihm vollkommen klar geworden war. Dies zeigte sich bei jeder Unterhaltung mit ihm, machte ihn untheilnehmend für Gespräche, die mit dem Gegenstande seines Nachdenkens in keiner Berührung standen und gaben ihm oft das Ansehen des Zerstreuten, während gerade in dem Entgegengesetzten die Ursache seines Benehmens lag und eine scharfe Beobachtungsgabe für Menschen und Dinge ihm nie fehlte, wo es ihm darum zu thun war. Dies war aber auch die Ursache, daß keine seiner großen Unternehmungen ihm fehlschlug und daß er oft den in dieser Allgemeinheit vielleicht etwas zu strengen Grundsatz äußerte: „Nur der Unverstand und die Unbesonnenheit gebrauchten das sogenannte Unglück als Entschuldigungsgrund des Fehlschlagens, die Natur verfahre nicht willkührlich, was sie bringen könne, müsse zum Voraus erwogen und an die Mittel zur Abhilfe gedacht seyn, ehe man den Anfang mache.“ Nach zwei Jahren verließ der Schüler und Liebling Kästners Göttingen und trat 1791 in den aktiven Dienst des Ingenieurkorps in Kopenhagen, wo er das Glück hatte, 3 Jahr unter den Befehlen eines höchst achtungswürdigen Mannes, des geheimen Staatsministers, General Huth, zu stehen, welcher zugleich das Ingenieur- und Artilleriewesen leitete. Seinen dortigen Dienst beschloß er 1795 mit dem traurigen Geschäfte, die Ueberreste der durch eine fürchterliche Feuersbrunst verwüsteten Hauptstadt wegzuräumen. Hierauf ward er in die holsteinische Festung Rendsburg versetzt, wo er sein Geschäft mit Eifer begann, aber bald in den damals hergebrachten Unterschleifen die Schwierigkeiten für seine unbeugsame Rechtschaffenheit fand, die ihm auch in der Folge das Leben so oft verbittert haben. Nach kurzer Zeit bemerkte er nämlich Handlungen dieser Art bei einem der Untergeordneten und als wiederholte Warnungen und Drohungen nichts fruchteten, zeigte er dieselben dem Oberbefehlshaber an. Doch, statt bei demselben energische Abhilfe zu finden, gab dieser zu seinem höchsten Erstaunen sich viele Mühe, ihn zu belehren, daß ohne die Maxime: „leben und leben lassen,“ in der Welt nicht fortzukommen sey. Dies empörte den jungen Mann in solchem Grade, daß er sich nicht enthalten konnte, seinem Chef ins Gesicht zu sagen, er halte jene Maxime für gleichbedeutend mit: „stehlen und stehlen lassen“ und solle er sie als gültig für das Ingenieurkorps anerkennen, in dem zu dienen er für eine Ehre gehalten habe, so werde er die Rabatten von seiner Uniform reißen und sie mit Füßen treten. Der Erinnerung an die Forderungen der Disciplin wurden von ihm die

Forderungen der Ehre und des Diensteides entgegengesetzt und die Unterredung endigte mit dem Verlangen des jungen Officiers, eine Arbeit aufgeben zu dürfen, welche er nicht mit Ehren fortführen könne und in seine frühere Stellung als Dessinateur zurückzukehren. Bald darauf gab ein Brückenbau in Glückstadt eine erwünschte Veranlassung, den Unbelehrsamen dahin zu senden. Aber auch hier ging es ihm nicht besser; Pflicht und Gewissen nöthigten ihn bald, alles Material zur Hauptfestungsbrücke zu kassiren und nichts konnte ihn dahin bringen, unrichtige Rechnungen zu attestiren. Die Mißhelligkeiten, in welche er dadurch nothwendig mit seinen Vorgesetzten gerathen mußte und die ihm bei seiner Rückkehr nach Rendsburg immermehr einleuchtende Unmöglichkeit, Uebelständen abzuhelfen, an welchen Theil zu nehmen ihm Ehre und Gewissen untersagten, verleideten ihm gänzlich die Militäringenieurdienste, denen er sich mit solcher Liebe gewidmet hatte und machten den Austritt aus denselben ihm selbst eben so wünschenswerth, als denen, die sich durch ihn beengt sahen. Dazu zeigte sich auch bald eine günstige Gelegenheit. Bei einer Kommission zur Untersuchung des Hafens von Glückstadt fand man die Zuziehung eines Ingenieurofficiers zweckmäßig und die Wahl fiel auf den Verstorbenen. Da aber seine Ansichten wesentlich von den Meinungen seiner Mitkommissarien abwichen, so ertheilte sein biederer Gönner, der damalige Kommandant der Festung, der Graf zu Rantzau, ihm den Rath, ein Exemplar seines, in einer ausführlichen Denkschrift abgefaßten Vorschlags dem damaligen Statthalter der Herzogthümer, dem geistreichen Prinzen Karl zu Hessen *) zuzustellen. Dieser nahm sie freundlich auf, beschied den Verfasser zu sich und ertheilte demselben nach einer vielseitigen Unterredung den ehrenvollen Bescheid: „Ich habe Ihren Bericht, Herr Lieutenant, zweimal mit Vergnügen gelesen und mich überzeugt, daß Sie den Gegenstand als Ingenieur, Ihre Mitkommissarien dagegen denselben als Hafenmeister behandelt haben." Dieser Aufsatz ward die erste Veranlassung zu dem besondern Wohlwollen, welches der Prinz bis zu dessen erst in hohem Alter im Jahr 1836 erfolgtem Tode dem Verfasser ununterbrochen bewies, aber auch für den letzteren zu dem Eifer, mit welchem er sich von nun an vorzugsweise den Studien der Wasserbaukunde zuwendete. Ueberdies war ihm gerade damals die Absicht der Regierung bekannt geworden, mit der bisherigen höchst unvollkommenen Verwaltung des für die

*) Dessen Biogr. siehe im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 516.

ausgedehnten Marschen beider Herzogthümer ungemein wichtigen Deichbaues eine durchgreifende Veränderung vorzunehmen. An die Stelle der bisherigen unwissenden Deichofficianten, welche nach der Erklärung der später erlassenen Verfügung eben durch ihre Unkunde große Summen vergeudet und erhebliche Nachtheile herbeigeführt hatten, sollten nämlich baukundige Beamte treten, welche die Oberaufsicht zu führen und überall das Zweckmäßige anzuordnen und zu leiten verpflichtet wären. Sein Wunsch, auf diese Weise in die Geschäfte eines Civilingenieurs überzugehen, ward nun abermals durch den Statthalter gefördert, durch dessen Mitwirkung er in den Stand gesetzt wurde, im Jahr 1799 eine wissenschaftliche Reise nach Holland, diesem, wenigstens damals, interessantesten und lehrreichsten Lande für den Hydrotekten, zu unternehmen. Hier ward jedoch durch eine Versäumniß und Nichtbeachtung der bestehenden Verhältnisse von Seiten des dänischen Ministers seine eifrige Arbeit unvermuthet unterbochen und er selbst in große Lebensgefahr gebracht. Die damals vorbereitete Expedition der Engländer hatte nämlich bei den Einwohnern gleich anfangs großen Argwohn gegen seine Untersuchungen und Beobachtungen an den Küsten Nordhollands erweckt; das Volk hielt ihn für einen englischen Spion und eben auf dem Helder mit Zeichnung der dortigen hydrotechnischen Werke beschäftigt, ward er mit großem Geschrei arretirt und zuerst nach Alkmar, dann aber zum Marschall Brune nach dem Haag geschleppt und in ein Gefängniß gesteckt, aus welchem man kurz vorher Jemand zur Hinrichtung abgeführt hatte. Der französische General, der ihn anfangs streng, aber bald mit Achtung behandelte, überzeugte sich durch die Vermittelung des Obersten Uslar, eines gebornen Hannoveraners, aus der Beschaffenheit seiner Papiere und der Art seiner Zeichnungen, besonders aber aus seiner damaligen gänzlichen Unkunde der ihm später sehr lieb gewordenen englischen Sprache allmälich von seiner völligen Unschuld und nach einer sechswöchentlichen Gefangenschaft im Haag erhielt er seine Freiheit wieder, jedoch nur die Erlaubniß zur direkten Rückkehr nach Holstein. Ungeachtet er also wegen dieses verdrießlichen Abentheuers den Zweck seiner Reise nicht vollständig erreichte, so hatte sie doch auf seine hydrotechnische Bildung den wohlthätigsten Einfluß; auch fand er bald Gelegenheit, diese durch Erfahrung und scharfes eigenes Nachdenken bis über das gewöhnliche Maas hinaus zu erweitern. Im Anfange des Jahres 1800 nämlich ward er seinem Wunsche gemäß aus dem Ingenieurkorps als Premierlieutenannt entlassen und zum Deichinspektor des Her-

zogthums Holstein ernannt. Nun richtete er zuerst seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die besonderen Lokalverhältnisse des ihm angewiesenen Marschdistrikts, wobei ein mannichfaltiger Austausch der Bemerkungen und Ideen mit seinem im Herzogthume Schleswig gleichfalls als Deichinspektor angestellten Universitätsfreunde und Schwestermanne Sievers für beide gleich anziehend und anregend, für ihr gemeinschaftliches Fach aber nicht selten gewinnreich war. So veranlaßte z. B. die durch Sievers gewonnene Ueberzeugung, daß die hohlen, so zu sagen, ausgehungerten Deiche Eiderstedts eine unerwartete Widerstandsfähigkeit bewiesen, die Konstruktion der Bermedeiche, mit gebrochenen äußern mehr oder minder flachen Abdachungen, nach Maasgabe des Wellenangriffs in den verschiedenen Wasserhöhen. Auch zeigte die Erfahrung bald den glänzendsten Erfolg dieser veränderten Bauart, die nun schon seit 36 Jahren mit den für die verschiedenen Oertlichkeiten nöthigen Abänderungen immer mehr bei den dortigen Deicharbeiten zur Anwendung gekommen ist. Das erste bleibende Denkmal ihrer gemeinschaftlichen Wirksamkeit gründeten sich die befreundeten Deichinspektoren in der Wiedingharde des Amtes Tondern. Hier waren zwei Mal die mit Kosten von Tonnen Goldes wiederhergestellten Deiche durch die Fluthen zerstört und mußten in einer Strecke von 2 Meilen Länge abermals fast gänzlich erneuert werden. Die daselbst angewendete neue Bauart hat sich in dem Grade bewährt, daß dieser Deich, der bisher zu den Gefahrdeichen gerechnet werden mußte, schon nach wenigen Jahren den ersten Sicherheitsdeichen des Landes beigezählt werden durfte. Aber die Ausführung des großen Werkes kostete dem Deichinspektor Sievers das Leben. Denn der Widerspruch, den alles Neue zu erfahren pflegt, zeigte sich auch hier im höchsten Grade. Die Kommunenvorsteher stemmten sich mit dem bittersten Eifer gegen die Neuerung, ungeachtet ihre Unwissenheit so weit ging, daß sie später in der ihnen durch Profile im Feld erläuterten Bauart ihre eigene unzulässige zu erkennen wähnten und nun, ohne es selbst zu wissen, der neuerfundenen Konstruktion ihre Zustimmung ertheilten. Indessen wirkten Verdruß und körperliche Strapazen während der dreijährigen Arbeit auf die reizbare brustschwache Konstitution des geistreichen und talentvollen Sievers so zerstörend ein, daß er bald darauf im J. 1807 seine segensreiche Laufbahn endigte. Unersetzlich war dieser Verlust für seinen Freund und Amtsgenossen und die schleswigschen Marschen würden die Fortdauer seiner Wirksamkeit mit großen Summen nicht zu theuer erkauft haben. Unterdeß war Kopen=

hagen durch den unvermutheten Ueberfall der Engländer erobert und nach dem Abzuge derselben ward im Frühling 1808 der Verstorbene als Ingenieurkapitän dahin berufen. Dazu war er nämlich schon im J. 1803 ernannt, als der König am 17. Juni seinen Wiedereintritt ins Ingenieurkorps unter Beibehaltung seines Civilpostens verfügt und ihm die Festung Glückstadt überwiesen hatte. Jetzt ward er dem neuorganisirten Generalstabe zugeordnet und sollte einer damals beabsichtigten militärischen Operation folgen. Als diese jedoch unterblieb und wegen des nun aufgegebenen Plans eine bedeutende Truppenzahl ohne weitere Thätigkeit in der Hauptstadt lag, wurde beschlossen, dieselbe zur Vollendung der Enveloppe auf Amack bei Kopenhagen zu gebrauchen, welche nach einer siebenjährigen Arbeit erst zur Hälfte ausgeführt war. Daher schien es dem König ein unausführbares Unternehmen, als der damit beauftragte Kapitän Ch. sich erbot, die übrige Hälfte bei einer Arbeitsmannschaft von 1500 Köpfen in 3 Wochen zu vollenden. Um so größer war die Ueberraschung des Monarchen, als er schon am 13ten Tage die ganze Arbeit ausgeführt sah. Beweise hoher Zufriedenheit belohnten dieselbe und zu diesen dürfte mit Recht die außerordentliche Ernennung zum Ingenieurmajor unterm 4. Aug. 1808 gerechnet werden. Aber freilich war die zweckmäßige Verwendung einer so großen Menschenmenge zu einer einzigen Arbeit nur durch ein ganz eigenthümlich organisirtes und von militärischem Kommando genau geregeltes System der Anwendung jedes Einzelnen möglich, welche sich auch später bei der Ausführung großer und sogar nächtlicher Arbeiten höchst nützlich bewiesen hat. Auch muß dasselbe der Aufmerksamkeit des jetzt regierenden Königs sich in einem vorzüglichen Grad erfreut haben, da der Verstorbene noch in seinen letzten Lebensjahren sich gern daran erinnerte, daß der damalige Erbprinz täglich erschien, um die Einrichtung und den Fortgang der Arbeit persönlich in Augenschein zu nehmen. Als der Major im folgenden Jahre 1809 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Holstein erhalten hatte, zeigte sich bald die Nothwendigkeit seiner dortigen Anwesenheit. Denn der Anfang des Decembermonats dieses Jahres setzte die ganze Wilstermarsch durch den Einsturz der großen Schleuse zu Kasenort, durch welche die Wilsteraue in den Stör-Fluß ausmündet, in die Gefahr einer gänzlichen Ueberschwemmung. Hier galt es, bei einer Kälte von 16° Réaumur, in möglichst kurzer Frist der Marsch eine Nothschutzwehr zu verschaffen, aber auch hier zeigte sich, wie in manchen ähnlichen Fällen, die Nothwendigkeit, den bösen Willen Einzelner zu

bekämpfen, deren Eigennutz auch bei der größten allgemeinen Gefahr nur den persönlichen Vortheil beachtet. Der böse Wille ward jedoch durch ein zeitiges Dazwischentreten unwirksam gemacht und nach einer seit dem 16. Dec. 1809 bis zum 16. Jan. 1810 bei Tag und bei Nacht fortgesetzten Arbeit sah sich die Marsch wieder vollständig gegen die drohende Ueberschwemmung gesichert. Auch fehlte dieser Leistung die höchste Anerkennung nicht; sie ward vielmehr schon am 28. Jan. des nämlichen Jahres mit dem Ritterkreuze des Dannebrogordens belohnt. Die späteren für die Marschbewohner durch das Ausbleiben aller Sturmfluthen beispiellos glücklichen Jahre forderten keine besondern hydrotechnischen Leistungen. An deren Stelle traten aber die Geschäfte des militärischen Ingenieurs bei den Einrichtungen an den Festungswerken Glückstadts zur Vertheidigung dieses Platzes und diese erforderten namentlich in den Jahren 1812 und 1813 eine ausschließliche und angestrengte Thätigkeit, denn Manches war zu thun, um die Festung in einen wehrhaften Zustand zu versetzen. Es wurden daher von ihm Einrichrichtungen zu Ueberschwemmungen getroffen, neue Außenwerke gebaut, Sturmwerke eigener Erfindung angewendet, lauter Verbesserungen, die bei der späteren Belagerung 1813 bis 1814 mit Recht einen günstigen Erfolg hätten erwarten lassen, wenn nicht durch mancherlei Umstände, besonders aber durch den Mangel einer hinlänglichen Besatzung zum Aufeisen der Festungsgräben bei der im Januar eingetretenen strengen Kälte, die Kapitulation unvermeidlich herbeigeführt worden wäre. Doch fand der Ingenieur für seine Anstrengungen schon beim Anfange der Belagerung eine Genugthuung in der Enttäuschung des schwed. Korps, welches bei dem Versuch eines coup de main die Festung noch in demselben Zustande wähnte, in welchem jener dieselbe im J. 1808 dem damaligen franz. Marschall Prinzen von Pontecorvo vorgezeigt hatte. Eine noch größere Befriedigung aber lag für ihn in den eigenen Worten des schwed. Generals Boje: „Ich habe von keiner Festung gelesen noch gehört, die besser zur Vertheidigung eingerichtet wäre; aber welche Unordnungen!“ worauf derselbe die Antwort erhielt: „Nicht die Sache des Ingenieurs!“ Am meisten trug jedoch zur Beruhigung des Majors Ch. die bekannte Thatsache bei, daß er fast einzig und allein vollkommen tadelfrei aus der spätern Untersuchung über die Belagerung und Uebergabe dieser Festung hervorging. Ueberdies waren ihm auch die der Belagerung vorhergehenden Festungsarbeiten die Veranlassung zu einer in ökonomischer Hinsicht höchst wichtigen und in der Folge von ihm mit dem größten

Nutzen angewendeten Einrichtung bei technischen Arbeiten. Durch seine vielfachen Geschäfte und die geringe Hilfe, auf welche er rechnen konnte, sah er sich in die Unmöglichkeit versetzt, überall stets persönlich gegenwärtig zu seyn und daher beunruhigte ihn die Gefahr, durch falsche Berichte getäuscht zu werden und unrichtige Angaben attestiren zu müssen. Indem er nun mit großer Anstrengung auf Mittel sann, diesem unvermeidlich scheinenden Uebel vorzubeugen, erfand er tabellarische Rechnungen, in welchen die Leistungen und Lieferungen eines jeden Tages noch am nämlichen Abend eingetragen werden mußten, eine unschätzbare Einrichtung, welche sich seitdem bei jeder Anwendung vollkommen bewährt hat. Nach dem Abschlusse des Friedens im Winter 1814 kam die Frage in Anregung, ob Glückstadt noch ferner als Festung beizubehalten sey? Der Major Ch. ward zum Mitgliede der deshalb in Kopenhagen eingesetzten Kommission ernannt und indem er dieselbe überzeugte, daß die seit den Zeiten Christian's IV. durchaus veränderten Umstände und Verhältnisse die von demselben erbaute Festung völlig unnütz gemacht hätten, veranlaßte er die Demolirung derselben, von der nach einem erst später in den Archiven aufgefundenen Dokumente schon St. Germain in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gesagt hatte: „Auf Glückstadt muß so wenig wie möglich verwendet werden, da dieser Ort niemals eine für den Staat nützliche Festung werden kann“ Das ihm darauf übertragene Geschäft der Demolirung nöthigte ihn, bis zum Frühling 1818 in Glückstadt zu bleiben, gab ihm aber auch Veranlassung, die oben erwähnte auf Amak angewendete Arbeitsmethode auch hier, wiewohl in etwas kleinerem Maasstabe, zu wiederholen, da nur 600 Kronarbeiter täglich zu seiner Verfügung gestellt werden konnten. Alle diese Vorfälle hatten unterdeß eine Veränderung in seiner Civilstellung herbeigeführt. Mit der Leitung der Militäringenieurangelegenheiten der beiden Herzogthümer, welche von der Festung Rendsburg aus geschehen mußte und dem Verstorbenen schon im J. 1816 übertragen war, schien das Amt eines Deichinspektors für Holstein unvereinbar. Daher ward dasselbe mit den Verrichtungen des die technischen Angelegenheiten bei dem schlesw.-holst. Kanalinstitute leitenden Mitgliedes der Kanalaufsichtskommission vertauscht. Doch schon nach einem Jahre wurden Mittel und Auswege gefunden, auch die Deichgeschäfte ihm wieder zuweisen zu können. Es ward ihm nämlich überlassen, sich die nöthige Hilfe zur vollständigen Wahrnehmung aller 3 Aemter zu veranstalten und dadurch seinen beiden Söhnen, welche vom Vater schon seit einer

Reihe von Jahren theoretisch und praktisch zum Baufach und insbesondere zur Hydrotechnik angeleitet waren, Gelegenheit gegeben, auch ferner sich auf eine zweckmäßige Weise auszubilden und sich immer mehr in den Stand zu setzen, die vielen wichtigen Aufgaben des Vaters fördern zu helfen. Der ältere ward nämlich im J. 1821 als Deichkondukteur angestellt und war wegen seiner Geschäfte häufig abwesend; der jüngere hingegen begleitete den Vater unablässig und diente ihm, der sich mit schriftlichen Arbeiten sehr ungern befaßte, theils als Sekretär, theils als Gehilfe bei allen Werken, die unter dessen unmittelbarer Leitung ausgeführt wurden. Jetzt beschäftigte der verfallene Zustand des Kanalinstituts, dessen Bauwerke große Mängel und dessen Rechnungsbücher dennoch ungeheure Summen zeigten, das Nachdenken des Verstorbenen in einem vorzüglichen Grade. Doch die Erforschung des Grundübels bei einer solchen unzulässigen Verwaltung erforderte längere Zeit und eine reifliche Ueberlegung, daher erst im J. 1820 thätig eingeschritten werden konnte. Alle Rechnungen waren mit Bescheinigungen versehen; aber die Einrichtung selbst legte es klar zu Tage, daß es unmöglich gewesen sey, sich eine wirkliche Ueberzeugung von deren Richtigkeit zu verschaffen. Alle Arbeiten trugen die deutlichsten Spuren, daß bei der Ausführung nur die Sorge vorgewaltet habe, diese recht bald wiederholen zu können. Ein solches Verfahren hatte aber auch theilweise gerade die Vernichtung der Werke zur Folge gehabt und es stellte sich zunächst das Erforderniß heraus, eine zweckmäßige Ordnung in der Verwaltung an die Stelle der vorherrschenden Unordnung treten zu lassen. Dies konnte jedoch nicht geschehen, ohne die Sonderinteressen gar Vieler zu verletzen, obgleich Niemand eigentlich einen sehr erheblichen Vortheil davon gezogen hatte. Denn auf den vielen Meilen längs dem Kanale vom Kieler Hafen bis Rendsburg und längs der Eider bis zu deren Ausmündung in die Nordsee, zu welcher die Hafenwerke in Tönningen und Friedrichstadt gehörten, hatte gleichsam ein nutzloses Ausstreuen des Geldes stattgefunden und sich in so viele Taschen verstreut, daß keine davon sonderlich gefüllt war. Doch wegen der Menge der Verlierenden konnte es an Geschrei gegen eine neue Einrichtung nicht fehlen; das Vertrauen zu derselben konnte selbst bei der obern Regierungsbehörde erst durch die Erfahrung eines günstigen Erfolges sich bilden und wachsen; beides aber mußte die Einführung und Erhaltung einer neuen Verwaltungsordnung nicht wenig schwierig machen. Daß es dabei an Mühe, Verdruß und erbitterten Gegnern nicht fehlen werde, war leicht vorauszu-

sehen; aber der Verstorbene war nicht gewohnt, sich dadurch schrecken zu lassen, wenn er, wie hier, von der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer neuen Einrichtung, welche Pflicht und Ehre von ihm forderten, lebendig überzeugt war. So gelang es ihm denn auch, nach manchem harten Kampfe, sie im J. 1821 siegreich durchzuführen und schon nach wenigen Jahren sah er sich durch die höchste Anerkennung, am Schlusse seines amtlichen Wirkens 1837 aber durch Erfolge belohnt, deren der Staatsdiener sich nur selten rühmen kann. Denn während dieser 16jährigen Dauer hatte sie durch die neue Ordnung, so wie durch die Treue und Sorgfalt, welche dadurch befördert wurden, der Staatskasse eine Ersparung von 331,000 Reichsbankthalern (248,250 Rthlr. preuß. Kour.) verschafft. Sobald für die Erhaltung der neuen Ordnung hinreichend gesorgt war, bewog die Nothwendigkeit der Herstellung und Verbesserung, so wie theilweise die Erneuerung mancher Werke, besonders aber der Umstand, daß die gänzlich verfallene große Kanalschleuse zu Holtenau von Grund aus neu gebaut werden mußte, den Verstorbenen im J. 1821, begleitet von seinen beiden Söhnen, eine Reise nach den Niederlanden zu machen, um in dem Lande, welches schon 1799 so großes Interesse bei ihm erweckt hatte, die Fortschritte zu beobachten, die bei dem großartigen Baue des nordholländischen Kanals und in anderen neuen Werken ans Licht gekommen waren. Damit ward ein Besuch Belgiens und der preuß. Rheinlande verbunden, wodurch die Rückkehr nach einer viermonatlichen Abwesenheit sich bis zum Spätherbste verzögerte. Reichliche Gelegenheit zur Anwendung der auf der Reise gesammelten Beobachtungen und deren Resultaten gab nun dem 1822 zum Oberstlieutenant avancirten Verstorbenen das verfallene Kanalinstitut, bei welchem überall Ausbesserungen und Veränderungen vorzunehmen waren. Zugleich wurden die Vorbereitungen zum Baue der gänzlich verfallenen neuen Kanalschleuse bei Holtenau getroffen, welche, um die Schifffahrt nicht zu hemmen, neben der alten angelegt werden mußte. Nachdem ein vollständiges Modell derselben von dem jüngsten Sohne des Verstorbenen ausgeführt war, ward noch im Herbste des Jahres 1823 die zu derselben bestimmte Stelle ausgegraben, um sogleich im folgenden Frühlinge den Bau dieses großen Werks beginnen zu können. — Weder damals noch jetzt ward in der Grube eine Spur von Quellen wahrgenommen, daher man sich in dieser Hinsicht für völlig gesichert hätte halten mögen. Dennoch waren für den möglichen Fall alle Vorbereitungen getroffen und bald zeigte es sich, wie nöthig sie waren. Denn kaum

hatte man im März 1824 mit dem Einrammen des Grundpfahlwerks begonnen, als am 2. April eine mächtige Quelle hervorschoß, welche die schon bereit gehaltenen für Pferde- und Menschenkraft bestimmten Wasserschöpfwerke Tag und Nacht in ununterbrochener Arbeit erhielt. Jetzt konnte das Werk unter der persönlichen Leitung des Verstorbenen von dessen jüngstem Sohn und dem jetzigen Kanalinspektor Major Lund ohne Aufenthalt fortgesetzt werden, indem man den Boden der Schleuse nach der von dem Verstorbenen erfundenen einfachen Bodenkonstruktion statt des in Holland üblichen doppelten Bodens auf eine solche Weise legte, daß jede Vergänglichkeit unmöglich gemacht ist. Darauf folgte das Mauerwerk aus den festesten Materialien, deren Dauerhaftigkeit durch einen zu diesem Zwecke besonders erfundenen Apparat erprobt war und, ungeachtet der höchsten Genauigkeit der Arbeit, bewirkte dennoch die eigenthümliche Disciplin, der alle Handwerker sich unterwerfen mußten, eine solche Beschleunigung des Werkes, daß es schon zu Anfang Oktobers 1824 größtentheils vollendet dastand. Wie wichtig dieselbe war, zeigten schon im November die Ereignisse, welche für das nächste halbe Jahr die ununterbrochene und angestrengteste Thätigkeit des Verstorbenen unumgänglich nothwendig machten. Dies waren die verderblichen Wirkungen der fast unerhörten Sturmfluthen des Winters 1824 und 1825. Schon im Oktober 1824 hatten anhaltende Regengüsse alle Flüsse und Bäche angeschwellt und herrschende Weststürme die der Elbe zuströmenden durch hohe Fluthen an der Entwässerung gehindert. Nun kam der Orkan vom 15. Nov. hinzu und trieb die Fluth bis zu 13½ Fuß über ihre gewöhnliche Höhe, welches seit 1792 nicht erlebt war. Diese durchbrach den Stördeich in der Nähe des Schlosses Breitenburg und machte eine so breite und tiefe Oeffnung in demselben, daß fast der ganze für Schiffe mittlerer Größe fahrbare Strom sich in die große an der Südseite desselben liegende Breitenburger Marsch ergoß, wodurch aus einer Fläche von gegen 1⅕ Quadratmeilen ein Landsee von 5 bis 7 Fuß Tiefe gebildet ward. Der Verstorbene wurde zu Hilfe gerufen und erkannte sogleich die Nothwendigkeit, den Durchbruch in möglichster Geschwindigkeit zu schließen, wenn nicht der ganze Landstrich für viele Jahre unbewohnbar werden sollte. Denn wie die meisten Flußmarschen, ist auch diese seit ihrer Eindeichung mehrere Fuße unter die ordinäre Fluthhöhe gesunken. Daher hielt sich das Wasser, so lange der Durchbruch existirte, in einer wenig wechselnden Höhe und der Wellenschlag dieses großen Sees drohte allmälich den Stördeich an seiner

innern steilen Seite wegzuspülen, worauf derselbe nicht wieder herzustellen gewesen und das ganze Land in einen Sumpf verwandelt worden wäre. Aber die Absperrung des neuen gewaltigen Stroms, der an Größe dem Flußbette der Stör fast gleich war und jetzt fast die ganze Wassermasse an sich gezogen hatte, bot Schwierigkeiten dar, wie sie in wenigen ähnlichen Fällen vorgekommen waren; sie verlangte daher andere Mittel, als die in diesen bisher angewendeten und oft verunglückten. Der Verstorbene entschloß sich deswegen zu einer Stromkoupirung, mit welcher er unter Leitung seiner beiden Söhne und des Lieutenant Petersen am 15. Dec. den Anfang machen ließ. Dieser wurde aber schon nach wenigen Tagen durch abermalige fürchterliche Weststürme vom 21. bis 29. Dec. unterbrochen, welche die Ueberschwemmung zu einer bedeutenden Höhe trieben und durch den Wellenschlag derselben nicht bloß viele Häuser zerstörten, sondern auch die innere Seite der Stördeiche an manchen Stellen mit gänzlicher Demolirung bedrohten. Um so eifriger ward bei der am 30. eingetretenen ruhigen Witterung die Arbeit wieder aufgenommen und nach glücklicher Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche besonders der Schluß derselben darbot, am 21. Jan., eigentlich in 17 Arbeitstagen, vollendet, die Stör also wieder ganz in ihr altes Bett zurückgetrieben. Der Oberstlieutenant kehrte wegen anderer Geschäfte nach Rendsburg zurück, die Ueberschwemmung nahm bedeutend ab und die Marsch schien gerettet. Aber schon am 30. Jan. erhoben sich neue Stürme, von denen der Verstorbene wegen des kurz vorhergegangenen ungewöhnlichen und plötzlichen Steigens und Fallens des Barometers das Schlimmste befürchtete, daher er auch sogleich eine Stafette nach Breitenburg abschickte, um die dortigen Marschbewohner zu warnen. Wie sehr er Recht hatte, zeigte sich bald. Denn in der Nacht vom 3. zum 4. Febr. 1825 ging der Sturm in einen solchen Orkan über, daß die Fluth an der Stör-Mündung zu der beispiellosen Höhe von 16 F. 3 Z. über den gewöhnlichen Wasserstand stieg und längs der ganzen Küste eine Menge von Verwüstungen und Deichbrüchen minder gefährlicher Art anrichtete, in Glückstadt aber den Hafendeich, auf dessen gefährlichen Zustand der Verewigte vor Jahren schon aufmerksam gemacht hatte, glücklicherweise aber an der Südseite, wo nur einige Häuser standen, so durchbrach, daß ein großer Grönlandsfahrer durch die Oeffnung gerissen wurde. Wäre dies an der Nordseite geschehen, so würde von der Stadt und ihren Einwohnern wenig übrig geblieben seyn. Daß unter solchen Umständen die schon so sehr geschwächten

Störbeiche nicht widerstehen konnten, war leicht begreiflich und es ließ sich gleichfalls für einen günstigen Umstand ansehen, daß der dem vorigen ähnliche Durchbruch dicht neben der eben vollendeten Stromkoupirung geschah, welche dessen ungeachtet unversehrt stehen blieb. Der Verstorbene, in der Nacht vorher auf die erste Nachricht von der Gefahr nach Breitenburg geeilt, verließ, sobald das unabwendbare Unglück eingetreten war, auf einige Tage den Schauplatz desselben, um auf den übrigen bedrängten Punkten die nöthigen Anordnungen zu treffen und ließ dann, nachdem zu einer zweiten Stromkoupirung die Vorbereitungen getroffen waren, mit dieser am 14. März den Anfang machen. Ungeachtet neuer Schwierigkeiten, eines heftigen Springfluthsturms am 17. April und der getheilten Sorge für mehrere Punkte, namentlich für Glückstadt, brachte er auch diese Arbeit unter Leitung seines jüngsten Sohnes am 8. Mai glücklich zu Ende, worauf beide zur Vollendung der Kanalschleuse nach Rendsburg zurückkehrten und die Ausführung des Erddeichs unmittelbar hinter der Koupirung und mitten durch den 40 bis 50 F. tiefen Kolk Andern überlassen konnten, von denen dieselbe nach ihren Anordnungen am 23. Juli beendigt und die Marsch völlig geschützt ward. Während nun der ältere Sohn, als Deichkondukteur, mit der Wiederherstellung der längs der ganzen holst. Küste mehr oder weniger beschädigten Deiche und besonders mit dem Durchbruch in Glückstadt reichlich beschäftigt war, begleitete der jüngere den Vater nach Holtenau, wo noch die große baskulirende Drehbrücke über die Schleuse, welche die frühere unbequeme Zugbrücke ersetzen sollte und mehrere Nebenarbeiten zu vollenden waren. Um die Mitte des Juli stand das schöne kolossale Gebäude, welches Seeschiffen von 11 Fuß Wassertiefe den Durchgang gewähren sollte und dessen sämmtliche Baukosten sich auf ungefähr 170,000 Rbthlr. (127,500 Rthlr. preuß. Kourt.) beliefen, vollendet da, auch war die Verbindung mit dem Kanale bis auf den letzten Durchstich vollendet. König Friedrich VI. *), der sich damals gerade in Schleswig befand, beehrte das Werk am 18. Juli mit einem Besuche, ging um 10 Uhr Morgens zu Fuß durch dasselbe und durchfuhr es, nachdem nun in großer Schnelligkeit der Durchstich bewirkt war, 2 Stunden später auf einem kleinen Fahrzeuge. Daher ließ der Verewigte sowohl den werthvollen Chronometer, als auch die kostbare, von dem Monarchen selbst in früheren Jahren benutzte Pfeife, mit welchen dieser als Beweisen seiner Zu-

*) Dessen Biogr. siehe im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 932.

friedenheit ihn erfreute, mit der Inschrift versehen: Donum Frederici VI. nobilissimi clementissimi Daniae regis, qui novum emissarium Fredericianum Holtenaviae, ipsius et jussu et sumtibus perfectum XV Cal. Aug. a. MDCCCXXV duabus ante meridiem horis pedibus, meridie navigio transiit. Die letztere vermachte er durch testamentarische Verfügung seinem ältesten, den ersteren seinem jüngsten Sohne, dem Gehilfen bei diesem Werke, mit der Bedingung, daß sie nur auf die männlichen Nachkommen des Besitzers übergehen sollen. Schon bei den Vorbereitungen zu diesem großen Werke war der Wunsch rege geworden, von der Güte der zu demselben zu verwendenden Backsteine, deren schlechte Beschaffenheit eine Hauptursache des frühen Verfalls der alten Schleuse zu Holtenau und der schwierigen Unterhaltung der übrigen war, sich die bestimmteste Ueberzeugung zu verschaffen. Ein wie immer scharfes unausgesetztes Nachdenken über diesen Punkt brachte ihn zur Erfindung eines Apparats, der Plintho-Hydrometer benannt und gleichfalls von seinem jüngsten Sohn in dem Schriftchen: „des Obersten Christensen Meßapparat zur Untersuchung der wasseranziehenden Kraft der Mauerziegel," im J. 1827 beschrieben ist. Zum Obersten war er nämlich im J. 1826 ernannt worden, folglich früher, als erwähnte beiden Schriften ans Licht traten. Auch gab diese Erfindung die nähere Veranlassung, daß die Universität in Kiel ihm im J. 1830 das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie ertheilte. Die Verwüstungen und Gefahren der Marschdeiche im J. 1824 – 1825 hatten die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Wichtigkeit dieses Theils der Staatsverwaltung geschärft und die Nothwendigkeit gezeigt, denselben unter die Aufsicht und Leitung eines Mannes von erprobter Sachkunde zu stellen, dessen Berichte die Kollegien in den Stand setzen könnten, die Differenzen der Kommunen unter sich und mit den Deichofficialen zu entscheiden und die Zweckmäßigkeit der Verfügungen zu sichern. Daher wurde das Amt des Ober-Deichinspektorats beschlossen und dasselbe im J. 1827 dem Obersten Ch. übertragen, der ältere Sohn desselben zum Deichinspektor in Holstein, der jüngere aber zu seinem Assistenten ernannt, weshalb der letztere aus Liebe zum Vater und Vaterland einen sehr vortheilhaften Ruf ins Ausland gegen Zusicherung einer geringen Entschädigung ablehnte. Hier, wo jener beide Herzogthümer zu übersehen hatte, war seine Sorge vor allen Dingen der Wilstermarsch zugewendet, deren Schicksal ihn schon in der Nacht zwischen dem 3 und 4. Febr. 1825 mit den ängstlichsten Besorgnissen erfüllt hatte. Denn der dieselbe schützende Deich

enthält bei Schelenkuhlen, zwischen St. Margrethen und Brockdorf, die gefährlichste Stelle aller äußeren Schutzdeiche beider Herzogthümer, welche in Holstein 35, in Schleswig mit den Inseln 37, also in beiden zusammengenommen 72 geogr. Meilen Länge enthalten. An jener Stelle verursacht nämlich die Konkavität des holst. Elbufers, daß sowohl Fluth als Ebbe mit voller Gewalt auf das beiden entgegenstehende Gestade wirken und nicht bloß das ganze Vorland weggespült, sondern auch durch ihre Mahlströmungen schon in einer Entfernung von 10 bis 12 Ruthen vor dem Deichfuße Tiefen bis zu 90 Fuß ausgehöhlt haben. Nachdem nun der Kopf des großen hölzernen Stromwerks plötzlich aufgetrieben war und weder Holz- noch Faschinenbauten mehr ausreichten, um die gefahrdrohenden, in kurzen Zeitperioden sichtbar zunehmenden Wirkungen der mächtigen Strömung auf den Moor- und Darg-Unterboden des Deichs zu verhindern, daher ein Absturz des Deichs in die Kolktiefe der Elbe in jedem Augenblicke zu erwarten war: so erheischte die Erhaltung der ganzen Wilstermarsch Maasregeln, welche außer dem Bereiche des üblichen Verfahrens lagen. Auch war das, was hier auf dem Spiele stand, keine Kleinigkeit. Es galt der Existenz von 6 Kirchspielen mit 12,000 Morgen (à 450 □. Ruthen zu 16 F. Hamburger Maas) des fruchtbarsten Marschbodens und einer Bevölkerung von mehr als 12,000 Einwohnern, deren Leben und Eigenthum in um so größerer Gefahr schwebte, weil auch diese Marsch eben so wie die Breitenburger mehrere Fuße unter der ordinären Fluthhöhe liegt, nur durch Abwässerungsmühlen trocken erhalten und bei einer langwierigen Ueberschwemmung mit Demolirung aller ihrer Deiche und mit gänzlicher Versumpfung bedroht wird. Der Oberst entschloß sich zum Baue mit freigeworfenen Steinen und veranlaßte ohne weitere Vorfrage noch im November und December 1827 zu diesem Werke die Verwendung der Steinmassen, welche damals in Glückstadt zu minder dringenden Zwecken vorräthig lagen. Auch zeigte sich das Zweckdienliche dieser Maasregel schon im nächsten Frühjahr augenfällig. Denn ungeachtet bei einem Sturm aus Osten die Ebbe 6 bis 7 F. unter die gewöhnliche Tiefe sank und dadurch der Gegendruck des Wassers auf eine Besorgniß erregende Weise vermindert ward, so hielt sich doch die gefährlichste auf die obige Weise befestigte Stelle so gut, daß nun diese bis dahin allerseits angefochtene Bauart sogleich fortgesetzt ward und daß jetzt nach 10jährigen Leistungen die Wilstermarsch gegen die Strömungen der Elbe wieder sicher gestellt ist. Doch ist dadurch keineswegs alle Gefahr dersel-

den beseitigt und der Verewigte würde sich daher noch mehr befriedigt gesehen haben, wenn seine gleichzeitigen und späteren dringenden Anträge auf eine stärkere Befestigung des obern Körpers des ganzen Wilstermarsch-Elbsteindeichs gegen den Angriff der Wogen bei hohen Sturmfluthen, welche durch die seit 1825 verstärkte Befestigung der hanov. Deiche um so gefährlicher für die holst. Küste geworden sind, nicht gänzlich fruchtlos geblieben wären. Aber auch im Herzogthume Schleswig erheischte besonders die durch frühere Ueberschwemmungen und eine fehlerhafte Deichwirthschaft gänzlich ruinirte Insel Pelworm eine gleiche Thätigkeit in ökonomischer und technischer Hinsicht. Nachdem der Plan zur Herstellung einer neuen Ordnung und zur allmälichen Wiedergewinnung hinlänglicher Schutzwehren entworfen und von der Regierung gebilligt war, wurde die Ausführung desselben der treuleitenden Hand des Deichkommissärs, Kapitäns Petersen, übergeben. Dadurch sind denn auch seit dem Jahr 1830 Erfolge hervorgebracht, welche kaum erwartet werden konnten. Aehnliche deichwirthschaftliche Einrichtungen, als die, welche diese Insel gerettet hatten, beabsichtigte nun auch der Ober-Deichinspektor für die übrigen schlesw. Marschen, obgleich er auch hier einen harten Kampf mit manchen Sonderinteressen voraussehen konnte. Um nämlich einen bessern und ökonomischern Deichbau einzuführen, kam es vor Allem darauf an, eine Einrichtung aufzuheben, welche früher zur Unterstützung Einzelner zu schwer belasteter Kommunen gemacht, aber zum Verderben Aller ausgeartet war. Die Vereinigung vieler Kommunen zu großen Deichverbindungen hatte nämlich dahin geführt, daß alle Arbeiten durch allgemeine Geldkontribution ausgeführt wurden, wodurch der Deich eine reiche Erwerbsquelle für Einzelne und eine unerträglich drückende Last für die Uebrigen wurde. Diesem großen Uebelstand abzuhelfen und die weit weniger drückenden Naturalleistungen, welche in Holstein geblieben sind, auch in Schleswig zurückzuführen, zugleich aber auch die in diesem Herzogthume theilweise höchst mangelhaften Entwässerungen in einen bessern Zustand zu versetzen, war das Ziel seiner rastlosen Thätigkeit; doch sollte er es nicht erreichen. Daß die dringenden Civilarbeiten, mit denen er sich besonders 1824 überhäuft sah, mit den militärischen sich nicht gut vereinigen ließen, erregte ihm oft ein drückendes Gefühl, wodurch sich immer mehr der Wunsch entwickelte, der letzteren enthoben zu werden. Dieser wurde ihm auch im J. 1829 mit Vorbehalt seiner Militärdienste für Fälle, welche jedoch nicht eingetreten sind, gewährt und ihm zugleich als neuer Beweis der königl. Huld die Ernen-

nung zum Generalmajor ertheilt, nachdem er schon im Jahr 1828 das Kommandeurkreuz des Dannebrogordens und noch früher, 1824, das Ehrenzeichen der Dannebrogsmänner erhalten hatte. Der Vereinfachung seiner Amtsstellung froh, widmete er sich von nun an um so ungestörter den Geschäften des Ober-Deichinspektorats und den Verbesserungen und Planen, von denen einige oben genannt sind; auch leitete er im J. 1835 die auf Ansuchen der engl. Regierung längs der schlesw.-holst. Küste angestellten dreiwöchentlichen Beobachtungen über die Zeit und Höhe der Fluth und Ebbe mit der ihm eigenen Genauigkeit. Aber seit dem Jahr 1834 erhielt die Liebe zu seiner amtlichen Thätigkeit einen bedeutenden Stoß. Die großen politischen Begebenheiten des J. 1830 hatten, wie überall, so auch in Schlesw.-Holstein, den Wunsch nach manchen Veränderungen geweckt, unter denen die Trennung der Justiz von der Verwaltung als einer der lautesten hervortrat. Dieses gab die Veranlassung, daß die Verwaltungsgegenstände, welche bisher von den Obergerichten und der k. Rentekammer in Kopenhagen besorgt worden waren, einem neuerrichteten Regierungskollegium für beide Herzogthümer übertragen wurden. In der Instruktion, welche für dieses kein einziges praktisch-baukundiges Mitglied zählendes Kollegium ausgefertigt war, fand er des Ober-Deichinspektorats mit keiner Sylbe erwähnt und dieses Amt um so mehr faktisch annullirt, da die übrigen Wasserbaubeamten direkt an die Regierung gewiesen waren. Daß schon dies einem Manne, dem die militärischen Begriffe von Ehre zur andern Natur geworden waren, empfindlich seyn mußte, war natürlich. Aber auch seine ganze Stellung zu den Unterbehörden und zu den Kommunen sah er bald dadurch so wesentlich verschlimmert, daß er alle Hoffnung aufgab, in solchen Verhältnissen dem Staate nützen zu können. Indem er seinem Könige, mit dem er in gleichem Jahr und Monate geboren war, unter dessen Regentschaft er seine öffentliche Laufbahn begonnen hatte und dem er in einer langen Reihe von Jahren so viele Beweise der Huld und des Vertrauens verdankte, dieses mit der Verehrung und Liebe vorstellte, die tief in seinem Herzen wurzelte und ihn nie verließ, bat er um seinen Abschied. Doch erklärte er sich auch auf die Antwort des Monarchen, daß er ihm denselben ungern und nur dann ertheilen werde, wenn sein Entschluß unveränderlich sey, sogleich bereit, seine Dienste fortzusetzen, so lange er seinem König und Vaterlande noch irgend nützlich seyn zu können glaubte. Indeß sah er doch die Freudigkeit und Energie seines Wirkens gebrochen und freute sich der Ent-

lossung, die ihm endlich am Schlusse des Jahres 1837 wirklich zu Theil wurde. Auch erhielt sich noch einige Jahre die Rüstigkeit des kräftigen Körpers, die sich theils auf der Jagd bewies (der einzigen Beschäftigung zum bloßen Vergnügen, welche er seit vielen Jahren sich erlaubt hatte), theils auf nicht unbedeutenden Wanderungen sogar bis zu einigen Besuchen bei Referenten, welche er zur Erhaltung seiner Gesundheit für nothwendig hielt. Aber eine Krankheit, die ihn nicht lange nach dem Tode seines Königs, im J. 1840, befiel, brachte auch ihn dem Tode nahe und obgleich zeitweise einige Besserung eintrat, so erlag er ihr doch endlich am oben genannten Tage. Unverwüstlich war bis nahe vor seinem Tode die Kraft und Thätigkeit des Geistes, die ihn sogar in seiner langwierigen Krankheit nicht verließ. Ungeachtet er auch in gesunden Tagen den größten Theil seiner geschäftsfreien Zeit einsam im Zimmer zubrachte und, weil sein Geist mehr produktiver als receptiver Art war, wenig las, wobei er sich noch überdies fast nur auf die englische Literatur beschränkte, in welche er seit der Mitte seines Lebens mit großer Vorliebe und fast ohne fremde Hilfe sich bis zu großer Leichtigkeit des Verstehens und Sprechens hineingearbeitet hatte: — so empfand er doch, auch nachdem seine öffentlichen Geschäfte aufgehört hatten, keine Langweile. Stets war sein ganzes Denken mit einer neuen Erfindung oder einer physikalischen Untersuchung und den dazu führenden Experimenten beschäftigt, welche er mit der schärfsten Genauigkeit und unermüdlicher Geduld fortsetzte, bis er sein Ziel erreicht hatte, worauf er dann zu einem andern Gegenstand überging. Leider wird jedoch viel Wichtiges, was er gefunden und erfunden hatte, mit ihm zu Grabe gehen, wenn nicht seine in praktischer Thätigkeit vielbeschäftigten Söhne Muße gewinnen, es vom Untergange zu retten und der Welt zu erhalten. Denn unbesieglich war seine Abneigung gegen schriftstellerische Arbeiten und alle Bitten, die größere Muße seit seiner Entlassung zur Aufzeichnung der wichtigsten unter seinen reichen Erfahrungen und der interessantesten unter seinen Entdeckung und Erfindungen zu verwenden, blieben fruchtlos. Nur das noch nicht Gefundene hatte Reiz für ihn; sobald der Zweck erreicht war, wendete er sich zu einem neuen Gegenstand, ohne der Erhaltung des Erworbenen einen Werth beizulegen. Vor allem zu beklagen ist diese Eigenthümlichkeit in Ansehung seiner glücklich gefundenen Auflösung eines der wichtigsten Probleme für die Hydrotekten und Physiker, nämlich der Gesetze der Bewegung des Wassers in Kanälen. Daß Newton's Formel für die-

selbe unrichtig und unbefriedigend sey, hatte schon früh ihn seine Erfahrung gelehrt, so wie dies auch jetzt allgemein nicht bezweifelt wird und von Newton's eigenem Landsmanne, dem verdienstvollen Professor Whewell (Philosophical Transact. 1833, I. p. 212) anerkannt ist. Er hatte daher bei der Wichtigkeit des Gegenstandes für den Wasserbau bald das Bedürfniß gefühlt, sich durch Beobachtungen im Großen eine richtigere Theorie zu bilden, als alle diejenigen hatten aufstellen können, welche in kleinen engen Kanälen ihre Beobachtungen und Versuche angestellt haben, weil diese nothwendig zu Täuschungen führen müssen. Zu solchen Beobachtungen hatten ihm nun die großen Schleusen, Siele und Kanäle, mit denen er beständig zu thun hatte, vielfache Gelegenheit gegeben. Besonders aber veranlaßte der in seiner Gegend ungewöhnlich wasserreiche Spätsommer 1830 ihn zu neuen Untersuchungen, weil die Ueberschwemmungen der Wiesenflächen in der Nähe des Kanals von vielen Unkundigen den an den Schleusenthoren derselben kurz vorher vorgenommenen Veränderungen zugeschrieben wurden. Fast 14 Tage verwendete er mit Gefahr seiner Gesundheit auf die sorgfältigsten Beobachtungen bei Nacht und bei Tage und sah durch alle diese die von ihm schon gefundene Formel für die Bewegung des Wassers in großen Kanälen aufs genaueste bestätigt. Ursprünglich militärisch war der Zweck, eine belagerte Festung vor der Verbreitung einer Feuersbrunst zu schützen, der ihn bald darauf beschäftigte. Es galt, eine Feuerspritze zu erfinden, die wohlfeil genug wäre, um für jedes Stockwerk eine derselben anschaffen zu können; die Leichtigkeit genug besäße, um von 2 bis 3 Menschen in jedes Zimmer geschafft und behandelt zu werden und die dennoch mit einer Kraft wirkte, welchen jeden Raum der Art augenblicklich mit einer solchen Wassermasse überschüttete, daß jeder Brand in demselben sogleich erstickt würde. Auch gelang ihm dieses vollkommen mit einer Maschine, welche bei einem Aufwande von ungefähr 25 Rthlr. Kurrant (30 Rthlr. preuß.) allen diesen Erfordernissen völlig entsprach. Dennoch ist diese für jede Wohnung wichtige Erfindung bisher ziemlich unbeachtet geblieben, denn der Erfinder verschmähte jede weitere Anpreisung; ja, um das Erfundene bekümmerte er sich weiter nicht. Militärischer Art war auch die Erfindung und Anwendung kurzer beweglicher Leitern bei der Belagerung von Glückstadt, wodurch die Besatzung beim Sturm augenblicklich vom Parapet auf die Brustwehr versetzt werden konnte und welche nach der Kapitulation von dem feindlichen General Boje als höchst zweckmäßig und beachtenswerth an-

erkannt wurde. Desgleichen sendete er schon vor mehreren Jahren ein großes alle einzelnen Details enthaltendes eigenthümlich konstruirtes Modell zu einer Festungsbrücke nach Kopenhagen, welches bei der dortigen Westerbrücke mit Erfolg benutzt ist. Selbst in seiner letzten langwierigen Krankheit erwachte noch einmal die Liebe für die Gegenstände des militärischen Ingenieurs. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, eine Bauart für Festungswerke zu erfinden, welche bloß durch Soldaten ohne Hilfe von Handwerkern und mit einem fast überall vorräthigen und leicht zu reproducirenden wenig mehr als nur die Arbeit und den Transport kostenden Materials auszuführen wäre, dabei aber für Sturmleitern unzugänglich sey, jede Bresche unmöglich mache, die Besatzung auf dem Walle vor jedem Kernschusse sichere und auch das Rikochet sehr erschwere, in den geräumigen Hohlbauten aber der Besatzung und ihren Vorräthen vollkommene Sicherheit gegen das feindliche Wurfgeschütz darböte. Die Art, wie er diesen Zweck zu erreichen glaubte, machte das Modell anschaulich, welches er in einem besondern Zimmer seiner Wohnung durch einen dazu von ihm instruirten Arbeiter ausführen ließ und welches Referent im August 1840 schon größtentheil vollendet sah. Auch schien es mir allen jenen Anforderungen zu entsprechen und zu einer Zeit, wo Festungen, wie S. Juan d'Ulloa und Acre in wenigen Stunden zur Uebergabe gezwungen wurden, sehr beachtungswerth. Er hatte die Absicht, dasselbe im Frühlinge, wenn er diesen erleben würde, dem Prinzen Friedrich zu Schl.-Holst.-Sond.-Augustenburg, zu dessen Talenten und militärischen Einsichten er ein ungemeines Vertrauen zeigte, zur Prüfung und zu angemessenen Versuchen zu übergeben, welches jedoch durch seinen Tod vereitelt ist. Daneben beschäftigten ihn theils hygrometrische Experimente, theils die Vereinfachung seines früher bekannt gemachten Plintho-Hydrometers, theils die Erfindung eines Instruments zur Bestimmung der Festigkeit der Mauerziegel, welches den Namen Plintho-Bebaiometer erhielt. Die glücklichen Resultate in den beiden zuletzt genannten Rücksichten in einer passenden Zeitschrift mitgetheilt zu sehen, dazu haben die Söhne mir Hoffnung gemacht. Daß, wie bei allen Sterblichen, auch in den Schicksalen seines langen Lebens Freude und Leid wechselten, ist zum voraus zu vermuthen, wiewohl er auch in dieser Hinsicht zu den Begünstigten gerechnet werden darf. Seinen Vater verlor er erst 1791 im 72. Lebensjahr und seine Mutter, der er von ganzem Herzen ergeben war, noch später. — Seine Gattin, die nächstälteste Tochter des verst. Justizraths Rötger in

Glückstadt, mit welcher er sich im J. 1800 zu einem auch äußerlich schönen Paare verbunden hatte, überlebte ihn und erleichterte besonders das Krankheitsjahr durch ihre treue, zärtliche Pflege. Von den 3 Kindern, welche sie ihm geschenkt hatte, verlor er die einzige geliebte Tochter wenige Jahre nach ihrer Verheirathung, nachdem sie ihm die erste Enkelin gebracht hatte. Aber die beiden Söhne, welche er selbst von Jugend auf praktisch-theoretisch für die Fächer seiner eigenen Wirksamkeit gebildet hatte, zeigten durch ihre Entwickelung sich eines solchen Lehrers würdig und zugleich fähig, den Vater bei allen seinen Geschäften aufs wirksamste zu unterstützen. Die Erfüllung dieser von ihnen gern geübten Pflicht hörte zwar für den ältern auf, als er zum Deichinspektor in Holstein ernannt wurde und seinen Wohnsitz in Heide, dem $5\frac{1}{2}$ Meilen entfernten Hauptorte Norderdithmarschens, aufschlagen mußte. Aber der jüngere blieb bis zu seiner Entlassung der unablässige treue Gehilfe aller seiner Arbeiten und obgleich nach dem Aufhören derselben eigene Geschäfte ihn auf längere Zeit von dem Vater entfernten, so war doch sein und seiner Familie Wohnplatz an dem nämlichen Ort und führte ihn immer wieder in dessen Nähe. Zwar sollte auch dies sich ändern, da die Umstände den Sohn nöthigten, seinen Wohnsitz für den Sommer 1841 nach Altona zu verlegen; aber der Tod kam dieser Trennung zuvor und der zufällige Aufschub der Zusammenkunft der Kommission zur Untersuchung der Versandung des Elbfahrwassers bei Blankenese und Schulau erlaubte es diesem, noch bis zum letzten Augenblicke bei dem geliebten Vater auszuharren. Feind alles Prunkes, hatte der Verewigte auch jedes Gepränge bei seiner Leichenbestattung verboten und ausdrücklich verlangt, auf die nämliche Weise wie alle seine Voraltern beerdigt zu werden. Zwölf Bewohner der zunächstliegenden Dorfschaften, nämlich Fockbeck und Nübbel, nebst seinen beiden Söhnen, begleiteten den auf einem gewöhnlichen Wagen gefahrenen Sarg, ohne alles sonstige Gefolge, zum Familienbegräbniß auf dem Kirchhofe der Christ- und Garnisonskirche vor der Festung.

Augustenburg. F. H. Germar.

* 84. Christoph August Tiedge,

Dichter zu Dresden;

geboren den 14. Decbr.*) 1752, gestorben den 8. März 1841.

„Er war groß, gut und edel.“ —
Worte Falkensteins an Tiedges Grabe.

T., der älteste Sohn seiner Eltern, ward zu Gardelegen in der Altmark, wo sein Vater, Johann Konrad Tiedge, Rektor der gelehrten Stadtschule war, geboren. Seine Mutter, die Tochter eines Kaufmanns Zacharias Lempolius, schildert er als eine sehr geistreiche, durch eine gewisse Selbstbildung ausgezeichnete Frau. „Sie wendete,“ bekennt er dankbar, „ihrem Erstlinge nicht nur die sorgfältigste Aufmerksamkeit und Pflege zu, sondern ertheilte ihm auch den ersten Unterricht, den sie, als der Knabe drei Jahre alt war, begann und in mancherlei Formen zu kleiden verstand. Sie war unerschöpflich in Erfindung kleiner, dem zartesten Alter angemessener Erzählungen und reich an bereits vorhandenen Mährchen und Fabeln, welche sie, zu ihrem jedesmaligen Zwecke, mit mütterlicher Weisheit so umänderte, wie sie dem ersten Aufdämmern der innern kindlichen Anschauung und den frühsten Regungen der jungen Gemüthskräfte förderlich seyn konnten.“ So lebhaft und ungeduldig auch der Knabe war und so wenig ihn sonst eine Unterhaltung lange zu fesseln vermochte, so verließ er doch Spielwerk und Spiel, wenn er die geliebte Mutter mit dem Nähzeug am gewohnten Fenster sitzen sah und verweilte Stunden lang zu ihren Füßen, legte ihr tausend kindische Fragen vor und lauschte ihren Antworten und Belehrungen mit gespannter Aufmerksamkeit. Seine Begierde, sich zu unterrichten, veranlaßte ihn, auch seine Wärterin, in Abwesenheit der Mutter, mit Fragen zu bestürmen und sie zu Erzählungen, die ihm, weil sie gewöhnlich fürchterlich und schauerlich endigten, noch lieber als diejenigen waren, womit die Mutter ihn unterhielt, aufzufordern. Diese Schauder erregenden Mährchen der Wärterin füllten seine Einbildungskraft mit einem Grausen vor nächtlich umschleichenden Geistern, das er nie vollkommen zu überwinden im Stande war und ihm, wenn er sich in einem etwas großen

*) Die Kirchenbücher seiner Vaterstadt geben den 14. Dec. als Tiedges Geburtstag an; vom verewigten Dichter selbst und seinen Freunden wurde stets der 13. December als Tag seiner Geburt angenommen und gefeiert.

Garten plötzlich allein fand, welches, um ihn der Furchtsamkeit zu entwöhnen, oft absichtlich geschah, einen heftigen Schrei auspreßte und sogar Zuckungen herbeiführte. Während die liebende Mutter von ihrem reizbaren Kinde jede Veranlassung zur Furcht sorgfältig zu entfernen bemüht war, suchte der ernste, bei einem kärglichen Einkommen mit Amtsarbeiten überhäufte und noch dabei an der gewöhnlichen Krankheit der Gelehrten leidende Vater die Natureigenheiten seines Sohnes mit unerbitterlicher Strenge zu unterdrücken. So hielt er ihm einstmals, um des Knaben kindischen Abscheu gegen große Fliegen, Spinnen u. dergl. Ungeziefer zu bekämpfen, plötzlich eine Spinne entgegen. Der Knabe, vor Entsetzen außer sich, stürzte nieder und verfiel in heftige, lange sich wiederholende Krämpfe, aus denen sich eine gefährliche Krankheit entwickelte. Bald darauf ward der Knabe von der Pockenepidemie ergriffen, die, indem sie bedeutende Spuren ihrer Bösartigkeit im Gesicht und sogar eine Lähmung des rechten Fußes zurückließ, seine frühere kindliche Schönheit zerstörte und da an die Stelle der vorigen Willfährigkeit, seinen Wünschen zu entsprechen, kalte Gleichgültigkeit und nicht selten ein zurückstoßendes Benehmen fremder Personen trat, so entstand in dem jungen Gemüthe der Keim zu der Neigung, die Menschen zu fliehen und sich von ihnen zurückzuziehen, so daß flüchtige Beobachter in dem schweigsamen Wesen des Knaben eine Anlage zum Blödsinne zu entdecken glaubten. Die Versetzung des Vaters im J. 1758 als Konrektor ans Gymnasium zu Magdeburg brachte weder in dem innern noch äußern Leben des jungen T. eine Veränderung hervor, vielmehr wurde er immer verschlossener, furchtsamer und schüchterner. Den entlegensten, einsamsten Ort des Hauses wählte der Knabe zu seinem Lieblingsaufenthalt und verlor sich da ungestört in kindischen Träumen. Im siebenten Jahre seines Alters betrat er eine der gewöhnlichen Volksschulen. Der Lehrer, ein finsterer, rauher Mann, der sein Schulzepter ohne Unterlaß in der Hand trug, war nicht geeignet, sich das Vertrauen des Knaben zu erwerben, sondern vermehrte durch eine harte Behandlung nur die Furcht und Angst desselben und so erklärte ihn denn auch dieser unweise Pädagog für gänzlich unfähig und behauptete, daß mit dem Knaben durchaus Nichts anzufangen sey und nie Etwas aus ihm werden würde. Die Mutter vergoß bei dieser Erklärung die bittersten Thränen. Sie rief ihren Sohn zu sich, legte ihm das Gesangbuch vor und ließ ihn das Lied: „Straf' mich nicht in deinem Zorn" lesen. Der Knabe that es nicht nur mit ziemlicher Fertigkeit, sondern auch mit Hebung und

Senkung der Stimme, je nachdem es ihm der Sinn der verschiedenen Strophen oder Verse zu fordern schien. Diese, mit dem Urtheile des Schulmeisters, nach welchem der Knabe nicht einmal sollte buchstabiren können, im Widerspruch stehende Entdeckung überraschte die Mutter auf die angenehmste Weise; doch gelang es ihr nicht, das Vorurtheil, welches man allgemein gegen ihren Sohn gefaßt hatte, zu beseitigen. Um so mehr fühlte sich dieser ausschließend zur Mutter hingezogen, da sie diejenige war, die ihn wenigstens nicht ganz verkannte. An ihrer treuen Brust lösten sich seine Träume, seine verworrenen Phantasiebilder und das ganze kindische Gewühl seines stillen innern Treibens in sanftere Empfindungen auf. Er beobachtete und richtete die Menschen, welche sich nicht selten in seiner Gegenwart Unziemlichkeiten gestatteten, weil sie meinten, daß er nichts davon bemerke oder verstehe, sehr scharf und der Holzstall war gewöhnlich der Ort, wo er das Vernommene verarbeitete, sein Lob oder seinen Tadel darüber aussprach, sich die sanften Reden der theuern Mutter, welche keine Gelegenheit versäumte, die Gefühle der Ehrfurcht und Liebe gegen Gott in ihren Kindern zu erwecken, wiederholte und die Lieder: „Straf' mich nicht in deinem Zorn" und „O Ewigkeit, du Donnerwort ꝛc.," letzteres oft mit solchem Feuer, daß es bis in das Vorhaus erscholl und ihm Stille geboten werden mußte, deklamirte. Hier betete er in der Einsamkeit oft das Vaterunser, schickte aber jedesmal die Worte voraus: „Höre, lieber Gott, das ist für meine Mutter!" Im achten oder neunten Jahre seines Alters ward unser Knabe in die unterste Klasse des Gymnasiums aufgenommen und im eilften in eine höhere Klasse übergeführt. In jener war der Lehrer ebenfalls ein rauher, unfreundlicher und nicht allein schon im voraus gegen ihn eingenommener, sondern auch noch überdies partheiischer Mann, der sich in seinem Betragen gegen die Kinder durch Rücksichten bestimmen ließ, die sich mehr auf die Verhältnisse der Eltern, als auf die Eigenschaften der Kinder bezogen. Unter solchen Umständen konnte weder die sittliche noch intellektuelle Ausbildung des Knaben gewinnen. Sehr mangelhaft war besonders der Religionsunterricht, dessen Vortrag in die abgeschmacktesten und widersinnigsten Bilder gekleidet wurde, welche mit den religiösen Vorstellungen und Gedanken, die dem Sohne von seiner Mutter einfach und klar beigebracht worden waren, im grellsten Widerspruche standen. Ueberdies war unser Knabe gewöhnlich der letzte, mit welchem sich der Lehrer und zwar auf eine Weise beschäftigte, die unmöglich von Nutzen für ihn seyn konnte und so hatte

er denn, mehr erlauschend, wenn vorgezogene Knaben unterrichtet wurden, als unmittelbar einnehmend, gleichwohl einige Fortschritte in der Vorbereitung gemacht, womit der Jugendunterricht jener Zeit zu beginnen pflegte. Die Sanftmuth und Freundlichkeit seines zweiten Lehrers hatte bereits den so lange niedergedrückten Knaben aufzurichten und seine Seele mit einer leisen Regung des Muthes zu beleben angefangen, als es dem Vater einfiel, einige Fragen an ihn zu thun, die der Knabe blos aus Furcht unbeantwortet ließ. In dem darüber entrüsteten Vater stieg das alte Vorurtheil von der gänzlichen Unfähigkeit seines Sohnes, irgend etwas zu lernen, von neuem auf und er beschloß, ihn aus der Schule zu nehmen und zu einem Abschreiber zu bilden. Da saß nun der Knabe im einsamen Zimmer, um ohne alle weitere Anleitung Vorschriften nachzuschreiben und über Peschect's Rechenbuche zu brüten. In der Schönschreibekunst leistete er Etwas, im Rechnen Nichts. So verlassen und nur bisweilen durch den zürnenden Vater aus seinen Träumen aufgeschreckt, fand er endlich auf der Bibliothek desselben in des trefflichen Gellert's Liedern und Fabeln eine Quelle des Trostes, aus der er Beruhigung für sich schöpfte. Er nahm das ihn anziehende Buch heimlich hinweg und verbarg es unter einem Haufen von Scheiten im Holzstall. Allein auch dieser Genuß, der ihn zuerst seine Gedanken in Reime zu bringen veranlaßte, ward ihm nur zu bald verkümmert. Der Vater, gewohnt durch die Bewegung des Holzsägens sich eine Linderung seiner hypochondrischen Qualen zu verschaffen, entdeckte hinter weggenommenen Holzscheiten den geheimen Schatz, zog das durch Ratten oder Mäuse und durch die Feuchtigkeit übel zugerichtete Buch hervor und zeigte es der Mutter mit den Worten: „Das fand ich im Holzstalle. Niemand hat es dahin geschleppt als August.“ Nun ward ein hartes Gericht über ihn gehalten und die Mutter beauftragt, die Strafe zu vollziehen, welche dem Mutterherzen nicht minder schmerzhaft als ihm war. Da ihm die Tröstungen des frommen Gellert entzogen worden waren, suchte er sich dafür durch das alte Porstensche Gesangbuch zu entschädigen. Da erquickte ihn manches Lied, das ihm besonders gefiel und worin er eine Beziehung auf sein Schicksal zu finden glaubte, mit einer dunklen Ahnung besserer Tage, obgleich noch keine Stelle sich zeigte, von woher ein Stern der Hoffnung für ihn aufgehen könne. Diese bessere Zukunft eröffnete sich ihm im November des J. 1764 am Geburtstage des Vaters, welcher mit kleinen Festlichkeiten gefeiert werden sollte. Es fiel dem Knaben ein, im Namen seines, um fünf Jahre jün-

gern Bruders ein Gedicht zu fertigen, welches dieser am Geburtstagsmorgen vor dem Vater aussprechen sollte. In der folgenden Nacht sann er die vier ersten Zeilen aus und am nächsten Morgen wurde das Werk vollendet. Der jüngere Bruder trug es vor und der Vater, dessen Zweifel, ob unser Knabe der Verfasser seyn könne? von der Mutter dadurch besiegt worden waren, daß er ihr ein früher von ihm gefertigtes geistliches Lied aus dem Gedächtniß hersagte und dieses, nebst dem Geburtstagskarmen aufschrieb, fing an eine bessere Meinung von seinem Sohne zu fassen und entschloß sich endlich, ihn der wissenschaftlichen Laufbahn zurückzugeben. Sein Oheim, ein Kandidat der Theologie, nahm sich des Knaben, der im geheim das grammatische Studium fortgesetzt hatte, väterlich an und half ihm in seinem Streben, vorzüglich in der lateinischen Sprache kräftig fort. Während er selbst Unterricht genoß, unterrichtete er schwächere Knaben und verwendete, was er an Stundengeld dafür einnahm, dazu, die französische Sprache von einem Soldaten zu lernen, der als Mönch aus einem Kloster entsprungen, sich in ein preuß. Regiment geflüchtet hatte. Der Eifer, mit welchem der junge T. diese Studien betrieb, zog ihm eine gefährliche Krankheit zu, die seine Fortschritte bedeutend verzögerte und der Genesene verdoppelte mit Erfolg seine Anstrengungen, die durch jene Unterbrechung entstandenen Lükken auszufüllen. Die Unterhaltungen, welche zwischen seinem Vater und dem rühmlich bekannten Prediger Sturm über religiöse Gegenstände statt fanden, deren heimlicher Zuhörer der Knabe war, berichtigten seine Ansichten von Sachen des Glaubens, wie das Lesen der Dichter Brockes, Lichtwer und Gellert seinen Geschmack bildete. Dabei setzte er das Studium der römischen Schriftsteller fleißig fort, fertigte nebenher manches Gelegenheitsgedicht, das ihm Beifall und Belohnung erwarb und freute sich innig, den Ertrag seines Fleißes der geliebten Mutter, besonders da der Vater immer kränker und den Privatunterricht einzuschränken und endlich ganz aufzugeben genöthigt wurde, einhändigen zu können. Im Herbste des Jahres 1769 verlor die Familie ihren Erhalter, der eine Witwe und sechs Kinder, von denen der jüngste Sohn kaum vier Jahre alt war, hinterließ. Der bald 17jährige Jüngling verfaßte, in der Absicht, seiner verlassenen Mutter, die auf eine Pension von jährlich 36 Thlr. angewiesen war, eine Unterstützung zufließen zu lassen, ein Trauergedicht auf den Tod seines Vaters, mußte sich aber, statt der gehofften Hilfe, mit leeren Versprechungen begnügen. Diese getäuschte Erwartung verstimmte sein Gemüth

von neuem und schlug sein Vertrauen zu den Menschen nieder. Er entschloß sich, noch ein Jahr bei der Mutter zu bleiben, um sie und drei seiner Geschwister, welche, nachdem der Großvater mütterlicher Seits eine ihrer Töchter und das Hallesche Waisenhaus den jüngsten Knaben aufgenommen hatte, sich noch bei ihr befanden, zu unterstützen. So rückte die Zeit heran, daß unser Jüngling, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, die Hochschule zu Halle beziehen sollte. Er hatte, um daselbst zu bestehen, keine andere Aussicht, als auf ein Familienstipendium von jährlich 50 Thlr., welches das Domstift zu Halberstadt zu verwalten und an den dazu Berechtigten auszuzahlen hatte. Man fand seinen Anspruch begründet, nur konnte die Zahlung des ersten Jahrbetrags nicht eher, als bis der Studirende sich wirklich auf der Akademie befand, erfolgen. Der Gedanke, die Mutter verlassen zu müssen, zerriß das Herz des Sohnes. Weinend trennte er sich von der Theuern und bestieg in einer kalten, regnichten Herbstnacht, nur mit einer leichten Sommerbekleidung und ohne Mantelbedeckung, den Postwagen. Die Nacht wurde immer finsterer und kälter und der Sturm warf Regenschauer über Regenschauer in den offenen Wagen. Da hüllte den vor Frost an allen Gliedern zitternden Jüngling sein nächster Reisegefährte, ein edler Israelit aus Dessau, in seinen Mantel. Der junge Mensch, von Kummer und Kälte ermüdet, entschlief und sein mattes Haupt ruhte an der Brust seines Wohlthäters, der auch während der Reise seinen dringendsten Bedürfnissen edelmüthig abhalf und ihm bei der Ankunft in Halle eine Wohnung verschaffte, ohne daß unser T. damals und später den Namen dieses ehrwürdigen Mannes erfahren konnte. In Halle setzte der Jüngling seinen Fleiß fort, machte Bekanntschaft mit mehreren ausgezeichneten jungen Männern, unterließ aber auch nicht sein Lieblingsgeschäft, die Dichtkunst zu treiben und hier war es, wo die Idee zu seinem berühmten Gedicht: „Urania" in ihm aufstieg und er die erste Hand an die Ausführung desselben legte. Unter solchen Anstrengungen waren dem Jünglinge drei Jahre verstrichen, als sich ihm eine ziemlich nahe Aussicht auf eine kleine Anstellung bei einem Justizamt eröffnete. Das Fehlschlagen seiner Hoffnung entmuthigte ihn, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten und er beschloß, andere Wege aufzusuchen, um das Ziel, welches er sich gesteckt hatte, zu erreichen. Im Jahr 1781 übernahm er daher die Stelle eines Hauslehrers in der Familie des Kammerdirektors von Arnstedt in Ellrich. Hier lebte er der Bildung der ihm anvertrauten Zöglinge, den Freuden der schönen Natur und der Dichtkunst.

Mehrere seiner Gedichte, welche zum Theil in Zeitschriften erschienen und unter andern auch das Volkslied: „Nicht blos für diese Unterwelt ꝛc.,“ das mehrmals in Musik gesetzt worden ist, gehören dieser Periode an. Hier lernte er auch den Dichter Göckingk*), der damals Kammersekretär und Kanzleidirektor daselbst war und in der Nähe ein Landhaus besaß, und die hohe Elisa von der Recke**), geborne Reichsgräfin von Medem, welche Göckingks Landhaus zu ihrem Winteraufenthalte gewählt hatte und daselbst den Zeitpunkt ihrer Abreise in das Karlsbad erwartete, kennen. Im Jahr 1784 erhielt T. eine Einladung von dem Sänger der Kriegslieder, dem ehrwürdigen Dichter Gleim, der 1747 als Domsekretär nach Halberstadt berufen worden war. „Unsere guten alten Dichter,“ schrieb ihm dieser, „ sind todt oder verstummt; es ist gut, daß junge Talente in ihre Stelle treten. Könnten Sie mich nicht einmal besuchen? ꝛc.“ T. erwiederte diese Einladung mit einer trefflichen poetischen Epistel, folgte aber jenem freundlichen Ruf erst im Jahr 1788. In der Verbindung mit diesem edlen Manne, die ihm auch die Bekanntschaft mit den Dichtern Klamer-Schmidt und Stamfort zuführte, verlebte T. höchst glückliche Tage und nur die treibende Sehnsucht nach einer sichern Ruhestätte, wozu sich ihm hier keine Aussicht darbot, ließ ihn den zu Ende des Jahres 1789 an ihn gelangten Antrag einer Stelle bei der landräthlichen Behörde in einem der Kreise des Fürstenthums Halberstadt annehmen. Noch in diesem Jahre sagte er dem ihm werthen Halberstadt und den theuern Freunden, die er hier gefunden hatte, Lebewohl und trat sein neues Amt an. Schon die erste Arbeit, die seine Stellung ihm auflegte, überzeugte ihn jedoch, daß seine Wirksamkeit in derselben nicht von gesegneten Folgen begleitet seyn werde und die damit verbundenen damaligen Rekrutirungsgeschäfte entsprachen seinen Gefühlen und Ansichten noch weniger. Der menschenfreundliche T., der um dieselbe Zeit seine theure Mutter verloren hatte, gab diesen ihm nicht zusagenden Posten im Jahr 1791 auf und kehrte nach Halberstadt zurück, wo er an der deutschen Monatschrift nicht nur als Mitarbeiter, sondern auch als Mitherausgeber bis 1792 Theil nahm. Unerwartet ward ihm der Antrag gemacht, der Gesellschafter und Reisebegleiter des Domherrn von Stedern zu werden. T. willigte ein; allein auch dieses Verhältniß wurde nach Verfluß von kaum 10 Monaten durch den Tod des Herrn von Stedern wieder aufgelöst und T. war eben im Begriffe, von Neuem in

*) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S 130.
**) — — — 11. — — — — S. 275.

Staatsdienste zu treten, als er, von den dringenden Bitten der Witwe des Herrn von Stedern bestürmt, bei dieser zu bleiben und die Erziehung ihrer Kinder zu übernehmen, sich entschloß. Die Dankbarkeit der Mutter verschaffte T. eine kleine Präbende, welche dieser später seinem jüngern Bruder überließ. Mit dieser Familie lebte T. anfänglich in Neinstädt bei Quedlinburg, dann im Jahr 1797 zu Magdeburg, wo er mit Archenholz, Matthisson *) und Köpke bekannt wurde und zuletzt in Quedlinburg, wo Frau von Stedern starb. Durch diesen Todesfall zu tief erschüttert, um hier, wo ihn Alles mit trüben Erinnerungen erfüllte, länger zu verweilen, suchte er sich 1798 durch Reisen ins nordöstliche Deutschland zu zerstreuen. Eine Frucht dieser Wanderungen war seine berühmte Elegie auf dem Schlachtfelde zu Kunnersdorf. Im Herbste dieses Jahres kehrte er nach Berlin zurück, wo er Engels, des Philosophen, Bekanntschaft zu machen Gelegenheit fand und eine Zeitlang die Ephemeriden herausgab. Von dem Hofrath Becker in Dresden im J. 1799 freundlich eingeladen, machte sich T. sogleich auf den Weg dahin und fand hier ungestörte Muße, seine Urania wieder vorzunehmen, deren sechsten Gesang er hier vollendete. Ueber Halle nach Berlin zurückkehrend, ward er dort durch den anmuthigen Erzähler Eberhard mit dem Besitzer der Rengerschen Buchhandlung, Schiff, bekannt, in deren Verlag 1801 die erste Ausgabe der Urania erschien, der noch in demselben Halbjahre eine zweite folgte. Bis zum Jahr 1802 lebte T. ununterbrochen in Berlin, erneuerte hier die Bekanntschaft mit der edlen Elisa von der Recke, welche mit ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland, diese Königsstadt besuchte, begleitete sie in den Jahren 1803 und 1804 in die Bäder von Töplitz, Karlsbad und Franzensbrunnen, lernte bei dieser Gelegenheit den geistreichen Schriftsteller Meißner und den unsterblichen Herder kennen und machte im Herbste des letztgedachten Jahres noch eine Reise nach Wien und Braunschweig, an welchem letztern Ort er mit Leisewitz, Mauvillon und Trap persönlich bekannt wurde. In den Jahren 1805—1808 ging T. mit der Frau von der Recke nach Italien. Er sah die stolze Meerstadt Venedig, das liebliche Florenz, die Königin der Städte, Rom, und das herrliche Neapel. Welche Eindrücke das Anschauen und das damalige Leben in Italien überhaupt auf ihn gemacht und was er dabei empfunden und gedacht hat, hat er in Briefen ausgesprochen, die bis jetzt noch nicht vollständig im Druck er-

*) Dessen Biographie siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 236.

schienen sind, aber für jeden Freund der Wahrheit und des Guten vom größten Interesse seyn müssen. Seit dem Jahr 1819 hatte sich Frau von der Recke Dresden zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt und T., als ihr treuer Lebensgefährte, sie dahin begleitet. Hier im deutschen Florenz lebte der ehrwürdige Dichtergreis, auch dann, nachdem er seine edle Freundin im Jahr 1833 durch den Tod verloren, bei immer noch geistiger Kraft, verehrt und geliebt von Einheimischen und Fremden, für welche der Tag seiner Geburt ein hohes Fest war und widmete, durch den letzten Willen seiner verewigten Gönnerin für sein Alter gegen häusliche Sorge gesichert, seine Zeit der Freundschaft und den Musen, bis die erste Stunde des 8. Märzes auch ihn, den hehren Sänger der Urania, hinwegführte aus dem Kreise liebender Freunde in das stille Land des ewigen Friedens, dessen Herrlichkeit des verklärten Barden erhabene Dichtungen feierten. In seinem letzten Willen hatte der edle Verewigte seine liebe treue Pflegerin Auguste Engelhard zur Universalerbin eingesetzt; den würdigen Händen des Herrn Hofraths und Oberbibliothekars Dr. Karl Falkenstein, einem seiner ältesten Freunde und Verehrer, übertrug er schon bei Lebzeiten die Herausgabe seines literarischen Nachlasses *) und keinem seiner Freunde hatte er vergessen, auch nach dem Tode ein Zeichen seiner Liebe zurückzulassen. Am 13. März in den ersten Stunden des Vormittags wurde seine sterbliche Hülle zur Erde bestattet; an der Seite seiner Freundin Elisa von der Recke schläft er den langen Schlaf. An seinem Sarg, ehe er auf immer jene Räume verließ, die durch ihn zum Tempel geweiht waren, sprach der würdige Pastor Zscheile einige innige Worte der Hochachtung, der Liebe und Wehmuth und seine Freunde, die so oft des hohen Greises Leben erfreuten, sangen noch einmal jene Lieder, die ihn so oft erbaut hatten. An seinem Grabe sprach der edle Falkenstein einige kurze aber herzliche Worte der Liebe und Freundschaft, die gewiß jedem Hörer unvergeßlich bleiben werden, der aus wahrer Verehrung dem Leichenzuge des lorbeergekrönten unsterblichen Sängers folgte. — Er schrieb: Die Einsamkeit, e. Gedicht. Leipzig 1792. — Ueb. die Eitelkeit. Halberst. 1792. — Blumen unter Cypressen, der Frau v. Stedern gewidmet. Ebend. 1793. — Schriften. 1. Bd. Göttingen 1796. — Urania. Ueb. Gott, Unsterblichkeit und Freiheit. Halle 1801. (Erlebte viele Auflagen) — Elegien und ver-

*) Tiedges Leben und Nachlaß, herausgegen von Dr. Karl Falkenstein, k. s. Hofrath und Oberbibliothekar, 4 Bde., Leipzig bei Teubner.

mischte Gedichte 1. Bdchn. Ebend. 1803. 2. verb. Ausg. 1806. 3. Aufl. 1814. 2. Bdchn. 1814. 3. Bdchn. 1823. — Frauenspiegel. Ebend. 1807. — Das Echo oder Alexis und Ida. Ein Cyklus von Liedern. Ebend. 1812. — Denkmale der Zeit. Ebend. 1814. — Todtenfeier d. unvergeßlichen Monarchin Louise, Königin von Preußen. 1814. — Aennchen und Robert, oder der singende Baum. Halle 1816. — Mit A. G. Eberhard u. J. Fr. Schink: Titania, oder Blüthen und Blüthenleben zu Elfenau. Feyergesänge, poet. Fest- u. Scherzspiele. Berlin 1821. — Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Curland. Leipzig 1823. — Seine sämmtl. Werke (10 Bdchn.) gab A. G. Eberhard heraus. — Außerdem lieferte T. zu d. Zeitgenossen, zum Waisenfreunde, zu Beckers Taschenbuch für das gesellige Vergnügen, zu Beckers Guirlanden, zum Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, zu Löfflers Magazin für christl. Prediger, zu Vaters Jahrbuch f. häusliche Andacht und Erhebung des Herzens, in die Zeitung für die elegante Welt, zur teutschen Monatsschrift, zu den Musenalmanach rc. Beiträge.

* 85. Karl Ulrich Gaab,

pensionirter Dekan zu Tübingen;

geb. d. 23. März 1767, gest. d. 9. März 1841.

Göppingen ist sein Geburtsort. Seine Eltern waren Joh. Tobias Gaab, Expeditionsrath daselbst, ein Mann, geschätzt vom damals regierenden Herzoge Karl, wie von Allen, die mit ihm in Berührung kamen, und Jakobine Friederike, Tochter des ehemaligen Landschaftsassessors und Bürgermeisters Helfferich zu Göppingen. Vater und Mutter ließen es sich bei ihm wie bei allen seinen Geschwistern *) angelegen seyn, nichts zu versäumen in dem, was seine Heranbildung befördern könnte. Lange dauernde Perioden von Krankheitsanfällen hemmten nun aber lange die Entwickelung des Körpers und hierdurch wurde er schon, wie der Verstorbene selbst in seinen spätern Jahren noch erzählte, auf seine künftigen Leiden und Gefahren im Leben vorbereitet. Rastloser Fleiß ließ ihn aber bald das Versäumte nachholen. Nach der Konfirmation genoß er noch einen Privatunterricht bei dem damaligen Helfer Osiander in Göppingen, der sich seiner besonders bei Wahrnehmung des immermehr sichtbar

*) Ein Bruder von ihm war der 1832 zu Arzingen verstorbene Generalsuperintendent Dr. J. Frhr. v. Gaab, dessen Biogr. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 132 sich befindet.

gewordenen Triebes zum Studium der Theologie nicht wenig annahm und nach 2 Jahren den Unterricht der Lehrer am Gymnasium zu Stuttgart, welcher Unterricht bleibenden Nutzen hinterließ. Nachdem er auf der Universität zu Tübingen 2 Jahre lang ein nicht unbedeutendes Familienstipendium genossen und dem philosophischen und besonders dem mathematischen Studium obgelegen, ward ihm 1786 unerwartet das Glück, in das Kloster zu Tübingen aufgenommen zu werden. Nun betrat er mit Dankbarkeit und Freude die Bahn eines jungen Geistlichen, absolvirte nach den 3 dazu bestimmten Jahren dieses Studium und erstand die theologische Prüfung zur Zufriedenheit seiner Lehrer. Zu jener Zeit regte sich in ihm die Neigung immermehr, ein Wegweiser junger Leute zu höherer Bildung zu werden, welche Neigung auch von einem seiner Lehrer, dem würdigen Professor Pfleiderer, genährt wurde. Es waren auch nicht blos die Umstände günstig, insofern ihm aus fernen Landen Hofmeisterstellen angeboten wurden, sondern er bemerkte auch, daß es im Stillen der Wunsch seines Vaters wäre, daß er das Ausland besuchen möchte. Im Jahr 1790 erhielt er eine nicht unvortheilhaft scheinende Stelle in dem Hause des eben so angesehenen als reichen Corver Hoofdts zu Amsterdam und nach 2 Jahren die Hofmeisterstelle bei dem Sohne des Schöppen van der Waien Warin daselbst. Im Herbst 1794 verließ er Amsterdam kehrte nach Deutschland zurück und hielt sich einige Zeit in Jena auf, wo er auch das holländische Werk von van Swieten „Anfangsgründe der Meßkunde" übersetzte. Auf Zureden seiner Freunde war er nicht abgeneigt, sich in Jena als öffentlicher Lehrer der Mathematik zu habilitiren; allein seine Mutter und Brüder ließen nicht nach, bis er Jena wieder verließ und eine sehr anlockende Hofmeisterstelle in der französischen Schweiz annahm. Er reiste in dem kalten Januar des Jahres 1795 durch Franken nach Hause, blieb den übrigen Theil des Winters daselbst und ging in dem Frühjahr eben dieses Jahres an den neuen Ort seiner Bestimmung, nach Morsee an dem Genfersee im Wadtland. Im Jahr 1797 kam er wieder in sein Vaterland und zwar mit dem Vorsatze zurück, es nicht mehr zu verlassen. Nachdem er zwei Jahre lang bei einem Schwager, dem damaligen Pfarrer Roos in Steinheim, das Vikariat verwaltet hatte, drang man von allen Seiten in ihn, daß er sich um die Pfarrei Lothenberg bewerben möchte. Sie ward ihm auch am 3. Juni 1799 zu Theil und noch in demselben Jahre verehlichte er sich mit Joh. Wilhelmine, Tochter des damaligen Bürgermeisters Vayhinger zu Korndorf, mit

welcher er 13 Kinder zeugte, wovon noch 5 am Leben sind Im August 1808 erhielt er die Pfarrei Faurndau und nach abgelegtem Dekanexamen im J. 1814 das Dekanat Geißlingen mit der Pfarrei Altenstadt. Er übernahm diesen Posten gern, insofern er noch mehr wirken konnte, als in seinem früheren beschränkteren Wirkungskreis, obgleich ihm nicht angenehm war, daß er, was er zuvor nicht wußte, seinen Wohnsitz in Altenstadt zu nehmen hatte. Er wirkte aber auch hier nicht wenig und zwar nicht blos für das geistige, sondern auch für das leibliche Wohl seiner Pfarrkinder, wozu ihm die theure Zeit in den Jahren 1817 und 18 mannichfache Gelegenheit darbot. Anstatt daß er die Menge von Früchten, die er besaß, um einen hohen Preis verkaufte, gab er von denselben, was er nur möglichst entbehren konnte, den Armen unter der einfachen Bedingung, ihm die Früchte, blos wenn ihre Umstände sich verbesserten, zurückzugeben. Ueberhaupt war seine ganze Tendenz nicht auf den Erwerb irdischer, sondern himmlischer Schätze gerichtet. Die Liebe, die er in seinen Predigten und überhaupt seiner Umgebung anempfahl, übte er im vollsten Sinne des Wortes aus; nicht minder bewährte sich an ihm die Fassung, die er bei vorkommenden Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten im Leben annahm. Er darf, ohne daß man sich einer Lobhudelei schuldig macht, als ein wahres treffliches Vorbild eines Geistlichen wie eines Christen bezeichnet werden. Der Friede, der auf seinem Antlitze ruhte, die Treue, die aus seinem Auge blitzte, waren Merkmale, die ihn einem Jeden theuer machen mußten. 1821 ward ihm das Dekanat Herrenberg zu Theil. Hier wirkte er mit dem alten Eifer über 13 Jahre, bis er endlich selbst fühlte, daß er die Aemter eines Stadtpfarrers und Dekans nicht mehr länger ohne gänzliche Aufopferung seiner Gesundheit versehen könne; denn nie konnte er von den Seinigen bewogen werden, sich eines Vikars zu bedienen, da dies seine große Gewissenhaftigkeit, mit der er sein Amt verwaltete und die recht eigentlich das schnelle Abnehmen seiner Kräfte hervorrief, nicht zuließ. Das Seelsorgeramt insbesondere hatte er bisher mit der größten Freude ausgeübt. Im Oktbr. 1834 verließ er seinen letzten Posten, indem seinem Wunsch, in den Ruhestand treten zu dürfen, höhern Orts entsprochen wurde. — Nun bestrebte er sich, seinen schon längst gehegten Wunsch auszuführen und eine literarische Thätigkeit zu beginnen; allein es war zu spät: der kaum vorher noch körperlich und geistig frisch erscheinende Greis nahm zusehends ab an beiden ihn noch so eben begleitenden Eigenschaften und ist außer der früher erwähnten

Schrift und einigen kleinern Abhandlungen nichts weiter von ihm im Druck erschienen.

* 86. Peter Karl Christian Hännings,

Prediger zu Eichhorst und Liepen im Großherzogth. Mecklenb.-Strelitz;

geb. im Jahr 1769, gest. d. 9. März 1841.

Er ward zu Mölln, bei Malchin, im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin geboren, wo sein am 31. März 1789, 65 Jahre alt, verstorbener Vater, Joachim Christian Hännings, seit dem Juli 1769 als Prediger im Amte stand und mit einer gebornen J. Prüß, welche er als Witwe hinterließ, verheirathet war. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf der Gelehrtenschule zu Neubrandenburg, welche er unter J. H. Walther's Rektorate viele Jahre frequentirte, worauf er auf der damaligen Friedrichs-Universität zu Bützow den theologischen Studien oblag und selbige zu Halle beendete. Hierauf konditionirte er als Hauslehrer an verschiedenen Orten, zuletzt bei dem Rittergutsbesitzer zu Woggersin, von wo aus er zum Pediger an den Gemeinden zu Eichhorst und Liepen, in der friedländer Synode, berufen und in dieser Eigenschaft den 25. April 1802 introducirt ward. — Er starb ohne vorausgegangene Krankheit sanft und ruhig an gänzlicher Entkräftung in seinem 72. Lebensjahr und nachdem er 39 Jahre lang segensreich im Pfarramte gewirkt hatte. Seine Gattin, Friederike Wilhelmine Schröder, mit welcher er sich zu Hof Dabel, bei Sternberg, den 23. Juli 1802 verehelicht hatte, hat ihn überlebt. Der Verewigte war ein sehr tüchtiger Geistlicher, der nur ganz seiner Berufstreue lebte und das Vertrauen der Gemeinde in einem sehr hohen Grade besaß. Seine Lieblingsbeschäftigung fand er in der Wartung und Pflege der Blumen, über deren Gedeihen er sich auf eine wahrhaft kindliche Art erfreuen konnte. Seit einer Reihe von Jahren war er Mitglied der königl. preuß. Gartenbaugesellschaft, in deren Jahrbüchern manche anerkannte zweckmäßige Aufsätze von ihm erschienen sind.

Schwerin. Fr. Brüssow.

87. Franz Heinrich Albert Kleberger,

Dekan zu Melbach (Großherzogthum Hessen);

geboren d. 13. März 1783, gestorben d. 9. März 1841 *).

K. war zu Friedberg geboren. Sein Vater Anton Kleberger, aus Melbach gebürtig, bekleidete das Amt eines Konrektors am Augustineum zu Friedberg von 1771—1817 und lebt noch in dem Andenken seiner Schüler. Die Mutter, Margaretha Abt, stammt aus einer der alten Geschlechterfamilien von Friedberg. Seinen ersten Unterricht erhielt er an der Anstalt, an welcher sein Vater fast ein halbes Jahrhundert würdiger Lehrer war. Außer ihm wirkte besonders wohlthätig auf seine Bildung der verdienstvolle damalige Rektor des Augustineums, Herr Dr. Roth, jetzt Direktor des Schullehrerseminars und Oberschulrath. Begabt mit glücklichen Anlagen, vor Allem mit einem tiefen Gemüth und einem Sinne für alles Schöne und Erhabene, fand er hier Gelegenheit, seinen Geist würdig auszubilden und sich die nöthigen Vorkenntnisse für seinen künftigen Beruf zu erwerben, den ihm die Neigung als den schönsten und herrlichsten vorzeichnete — wir meinen den eines Geistlichen. Er hatte aber neben den gewöhnlichen Vorkenntnissen in den älteren und einigen neueren Sprachen, der Mathematik, Geographie, Geschichte rc., sich noch solche Geschicklichkeiten erworben, die nicht Jedem zu Theil werden, die aber wesentlich dazu beitrugen, seinen Sinn für das Schöne auszubilden, ihn in die Zirkel gebildeter Menschen einzuführen und in dem Kreise, der sich in den verschiedenen Perioden seines Lebens um ihn bildete, Heiterkeit, Frohsinn und höheres Glück zu zaubern, Musik und Zeichenkunst. Später äußerten seine musikalischen Kenntnisse auch noch einen besonders wohlthätigen Einfluß bei seinem Beruf als Geistlicher. In seinem 18. Lebensjahre verließ er das väterliche Haus, wo sein Sinn für häusliches Glück sich genährt hatte, um sich in Göttingen dem Studium der Theologie zu widmen. Er vollendete nachher seine Studien auf der Landesuniversität zu Gießen. Schon auf dieser Hochschule erwarb er sich die allgemeine Achtung und Liebe seiner akademischen Mitbrüder in so hohem Grade, daß er bei der feierlichen Beerdigung des jungen Hörster (welcher im Sommer 1803 seinen Tod in den Wellen der Lahn gefunden) von denselben zu einem der s. g. Chapeaux d'honneur erwählt und zugleich von ihnen beauf-

*) Friedberger Intelligenzblatt 1841, Nr. 13.

tragt wurde, dem Mitbruder die Leichenrede zu halten. Schon damals zeigte er, daß er die Eigenschaften besitze, welche den ächten Kanzelredner machen, das tiefe Gemüth, welches bei der Mittheilung der Religionswahrheiten begeistert wird. Bald nachher übernahm er eine Hauslehrerstelle bei dem damaligen Reichskammergerichtsassessor von Oettinger zu Wetzlar. Seine Bildung und sein bescheidenes Wesen verschafften ihm hier Eingang bei den ausgezeichnetsten Familien; hier fand er auch seinen treuen Freund, den vor 2 Jahren zu Schotten verstorbenen Oberpfarrer Briegleb; hier lernte er zugleich seine nachmalige treue Lebensgefährtin, Susanna von Bostel, die Tochter des R.-Kammergerichtsprokurators Friedr. v. Bostel, kennen. So bildeten in seinen schönsten Jahren die schönsten Verbindungen der Freundschaft und Liebe die eigentliche Blüthenzeit seines Lebens. — Nachdem er im Decemb. 1806 sich der Fakultätsprüfung unterworfen, die ihm hinsichtlich seines Wissens wie seiner Sittlichkeit das ehrenvollste Zeugniß verschaffte, erhielt er durch Allerhöchstes Dekret vom 18. Okt. 1808 die Stelle eines Rektors und Organisten zu Gladenbach und trat somit in den Staatsdienst Am 23. Juni 1809 schloß er den Bund der Ehe mit seiner Verlobten. Der 7jährige Aufenthalt in Gladenbach war für den Verewigten eine Zeit des schönsten Strebens. Wie konnte es auch anders seyn? Glücklich im zarten Familienbunde, um sich einen Kreis liebender Freunde*), welche gleiches Streben, gleich edler Sinn verband, war ihm die Erfüllung seines schweren Berufes Freude und Lust. — Am 18. Sept. 1815 erhielt er die Pfarrstelle zu Burckhards im Vogelsberge. Hatte er früher schöne und glückliche Tage verlebt, so fand er sich jetzt erst als wirkendes Glied der Menschheit in seinem eigentlichen Wesen und Berufe. Zwar geräuschlos war sein Wirken und der Kreis desselben enge in dem stillen Dörflein, darum aber nicht minder bedeutend; und was ihm der Raum versagte, das ersetzte die Tiefe. Denn K. war nicht blos angenehmer und guter Kanzelredner, er war auch ein tüchtiger Liturg, ein geübter Katechet, vor Allem für seine Gemeinde Seelsorger und ächter Hirte. Doch beschränkte sich sein Thätigkeitssinn nicht darauf allein; seine Neigung zum Unterricht und zur Bildung junger Leute fand einen schönen Wirkungskreis in einem Privatinstitute, welchem er sich neben seinem Amtsberufe widmete. Eine solche Anstalt war für ihn gewissermaasen Bedürfniß gewor-

*) Wir nennen unter denselben den jetzigen Kirchenrath Kolb zu Dauernheim und den großh. badischen Prälaten Dr. Hüffel zu Carlsruhe.

den, so daß er auch, als seine Amtsgeschäfte sich mehrten, dieselbe beibehielt, weil es ihm zur andern Natur geworden war, in seinem häuslichen Kreise zu erziehen und zu unterrichten. Man muß gestehen, es gingen tüchtige Männer aus dieser Anstalt und viele Eltern segneten sie und den, der an ihrer Spitze stand, weil sie ihnen die geistige Rettung ihrer Kinder und deren Ausbildung zu nützlichen und würdigen Gliedern des Staates und der Menschheit verdankten. Dabei versäumte er den Religionsunterricht der Kinder seiner Gemeindeglieder keineswegs; im Gegentheile widmete er ihm besondere Aufmerksamkeit, weil er die Bedeutsamkeit desselben tief erkannte. So abgelegen der damalige Aufenthaltsort K.'s war, so war doch sein Haus häufig der Sammelplatz lieber und liebender Freunde und Verwandten, denen der Weg zu ihm nie zu weit war. Er selbst versäumte keine Gelegenheit, wo es galt, mit seinen näheren und entfernteren Amtsbrüdern in irgend einen geistigen Verkehr zu treten, um sich einander zu ermuntern in ihrem Berufe, zu belehren, zu heben, wenns Noth hatte, zu trösten. Namentlich trat er hier in engere Freundschaftsverhältnisse mit dem damaligen Hofprediger und Stadtpfarrer, jetzigen Prälaten Köhler, dem jetzigen Superintendenten Simon, dem Konsistorialrathe Kümmich. Dabei unterhielt er seine Verbindungen mit seinen älteren Freunden, unter welchen wir hier noch den nachmaligen Medicinaldirektor Dr. Graf, einen gebornen Friedberger, nennen wollen, der damals als Physikus zu Nidda stand. Im Jahr 1829 erhielt K. die Pfarrstelle zu Melbach, eine Präsentation der Freiherren von Schenk. So ungern er sich von seinen lieben Gemeindegliedern trennen mochte, so hatte doch der Aufenthalt zu Melbach in mehrfacher Hinsicht zu vielen Reiz für ihn, als daß er diesen Ort nicht mit dem frühern hätte vertauschen sollen. War er doch hier seiner Geburtsstadt, so wie dem größten Theile seiner Freunde und Verwandten um so viel näher; war doch Melbach der Geburtsort seines seligen Vaters! Am 7. Febr. 1830 hielt er die erste salbungsvolle Rede vor seiner neuen Gemeinde. Nicht lange sollte er hier ohne Erweiterung seines Wirkungskreises bleiben. In Folge der neuen Organisation der evangelischen Kirchenangelegenheiten und des Schulwesens wurde er am 2. Juli 1833 zum Dekane des Bezirks Butzbach und schon vorher, am 20. März 1833, zum ordentlichen Mitgliede der Bezirksschulkommission des Kreises Friedberg ernannt. Die Dekanatswürde wurde am 19. Juni 1838 auf 5 Jahre erneuert und die Ernennung eines Bezirksschulkommissärs erfolgte am 11. Januar 1839 abermals

auf 6 Jahre. Einen Ruf an das Predigerseminar zu Friedberg (1836) als zweiter Lehrer mit dem Charakter eines Professors der Theologie und zugleich als Stadtpfarrer lehnte er ab, er blieb in seinen bisherigen Verhältnissen und wirkte fort im engern aber doch schönen Kreise eines Seelsorgers für seine Gemeinde und um sich diesem, so wie den beiden anderen ihm übertragenen Aemtern ganz hinfort widmen zu können, gab er noch im J. 1840 sein Institut auf, nachdem er dem letzten seiner Zöglinge bei der Konfirmation die Weihe des heiligen Geistes ertheilt hatte. Obwohl seine geschwächte Brust das Herannahen des Alters ihn fühlen ließ, hoffte man doch, daß er noch eine geraume Zeit in seinem schönen Kreise wirksam bleiben könnte. Er hatte noch im Winter 1840 für einen befreundeten Amtsbruder die Ordination seines ihm theuern Pathen übernommen und zu dem Ende bei rauher Witterung die Reise gemacht, war sogar noch einige Male im Laufe des Winters nach Friedberg gewandert, um an wissenschaftlichen Unterhaltungen seiner dortigen Freunde Theil zu nehmen. Aber schon fühlte er sich unwohl. Zwar schien das Uebel nicht von Bedeutung und nur eine vorübergehende Folge der herrschenden schlimmen Witterung zu seyn. Doch die Vorsehung hatte es anders beschlossen. In der Nacht vom 8. auf den 9. März machte ein Lungenschlag seinem schönen Leben und Wirken ein Ende. Seine irdischen Reste wurden am 11. Nachmittags feierlich zur Erde bestattet. Mehr als 20 seiner Amtsbrüder, darunter der großh. Superintendent der Provinz, Kirchenrath Pilger, Direktor Dr. Größmann, Professor Fertsch von Friedberg, Freunde und Verwandte aus der Nachbarschaft, viele Glieder seiner Gemeinde folgten seinem Sarge. Auf dem Kirchhofe sangen ihm die Glieder des Singvereins, den er vor Kurzem noch gestiftet, ein Grablied und hielt Pfarrer Bichmann ein Gebet. Die Leichenrede übernahm Inspektor Steinberger von Butzbach. Er ruht in der Nähe seines würdigen Vorgängers Görz. — Nachdem wir das äußere Leben K.'s kurz gegeben, erlauben wir uns, über sein inneres Seyn einige Andeutungen zu machen. K. war ein harmonisch ausgebildeter Geist und darum hatte sein ganzes Wesen eine gewisse Ruhe. Von seinen geistigen Kräften war aber das Gemüth am reichsten begabt. Dies verlieh seinem Benehmen den sanften, angenehmen Anstrich. Nie sprach sein Verstand allein; immer hatte das Herz daran Theil. Durch die religiöse Bildung, die er als Mensch und als Geistlicher sich erworben, war die ihm inne wohnende Liebe die des göttlichen Lehrers geworden, welche seinem ganzen Wesen und Thun eine höhere Richtung

gab. Darum war er so recht zum evangelischen Prediger und Religionslehrer geschaffen. Was er als wahr erkannt und tief gefühlt, theilte er in klarer und schöner Rede begeistert mit. Seine intellektuelle Bildung und der in ihm wohnende Trieb, sich belehren zu lassen, bürgte bei ihm dafür, daß sein Herz ihn nicht auf Irrwege führte. Als Theologe gehörte er zu denen, welche Paulus Denkgläubige nennt. Er neigte zwar mehr zum Supranaturalismus hin als zum kalten Rationalismus. Aber keinem dieser Systeme konnte er einseitig huldigen, weil das seinem Wesen und seiner vielseitigen intellektuellen Bildung widerstrebt haben würde. Ueberall suchte er der Vernunft, jenem Funken, den der Göttliche in uns legte und der, zur geistigen Flamme angefacht, leuchtet und wärmt, ihr Recht zu geben; aber sie zur Königin, ja zur Göttin zu machen, dazu hätte sein Glaube an die geoffenbarten Wahrheiten des Christenthums, seine tiefe Verehrung der heiligen Schrift, ihm das Buch aller Bücher, nimmer sich verstehen können. K. war aber mehr denn Kanzelredner und Theolog; er war evangelischer Geistlicher im schönsten Sinne des Wortes. Es war sein beständiges Streben, Religiosität zu verbreiten und kirchlichen Sinn durch würdevollen Gottesdienst, feierlichen Kirchengesang allgemeiner zu machen. In Gesinnung, Rede und That war er seinen Gemeindegliedern ein Muster; er war ihnen Lehrer, Tröster und Freund, wie die Verhältnisse es heischten. Daher auch ihre innige Anhänglichkeit an ihn. Sie theilten Freude und Schmerz mit ihm. Sein Andenken wird ihnen immer theuer und werth seyn; denn das sinnige Leben für seinen Beruf offenbart sich überall. Bei seiner musikalischen Bildung konnte er nicht ruhen, bis in seiner Gemeinde der Gesang und das Orgelspiel das wurde, was er in einer evangelischen Gemeinde seyn soll. Er erkannte die Nothwendigkeit einer Fortbildungsanstalt in derselben und wußte sie dahin zu bringen, daß eine solche errichtet wurde. Daß er auch einen Singverein in derselben gegründet, ist oben schon erwähnt worden. Sein Friedhof mußte zum Blumengarten werden; der Hauk bei Melbach wurde bei einer feierlichen Gelegenheit mit jungen Bäumen bepflanzt. Eine Fortbildung seines Geistes versäumte er dabei keineswegs. Aber zu umfassenderen Geistesprodukten blieb ihm keine Zeit. Er machte auf den Ruhm eines Gelehrten und Schriftstellers keine Ansprüche, hat auch nur Weniges von sich drucken lassen *); dies Wenige aber, so

*) Wir erinnern uns, einen Aufsatz von ihm über den lutherischen Katechismus in der Kirchenzeitung gelesen zu haben. Mehrere Beiträge

wie seine Reden geben Zeugniß von logischer Ordnung und daß er seines Stoffes Meister war. Dies und die Herzlichkeit, die seinen Reden inne wohnte, mußte ihnen Eingang verschaffen und die beabsichtigte Wirkung hervorbringen. — Als das Vertrauen seines erhabenen Fürsten ihn zum Dekan und Mitgliede der Bezirksschulkommission erhob, war er weit entfernt, sich über seine Amtsbrüder zu erheben; er blieb ihnen älterer Amtsbruder, rathender Freund und mit derselben Liebe und Aufopferung besuchte er die Zusammenkünfte der Geistlichen, weil er an einem Orte nicht fehlen zu dürfen glaubte, wo der Geistliche eine für seinen Beruf würdige Nahrung erhalten, wo er für sein Amt sich weiter bilden könne. Was er als Familienvater, als Freund den Freunden, als Mensch war, läßt sich mehr fühlen als mit Worten sagen. Sein Verstand, sein ruhiges, gemessenes Wesen, die Wahrheit, die in Rede und Handlung sich kund gab, verschafften ihm schon Achtung. Sein liebevolles, sanftes Wesen mußte Gegenliebe erzeugen, mußte an ihn fesseln. Darum können auch die Seinigen*) bei allem Schmerz, ihn verloren zu haben, doch so gefaßt und getröstet seyn. Das Bild, welches sie von ihm haben, ist ein so schönes und reines, so durch keinen Schatten verdunkelt, sein Andenken ein so durchaus ungetrübtes, daß es ihnen ewig jung und neu bleiben muß. Wie er war, so lebt er bei ihnen fort. In der That aber lebte er ein schönes Leben. Seine Tage im Kreise seiner Geliebten waren nur wenig, man kann sagen nur Ein Mal, bei dem Tode seines geliebten Sohnes, getrübt; die anderen waren heitere Tage stillen Wirkens, gewürzt durch innige Freundschaft und Liebe. Heiter und ruhig, wie sein ganzes Leben, waren auch seine letzten Stunden und so endete er sein irdisches Daseyn, um ein höheres zu beginnen, auf das er so oft in feierlicher Rede hingewiesen.

---

lieferte er in das Friedb. Intell.-Bl., z. B. den oben schon erwähnten in Nr. 48 vom Jahrg. 1834, in Nr. 48 vom Jahr 1835, Nr. 48 von 1836. Seine zu Burkhards gehaltene Abschiedspredigt befindet sich in der von Zimmermann redigirten Zeitschrift, die „Sonntagsfeier."

*) Er hinterläßt, außer der Witwe, drei Töchter und einen Sohn; zwei seiner Töchter sind bereits verheirathet und haben ihn mit sechs Enkeln erfreut. Einen hoffnungsvollen Sohn raubte ihm der Tod im Jahr 1831, im 21. Lebensjahre zu Gießen, wo er sich der Theologie widmete.

* 88. Johann Christian Fleischhauer,

Doktor der Rechte, zu Weimar;

geboren den 16. Mai 1771, gestorben den 11. März 1841.

Er war zu Weißensee, wo sein Vater als Bürgermeister und Advokat lebte, geboren. In der dortigen öffentlichen Schule genoß er den Elementarunterricht bis zu seiner Konfirmation, wurde dann zu seiner weitern Ausbildung in die berühmte Schule von Pforta gesendet und bezog 1792 die Universität von Leipzig, wo er bei der Juristenfakultät in seinem Examen das glänzende Zeugniß „omnino et prae caeteris dignus“ sich errang, obgleich er schon damals mit vieler Liebe dem Studium der schönen Wissenschaften sich ergeben und der Muse der Poesie manche Huldigung dargebracht hatte. Das Jahr 1800 führte ihn in seine Vaterstadt zurück, wo er vor dem Eintritt in ein Staatsamt mit der Besitzerin eines nahe gelegenen Rittergutes sich verheirathete und hiernach das Gut beziehend, der Landwirthschaft sich widmete, ohne gerade eine entschiedene Vorliebe dafür zu empfinden. Die Verhältnisse gestalteten sich so günstig für ihn, daß er im Fühjahr 1804, ohne Nachtheil für seine Finanzen, mit seiner Frau und 4 Kindern dem Landleben entsagen und nach Dresden ziehen konnte, wo er sich wieder mit ganzer Seele den geliebten Rechtsstudien überließ und zuerst auf den Gedanken einer gründlichen Erforschung des Ursprungs und der Geschichte der deutschen Erbaristokratie gerieth, welchen er denn auch zu einer eigentlichen Lebensaufgabe machte. Dazu wurde ihm das glänzende Dresden mit seiner Fülle mannichfaltigen Lebens nachgerade zu geräuschvoll, er wendete sich daher im Herbst 1805 nach Weimar, wo er allen seinen Neigungen und Studien ungestörter leben zu können glaubte und Hoffnungen auf eine Anstellung im Staatsdienste hegte. Zu ehrender Anerkennung seiner juridischen Leistungen erhob ihn die Universität Jena 1807 zum Doktor der Rechte. Hierdurch in dem Glauben an seine Würdigkeit und Reife bestärkt, kam er 1812 um unentgeldliche Anstellung im Justizfach ein, erlebte aber den Kummer, daß alle Verhältnisse der Erfüllung seines Wunsches entgegen waren und beschloß — jede derartige Hoffnung für immer aufzugeben und fortan nur seiner Familie, seinen Forschungen und den Musen zu leben. Seltsamer Weise äußerte der, nach Charakter und Richtung so sehr verschiedene A. Müllner *),

*) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 486.

auf ihn eine besondere Anziehungskraft, ermunterte ihn zu größerer Regsamkeit im Gebiete der Poesie, unterhielt ziemlich lebhaften Verkehr mit ihm und nahm mehrere seiner Gedichte in das Mitternachtsblatt auf, wo sie sich denn auch eine freundliche Anerkennung und Theilnahme erwarben. Dieser Succeß ermunterte ihn zu manchen ähnlichen Versuchen in Gelegenheitsgedichten für eine geschlossene Gesellschaft, zu deren Zierden er stets gerechnet wurde und welche seinen Verlust wahrhaft betrauert. Ueberall leuchtet sein kindlich schönes Gemüth, sein Reichthum von Wissen, sein edel-männliches Streben und eine glückliche Ader von Witz und Humor heraus, während sein philosophischer Glaube unerschütterlich an Kant hing, dessen sämmtliche Schriften er auswendig kannte und über den er sich nie erheben konnte noch wollte. Obgleich nach Schule, Geist, Richtung und Tendenz durch und durch ein deutscher Gelehrter alten Styles, mit seinem ganzen Seyn koncentrirt auf einen Gegenstand, voll religiösen Eifers dafür; stets die äußerste Gründlichkeit erstrebend und alles übrige nöthigenfalls als Nebensache ihr opfernd; stets alle Taschen voll Autoritäten und bereit, mit einem Citat aus Pütter, Schlözer, Böhmer rc., von Quintilian und Cicero, von Voltaire oder Locke, aber hauptsächlich von Kant den Ausschlag zu geben und von jedem Gegner eine gleiche Gründlichkeit und Schlagfertigkeit verlangend — war er doch nichts weniger als abhold den Regungen und Bestrebungen der Zeit, dem lebendigen Aufathmen einer jungen Generation. Ja, trotz seiner Verachtung französ. Flüchtigkeit und Ungründlichkeit studirte er doch mit wahrer Liebe auch die neuere, in mancher Hinsicht so interessante Literatur der Franzosen, namentlich im Gebiete der Geschichte und Philosophie. Granier de Cassagnac mit seiner „Geschichte der unfreien und bürgerlichen Klassen" verursachte ihm besonders schweren Kummer, vorzüglich, weil dieses Buch erst erschien, nachdem sein eigenes, so viel besprochenes und sogar persönliche Angriffe veranlaßt habendes Buch: „die deutsche privilegirte Lehn- und Erbaristokratie rc. (1831)" längst gedruckt war, mithin eine Widerlegung des Granier hätte müssen vom Zaune gebrochen werden, was nie seine Sache war. Indessen freute er sich doch königlich darüber, daß er zu Nachholung einer tüchtigen Kritik wohl bald Veranlassung durch das Erscheinen des 2. Bandes: „Geschichte der adeligen und geadelten Klassen" finden würde und bereitete sich dazu, wie er dem Verfasser dieser Biographie oft anvertraute, durch mancherlei Studien förmlich vor. Aber leider erlebte er das Erscheinen dieses 2. Ban-

des nicht mehr, wenigstens gelangte das Buch nicht bis in seinen Bereich. Eine andere, schönere Freude wurde ihm dafür zu Theil: die Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau ernannte ihn zu ihrem korrespondirenden Mitglied und der berühmte Rotteck *) war es, der ihm als deren Sekretär das Diplom übersendete und mit den freundlichsten Worten als Kollegen ihn begrüßte. F. erachtete, seine Würdigkeit und seinen Dank nicht besser darthun zu können, als durch einen neuen Beweis seiner beharrlichen Studien, eines bewunderungswerthen Fleißes, eines treuen Verfolgens seiner Grundsätze, einer noch unumwundenern Aeußerung seines Glaubens und gab sein zweites Werk: „das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß in Deutschland 2c." heraus. Es ist hier nicht der Ort zu einer kritischen Erörterung dieser beiden innigst zusammenhängenden Schriften, welche in mancher Hinsicht zu den bedeutenden Erscheinungen der Zeit gehören und wahrscheinlich nur wegen ihres Inhaltes und ihrer offenkundigen Tendenz nicht so allgemein verbreitet und nicht so vielfältig laut besprochen wurden, wie Hunderte von ephemeren Büchern. Es sey genug, zur Ehre des Verfassers zu bemerken, daß er Wahrheit geschrieben, volle, baare Wahrheit, d. h. daß er nur geschrieben, was er nach treuen Forschungen als wahr in seinem Herzen fühlte und mit seinem Verstand erkannte. Mehr ist von keinem Schriftsteller zu verlangen und leider kann man nicht immer von den Schriften unserer Zeit dasselbe sagen. Die Hauptfragen unserer Zeit, welche sich in den Ausdrücken: Reform, Liberalismus, Fortschritt, Reaktion, Konservatismus, Aristokratismus 2c. nicht immer deutlich genug und ganz sachgemäß aussprechen, beschäftigten diesen rastlos thätigen Denker fort und fort und spornten ihn zu stets neuen Forschungen und Arbeiten. Bei seiner angebornen Scheu vor allem Wetterfahnenwesen und der ganzen philosophischen Richtung seines Geistes darf man sich nicht wundern, daß er beharrlich dem Liberalismus in Glaube, Liebe und Sehnen treu blieb und daher auch mit herzinnigstem Vertrauen dessen endlichen und entscheidendsten Sieg nicht nur in seinen süßesten Träumen hoffte, sondern auch mit den schärfsten Argumenten seiner Denkkraft und Gelehrsamkeit, mit allen der Geschichte entlehnten Waffen endlich zu erkämpfen streben würde. Tandem bona causa triumphat! war stets einer seiner Lieblingssprüche, den er sogar in den Erholungsstunden und auf gewöhnliche Lebens-

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 1097.

ereignisse mit freudigem Vertrauen sehr oft anwendete. So wurde denn auch dieses Tandem bona causa triumphat zum Motto seines letzten Lebenswerkes gewählt, das unter dem Titel: „die Hauptstreitfragen unserer Zeit, oder, was wollen seit einem Jahrhundert gegen einander die politische Reformation und Reaktion in Europa?“ in Handschrift von ihm hinterlassen worden, ein Werk sechsjähriger mühevoller Arbeit, unablässigen Ringens mit den Werken der größten Geister und einer unwandelbaren Begeisterung für das, was er als das Rechte und Wünschenswerthe ansah. Hoffentlich findet sich bald einer seiner vielen Freunde und Verehrer zur Redaktion dieses wichtigen Werkes und hoffentlich auch ein deutscher Verleger zur Veröffentlichung. Nenne man dieses Aufjauchzen der Zuversicht einer schönen Seele immerhin einen Traum, so ist es doch ein Traum, der Viele wachhalten, bestärken, auf der Bahn dessen, was auch ihnen als recht und schön erscheint, befeuern wird. Wer dieses System und solchen Glauben für einen Irrthum erklärt, der beruhige sich wenigstens bei dem Gedanken, daß es hier der Irrthum eines Redlichen, eines Vir integer in der schönsten Bedeutung des Wortes gewesen. — F. starb nach einigen Monaten beharrlichen Kränkelns am oben genannten Tage. Weimar hat einen seiner interessanten Gelehrten weniger und trauernd sprechen Alle, die ihn näher kannten: er war ein liebenswürdiger Ehrenmann!

* 89. Wilhelmine Halberstadt,

Erzieherin u. Stifterin einer Versorgungsanstalt für unbemittelte vaterlose Töchter, zu Kassel;

geb. zu Corbach d. 24. Jan. 1776, gest. d. 11. März 1841.

Ihr Großvater, der Oberrentmeister Halberstadt in Kassel, bekleidete dort zur Zeit des siebenjährigen Krieges ein sehr umfassendes Amt. Er war ein edler, milder und höchst uneigennütziger Mann, welches er auch dadurch bewies, daß er der Geliebten seiner Jugend, W.'s Großmutter, noch seine Hand bot, als er sie, die ihm früh entrissen wurde, in späteren Jahren als Witwe und Mutter von 9 Kindern wieder fand. Seine Ehe war sehr glücklich und mit 2 Kindern gesegnet. W.'s Vater, als Sohn eines reichen Mannes erzogen, erfuhr sehr harte Schicksale, zu denen ihn seine Jugend nicht vorbereitet hatte. Er durchreiste früh Europa, ging auch nach Amerika, wo es seinem freien muthigen Sinne so wohl gefiel, daß er sich ankaufte und da zu blei-

den gedachte; allein die Sehnsucht nach dem Vaterlande bestimmte ihn, zurückzukehren. Auf seiner Rückreise kam er durch Corbach, wo er in der Kirche eine sehr schöne zarte Frau erblickte, der sein Herz beim ersten Blick entgegenflog. Seine erste Liebe hatte eine Vermählte getroffen, aber sie war eine kinderlose Witwe. Marie, geb. Schmidt, war aus dem Hause derer von Forstmeister von und zu Gelnhausen, deren männlicher Name im J. 1740 erlosch, wo Freiherr Karl Franz Friedrich v. Forstmeister als deutscher Ordensritter, Landkomthur und Koadjutor der Ballay Elsaß und Burgund in Schwaben starb. Die durch Liebe geschlossene Ehe war anfangs sehr glücklich. Beide Theile besaßen bedeutendes Vermögen, aber der Vormund von Wilhelminens Vater zögerte immer, ihm Rechnung abzulegen, unter dem Vorwande, daß erst das Vermögen seiner Mutter und der 9 Kinder erster Ehe von dem väterlichen getrennt werden müsse. Jahre gingen darüber hin. Der Vormund ward endlich als Staatsverbrecher eingezogen und entleibte sich selbst im Gefängnisse. Von dem Vermögen, das über 80,000 Thlr. betrug, empfingen die rechtmäßigen Erben keine 5000 Thlr. Wilhelminens Mutter, eine sehr gebildete Frau, hing sehr an den Begriffen von Standesehre, die ihre mütterliche Abkunft ihr gegeben. Jede Entbehrung schmerzte sie tief. Ertrug auch des Vaters freier Geist Alles leichter, so theilte er doch bald den Unmuth der Gattin und er faßte den Entschluß, seine Lage zu ändern, es koste, was es wolle. Er verließ darum seine geliebte Familie und schiffte sich nach Amerika ein, um seine dortige Besitzung zu verkaufen und durch diese Gelder seine Familie in den Stand setzen zu können, das Ende der Vormundschaftsrechnung ruhig abzuwarten. Mit vielen Thränen riß er sich von den Seinigen, besonders von Wilhelminen los, die sein Liebling war. Sie sah ihn nie wieder, aber seine Gestalt, seine letzte Kleidung, ein grüner Rock mit goldenen Epauletten — er hatte in fürstl. reuß. Diensten gestanden — blieben ihr immer gegenwärtig. Er litt Schiffbruch und nie hat die Familie eine zuverlässige Nachricht seines Todes erlangen können. Mit vieler Mühe erhielt nun die gebeugte Mutter die kleine Summe von 5 Thlr. monatlich zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse für die Kinder; späterhin 10 Thlr. nebst den Universitätskosten des Bruders, während die von dem Großvater herrührenden Grundstücke, eines nach dem andern, verkauft wurden. Noth und Ungerechtigkeit weckten Wilhelminens kühnen Genius. Sie ergriff begierig jede Gelegenheit, ihren Geist und ihre Talente auszubilden, mit dem festen

Vorsatze, sich, wie ihrer verlassenen Mutter, eine selbstständige Unabhängigkeit zu verschaffen. Zugleich mit diesem Bestreben entwickelte sich in ihrer jungen Seele ein felsenfestes Vertrauen auf Gottes Weisheit, Güte, Allgegenwart und Gerechtigkeit und auf eine vergeltende, versöhnende Zukunft über den Sternen. Dieser fromme Glaube hat sie nie in ihrem Leben verlassen, sie in manchen harten Prüfungen aufrecht erhalten und an manchen Klippen des Lebens glücklich vorübergeführt. Er gab ihr auch das feste Vertrauen, daß ihre zum Wohle der Menschheit begonnenen Werke, trotz aller Hindernisse, gelingen würden. Ihre Mutter erzog sie mit festem Ernst und großer Strenge. Das Lesen lernte sie früh, fast von selbst. Mit geringer Beihilfe unterstützt, begann sie das Studium der französ. Sprache in dem Buche: „L'imitation de Jésus Christ." In stiller Einsamkeit lebend, erfüllten heilige und fromme Gedanken ihre ganze Seele. In ihrer Seele entstand früh, gestaltet durch Erzählungen der Mutter von ihren würdigen Eltern, ein Ideal weiblicher Größe, Kraft und Ausdauer. Zur Demuth zog ihre Neigung sie immer hin. Was ihren Geschwistern nicht gut genug war, ergriff und benutzte sie mit Freuden. Der Grundzug ihres Charakters gegen ihre Familie war immer: liebende Entsagung. Ihr Talent als Schriftstellerin zeigte sich sehr früh, zugleich mit Mimik und Deklamationsgabe. Ein gewaltiger Kampf erhob sich in Wilhelminens Seele, als sie, kaum 14 Jahr, von einem sehr wohlhabenden Manne zur Gattin begehrt wurde, vorzüglich deshalb, weil sie so gern die Hoffnungen ihrer Mutter erfüllt hätte, die in dieser Verbindung das Ende aller ihrer Sorgen sah. Wilhelmine war noch zu jung, um Neigung zur Ehe zu hegen. In ihrer Seele lebte nur eine selbstständige, unabhängige, durch segensreiches, vielseitig umfassendes Wirken geadelte Zukunft, nach deren Erreichung sie mit allen Kräften ihrer jugendlichen Seele durch unermüdete Ausbildung ihrer Talente rang. Sie setzte ihr Studium sehr ernstlich fort und ging selbst zu dem damaligen Regierungspräsidenten v. Baumbach, um durch diesen edeln Mann von dem Vormund ihres Vaters eine kleine Summe, um Unterrichtsstunden zu bezahlen, zu erhalten. Ihre Bitte wurde gewährt und kurze Zeit darauf nahm Wilhelmine eine Stelle als Erzieherin an, freilich ohne den Willen und Segen ihrer Mutter, die sich von den aristokratischen Ideen ihrer Voreltern nicht trennen konnte, aber nicht ohne den Segen des Allmächtigen, denn bald ward Wilhelmine die einzige Stütze ihrer Mutter und blieb es 15 Jahre hindurch. Die Vormünder verweigerten der unglück-

lichen Mutter jede Zahlung von dem Vermögen ihres Gatten, weil nun ihre Kinder erwachsen wären, bis der Verschollene das 70. Jahr erreicht haben würde. Ihr eigenes Vermögen hatte sie der Erziehung ihrer Kinder geopfert. Ohne Wilhelminens treue Kindesliebe wäre sie nun ganz hilflos gewesen. Im J. 1806 war Wilhelmine Erzieherin in Lübeck im Hause des sehr geachteten Bürgermeisters Tesdorph. Sie durchlebte die Schreckenszeit Lübecks und empfand in ihr recht mit Innigkeit, daß der Schutz des Ewigen mit ihr sey. Am 5. Nov. hatte sie die fliehenden unglücklichen Preußen mit Wein und Brod gespeist. Die Franzosen stürmten in der Nacht Ratzeburg. Der Donner der Kanonen schallte nach Lübeck herüber, dessen Einwohner eine fürchterliche, schlaflose Nacht verlebten. Am andern Morgen erhielt Tesdorph die Nachricht, daß Blücher seine Kanonen auf den Wällen aufgepflanzt habe. Sein Beruf rief ihn auf das Rathhaus. Vorher kam er in Wilhelminens Zimmer, seine Töchter an der Hand, ihr seine leidende Gattin, seine Kinder, sein ganzes Haus mit wenigen Worten tief erschüttert übergebend. Wilhelmine hatte nur einen Freund in dieser Noth, den Vater im Himmel; sie warf sich auf ihre Kniee und flehte ihn an, ihr beizustehen. Wunderbar gestärkt mit Kraft und Besonnenheit stand sie auf, verbarg die kränkliche Hausfrau und ihre blühenden Töchter in einem der gewölbten Keller des Hauses, ließ reichlich Wein auf Flaschen ziehen, einen großen Vorrath Weißbrod holen und erwartete nun mit festem Vertrauen auf Gottes Hilfe bei unverschlossenen Thüren die Feinde. Bald drang der blutige Kampf durch alle Straßen. Wilhelmine sah unter ihren Fenstern die edelsten Jünglinge der Preußen fallen. Die durstigen Sieger drangen in Tesdorph's Haus. Durch freundliche Bewirthung und franz. Rede gelang es Wilhelminen, ganze Schaaren friedlich zu entfernen; aber gegen 4 Uhr Nachmittags war ihr Brodvorrath zu Ende. Wohl 100 Mann drangen in das Haus und eine furchtbare Marketenderin mit einer Schürze, in der 20 tiefe Taschen waren, stellte sich vor den Keller, bemächtigte sich aller Flaschen, die W. herauffördern ließ, und steckte sie in diese Taschen. Als die Soldaten nun Wein von W. begehrten, konnte sie nicht anders, als sie an die einsackende Marketenderin verweisen, die nun von der Kellerthür hinweggewiesen wurde. Plündernd durchschritt sie darauf das Haus, kam in die Küche, fand dort das vergessene Mittagsessen und bemächtigte sich zweier Rehkeulen mit dem lauten Geschrei: Allons mes amis, voila les cuisses du général Blücher! Während dieses Tumultes machte sich ein

Freund des Hauses bis zu W. Bahn und bat sie, sich zurückzuziehen und die ältere Hausfrau hier walten zu lassen; aber diese war zu krank, um hervor zu treten. In dieser höchsten Noth sah W. einige französ. Officiere vorübereilen und schritt getrost an sie heran, ihnen das Haus des Bürgermeisters zum Quartier anzubieten und zugleich ihren Schutz in Anspruch nehmend. Freundlich kamen diese ihren Bitten entgegen, trieben die zahlreichen Gäste aus, beschränkten die Einquartierung auf 9 Mann und verschlossen das Haus; über die Hausthür schrieben sie: „Quartier du Prince Murat.“ Erst nach 3 Tagen kehrte Tesdorph in sein Haus zurück, das er ungeplündert und unzerstört wieder fand. — Den Muth, den W. bei dieser Gelegenheit zeigte, entsprang vorzüglich daraus, daß die Todesfurcht in jeder Zeit ihres Lebens ihr völlig fremd geblieben und sie in dem Tode nur immer einen Befreier, einen Führer zum bessern Daseyn erblickt hat. — Im Aug. 1812 kehrte W. nach langjähriger Trennung zu ihrem einzigen Bruder zurück. So glücklich sie sich auch durch seine Liebe und in seinem Familienkreise fühlte, so genügten ihrem thätigen Geiste häusliche Beschäftigung und gesellige Freuden nicht; sie begab sich deshalb, obgleich ihr Bruder es sehr ungern sah, nach Trier zu ihrer Mutter, um dort ein Erziehungsinstitut zu errichten. Durch ihr im Jahr 1808 in Hamburg erschienenes Werk „über Würde und Bestimmung der Frauen" war W. den Einwohnern Triers bekannt geworden, so wie durch mehrere Familien aus Lübeck. Große Schwierigkeiten hatte sie hier bei ihrer neuen Schöpfung zu bekämpfen. Die deutsche Sprache war seit 20 Jahren in den Rheinprovinzen beinahe fremd geworden; die katholische Religion drohte ihr, vielleicht damals der einzigen Protestantin in Trier, feindlich entgegen zu treten. Aber sie fand wider Erwarten an dem damaligen Bischofe selbst und der katholischen Geistlichkeit Stützen ihres Unternehmens. Als später die Rheinprovinzen preußisch wurden, verdankte W. dem würdigen Chefpräsidenten v. Schmitz-Gnollenburg, so wie dem edeln Schuldirektor Wittenbach die Gewährung eines Hauses für ihre Pensionsanstalt von Staatswegen, als Anerkennung ihres redlichen, uneigennützigen Waltens. Sie bereuete es nun um so weniger, einem Ruf als Erzieherin bei einer Prinzessin von Würtemberg nicht gefolgt zu seyn, weil sie immer eine Lage gefürchtet hatte, die sie nöthigen könnte, ihre pädagogischen Bemühungen gewissen Rücksichten unterzuordnen. W. lebte nun froh, zufrieden, sorgenfrei und thätig; doch der Tod ihrer Mutter trübte bald ihr Glück. Der Staatsrath Kramer aus Kiel, seit langer Zeit mit

W.'s Eltern befreundet, kam um diese Zeit auf einer Dienst-reise mit seiner geistreichen Gattin nach Trier und der Umgang mit ihnen wurde für W. eine Quelle der edelsten Freuden; sie gelangte auch dadurch zur Bekanntschaft vieler geistreicher Männer. Ein junger, schon als Schriftsteller bekannter, sehr gebildeter Mann widmete ihr seine ganze Aufmerksamkeit. In ihm fand W. ein Ideal von männlicher Vollkommenheit, was seit früher Jugend ihr vorgeschwebt, was sie auf Erden aber nie zu finden geglaubt hatte. Mit Würde und Anmuth vereinte Karl Borbstädt reine Sittlichkeit, innige Religiosität und die feinste Bildung. Gleich ihr empfand er eine tiefe Sehnsucht, für das Wohl des Menschengeschlechts zu wirken. Er hielt um W. an und sie verlebte mit ihm in der edelsten, reinsten und innigsten Liebe eine zwar kurze, aber unvergeßliche, unendlich glückliche Zeit. Die Lebenspläne der Liebenden vereinigten sich in dem Wunsche, ein großes Institut zu errichten. W. lebte in den seligsten Hoffnungen, während sich ihr die herbste Prüfung ihres Lebens nahte. Karl Borbstädt, früher Steuerrath und im russ. Kriege mit dem Vertrauen des Staatskanzlers, Fürsten Hardenberg, beehrt, ging, seine dienstlichen Verhältnisse zu ordnen, nach Berlin und — kehrte nie zurück. Die Hand des Todes ergriff ihn. W.'s Schmerz war gränzenlos und sie mußte ihn bei einer alleinstehenden Existenz auch ganz allein tragen. Sie suchte ihren Schmerz durch ihr pädagogisches Wirken zu zerstreuen, allein auch hier warteten ihrer harte Prüfungen. Die Hungersnoth, welche 1817, damals vorzüglich in den Rheinprovinzen, herrschte, verminderte die Einnahme ihres Instituts, das bald die Kosten nicht mehr deckte. Gern und willig brachte sie nun ihr eigenes Kapital zum Opfer, was sie durch literarische Arbeiten sich erworben; aber der Streit, der zwischen Katholicismus und Protestantismus mit jedem Tage heftiger zu werden begann, äußerte auch die nachtheiligsten Wirkungen auf ihr Institut und ihr tiefgebeugter Geist — auch ihr einziger Bruder war in dieser Zeit gestorben — vermochte so große Lasten nicht länger zu tragen. Sie schloß ihr Institut im J. 1822 und beschränkte ihr Wirken auf Privatunterricht in einigen achtbaren Familien. Um aber ihr Gemüth aufzurichten, schrieb sie damals, ihr 24jähriges pädagogisches Wirken im Stillen überdenkend, ihr Werk: „Gemälde häuslicher Glückseligkeit“ in 4 Bänden. Sie arbeitete in den Stunden des Abends, in denen ihre Seele sich am meisten ruhig fühlte und ihr nächster Zweck dabei war, den durch sie gebildeten Töchtern, deren Zahl damals schon über 1000 betrug, ein Ideal des häuslichen Lebens für ihren

künftigen Lebensberuf zu übergeben. Dies Werk wurde für W. ein Werkzeug ihrer muthigen Aufrichtung zum neuen Kampfe. Mit vieler Liebe ward es von allen Seiten aufgenommen und als zweckmäßig anerkannt. Ein Exemplar, welches sie dem Kaiser von Rußland zusandte, hatte die erfreuliche Folge, daß dieser edle Monarch durch seinen Geschäftsträger sich erkundigen ließ, was der Verfasserin wohl am meisten Freude machen könnte. Der edle Präsident Delius in Trier erwiederte: W. Halberstadt sey sehr einfach und habe wenig Bedürfnisse, aber ein Geschenk an Geld würde sie erfreuen, weil es sie in den Stand setzen würde, für das allgemeine Beste zu wirken. Von diesem Allen wurde W. nichts bekannt. Sie war demnach auf das freudigste überrascht, als sie eines Tages, eben in der trübsten Stimmung, einen Brief erbrach, den sie mehrere Stunden hatte liegen lassen, weil seit langer Zeit Briefe ihr nur immer Schmerzen gebracht, in dem sie ein Schreiben des russ. Gesandten fand, der ihr bekannt machte, daß Kaiser Alexander ihre Arbeit mit einer großen Summe belohne. Mit dem heißesten Dankgefühl erhob W. ihre Seele zu Gott und gelobte, das erhaltene Geschenk gut anzuwenden. Um diese Zeit forderte der König *) von Preußen Bericht über W.'s Leistungen von dem Magistrat in Trier, so wie über die Art, wie diese zu belohnen wäre. W. erfuhr, daß die Rede davon bei der Regierung sey, eine Pension für sie in Vorschlag zu bringen. Sie wandte sich darum direkt an des Königs Majestät mit der Bitte, ihr statt der Pension einen Wirkungskreis in einigen Waisenhäusern zu eröffnen. Sie wollte die fähigsten Mädchen darin zu Erzieherinnen in Volksschulen bilden; da dazu weibliche Lehrerinnen bestimmt wären, so sey es nöthig, diese aus dem Volke selbst vorher zu bilden, indem Töchter höherer Stände dazu nicht geeignet wären, weil ihre Bildung nicht zu dem Leben des Volkes passe, dem sie nur eine verschrobene Richtung geben würden. Diese Ansichten wurden gewürdigt und der Minister v. Altenstein **) schrieb W. am 28. Sept. 1823, daß dem Oberpräsidenten v. Ingersleben ***) und v. Vincke ihr Wunsch zur Berücksichtigung empfohlen sey. Doch die damals in den Rheinprovinzen herrschenden Religionsstreitigkeiten benahmen ihr allen Muth, in einem katholischen Lande wirksam zu seyn. Darum verließ sie Trier, wo sie in den letzten Jahren einen bittern Leidenskelch nach dem andern geleert hatte, um sich

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.
**) — — — 18. — — — S. 592.
***) — — — 9. — — — S. 418.

nach Berlin zu begeben. Auf dieser Reise kam sie über Marburg, wo sie manche theuere Bekannte wieder sah, unter anderen die ihr schon in Lübeck theuer gewordene Familie Suabedissen. Viele Jugenderinnerungen erwachten in ihr und ermahnten sie, zur Heimath zurückzukehren, besonders als sie nach Kassel kam. Sie verweilte hier von einem Monate zum andern, auch zum Theil durch die Hoffnung bewogen, noch etwas von ihrem väterlichen Vermögen aus der Vormundschaft zu retten. Endlich gestaltete sich der Entschluß in ihrer Seele, mit ihren erworbenen Kenntnissen, Erfahrungen und ihrem Vermögen in Kassel zu wirken. Ein Jahr blieb W. daselbst ohne bestimmten Wirkungskreis, besorgte aber während der Zeit die 2. Aufl. ihres Werkes: „über Würde und Bestimmung des Weibes, jungen Frauenzimmern gewidmet. Kassel, in der Luckhardtschen Buchhandlung." Auch gab sie in demselben Jahr in derselben Buchhandlung heraus: „Schulbuch, als erste Uebung im Lesen und Denken, nach der Lautmethode. Ein Geschenk für fleißige Kinder." Alle diese Werke wurden sehr vortheilhaft recensirt, das über Würde und Bestimmung des Weibes übersetzte d'Oudville ins Französische und die Verfasserin erhielt dafür als Anerkennung von der Akademie der Wissenschaften in Paris die Werke der Madame Campan in elegantem Einbande. Sie verlangte nach ausgebreiteter Thätigkeit und bat deshalb kurfürstl. Regierung, eine Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände errichten zu dürfen. Die Anstalt gedieh schnell, umfaßte bald über 100 Zöglinge und wurde in 7 Hauptklassen getheilt. Den wissenschaftlichen Unterricht, Sprachen-, Gemüths- und Geistesbildung besorgte W. selbst. Im Elementarunterricht und anderen Gegenständen wurde sie von 6 Hilfslehrerinnen unterstützt. Durch Einheit in den Mitteln glaubte die Stifterin immer am ersten zum Zwecke zu gelangen. Das schnelle Gedeihen ihres Instituts erregte manchen Widersacher desselben; aber W. war immer froh im Bewußtseyn, das Gute zu wollen, getrost im Vertrauen auf Gott. Auch wurde ihrem Streben manche edele Anerkennung zu Theil, unter anderen im Allgem. Anzeiger der Deutschen 1827, wo ein Vater W. aus dankbar gerührtem Herzen das Zeugniß gibt, sie habe seine Tochter physisch und moralisch vortrefflich erzogen und die Vergütung, welche er dafür geleistet, stehe mit dem empfangenen Guten in gar keinem Verhältnisse. Als in den Jahren 1830 und 1831 die Schaar der bettelnden Kinder sich bedeutend durch die politischen Aufregungen vermehrt hatte, so daß alle Einwohner darüber klagten, trat W. mit dem Plan, eine Freischule zu errich-

ten, ans Licht. Sie ließ einen Aufruf an die würdigen Bewohner Kassels ergehen; edle Jungfrauen gingen von Haus zu Haus und sammelten mehr als 300 Unterschriften zu wohlthätigen Beiträgen. In Folge der im August an die Armenwärter der Stadt gerichteten Bitte sandte jeder mit den Zeugnissen der Dürftigkeit die Hilfsbedürftigen seines Bezirks ihr zu. Es kamen über 300 Mädchen von 7—10 Jahren. Nur 70 von 12 bis 16 Jahren konnten damals aufgenommen werden, die anderen weinten bitterlich. W. tröstete sie damit, daß, wenn erst ein eigenes Haus zur Armenschule erbaut sey, sie alle aufgenommen werden sollten. Sie hielt Wort. Mit festem Vertrauen auf Gottes Hilfe unternahm sie aus eigenen Mitteln den Bau zweier Häuser neben einander in einem dazu geeigneten Theile der Stadt, wovon das eine zur Aufnahme ihres Bildungsinstituts, das andere zur Armenschule in Stand gesetzt wurde. Letztere hatte W. die Nationalschule genannt, die öffentliche Stimme aber nannte sie die „Halberstädt'sche Freischule" und diesen Namen wird sie auch behalten. W.'s Streben fand gerechte Anerkennung, insbesondere bei der edlen Kurfürstin von Hessen, die, im Stillen unermüdet wohlthätig, der Armenschule liebevolle Aufmerksamkeit und bedeutende Beiträge schenkte, auch den Bildungsplan prüfte und die Direktion derselben annahm. Auch ihre Prinzessin Tochter, Karoline, theilte die Handlungsweise der trefflichen Mutter. Nachdem diese Schule für arme Töchter ins Leben gerufen, wurde von ehrenwerthen Männern eine Schule für arme Knaben gestiftet. Nachdem W.'s Schöpfungen ins Leben getreten, regte sich in ihrer Seele der Wunsch, die übrige Zeit ihres Lebens und Wirkens zur Begründung einer Stiftung für unbemittelte vaterlose Töchter zu verwenden. Sie entwarf dazu einen sehr ansprechenden Plan und diese wohlthätige Stiftung stand unter dem Einflusse des besondern göttlichen Segens, der das edle Wirken der Gründerin begleitete. Da die Statuten dieser Stiftung hinlänglich bekannt sind, so wollen wir sie nicht wiederholen. Um den Kapitalfonds der Stiftung möglichst zu erhöhen, gab W. seit Jan. 1835 ein Journal in monatlichen Heften in deutscher, französischer, englischer und italien. Sprache heraus, welches sie „Ehrentempel europ. Klassiker" nannte. Die Stiftung gedieh bald zur herrlichsten Blüthe. Die Gelder oder Staatspapiere sind beim Stadtrath unter Verschluß niedergelegt. Das Grundvermögen hat sich in den letzten Jahren sehr bedeutend vermehrt. Die edle Stifterin hat mit unsäglicher Anstrengung, Schmerz, Kummer und Aufopferungen, aber auch mit unerschütterlichem

Muth und festem Vertrauen auf Gott ihr Werk begonnen und durchgeführt. Vergebens waren alle Bitten ihrer Freunde, sich Ruhe zu gönnen und sie hat dadurch vielleicht ihr Ende beschleunigt. Nur einige Tage war sie bettlägerig, hatte aber den ganzen Winter an einer Verengerung des Magermundes gelitten. Sie wollte eine gründliche Kur im Frühjahre brauchen und hoffte Genesung von seiner milden Wärme. Da rief sie der Engel des Todes schnell ab. Allgemein war die Trauer über ihr Hinscheiden und bei der Beerdigung sprach es sich ganz deutlich aus, welche Achtung und Liebe sie genossen. Die Oberbürgermeisterin Schomburg sorgte dafür, daß von der Verstorbenen eine Wachsmaske genommen wurde, die durch Steindruck vervielfältigt ward. Ein Eichelkranz, das Symbol bürgerlichen Verdienstes, schmückte sie im Sarge. In der letzten Nacht ihres Lebens hat sie noch Fräulein Heß zu ihrer Nachfolgerin ernannt, eine junge Dame von großer Einsicht und festem Charakter, die sich sehr früh im Rechnungswesen geübt hat. Sie besitzt eigenes Vermögen und nimmt die Stelle der Vorsteherin lediglich aus Liebe zur Sache an. Während öfterer Abwesenheit unserer Halberstadt verwaltete sie schon seit mehreren Jahren alle Geschäfte der Stiftung. — Tausende von Kindern wurden durch W. Halberstadt für das Leben gebildet, bekleidet, genährt, unterrichtet. Seit H. A. Franke's frommer Wirksamkeit für die Menschheit im 18. Jahrhunderte haben wir in Deutschland nichts Aehnliches gesehen. In England lebte in neuerer Zeit Johanne Morn als Erzieherin und Pflegerin mehrerer 1000 Kinder unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie W. Halberstadt. — Außer den schon genannten Werken und einigen auf ihre Stiftung bezüglichen Broschüren sind von ihr noch im Druck erschienen: „Sophie, die Kinderfreundin" (eigener Verlag) und „die sorgsame Mutter im Umgange mit ihren Töchtern, 2 Bde."

Dielingen. Dr. Arendt.

* 90. Christian Gotthelf Rittler,

Oberkonsistorialrath zu Dresden;

geb. den 12. Okt. 1763, gest. den 17. März 1841.

Er war der Sohn eines wackern und verdienten Landgeistlichen zu Zehren bei Meißen. Den ersten vorbereitenden Unterricht in den gelehrten Wissenschaften erhielt er von seinem Vater, da dieser nicht die Mittel besaß, ihm denselben außer dem Hause und von fremden Lehrern ertheilen zu lassen. Im 15. Lebensjahre, 1778, kam er auf die Fürsten-

schule zu St. Afra in Meißen, auf welcher sein Vater für ihn eine Freistelle erlangt hatte. 1784 bezog er die Universität Leipzig und studirte daselbst die Rechte. Nach abgelegtem Examen hielt er sich noch einige Zeit bei der ihm befreundeten Familie des Hofraths Pohl in Leipzig auf und trat sodann zunächst 1789 bei dem Kriegsrathe von Schleinitz in Dresden in die Stelle eines Privatsekretärs ein. Als er einige Jahre darauf die Advokatur erlangt hatte, verheirathete er sich mit Friedericke Winter, der ältesten Tochter des Geheimkanzlist Winter, in welcher überaus glücklichen Ehe ihm 6 Kinder geboren wurden, von denen ihn jedoch nur 3 überlebten. 1809 wurde ihm diese Gattin durch den Tod entrissen und er vermählte sich zum zweiten Mal 1813 mit der verwitweten Diakonus Siegel, einer Tochter des Hofprediger Hacker in Dresden; allein schon in demselben Jahre trennte der Tod diese kaum geschlossene Ehe wieder. Bereits im Jahr 1798 war Rittler, in Folge höchsten Specialreskripts vom 4. Jan. desselben Jahres, bei dem damaligen Appellationsgericht in Dresden als Armenadvokat und zugleich als Fiskal und Strafgeldereinnehmer installirt worden. Diese Funktionen verwaltete er bis zum Schlusse des Monats Juni 1808, worauf er laut Verpflichtungsprotokoll vom 25. Juli 1808 als Supernumerarrath bei dem ehemaligen Oberkonsistorium in Dresden angestellt wurde. In der Folge rückte er in diesem Kollegium bis zu der ersten ordentlichen Rathsstelle auf und wurde bei der am 30. Juni 1835 erfolgten Auflösung des Oberkonsistoriums mit Berücksichtigung seines hohen Alters in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Noch in demselben Jahre schloß er, da seine Kinder fern von ihm lebten, die dritte eheliche Verbindung, in welcher er, wie er gewünscht und gehofft hatte, die liebevollste und treueste Pflege bis an seinen Tod fand. Die strenge Gewissenhaftigkeit, mit welcher er eine lange Reihe von Jahren dem Staate diente, die treue Liebe, mit welcher er stets die Seinen umfaßte, die gewinnende Herzlichkeit, mit welcher er seinen Freunden ergeben war, die echte Menschenfreundlichkeit, die er Allen bewies, welche ihm nahten, werden ihm ein ehrendes und dankbares Andenken in dem Herzen Aller, die ihn kannten, sichern. Möge er für die mannichfachen bittern Erfahrungen, von denen auch sein Leben nicht frei und unverschont blieb, in jener bessern Welt reichen Ersatz finden! —

* 91. Nikolaus Erich Goos,

Hauptprediger zu Neuenkirchen in der holstein. Probstei Münsterdorf;

geb. den 21. Sept. 1769, gest. den 20. März 1841.

In der schleswigschen Stadt Eckernförde wurde unser G. geboren, wo sein Vater als Brenner und Brauer lebte. Er besuchte die nahbelegene schleswiger Domschule, um sich den Studien zu widmen und ward mit dem dortigen Rektor H. P. C. Esmarch sehr befreundet. Nachdem er sodann zu Kiel Theologie studirt hatte, bestand er 1793 das theologische Amtsexamen. Hierauf ward er Hofmeister auf dem adel. Gute Loitmark, bei den Söhnen des geh. Konferenzrath und Jägermeisters K. von Wormstedt. Im J. 1800 gelang es ihm, mit auf die Diakonuswahl zu Neukirchen, in der holsteinischen Probstei Münsterdorf, zu kommen und mit 101 Stimmen gewählt zu werden. Er wurde den 21. Sept., also an seinem Geburtstag, eingeführt und am 31. Dec. selbigen Jahres machte er Hochzeit mit der Tochter seines ehemaligen Rektors, Charlotte Amalie Esmarch. Bereits am 7. Juni 1802 wurde er zu Neuenkirchen mit 135 Stimmen zum Hauptprediger erwählt und den 4. Juli als solcher eingeführt. So wurde also Neuenkirchen gleichsam seine zweite Heimath und während eines länger als 40jährigen Zeitraums machte er sich um seine Gemeine nicht blos als Seelsorger, sondern auch durch seine medizinischen Kenntnisse verdient, deren er sich manche erworben hatte. Ueberhaupt war er sehr rührig und es konnte nicht leicht etwas geschehen, wohinein er sich nicht zu mischen suchte. Seine Ehe blieb kinderlos. Dafür aber machte er sich ein Vergnügen daraus, Kinder von seinen Verwandten oder denen seiner Frau zu erziehen und nach Möglichkeit zu bilden. Auch pflegte er die Töchter seiner Freunde, besonders die seiner Kollegen, seine Töchter zu nennen und selbige in verschiedene Klassen zu theilen, nach dem Grade, wie sie ihm lieb und werth waren. Mit seinen Kenntnissen liebte er zu prahlen, wie er sich denn überhaupt einen großen Werth beizulegen nicht ermangelte. Da er in den letzten Jahren etwas geistesschwach wurde, so wurden dem Diakonus Hasse daselbst, der später auch sein Nachfolger geworden ist, die meisten seiner Geschäfte übertragen. Geschriftstellert hat G. nicht; doch verfertigte er nicht lange vor seinem Tod eine ausführliche Autobiographie, die aber wohl Manuskript bleiben wird. Er starb im 72. Lebensjahr und hinterläßt eine Witwe.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 92. Elisabeth Sophie Louise Veronika Jenke, geborne Meiselbach,

großherz. oldenb. Kammersängerin und Hofschauspielerin zu Oldenburg; geb. d. 17. April 1810, gest. den 20. März 1841.

In Stettin geboren, wo ihr Vater, Wilhelm Meiselbach, so wie ihre Mutter, Charlotte M., beim Theater engagirt waren, lebte sie, nachdem diese eine Zeit lang der Bühne entsagt hatten, bis zu ihrem dreizehnten Jahr in Greifswalde, genoß in einer dortigen Pensionsanstalt mit besonderer Vorliebe den Musikunterricht und trat schon damals in mehreren Konzerten als Klavierspielerin mit großem Beifall auf. In Lübeck betrat sie in Houwalds „Fluch und Segen" und in der „Zauberflöte" als erster Knabe zum ersten Male die Bühne — und zwar mit einer Abneigung, welche sie nur in dem Bewußtseyn überwinden lernte, daß sie durch die Entwickelung ihrer Stimme und ihres Talents ihren Eltern eine kräftige Stütze seyn werde. Bald trat sie dennoch mit vielem Glück auf, besonders in den Partien, „Aschenbrödel" und „Elvira," aber sie ward auch in Folge der zu frühen Anstrengung brustkrank und mußte einige Zeit das Singen ganz unterlassen. Erst nach mehreren Jahren konnte sie in Magdeburg wieder auftreten, als „Aennchen" im „Freischütz" und „Zerline" im „Don Juan" und von dem Zeitpunkt an immermehr den Namen einer vortrefflichen Sängerin verdienend, ging sie mit der damals ausgezeichneten Oper unter Küster nach Leipzig. Ein Jahr darauf verließ sie zum allgemeinen Bedauern des Publikums die Bühne, um ein sehr vortheilhaftes Engagement nach Frankfurt am Main anzunehmen. Durch fortwährenden Unterricht ausgebildet, entfaltete sich hier in ihrem neunzehnten Jahr ihre klangreiche Stimme auf das Vollkommenste und da sie mit wahrhaft dramatischem Gesang ein lebhaftes, naturgetreues Spiel verband, so erwarb sie in den Partien „Fidelio," "Medea," „Rebecka" ꝛc. sich einen Beifall, der sich noch bis heute in der Erinnerung des Frankfurter Publikums erhalten hat. Dazu erwarb ihre angeborne Liebenswürdigkeit ihr die freundlichste Aufnahme in den ersten Häusern, aber eine Differenz mit den Vorstehern des Theaters endigte schon nach zweijähriger Dauer das dortige Engagement im Frühjahr 1832. Im Laufe des Sommers gab sie mit großem Beifalle Gastrollen in Hanover und auf dem königl. Theater in Berlin. Als sie in Rudolstadt Verwandte besuchte, erging an sie von

Seiten des Hofes die freundlichste Einladung, auch dort in einigen Gastrollen aufzutreten. Hierauf machte ihr der Direktor Bethmann so vortheilhafte Vorschläge, daß sie mit ihm wegen eines Engagements für Meiningen einig ward. Auch während ihres dortigen Aufenthalts erfuhr sie vom Hof und vom Publikum die freundlichste, ehrenvollste Anerkennung. Im Mai 1833 ging sie mit der Bethmannschen Gesellschaft nach Kassel, wo damals das Hoftheater entlassen war. Sie machte hier in den Opern „Jessonda," „Fidelio" und „Oberon" so entschiedenes Glück, daß sie im Oktober desselben Jahres bei dem neubegründeten Hoftheater sehr vortheilhaft engagirt wurde. Bei diesem Theater hat sie, nach ihrer oft wiederholten Aeußerung, die angenehmsten und frohesten Tage ihres Künstlerlebens genossen. Sie fand auf der Bühne, wie in den Familienkreisen der ersten Häuser ehrenvolle Anerkennung und aufrichtige Freundschaft und auch der Hof ließ es an werthvollen Beweisen seiner Zufriedenheit nicht fehlen. Während der Sommerferien in den Jahren 1834 und 1835 gab sie mit Beifall Gastrollen in Hamburg und Düsseldorf. Als sie im Oktober 1835 eine Veranlassung bekam, das Engagement in Kassel aufzugeben, nahm sie in der Oper „Montecchi und Capuletti" Abschied von dem Publikum, welches sie ungern verlor und ihr in dieser letzten Vorstellung durch fast endlosen Beifall und Ehrenkränze die freundlichsten Beweise seines Wohlwollens gab. Das Stadttheater in Düsseldorf, unter Immermanns *) Leitung, hatte ihr schon während ihrer Gastrollen ein Engagement angeboten, auf dessen vortheilhafte Bedingungen sie sich nun einließ. Hier stand nun zwar das Schauspiel in sehr bedeutender Rivalität neben der Oper, indessen bildeten doch mit seinen Meisterwerken auch die Opern „Don Juan," „Fidelio," „Lestocq," „Romeo und Julie," worin sie die ersten Partien sang, immer ein Repertoir. Als Mitglied des Düsseldorfer Gesangvereins sang sie bei den Rheinischen Musikfesten unter Mendelsohns Leitung im „Paulus" eine der Solopartien. Liebe und Achtung kamen ihr von allen Seiten entgegen. Am 1. April 1837 löste sich das Theater in Düsseldorf auf und nun besuchte unsere Künstlerin Darmstadt, Mannheim, Wiesbaden, wo sie mit Glück gastirte. In Wiesbaden verlobte sie sich mit dem Komiker Friedrich August Robert Jenke, der kurz zuvor ein Engagement bei dem Hoftheater in Oldenburg angenommen hatte. Obgleich sie auch schon wieder mit der Direktion des Theaters zu Bam-

*) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 901.

berg einig geworden war, gelang es doch, vermöge gefälliger Rücksicht auf die neue Stellung ihres Verlobten, diese Verbindlichkeit zu lösen, worauf sie dann in Oldenburg als Sängerin für Hofkoncerte und beim Theater im Fache der Liebhaberinnen und jungen Anstandsdamen engagirt wurde. Sie debutirte als „Agathe" im „Freischütz" und „Lady Milford" in „Kabale und Liebe." Das Publikum war angenehm überrascht, in einer so ausgezeichneten Sängerin eine so vorzügliche Schauspielerin (wie selten ist das vereinigt!) kennen zu lernen und sein zu nennen. Die schwere Rolle der „Lady Milford" ward von ihr mit richtiger Auffassung aller der interessanten Nuancen dargestellt, durch welche dieser Charakter aus dem Gebiete wahrer Seelengröße in den Bereich der Hofintriguen und Favoritenlaunen hinüberschwankt. — Und das war ihre erste Schauspielrolle dieser Art! — Welch' entscheidendes Talent zur Darstellung weiblicher Charaktere auf den höchsten Stufen menschlicher Verhältnisse ihr verliehen war, das bewies sie später als „Elisabeth," „Margarethe von Parma," „Maria Tudor." Die an Wahnsinn streifende Leidenschaftlichkeit der „Gräfin Orsina" gelang ihr eben so gut, wie jenes hochfahrende und doch in sich zerknirschte Widerspruchswesen der „Lady Milford." Daneben entfaltete sie in mancher Konversationsrolle, wie „die schelmische Gräfin," die „Baronin" im „Spieler," die „Gräfin Milnau" in „noch ist es Zeit" die feinsten Züge anmuthiger Weiblichkeit und daß ihr Talent reich genug war, auch mit drolliger Keckheit ein Stück zu beleben und das Publikum hinzureißen, das hat sie als „Effie" in dem „Brauer von Preston" gezeigt. Am 16. März 1838 feierte sie ihre Verbindung mit dem Hofschauspieler Jenke und erfreute sich einer glücklichen Ehe, in welcher sie ihren Mann an seinem Geburtstage mit einem Sohne beschenkte. Im Juli desselben Jahres besuchte sie ihre Eltern in Rudolstadt, gab dort mehrere Gastrollen und hatte beim Scheiden wohl keine Ahndung, daß sie Vater und Mutter, die sie so sehr liebte, nicht wiedersehen sollte. Leider war es so beschlossen. Schon im Winter 1839 auf 1840 befand sie sich oft unwohl und mit Bedauern mußte das Publikum, mußte der große Kreis ihrer Freunde und Verehrer wahrnehmen, wie die Kraft ihrer Stimme oft versagte. Das Singen, sonst ihre Lust, ward ihr zur Mühe, ja zur Pein, so daß sie es zuletzt ganz aufgab. Selbst der Gesangverein zu Oldenburg, der ihrer freundlichen und thätigen Mitwirkung sich erfreut hatte, mußte derselben entbehren und mehrere junge Sängerinnen, denen sie in ihrer schönen Kunst freundlich Anleitung ertheilte, konnten dieselbe

nicht länger genießen. Allgemein sah man mit Theilnahme ihre Leiden und beklagte sie herzlich: es war eine gar liebe Frau, eine treue Freundin, allgemein beliebt und freundlich wohlwollend gegen alle Menschen. Auch am Theater, wo doch Alles besprochen, bekrittelt, scharf durchgenommen und streng abgeurtelt wird, hörte man niemals ein anderes Urtheil über sie, als: es ist eine liebe, gute, eine vortreffliche Frau. Sie wußte es wohl anzuerkennen, wie freundlich man gegen sie gesinnt war und fühlte in dieser Beziehung sich in Oldenburg ganz zufrieden. Aber das dortige Klima mochte ihr, die früher stets im mittleren Deutschland gelebt hatte, nicht zusagen. Auch mag die zu frühe Anstrengung als Sängerin später verderblich nachgewirkt haben. Genug, im Mai 1840 fing sie an zu kränkeln. In Kopenhagen, wohin sie mit ihrem Mann auf Gastrollen gereist war, entwickelte sich eine ernstliche Brustkrankheit. Nach ihrer Zurückkunft konnte sie nur noch einige Mal auftreten; ihre letzte Rolle war am 20. Dec. 1840 im „Räuber Schobri" die „Gräfin Marsanna." Am 23. Novemb. hatte sie im „Diamant des Geisterkönigs" als „Hoffnung" den nach einer schweren Krankheit zum ersten Male wieder aufgetretenen Direktor Gerber noch mit einigen herzlichen Versen begrüßt, die sie vor Thränen kaum herausbringen konnte. Sie ahndete schon, wie wenig sie zu Hoffnungen der Genesung berechtigt war und ging weinend von der Bühne, der sie nun gern Lebewohl sagte — denn sie fühlte, es sey aus und ihre Zeit bald abgelaufen. Vom 3. Jan. 1841 an konnte sie das Bette nicht mehr verlassen: am 20. März Morgens gegen 10 Uhr machte ein Lungenschlag ihrem Leiden und Leben ein Ende.

* 93. Joh. Baptist von Arx,

Pfarrer zu Lostorf (Schweiz);

geb. den 24. Juni 1776, gest. den 21. März 1841.

Das Geschlecht der Edelknechte von Arx, das schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert im jetzigen Kanton Solothurn und besonders im Buchsgau in zahlreichen Familienzweigen vorkam, gehörte zum ältesten Schweizeradel, sank aber nach und nach in den Bürger- und Bauerstand herunter. So war auch der Vater unsers v. A., der im Dorfe Stüßlingen im Kanton Solothurn geboren wurde, ein unbemittelter Landmann. Bei den in damaliger Zeit sehr beschränkten Hilfsmitteln und seiner zahlreichen Familie war es ihm nicht wohl möglich, dem talentvollen, lebhaften Kna-

ben eine bessere Erziehung zu geben und Hans mußte, wie andere arme Bauernjungen, von früher Jugend an das Vieh hüten. Von einem armen Hirten, mit dem er als festgesetzten Lohn sein oft sehr spärliches Mittagsbrod theilte, lernte er lesen und oft ging er hungrig und weinend zu Bette, wenn man ihn zu Hause seiner Lernbegierde wegen auszankte und ihm das Nachtessen entzog. Aber sein Eifer drang durch. Bald konnte er besser lesen als sein Lehrmeister, bald galt er im Dorf als Gelehrter, da er für all sein erspartes Geld Bücher kaufte und nicht genug lesen konnte und nach einigen Jahren wurde er von der Gemeinde als Schulmeister angestellt. Dies wäre er wahrscheinlich trotz seines Eifers für höhere Studien geblieben, wenn nicht außerordentliche Ereignisse seine Lebensbahn ganz umgewandelt hätten. Als nämlich im Jahr 1798 die Franzosen in die Schweiz eindrangen und die alte Eidgenossenschaft fiel, stand er als Soldat unter der Landwehr des Generals Altermatt im Gänsbrunnen an den Gränzen seines heimathlichen Kantons. Schon waren die Franzosen eingedrungen, schon hatte Solothurn kapitulirt und eine neue provisorische Regierung die alte verdrängt, als das kleine Heer den unerwarteten Befehl erhielt, sich aufzulösen. v. A. flüchtete sich mit vielen seiner Landsleute ins Tyrol; als aber diese sich in das in englischem Solde stehende Regiment Roverea einreihen ließen, zeigte er wenig Neigung dazu, desto mehr aber zu weiterer Ausbildung auf einer Gelehrtenschule. Der talentvolle junge Schweizer von altem österreichischen Adel, der aus Patriotismus sein Vaterland verlassen hatte, und seine dürftige Lage fand freundliche Theilnahme und vielfache Unterstützung. Zugleich Hauslehrer in adelichen Familien, vollendete er an dem Lyceum in Hall und der Universität Innspruck seine theologischen Studien und feierte mit großem Glanze 1805 seine Primiz; ja noch mehr, er zog drei seiner Brüder aus der Schweiz ins Tyrol und jetzt noch leben zwei als allgemein geachtete Pfarrer in Starrkirch und Erlinsbach und verdanken ihm allein ihre höhere Bildung. v. A. wurde, da im Kanton Solothurn sich die Verhältnisse besser gestaltet hatten, von der Regierung desselben heimberufen und als Vikar angestellt, kam dann als Pfarrer nach Bellgarde im Kanton Freiburg, 1817 nach Günsberg und endlich 1823 an den schönen Badeort Lostorf im Kanton Solothurn. In seinem Beruf als Seelsorger unermüdlich und besonders im Schulwesen thätig, hat er sehr viel Gutes gewirkt. Oft zwar hat sein entschiedener Charakter, der stark und unnachgiebig an dem festhielt, was er einmal als recht und wahr erkannte, gegen Oberbe-

hörden und Untergebene sich gestoßen, oft wurde ihm sein ungenirtes, fast rauhes Wesen übel gedeutet; wer aber den Geist kannte, der ihn beseelte, wer seinen freien, männlichen Sinn, seine begeisterte Liebe zu allem Guten verstand, der mußte ihn achten und lieben. Mochte er auch die äußeren Formen des Lebens oft verletzen und sie selbst im Religiösen nicht so beachten, wie es vielleicht geschehen sollte, der Kern seines Wesens war kräftig und gut und warme Gottes- und Nächstenliebe der Inhalt desselben. Eine eigene Freude hatte er seit vielen Jahren an meteorologischen Beobachtungen und sehr viel Interessantes darüber findet sich in seinem regelmäßig geführten Tagebuche. Lange Kränklichkeit, Folge der wenigen Sorge für seine Gesundheit, trübte seine letzten Lebensjahre.

94. Gottschalk Diederich Bädeker,

Buchhändler zu Essen;

geboren den 13. Juli 1778, gestorben den 23. März 1841 *).

B. wurde zu Essen, auf altsassischer Erde, an der Marke zwischen Sachsen und Franken geboren. Sein Vater war fürstlich Essendischer Hofbuchdrucker. Alle seine Vorfahren, so weit die Nachrichten der ursprünglich aus Bremen stammenden, später in Bielefeld und in der Grafschaft Mark ansässigen Familie reichen, waren ebenfalls Buchdrucker. Der Vater unsers B. hatte den Sohn zum Juristen bestimmt: er hatte mit dem Magistrate der damals kaiserl. freien Reichsstadt Essen mancherlei Streitigkeiten, die der Sohn auskämpfen sollte. Bis zum 18. Lebensjahre besuchte dieser das von Kapuzinern geleitete Gymnasium seiner Vaterstadt und das damalige akademische Gymnasium zu Dortmund, wo er in dem Hause seines Oheims, des Stadtbuchdruckers Bädeker wohnte, eines Mannes von großer Rechtschaffenheit im strengsten Sinne des Wortes, der auf unsern B. nach den eigenen Aeußerungen desselben großen Einfluß ausgeübt. Der Tod der Mutter im Jahr 1795 unterbrach die Studien und rief ihn in die Vaterstadt zurück. Sie hatte ihn auf dem Sterbebett aufgefordert, die akademische Laufbahn aufzugeben und sich der Buchdruckerei zu widmen, da der Vater seinem Geschäfte wegen Kränklichkeit nicht mehr genügend vorstehen konnte. Zwei Jahre später, im 20. Lebensjahr, übernahm unser B. selbstständig die kleine Druckerei, mit welcher seit fast einem Jahrhunderte der Verlag einer Zeitung verbunden

*) Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 1841, Nr. 88.

war. Der Redakteur derselben leitete sie jedoch durchaus im Sinn einer Partei, welche von den damaligen Neufranken das Heil der Welt hoffte. B. war der entgegengesetzten Ansicht und übernahm daher die Leitung des Blattes selbst. Die Herausgabe der Zeitung war von nun an bis zu seinem Tod eine Lieblingsbeschäftigung des thätigen Mannes. Er wendete ihr große Sorgfalt zu und wußte den richtigen Ton zu treffen, der in den Gemüthern der Umgebung Anklang fand. In früheren Jahren pflegte er einen Theil der wöchentlich zweimal erscheinenden Zeitung selbst zu setzen; das Umbrechen derselben besorgte er bis wenige Wochen vor seinem Tode. Nach dem Tode des Vaters erforderte es B.'s häusliche Lage, daß er sich nach einer Gattin umsah. Bei Gelegenheit einer Reise nach Frankfurt hatte er schon früher in Neuwied die älteste Tochter des dortigen Buchhändlers Gehra kennen gelernt. Er warb um sie und sie wurde am 21. Oktober 1800 seine Gattin. Die Wahl war eine der glücklichsten, die Ehe eine wahrhaft musterhafte. Das kleine mit der Buchdruckerei verbundene Büchergeschäft erweiterte sich ansehnlich im Juli 1803 durch den Ankauf der vormaligen Helwing'schen Universitätsbuchhandlung in Duisburg. J. A. Kürzel aus Leipzig, bis dahin Gehilfe in der Helwing'schen Handlung, betheiligte sich bei diesem Ankaufe. Das Geschäft nahm die Firma Bädeker u. Komp. in Duisburg und später Bädeker und Kürzel in Duisburg und Essen an, bis nach dem Tode des Handelsgesellschafters der Name desselben ausfiel und einige Jahre später auch das ganze Etablissement in Duisburg aufgehoben wurde. Die Schicksale, welche die Vaterstadt unsers B. trafen, blieben auf ihn nicht ohne Einfluß. Der Friede von Luneville hob die reichsstädtischen Privilegien von Essen auf und brachte die Stadt an die Krone Preußen. Die Besitznahme im August 1802 vermittelte zwischen ihm und den preuß. Beamten, unter welchen mehrere ausgezeichnete Männer, eine Verbindung, die sich bis in spätere Zeiten erhalten hat. In derselben Zeit begannen andere Verbindungen, die ebenfalls den entschiedensten und nachhaltigsten Einfluß auf B. übten. Es genügt, die Namen Natorp, damals Prediger in Essen und Krummacher, damals Prediger in Kettwig, in der Nähe von Essen, zu nennen. Auch nicht das leiseste Mißverständniß hat das vierzigjährige nähere Verhältniß getrübt. In treuester Anhänglichkeit haben diese Freunde bis zum letzten Athemzug unsers B. ausgeharrt. — Der 14. Oktbr. des Jahres 1806 und seine Folgen brachten B.'s Vaterstadt mit der der Krone Preußen altangestammten Grafschaft Mark, Westpha-

lens Mark, welcher B. nach Herkunft, Geist und Gesinnung*) angehörte, an einen fremden Herrscher. Joachim Murat wurde Gebieter des neugeschaffenen Großherzogthums Berg. Grollend in sich und den engen Kreis der Familie zurückgezogen, lebte B. nur dieser, seinen Freunden und seinem Geschäft, an den öffentlichen Angelegenheiten nur gezwungen — der neue Landesherr ernannte ihn im Jahr 1808 zum Municipalrathe der Stadt Essen — Antheil nehmend. Der Geist seiner Zeitung brachte ihn mehrfach in unangenehme Berührung mit den damaligen Machthabern, einmal sogar in persönliche Gefahr. In der eigenen Brust und in den Gemüthern seiner Zeitungsleser hielt er die Hoffnung auf eine bessere Zukunft rege und aufrecht. So vergingen die sieben Jahre der Fremdherrschaft. Der deutsche Buchhandel kämpfte während derselben gegen stets unerträglicher werdenden Druck. Was man von ihm forderte und was für ihn zu erwarten war, lag in dem unerhörten Verfahren gegen Palm, der am 25. August 1806 ohne Urtheil und Recht erschossen wurde, offen vor Augen. Mühsam und matt siechte der Buchhandel dahin; aber nicht alle Hoffnung auf einen Umschwung der Dinge war geschwunden. Auch an geistigem Rüstzeug fehlte es nicht. Die Realschulbuchhandlung brachte im Jahr 1808 Fichte's Reden an die deutsche Nation, deren neuer, nicht zwei Jahrzehnte später erschienenen Auflage, vielleicht eben so unerhört, ein Berliner Censor die Druckerlaubniß zu verweigern sich nicht schämte. So fanden die spätern Ereignisse die Bewohner der von Deutschland abgerissenen kerndeutschen Länder nicht und unter ihnen am wenigsten unsern B. unvorbereitet. Fast ohne Widerstand drangen die Verbündeten

---

*) Welcher Art diese Gesinnung war, mag das nachfolgende Bruchstück aus einer Denkschrift darthun, die im Anfange des Jahres 1806 dem Könige Friedrich Wilhelm III. (dessen Biographie siehe im N. Nekr. 18. Jahrgange S. 617.) von den Bewohnern der Grafschaft Mark überreicht wurde, als sich das Gerücht von der Abtretung der Mark verbreitet hatte: „Wir dürfen uns gleichen Verdienstes um das Regentenhaus und das heilige Vaterland, wie irgend der edelste Theil des Letzteren rühmen. Die Söhne unsers Vaterlandes haben in allen Kriegen des großen Königs an seiner Seite gestanden und sind von den besten im Heere nie übertroffen worden. Ein Theil von ihnen, ein großer ehrwürdiger Theil, liegt begraben auf jenen Schlachtfeldern, wo er seine Siege errungen hat. Dafür ist Preußens Ruhm der unsrige; dadurch haben wir an des Vaterlandes Selbstständigkeit und Glückseligkeit so gerechten und hohen Anspruch, als die Bewohner von dessen Hauptstadt. Die Grafschaft Mark kann und wird so wenig je von der Monarchie getrennt werden, als eine der fünf Marken, darin jene liegt. Mit dieser Ueberzeugung, an die wir so fest wie an unser Daseyn glauben, leben und sterben wir."

gegen den Rhein vor. Am 11. Novemb. 1813 rückten die ersten Kosacken und folgenden Tages eine Schwadron pommerscher Husaren in Essen ein. Auf das tiefste bewegt begrüßte unser B. diese Boten. Der Schreiber dieser Zeilen, dem Verstorbenen zu allen Zeiten, so weit sein Gedächtniß reicht, nah, entsinnt sich nicht, den sonst ruhigen Mann jemals in größerer Aufregung gesehen zu haben. Er griff nun wieder lebhaft theilnehmend in vaterländische Angelegenheiten ein. Die Bildung des Landsturms gab seinen Mitbürgern Gelegenheit, ihn zum Hauptmanne zu wählen. Der Landsturm aber war am Niederrhein vielleicht von größerer Bedeutung, als irgendwo; die Essen nahe gelegenen Orte Ruhrort, Dinslacken, Duisburg u. a. hatten bereits ihre Mannschaften zur Belagerung der Festung Wesel abgegeben und einzelne Landsturmmänner waren schon bei dieser Belagerung geblieben, als der Friede von Paris den Feindseligkeiten ein Ende machte. Das Waffengeklirr war indeß den Angelegenheiten des Buchhandels ebenfalls nicht günstig gewesen. Viele seiner edelsten Förderer, die Reimer, Perthes, Dümmler, Anton, Mauke u. A. waren zum Kampfe mit ausgezogen. Größere Werke wurden wenig gedruckt, bedeutende Unternehmungen waren ins Stocken gerathen. Es war die Zeit der fliegenden Blätter, die, gleich ätzenden Säuren, in die frischgeschlagenen Wunden des Feindes eindrangen und die Heilung wehrten. Nur nach und nach fing der höhere Buchhandel wieder an, aufzuathmen. In früheren Jahren hatte die Duisburger Handlung ansehnliche Geschäfte nach Holland gemacht; die Sperre des französischen Kaiserreichs, welche besonders gegen deutsche Bücher — jedes einzelne mußte mit dem kaiserlichen Adler gestempelt werden — streng war, hatte die alten Verbindungen gelöst, es mußten neue Absatzwege aufgesucht werden. Der Thätigkeit unsers B. und der Achtung, welcher er in seiner Heimath sich erfreute, gelang es bald, das Geschäft wieder zu heben. Auch in weiteren Kreisen fand sein Streben, vorzugsweise die pädagogische Literatur zu fördern, Anerkennung und brachte ihn in Verbindungen mancherlei Art. Selten wurde ein Verlagsvertrag gemacht. Schriftsteller, welche häufiger mit ihm verkehrt hatten, namentlich seine Freunde Natorp und Krummacher, überließen ihm stets die Bestimmung des Ehrensoldes. Man fühlte bald, daß B. durch und durch ein Ehrenmann war, den nicht allein die Freude am Gewinne, sondern mehr noch die Liebe zum Guten, die Lust, vorzugsweise in den Schulen das rechte Lernen zu fördern, bei seinen Unternehmungen leitete. Auf

Reisen, besonders in seinen heimischen Gauen, besuchte er nicht selten Schulen und Lehrer, die Gesang- und Lehrerfeste in der Grafschaft Mark sahen ihn häufig in ihrer Mitte. Schulen und Schullehrerbildungsanstalten schenkte er gern und unaufgefordert ganze Sammlungen seines pädagogischen Verlags. Die Errichtung des Gymnasiums in Essen nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Nach allen Seiten hin wußte er seine Verbindungen für diese Sache geltend zu machen und hatte die Freude, die junge Anstalt frisch aufblühen und wahre Humanität und Duldung — das Essensche Gymnasium ist das einzige gemischter Konfession in der Rheinprovinz — verbreiten zu sehen. Die Stelle eines Gymnasialrendanten verwaltete er unentgeldlich bis zu seinem Tod. Auch das Gemeinwesen seiner Vaterstadt fand in ihm einen eifrigen Förderer. Fünf und zwanzig Jahre hindurch wirkte er als Stadtrath und war, wo es Edles und Gutes galt, stets in den vordersten Reihen, seine ihm kärglich zugemessene Zeit und sonstigen Mittel gern dem Gemeinwohl widmend. Besondere Fürsorge wandte er seiner Buchdruckerei zu; es war sein Stolz, als tüchtiger Buchdrucker genannt zu seyn. Die Buchdruckerkunst war ihm wie eine Jugendliebe; die höheren Ideen, welche sich an die Presse knüpfen, bewegten unbewußt seine Seele und spornten ihn an, auch das Technische soweit er es vermochte, zu fördern. Er war dabei der wohlwollende Freund seiner Druckereigehilfen; überall stand er ihnen mit Rath und That bei und wußte sie so an sich zu fesseln, daß sie gern in seiner Druckerei arbeiteten und zum Theil bei ihm grau geworden sind. Der Ankauf eines neuen, weiten Raum bietenden Hauses im Sommer 1819 wurde Veranlassung zu größerer Ausdehnung des Verlagsgeschäftes. In einem Brief an einen seiner Söhne schildert er den Kreis seines damaligen Wirkens und schließt: „So siehst Du uns hier thätig wirken, so lange es Tag ist, damit ich auch Deine Brüder zu wackern Männern erziehen kann und der Name Bädeker mit Ehren im Vaterlande genannt werde. Bis jetzt hat Gottes Hand sichtbar über allen meinen Unternehmungen gewaltet und in einsamen Stunden rührt mich dieser Gedanke oft zu Thränen." Der Beginn des Jahres 1820 aber brachte einen Schmerz, den unser B. in einem zwanzigjährigen Ehestand und bei einer zu neun Kindern angewachsenen Familie nicht gekannt hatte. In einem Zeitraume von sechs Wochen riß der Tod einen siebenjährigen Knaben, ein neugebornes Kind und die älteste siebenzehnjährige Tochter von seinem Herzen. Es währte lange, bevor die Zeit diesen Schmerz in seiner Brust linderte. Ein neues

Ereigniß im Leben der Familie ließ ihn aber in den Hintergrund treten. Eine seiner Töchter feierte ihre eheliche Verbindung am 21. Okt. 1825, zugleich mit der silbernen Hochzeit der Eltern. Zahlreich waren die Gäste und in fröhlichster Weise das Fest. Der Buchladen war zum Tanzsaale geworden, Pulte und Ladentische waren beseitigt, die unschönen Außenseiten aufgestapelter roher Bücher mit malerischen Draperieen behängt und in heiterster Lust eröffnete unser B. den Tanz. Es war der Licht- und Höhepunkt seines Lebens. Auch die späteren Tage brachten dem gemüthlichen Manne noch manche fröhliche Stunde, aber in so völlig ungetrübter, fast ausgelassener, wenn das Wort passen möchte, Heiterkeit keine mehr. Die Leipziger Messe, welche er in früheren Jahren seltener besucht hatte, sah ihn nun häufiger. Er fühlte weniger die Nothwendigkeit für sein Geschäft, als das Bedürfniß, alte befreundete Geschäftsgenossen wieder zu sehen. Wie sein ganzes Leben ein Bild der regsten Thätigkeit war, so sah man ihn auch in Leipzig unermüdet die nicht geringen Beschwerden des Meßlebens ertragen. Er selbst ging zur Börse und rechnete; er bedauerte mit Vielen, daß durch die immermehr überhand nehmende Sitte, Untergebene zum Abrechnen zu schicken, die schönste Seite des Meßlebens, die Gelegenheit zu persönlichen Besprechungen und Begrüßungen, schwindet. Nach der Messe pflegte er kleine Reisen theils zu Freunden, theils in ihm weniger bekannte Gegenden zu machen. Auf solchen Reisen war er unermüdlich. Eine schöne Aussicht oder sonstige Merkwürdigkeiten zogen ihn unwiderstehlich an, besonders wenn er jüngeren Freunden als Führer dienen konnte. Man wußte am Niederrhein und in der Grafschaft Mark, daß B. zu Jubilate nach Leipzig reisen würde, man kannte seine immer bereitwillige Gefälligkeit und so geschah es, daß er eine Reihe von Jahren hindurch bei seinen Reisen stets der Begleiter junger Mädchen wurde, welche hier oder dort Verwandte besuchen wollten. In solcher Weise lebte B. heiter in seinem Kreise; thätig, umsichtig, ehrenwerth in seinem Geschäfte; tüchtig und fördernd im gemeinen Wesen; freundlich den Bekannten, hilfreich vielen, dienstfertig allen. Die Aufrichtung des Gutenbergsstandbildes in Mainz, wohin er mit einem seiner Söhne im Sommer 1838 gereist war, regte seine ganze Seele auf. Leipzig besuchte er in der Jubilatemesse des Jahres 1839 zum letzten Mal. In demselben Jahre reiste er in Begleitung seiner vier ältesten Söhne den Rhein hinauf bis Weinheim, wo er an den Berathungen des dort sich bildenden Vereins Theil nahm und in Heidelberg alte Freunde begrüßte. An Rüstig-

keit und Heiterkeit übertraf ihn Keiner. Der Winter aber brachte einzelne Beschwerden, nicht unwahrscheinlich eine Folge vieler Nachtarbeiten. Jahrelang hatte ihn nicht selten die Mitternachtsstunde am Schreibtisch überrascht, er benutzte die ruhigen Abendstunden vorzugsweise zu dem ausgedehnten Briefwechsel, den er mit seinen Kindern und zahlreichen Freunden unterhielt. Seine Briefe waren stets der Abdruck des ganzen Menschen; er wußte auch Fernstehende für den nähern Kreis seiner Umgebung zu gewinnen, durch das offene Vertrauen, mit welchem er den Blick Wohlwollender auf die kleineren Familienereignisse hinleitete. Seine Persönlichkeit veranlaßte, daß jegliches seiner Kinder, wo es auch den eigenen Heerd andern Ortes fand, die eigentliche Heimath fortwährend im Vaterhause hatte. Und wie gelang es ihm, Familienfeste zu beleben, das Geistige derselben hervorzuheben! Ein solcher Festtag war stets der 1. März, der Geburtstag der Hausfrau. An ihrer Hand pflegte er in dem letzten Jahrzehnt an diesem Tage von Zeit zu Zeit einen Blick auf das Leben und Wirken der einzelnen Familienglieder zu richten, in niedergeschriebenen Worten, wohl auch in gebundener Rede, welche er, nachdem Alles um ihn versammelt war, vortrug. Diese geistige Feier war für die Umgebung von der ergreifendsten Wirkung. Mit gestörter Gesundheit trat B. in das Jahr 1840 — kleinere Reisen, sonst für den heitern Mann eine Erquickung, im Sommer dieses Jahres nach Rotterdam, nach Mainz zum Gutenbergsfeste, vermochten nicht, wie früher anzuregen. Ein Unterleibsleiden verursachte ernstliche Besorgniß; die körperlichen Kräfte schwanden; die sonst stattliche äußere Gestalt sank mehr und mehr zusammen. Von mehreren Seiten war ihm zugeredet worden, in einem Bad oder in anderer Luft Genesung zu suchen. Er lehnte solche Anträge mit den Worten ab, daß man ihm vergönnen möge, in heimischer Erde sein Haupt, wenn es Gottes Wille sey, zur Ruhe zu legen. Ihm geschah, wie er gewünscht hatte. Am 23. März 1841, Mittags 12 Uhr, schlug sein edles Herz zum letzten Mal. Schmerzlos war er eingeschlummert. Es war das Ende eines Gerechten, dessen Andenken gesegnet bleiben wird, seiner nächsten Umgebung und, wie wohl angenommen werden darf, auch im weitern Kreise der Freunde. Wohlwollen gegen Jedermann, das unbewußte Streben, allenthalben nur die guten Seiten seiner Nebenmenschen herauszufinden und hervorzuheben, eine hingebende Liebe an die Seinigen und die nähern Freunde, der regsamste Eifer zur Förderung des Gemeinwohls waren die hervorragendsten Züge seines Charak-

ters, den Frommann in der Börsenversammlung am 9. Mai 1841 sehr richtig so zeichnete: „ein Ehrenmann in jeder Beziehung, in Allem Maas haltend, außer im geräuschlosen Fleiße, fromm ohne Sektengeist, offen und gerade ohne Schärfe, wohlwollend ohne Schwäche, von nachhaltiger westphälischer Tüchtigkeit ohne Eigensinn, im Gegentheile von einer über sein ganzes Wesen verbreiteten Ruhe und Milde, die ihn in der That und Wahrheit zum rechten Vorsitzenden in der Leipziger Vergleichsdeputation machte."

95. Eberhard Schmale,

Pfarrhelfer zu Balve (Westphalen);

geb. den 24. Jan. 1757, gest. den 24. März 1841 *).

Sch. wurde zu Frühlinghausen, einem kleinen Filiale der Pfarrei Balve, von frommen und rechtschaffenen Eltern geboren, besuchte zuerst die Schule zu Balve, dann die latein. Schule des Pfarrers Leine zu Allendorf und trat endlich in das Klerikalseminar zu Köln, wo er mit unermüdetem Fleiße vier Jahre lang Theologie studirte. Er machte, 1781 zum Priester geweiht, 1782 den Pfarrkonkurs und zwar mit solcher Auszeichnung, daß er 1783 vom damaligen Kurfürsten Maximilian Friedrich als Pfarrer nach Miste, im Kreise Lippstadt, versetzt wurde, wo er mit Wort und Beispiel segensvoll wirkte, bis er 1787 die erledigte Kuratie zu St. Sebastian in Balve übernahm. Hier arbeitete er über ein halbes Jahrhundert als treuer Gehilfe in der Seelsorge und verkündete auf der Kanzel, im Beichtstuhl und am Krankenbette das Wort Gottes mit apostolischem Eifer und Wandel. Sch. besaß in allen Zweigen der Theologie, fast lediglich durch Selbststudium erworben, umfassende Kenntnisse, eben so, trotz des geringen Vorrathes von Hilfsquellen, in der Botanik, Geometrie, Astronomie u. s. w. Wenn Alles um ihn her im Schlafe lag, stellte er seine astronomischen Beobachtungen an, daher seine von Wolke **) geschätzte Witterungskunde. Als Ingenieure nach Balve kamen, um Vermessungen vorzunehmen, wendeten sie sich zuvor an Pfarrhelfer Sch. und erhielten von ihm seine selbst entworfenen Karten zur Einsicht und so interessante Aufklärungen, daß sie über die Kenntnisse des so stillen, unscheinbaren katholischen Landgeistlichen erstaunten. Er war aber auch ein Mann von nicht gemeinen Geistesanlagen und seltenem Fleiß und hätte auf dem Felde der Literatur Bedeutendes leisten können, wenn

*) Nach dem Herold des Glaubens 1841, Nr. 30.
**) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 28.

er den Ruf zum Professor der Mathematik und Astronomie an die Universität Königsberg seinem engen, von literarischen Hilfsmitteln entblößten Wirkungskreise vorgezogen hätte. Doch er erweiterte, aus Liebe zu den Wissenschaften nach dem Beispiele seines Lehrers Leine, seine beschränkte Wirkungssphäre dadurch, daß er Knaben aus seiner Vaterstadt und den umliegenden Ortschaften zur Heranbildung auf die Hochschule in Unterricht nahm und zwar mit solcher Uneigennützigkeit, daß er von den meisten keinen Heller, von einigen ganz unbedeutende Honorare nahm. Andere zu unterrichten, war seine liebste Beschäftigung; so besuchte der unermüdete Mann in den Jahren seiner Vollkraft sehr oft die Ortsschule, ertheilte ohne alles materielle Interesse den Religions- und Rechnungsunterricht und stiftete auch auf diese Weise sehr viel Gutes. Geliebt von seinen Schülern, verehrt von der ganzen Umgebung auch von Andersgläubigen, geachtet von allen benachbarten Geistlichen, verlebte Sch. ein glückliches Leben bis ins hohe Alter; sein nüchternes, mäßiges und musterhaftes Leben bewahrte ihn selbst vor den Beschwerden, welche dasselbe gewöhnlich mit sich bringt, nur in den letzten Jahren litt er an Gedächtnißschwäche, während er sonst fähig gewesen, ganze Kapitel aus Cicero, ganze Satyren aus Horaz &c. zu recitiren. Sein Hingang versetzte, ob er gleich lange vorher zu sehen war, seine zahlreichen Freunde, seine Anverwandten und alle Familien in dem großen Pfarrsprengel in tiefe Trauer, weil sie alle einen wohlthätigen, treuen Freund, einen stets bereitwilligen Rathgeber und theilnehmenden Vater verloren.

* 96. Georg Wagner,

Präsident des Handelsgerichts zu Aachen;

geb. d. 18. Feb. 1788, gest. d. 26. März 1841.

Wenn Männer, deren Thätigkeit zwar nicht einen der weitesten Kreise umfaßte, die aber in dem angewiesenen oder selbstgeschaffenen mit erfolgreicher Treue sich wirksam erwiesen, ein Platz in diesem Ehrentempel deutscher Nation nicht versagt wird, so gebührt ein solcher gewiß dem genannten Biedermanne, dessen Andenken noch lange ein gesegnetes seyn wird. Jüngster Sohn eines geachteten Arztes, des Doktors der Medicin Georg Wagner in Ronsdorf bei Elberfeld, erhielt W. auf einem Institut in Gummersbach die nöthige Vorbildung und ward darauf unter Leitung seiner ältern Brüder in die Handlung eingeführt. Die politischen Verhältnisse und namentlich die Vereinigung Hollands mit Frank-

reich, veranlaßten im Spätjahr 1811 die beiden Brüder, Johann Friedrich und Georg Wagner, nach Aachen zu ziehen, wo sie eine, unter Leitung des ältern Bruders, noch blühende Tuchfabrik errichteten. Unsers W.'s Theilnahme an Allem, was in der neuen Heimath das Gemeinwohl betraf, war zu lebendig, als daß dieselbe sich der Oeffentlichkeit hätte entziehen können und so wurde er im Nothjahr 1816 von der Aachener Stadtbehörde ersucht, im Vereine mit Herrn v. Fisenne in Amsterdam über den Ankauf von Getreide zu unterhandeln, welchem Auftrage sich beide Herren auf das Befriedigendste unterzogen. Das rechte Feld für seine öffentliche Thätigkeit ward ihm jedoch im Jahr 1821, wo er zum Richter bei dem Handelsgericht erwählt wurde, worauf im Jahr 1827 seine Wahl zum Präsidenten erfolgte, welche Stelle er unter mehrmaliger Wiedererwählung bis zu seinem Tode bekleidete. Allerdings erlaubten W. günstige äußere Verhältnisse, insbesondere hervorgerufen und unterhalten durch die Innigkeit, mit der beide Brüder an einander hingen, dem Gemeinwesen mehr Zeit und Kräfte zum Opfer zu bringen, als wohl andern vergönnt seyn mag, aber verdient es nicht Anerkennung, daß er seine Thätigkeit gerade hierauf wandte, verdient nicht noch mehr Anerkennung die tüchtige Gesinnung, aus welcher er sich mancher Anstrengung für das allgemeine Beste unterzog? Ueberall thätig, wo Gemeinnütziges ins Leben zu rufen, zu erhalten war, konnte er sich den bedeutendsten öffentlichen Anstalten nicht entziehen: so war er seit einer Reihe von Jahren Mitglied der Prüfungskommission zum einjährigen freiwilligen Militärdienste, Mitstifter und fortwährendes Direktionsmitglied der in Aachen am 17. August 1825 errichteten Feuerversicherungsgesellschaft, seit Juni 1837 Vicepräsident des Administrationsrathes der rheinischen Eisenbahn. In all diesen Verhältnissen, die mitunter durch verwickelte Zeitumstände sehr erschwert wurden, wußte er durch hellen Verstand, tiefe Einsicht, vor allem aber durch strenge Unparteilichkeit wie durch Liebe und Förderung des Friedens, sich allgemeine Hochachtung und bleibende Anerkennung zu sichern. In wie hohem Grad er des Vertrauens seiner Mitbürger sich erfreute, beweisen die wiederholten Wahlen zu den angeführten Ehrenämtern; aber auch der Behörde entging sein rastloser Eifer und seine treue Wirksamkeit nicht, die in dem rothen Adlerorden 3. Klasse, den der verst. König *) schon im Jahr 1828 dem nun Entschlafenen verliehen, eine von dem Anspruchlosen gewiß ungesuchte, aber darum gewiß nicht minder verdiente Anerkennung fanden. —

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

* 97. Immanuel Heinrich Gustav Wendt,

Propst auf dem Berge vor Crossen;

geboren d. 30. Aug. 1760, gest. zu Neiße d. 26. März 1841.

W. wurde in dem pommerschen Städtchen Fiddichow an der Oder, wo sein Vater Prediger war, geboren, gerade als die Stadt zur Zeit des siebenjährigen Krieges von den Schweden besetzt war. Schwedische Officiere waren seine Taufpathen, von denen er auch den Namen Gustav erhielt. Seine Familie war ursprünglich eine adeliche; Wappen und Kirchenbücher mit dem Nachweise des Adels und der Familienverzweigung verbrannten in der Kirche zu Altenkirchen bei Soldin in der Neumark, etwa um das Jahr 1809, nachdem W. nichts weiter zur Anerkennung oder Erneuerung seines Adels gethan hatte. Zehn Jahre alt verlor er seinen Vater und durch die zweite Verheirathung seiner Mutter wurden ihm seine Knabenjahre schwer verkümmert. Im Winter 1771 wurde er mit Velthan, der sich später als Direktor des Gymnasiums zu Dessau einen Namen erworben hat, auf das Waisenhaus zu Halle gesandt, wo er gesund an Leib und Seele heranwuchs und durch seine schöne Stimme hervorleuchtete. Nachdem er dort auch von 1780—1782 den theologischen Wissenschaften sich gewidmet hatte, kehrte er als ein schöner, lebensfroher, sittenreiner Jüngling in seine Heimath zurück, wo er als Hauslehrer bei dem Rittergutsbebesitzer von Mörner auf Klossow in der Neumark und nachher beim General von Wulffen in Küstrin sich überall Achtung und Liebe erwarb, aber vielfache vergebliche Versuche machte, eine Predigerstelle zu erhalten, weshalb ihm einer seiner ihm wohlwollenden Vorgesetzten, nachdem er fast zwölf Jahre Kandidat gewesen war, scherzhaft sagte: „Sie werden einst so viel Wispel Decemkorn mehr haben, als sie länger auf eine Pfarre gewartet haben;" eine Weissagung, die sich mit der Erlangung des Probsteiamtes auf dem Berge vor Crossen erfüllte, deren reiche Einkünfte besonders in den zahlreichen Wispeln Decemkornes mit bestehen. Einige Jahre verlebte er darauf als Lehrer an der durch den König Friedrich den Großen zu Stolpe in Hinterpommern neu errichteten Kadettenanstalt und kam von dort als Hauslehrer nach Rehfeld, einem adelichen Gute unfern der Stadt Königsberg in der Neumark, in das Haus der verwitweten Frau Obersten von Tempska, später verehlicht mit dem Hauptmanne Freiherrn von Rheinbaben, Vater des jetzigen Landraths von Rheinbaben auf Fritzschendorf bei Crossen. Nachdem er

hier einige Zeit mit der Erziehung der jüngern Kinder beschäftigt gewesen war, wurde er nach Königsberg in d. N. als Archidiakonus berufen, welches Amt er 1794 antrat und bald darauf sich mit Wilhelmine von Tempska aus dem Hause Rehdorf verheirathete, mit der er fünf und vierzig Jahre lang in der glücklichsten Ehe lebte. Bald darauf wurde er Diakonus und im Jahr 1806 Superintendent zu Königsberg. Als Mensch geachtet und geliebt und als Kanzelredner den Anforderungen seiner Zeit völlig genügend, voll redlichen Eifers, das Gute in jeglicher Gestalt und Weise zu fördern, besaß er die Liebe und das Vertrauen seiner Gemeine in einem hohen Grade. Seine Liebe, Thätigkeit, Gemeinnützigkeit und seine Uneigennützigkeit veranlaßten ihn fortdauernd, Töchter aus den höheren Ständen unentgeldlich zu unterrichten, Knaben Privatunterricht zu ertheilen und sich überhaupt der Armen, Rathlosen und Bedrängten als ein wahrer christlicher Priester und Diener des Herrn anzunehmen. Redlichkeit und ungeschminktes Wohlwollen gegen andere, selbst mit Aufopferung, waren Grundzüge seines offnen stets heitern Charakters. Im Jahr 1811 ging er von Königsberg nach Crossen an der Oder, wo er Propst an der Kirche St. Andreä am Berge wurde und im Frieden mit sich, seiner Gemeine und der Welt neun und zwanzig Jahre segensreich wirkte, selbst aber auch in einer reichen Pfründe, an einem schönen Ort, in einer reizend gelegenen Wohnung zufrieden leben konnte. Die Erziehung seiner Söhne, von denen zwei die akademische Laufbahn verfolgten, der dritte sich aber zum Architekten ausbildete, machte ihm viel Sorge, doch hatte er zuletzt noch die Freude, alle drei zu tüchtigen Männern werden und wohl versorgt zu sehen. Im Jahr 1813 sandte er als eifriger Patriot den ältesten seiner Söhne in den Befreiungskrieg und hatte das Glück, ihn, mit Ruhm und Ehre gekrönt, wieder heimkehren zu sehen. Sein Muth wankte nie, sein kindliches Vertrauen auf Gott ließ ihn immer das Beste hoffen und er sah es meist auch bewährt, was er gehofft hatte. Große und drückende Leiden waren ihm während der langen schönen Dauer seines Lebens nicht beschieden. Seine seltene Gesundheit mit einer jugendlichen Gemüthlichkeit und Heiterkeit verbunden, blieb ihm unter allen Umständen, allen Freuden und Leiden bis ins hohe Alter. Ganz seinem Berufe, der Seelsorge seiner Gemeine lebend, von dieser und Allen, die ihn kannten, geliebt und geehrt und mit seinem Schicksale zufrieden, dankbar gegen Gott, gehörte er zu der kleinen Zahl der wahrhaft glücklichen Menschen. In dem letzten Jahrzehent seines Lebens trat eine

Unterleibsschwäche ein, die sehr nachtheilig auf seine Stimmung und sein ganzes Leben zu wirken begann, ohne daß er selbst dessen sich so eigentlich bewußt gewesen wäre. Das gewöhnliche Maas des irdischen Daseyns war erreicht und daraus hervorgehende Schwäche des Körpers wie des Geistes ganz natürlich. Diese Geistesschwäche nahm indessen bis zu einem bedenklichen Grade zu, so daß die Behörde mit Ernst auf die Niederlegung seines Amtes dringen mußte (1840). Er lebte nun zu Neiße in Oberschlesien im Kreise der Seinen und starb auch dort nach längeren Vorzeichen der sich nähernden Lebensauflösung, aber nach nur kurzen Leiden.

Crossen. Dr. Wedekind.

* 98. Johann Christian Heinrich Krüger,

Prediger zu Wehningen im Herzogthume Lauenburg;

geb. im Jahr 1803, gest. den 27. März 1841.

Er wurde in der mecklenburg-schwerinschen Stadt Rehna geboren, wo sein am 23. April 1827, 54 Jahre alt, verstorbener Vater, Gustav August Heinrich Krüger, seit 1799 die Stadtrichter- und Steuereinnehmerstelle bekleidete. Seine noch lebende Mutter, Louise, war eine Tochter des verst. Predigers H. G. Beringau daselbst. Diese Eltern, deren einziger Sohn er war, bestimmten ihn bei heranreifenden Jahren zur Erlernung eines bürgerlichen Geschäfts und so wurde er bei einem Kaufmann in die Lehre gebracht, von dem er aber sich bald wieder heimlich entfernte und nun auf gut Glück als gemeiner Matrose zur See ging. Nachdem er auf diese Weise eine kurze Zeit in einer Umgebung zugebracht hatte, die ihm eben nicht besonders behagen konnte, kehrte er wieder ins Vaterhaus zurück, besuchte demnächst noch die Gymnasien zu Lübeck und Wismar und widmete sich sodann, bei seinen ausgezeichneten Fähigkeiten, seit Michaelis 1821 auf der Universität zu Rostock dem Studium der Theologie und Pädagogik. Hierauf ließ er sich pro licentia concionandi bei einem der Landessuperintendenten tentiren und konditionirte als Hauslehrer zuerst bei dem Kammerherrn von Grävenitz zu Waschow und zuletzt auf der bei Dömitz belegenen Woosmerschen Mühle, von wo aus er im Jahr 1830 durch Stimmenmehrheit zu der in dem hanöverschen Antheile von Lauenburg befindlichen Pfarre zu Wehningen gelangte. Dieses Amt trat er dann im Sommer desselben Jahres an und verheirathete sich den 8. Febr. 1831 zu Quast mit Friedrike Jonas, der Pflegetochter

des verst. dasigen großh. Försters, welche ihn mit 4 Kindern überlebt hat. Er starb nach einem langen Krankenlager.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 99. Christian Friederich Michelsen,

vormal. mecklenb.-schwerin. Amtmann, zu Dömitz;

geboren im Jahr 176., gestorben den 28. März 1841.

Er wurde zu Rastorff unweit Wismar, wo sein Vater Rittergutsbesitzer war, geboren. Vortreffliche Geistesanlagen zeichneten ihn schon frühzeitig aus. Mit dem 10. Jahre brachten ihn seine Eltern daher auf die nahe belegene Wismarsche große Stadtschule, wo er sich für die akademischen Studien so eifrig vorbereitete, daß er mit dem 18. Jahre bereits die Universität Rostock bezog. Er studirte hier, so wie in der Folge zu Jena, die Rechte, verband aber mit seinen Studien, außer großer Tiefe und Gründlichkeit, auch Vielseitigkeit. Nach seiner Rückkehr von Jena erwarb er sich im J. 1794 bei der herzogl. Justizkanzlei zu Schwerin die Advokatenmatrikel, verheirathete sich gleichzeitig mit einer geb. Bernstorff und wurde sofort nun auch zum Stadtrichter in Neubuckow bestellt. Im J. 1800 daneben zum Amtsverwalter beim dortigen Domanialamt ernannt, rückte er endlich bei demselben unterm 15. Mai 1810 zum Amtmann und zweiten Beamten auf, in welcher Eigenschaft er den 12. Nov. 1834 mit Beilegung einer angemessenen Pension entlassen ward, worauf er sich zuerst nach Güstrow wandte, 1837 aber im Pfarrdorfe Hohen-Sprenz und 1838 in Ludwigslust wohnhaft niederließ. Da er sich indessen früher in dem ihm übertragenen Amt eines Stadtrichters zu Neubuckow zu verschiedenen Zeiten vielfach und mit Verletzung seines geschworenen Amtseides resp. der Verbrechen des Mißbrauchs seines Amtes aus gewinnsüchtiger Absicht, der Vergreifung gerichtlicher Depositen, Fälschungen, der Vergreifung an einen öffentlichen Officianten in officio, der wörtlichen Beleidigung öffentlicher resp. ihm vorgesetzter Behörden und der Unterschlagung schuldig gemacht, so ward er dieserhalb, ungeachtet er durch öftere Einlegung der Appellation die Sache viele Jahre lang hinzuhalten gesucht, durch drei gleichlautende Erkenntnisse — in schärfender Erwägung, daß er sich früher wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder und wegen Fälschungen von ihm erlittene Strafen nicht zur Besserung hatte gereichen lassen — unterm 24. April 1840 in Amtsentsetzung und fünfjährige Festungsstrafe in Dömitz vom großh. Kriminalkollegium zu Bützow verurtheilt. Hierauf

nach Bützow abgeführt, redigirte er daselbst eine „Bauernzeitung," welche, landesherrlich begünstigt, sich großen Beifall erwarb; nicht minder stand er früher viele Jahre in hoher Achtung als Distriktsdirektor und ordentliches Mitglied des mecklenb. patriotischen Vereins, bekleidete auch während seines Aufenthalts zu Güstrow das Sekretariat des dortigen Gewerbevereins und war seit dem 15. Febr. 1838 korrespondirendes Mitglied des Gewerbevereins des Königreichs Hanover, so wie seit dem 26. Mai desselben Jahres Ehrenmitglied des sächs. Gewerbevereins zu Annaberg. — Nachdem sich die seit einigen Jahren merklich gewordenen Gebrechen des Alters bei ihm vermehrt hatten, vollendete er sanft seine verhängnißvolle irdische Laufbahn, mit Hinterlassung mehrerer Kinder. — Seine schriftstellerischen Arbeiten, welche für nützliche Aufklärung und Förderung des vaterländischen Sinnes sehr wesentlich beigetragen haben, sind, so weit sie uns bekannt geworden, folgende: Register üb. das herzogl. meckl.-schwerin. officielle Wochenblatt von 1812—1813. Wismar 1814. — Ueber d. Kreditwesen in Mecklenburg. (Ohne Druckort) 1816. — Auszug aus d. Landesgesetzen u. allg. Verordnungen, welche durch das officielle Wochenbl. des Großherzogth. Meckl.-Schwerin seit dem Anfange desselben bis zum Anfange des J. 1816 bekannt gemacht sind. Mit einem Geschäftskalender. Güstrow 1816. — Auszug aus d. Landesgesetzen u. allg. Verordnungen, welche durch das officielle Wochenbl. des Großherzogth. Mecklenb.-Schwerin seit dem Dec. 1815 bis zum Schlusse des Febr. 1817 bekannt gemacht sind, als Fortsetzung u. Vervollständigung des bisherigen Gesetzesauszugs. Rostock 1817. — Ueber d. Kreditverein der mecklenb. Ritterschaft. Ebend. 1818. — Ueber d. Erbverpachtung kleiner u. größerer Grundstücke, mit besonderer Rücksicht auf Mecklenburg. Rostock u. Schwerin 1832. — Der mecklenb. patriot. Verein, aus seinen Verhandlungen dargestellt. Güstrow 1836. — Ueber Zunftzwang u. Gewerbefreiheit. Ebend. 1837. — Bauernzeitung. Bützow 1840 und 1841. — Außerdem lieferte er Beiträge zu der neuen Monatsschrift von u. für Mecklenburg; zu Stiller's patriot. Archiv der Herzogth. Mecklenburg; zu Geysenhayner's u. Flörke's norddeutschem Unterhaltungsblatte; zu Masius Vandalia; zum mecklenb.-schwerin. Duodezkalender auf das J. 1820; zu den Annalen der mecklenb. Landwirthschaftsgesellschaft 1816—31; dem schwerin. freimüth. Abendblatt 1821—40; zu Dr. G. C. B. Ackermann's Kirchen- u. Schulblatte für Mecklenburg u. s. w.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 100. Friedrich v. Walter,

Prälat des ehem. Reichsstifts Marchthal;

geb. zu Ingstetten, einem Dorfe bei dem ehem. Prämonstratenserkloster Roggenburg den 1. Nov. 1763, gest. zu Kirchbierlingen (Würtemberg) den 28. März 1841.

Sein Vater, Braumeister im Kloster Roggenburg, ließ ihn in den Klosterschulen unterrichten. Sechzehn Jahre alt, meldete er sich, weil das Kloster Roggenburg eben jetzt keiner Novizen bedurfte, zu der Aufnahme zu Marchthal, welche denn auch unter dem damaligen Abte Paul erfolgte. Den 30. Sept. 1781 legte er die feierlichen Gelübde ab. Er setzte nun seine Studien fort und hörte im Kloster Philosophie, Theologie und Kirchenrecht. 1787 wurde er Priester und von dieser Zeit würden ihm nach und nach mehrere Aemter übertragen. Zuerst wurde er Katechet bei den Elementarschulen in Marchthal, dann Professor an den unteren Klassen der Studienanstalt des Klosters, später Professor der Philosophie daselbst. Auch als Seelsorger zeichnete er sich aus in Kirchbierlingen, wo er eine Reihe von Jahren als Pfarrer wirkte. Den 3. Mai 1802 wurde er zum Prälaten des Reichsstifts Marchthal gewählt, worauf er am 4. Juli vom Weihbischofe von Konstanz, Grafen von Bissingen, die feierliche Einsegnung erhielt. Als Prälat, so wie früher als Pfarrer, war in seinem ganzen Wandel eine bescheidene Würde, ein milder Ernst sichtbar. Nach erfolgter Aufhebung des Stifts ward ihm das fürstl. Schloß Scheer zum Aufenthalt angeboten. Allein er zog es vor, die Pfarrei Kirchbierlingen zu übernehmen, wo er schon früher 8 Jahre lang als Pfarrer segensreich gewirkt hatte. Zugleich machte er sich verbindlich, von den Kapitularen zwei der jüngeren, so lange sie dienstfähig seyn würden und bis zu ihrer weitern Anstellung als Helfer und nach der Beförderung wieder zwei andere pensionfrei zu übernehmen. Er verwendete das ganze Einkommen der Pfarrei, wohl auch noch einen Theil seiner Pension zum Besten der Pfarrei selbst. Die Pfarrkirche zu Kirchbierlingen ließ er von innen ganz neu herstellen. Auch die Verbesserung der Schulen, sowohl deren innere Einrichtung als äußere Verhältnisse lagen ihm sehr am Herzen; unter anderem kaufte er einen Wald und schenkte ihn der Schule. — Er war auch ein gelehrter, gründlicher Theolog und nicht nur mit der ältern, sondern auch mit der neuern Literatur wohl vertraut. In seinen freien Stunden las er die wichtigsten Schriften. Auch schrieb er eine „kurze Geschichte des Prämonstratenser-

stiftes Obermarchthal (Ehingen). Der König von Würtemberg würdigte seine Verdienste dadurch, daß er ihm das Kommandeurkreuz des Ordens der würtemb. Krone verlieh. Ein Schlagfluß endete sein Leben.

Thiem.

101. Dr. Johann Andreas Georg Meyer,

Superintendent zu Sarstedt bei Hildesheim;

geb. d. 11. Juli 1768, gest. d. 29. März 1841 *).

Er war zu Hildesheim geboren, wo sein Vater, Joh. Dav. Meyer, als ein durch aufrichtige Frömmigkeit und Redlichkeit ausgezeichneter, allgemein geachteter Kaufmann lebte. Seine erste Bildung erhielt er auf dem dortigen Gymnasio Andreano zu der Zeit, als Köppen (bekannt durch seine erklärenden Anmerkungen zu Homer's Ilias) Direktor dieser Anstalt war. Von Michaeli 1789 bis dahin 1792 studirte er zu Göttingen Philologie und Theologie. Heyne und Spittler waren hier die Lehrer, zu denen er sich vorzugsweise hingezogen fühlte; nächst diesen aber Eichhorn und Stäudlin. Durch besondere Gunst Heyne's war er $2\frac{1}{2}$ Jahre, also länger, als gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, wirkliches Mitglied des philologischen Seminars; auch unterstützte ihn dieser große und edle Mann noch lange nach seinem Abgange von der Akademie bei seinen schriftstellerischen Arbeiten durch die liberalste Darleihung und Uebersendung werthvoller Werke der Göttinger Bibliothek. — Als M. hierauf nach absolvirtem Triennium ein halbes Jahr Hauslehrer gewesen war, wurde er, besonders auf Heyne's Empfehlung, zum Kollaborator am Lyceum in Hanover erwählt, welches Amt er von Ostern 1793 bis Michaeli 1800 verwaltete. War ihm der hier zu ertheilende Unterricht schon an sich ein liebes Geschäft und fühlte er sich bei der Anerkennung, die sein redliches Streben fand, überhaupt schon glücklich in diesem Amte, so war ihm dabei noch ganz besonders das sehr erfreulich, daß ihm dadurch die Anwartschaft auf eine demnächstige Anstellung als Pfarrer im Althanoverschen zu Theil wurde, welcher Anwartschaft er sich um so mehr getröstete, als in seinem Vaterlande (dem damaligen Fürstenthume Hildesheim) zu jener Zeit die meisten Pfarren noch Patronatstellen waren, zu denen man ohne das verabscheuenswerthe Mittel der Bestechung kaum gelangen konnte. Gleichwohl wollte es sein Geschick, daß er dennoch hildesheim. Patronatpfarrer werden und — Zeit seines ganzen Lebens bleiben

---

*) Allgem. Kirchenzeitung 1842 Nr. 46.

sollte. Aber auf welch' eine ganz andere, als die damals gewöhnliche Art ist er dies geworden! — Die Pfarre Sarstedt wurde vakant. Der Patron derselben, der Domkapitular Freiherr v. Brencken zu Hildesheim, einer der edelsten Männer seiner Zeit, wollte es versuchen, eine bessere Sitte hinsichtlich der Verleihung von Patronatpfarren einzuführen. Nachdem er sich nämlich von einer damaligen theologischen Fakultät (Erfurt, wenn ich nicht irre) 15 gelehrte Fragen eingeholt hatte, ließ er solche von sämmtlichen Kompetenten (deren über 30 waren) an einem Tag unter seiner Aufsicht beantworten. Die Antworten wurden hierauf von ihm derselben Fakultät zur Beurtheilung zugesandt und M. erhielt den Preis. Indessen auch durch die nachher noch öffentlich abgehaltene Probepredigt und Katechisation erwarb sich M. den ungetheilten Beifall des edeln Patrons, während ihm das hildesheim. Konsistorium, nach dem auch vor diesem bestandenen theologischen Examen, das Elogium optime ertheilte. Wie M. nun vom Nov. 1800 bis zum Dec. 1812 als Pastor und von 1812 an zugleich als Superintendent der Inspektion Sarstedt treu und im Segen gewirkt hat, was er als Prediger und Seelsorger, als Vorgesetzter und Freund, als Vater und Erzieher, was er überhaupt als Mensch gewesen ist und wie er durch rastlose Thätigkeit, durch seltene Demuth und Bescheidenheit, durch Sanftmuth und Leutseligkeit und sonst sich ausgezeichnet hat, dies und manches andere muß hier wohl der Kürze wegen mit Stillschweigen übergangen werden. Hier also nur noch folgende Bemerkungen über seinen theologischen Standpunkt und über seine schriftstellerische Thätigkeit, durch welche es auch wohl vorzugsweise veranlaßt seyn mag, daß ihm die theologische Fakultät zu Göttingen im Sept. 1837 bei Gelegenheit des Universitätsjubiläums die Würde eines Doktors der Theologie honoris causa ertheilte. — In der Schule eines Heyne gebildet, von ihm geschätzt und hervorgezogen und diesem großen, edlen Mann auch seinerseits von ganzer Seele ergeben, kann es wohl nicht befremden, daß ihm auch nachher in seinen praktischen Aemtern und unter dem jeweiligen Drucke von Amtsgeschäften die Wissenschaft während seines ganzen Lebens theuer und bis zum letzten Athemzuge seine beste Freundin blieb. Fast jede Musestunde wurde ihr gewidmet und sie war es, welche ihm die hin und wieder getrübte Heiterkeit des Gemüths stets am leichtesten und schnellsten wieder verschaffte. Sehr zahlreich sind die in den verschiedensten Zeitschriften von ihm erschienenen theologischen und naturwissenschaftlichen Abhandlungen und Recensionen und

vielleicht nicht unwerth, daß die vorzüglicheren derselben gesammelt und besonders herausgegeben werden. Wichtiger sind aber jedenfalls folgende von ihm erschienene theologische Werke, welche, gleichwie seine wissenschaftlichen Studien überhaupt, in eine dreifache Ordnung eingetheilt werden können. — Anfangs, d. h. während seines Aufenthalts in Hanover und in den ersten Jahren seines Pfarramtes, war es vorzugsweise noch die klassische Literatur der Griechen und Römer nebst der heiligen Philologie oder exegetischen Theologie, welche ihn in Musestunden beschäftigte. In dieser Zeit verfaßte er: De charismate τῶν γλώσσων; Commentatio, in qua recentiores de hac re sententiae inter se comparantur. Hanov. 1797. — Versuch einer Vertheidigung u. Erläuterung der Geschichte Jesu u. der Apostel, allein aus griech. u. röm. Profanskribenten. (Eine 1799 von der Haager Gesellschaft u. s. w. gekrönte u. 1805 deutsch erschienene Preisschrift.) — Beitrag zur endlichen Entscheidung der Frage: Wie in den heil. Schriften des N. T. das Zeit- u. Ortsgemäße von dem Allgemeingültigen u. Staatsverbindlichen abgesondert werden müsse. (Eine von derselben Gesellschaft gekrönte u. 1806 zu Hanover deutsch erschienene Preisschrift.) — Und schon in diesen zeigte er sich als einen Theologen der rechten Mitte, der gleichweit entfernt von einseitigem Rationalismus und Skepticismus, wie von steifer Orthodoxie und Symbololatrie die Würde Christi und das Segensvolle seines Werkes von ganzer Seele zu schätzen wußte und dem daher Alles daran lag, sowohl ungerechte Angriffe, die auf das Historische des N. Test. gemacht wurden, geziemend abzuwehren, als den Kern der Heilslehre und das ewig Gültige im Evangelium von dem Lokalen und Temporellen gehörig zu unterscheiden und ins Licht zu setzen. — In der zweiten Periode seines wissenschaftlichen Lebens interessirte ihn überwiegend das Studium der Philosophie, der Naturphilosophie und verschiedener Zweige der Naturwissenschaft, z. B. die Physik, Chemie, Geologie, Astronomie, Biologie; jedoch wurde dieses Studium fortwährend mit Theologie verbunden und in Beziehung gesetzt. Wenn indessen andere Theologen, deren Studien einen ähnlichen Lauf nahmen, aus den Naturwissenschaften hauptsächlich nur einen negativen Nutzen für die Theologie ziehen zu können meinten und darauf hinwiesen, was in Folge der in jenen Wissenschaften gemachten Fortschritte in der Theologie aufzugeben und von ihr zu entfernen sey, so lächelte er oft über die breiten und wiederholten Auseinandersetzungen desjenigen, was die Theologie von sich thun solle und hielt viel-

mehr dafür, daß der positive Gewinn, den der Theolog für die Erläuterung und Bestätigung seiner Disciplinen aus naturwissenschaftlichen Studien entnehmen könne, ungleich höher anzuschlagen sey. In diesem Geiste schrieb er daher seine Miscellen: Miscellen theologisch-naturphilosophischen Inhalts. Thl. 1. — Ueber Elementarstoffe u. Grundkräfte der Natur, nebst dem Versuch einer Anwendung hervorgehender Resultate auf Theosophie u. Palingenesie. Hanover 1811. — Unter allen Naturkräften, mit deren Betrachtung er sich befaßte, zog ihn aber schon früh keine andere so sehr an, als die des Magnetismus. Magnetismus war ihm das Grundgesetz in der organischen, wie in der unorganischen Natur, ja, gewissermaasen und recht verstanden auch das Grundgesetz in der psychischen und pneumatischen Welt. Daher die oft und gern von ihm besprochene „Affinität zwischen dem göttlichen und menschlichen Geiste;" daher seine Theorie über „Offenbarung," von welcher er glaubte, daß sie dem Menschen in dem Maase zu Theil werde, in welchem er „Empfänglichkeit" dafür habe und in sich belebe u. s. w. Daher auch schon 1821 sein Versuch, auf Veranlassung einer Preisfrage, die damals vielbesprochenen Erscheinungen des sogenannten „animalischen Magnetismus," des magnetischen Schlafs und Rapports u. s. w. aus Naturanalogieen zu erläutern. Weil indessen der Preisaufgeber (wenn ich nicht irre, der Fürst von H—g in B.) starb und alle betreffende Konkurrenzschriften unberücksichtigt zurückgegeben wurden, so wurde auch dieser Versuch zur Seite gelegt und ruhte längere Zeit. — Erst nach Verlauf von 10 bis 15 Jahren, als M.'s Studien in der letzten Zeit seines Lebens vorzugsweise apologetische geworden waren, wurde jener Versuch über den animalischen Magnetismus nicht nur neu bearbeitet, sondern auch durch Vorbericht und ausführlichen Anhang zur Theologie in nähere Beziehung gesetzt und erschien nun unter dem Titel: Naturanalogieen oder die vornehmsten Erscheinungen des animalischen Magnetismus in ihrem Zusammenhange mit den Ergebnissen der gesammten Naturwissenschaften, mit besonderer Hinsicht auf die Bedürfnisse heutiger Theologie. Hamburg u. Gotha 1839. — Zwar nicht ganz ohne alle Rücksicht auf das oben genannte Werk, aber doch in einem rein christlich-theologischen Geiste geschrieben ist die letzte Schrift desselben Verfassers, welche er zum Drucke vollendet unter dem Titel Butlerus redivivus oder Auswahl apologetischer Briefe zur Vertheidigung und Auffassung des Positiven im Christlichen (60 enggeschriebene Bogen) im Manuskripte hinterlassen hat und welche hoffentlich nächstens er-

scheinen wird. Sie hat den Verfasser im letzten Jahrzehnte seines thätigen Lebens vorzugsweise beschäftigt, ist mehrfach von ihm umgearbeitet worden und hat die Hauptttendenz, unter Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie den christlichen Glauben mit der Wissenschaft zu versöhnen. Zu bedauern scheint zwar, daß er in derselben, die im Anfange des Jahres 1840 bereits vollendet war, auf das neueste Werk des Dr. Strauß „die christliche Glaubenslehre im Kampfe mit der modernen Wissenschaft" und auf die einschlägigen Schriften von Bruno Bauer u. s. w., welche seitdem erschienen sind, keine specielle Rücksicht hat nehmen können. Da indessen die linke Seite der Hegel'schen Schule und die Richtung, welche diese in der neuesten Zeit genommen hat, allerdings schon in dem Butlerus redivivus zur Sprache gekommen ist, so dürfte derselbe besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die moderne Wissenschaft Miene macht, Theologie und Christenthum überhaupt mit Stumpf und Stiel ausrotten zu wollen, Beachtung verdienen. Und wenn er denn auch den Theologen von der äußersten Rechten und äußersten Linken schon um seiner vorwiegend ironischen Tendenz willen nicht eben zusagen kann, so wird er sich doch um so mehr den Beifall derjenigen erwerben, die zu den Besonnenen und Gemäßigten auf der rechten und linken Seite gehören. Der Verfasser selbst gehörte ohne Zweifel zu denen, welche von der rechten Seite aus dem Centrum (wo Glauben und Wissen in einander aufgehen) zustreben und sympathisirte am meisten mit Männern, wie Ullmann, Lücke, Neander, Tholuck rc., wiewohl mit dem einen mehr, mit dem andern weniger. Bei Ertheilung des Imprimatur (womit der Butlerus bereits versehen ist) ging dem Verfasser ein besonderes Belobungsschreiben von seinen hohen Vorgesetzten zu und daß er dies verdiente, wird hoffentlich das bald gedruckt erscheinende Werk des Näheren beweisen. —

Katlenburg, unweit Göttingen.

Dr. phil. Karl Friedr. Meyer,
Superintendent.

* 102. Karl Friedrich Bismeyer,

Zuchthausprediger und Pater prior des aufgehobenen Fraterhauses zu Herford (Westphalen);

geb. im J. 1767 (?), gest. am 31. März 1841.

In der Grafschaft Lingen geboren, erhielt er seine Gymnasialbildung zu Osnabrück und vollendete die theologisch-philosophischen Studien zu Halle. Als Kandidat der Theo-

logie zeichnete er sich durch vielseitige Kenntnisse, durch versöhnlichen, ächt christlichen Sinn und durch Rednergabe so aus, daß die damalige Fürstin Aebtissin zu Herford, Friederike Prinzessin von Preußen, ihn mit der Stelle eines Pater domus Clericorum in Hervordia belohnte, welche er am 15. Juni 1795 antrat. Dieses Institut, ursprünglich eine Kongregation frommer und gelehrter Männer, welche ohne strenge klösterliche Formen keusch, einträchtig und gemeinschaftlich in dem Fraterhause lebten und thätig den Wissenschaften, wie angemessenen Handarbeiten oblagen, war 1428 durch den Priester Konrad von Westerwald gegründet, hatte 1445 Pfarrechte erhalten, sich vorzüglich durch Abschreiben von Büchern einigen Wohlstand erworben und war beim Beginne der Kirchenreformation 1530 zu der Lehre des seinen damaligen Mitgliedern befreundeten Luthers übergetreten, hatte aber seine Form und seine Besitzungen sich erhalten. Durch Verbreitung der Buchdruckerkunst nahm indessen der bis dahin lohnend gewesene Erwerb so sehr ab, daß die Zahl der Konventualen allmälich beschränkt wurde und endlich allein die Person des Vorstandes übrig blieb, der ein von der Aebtissin belohnter Beneficiat war und wöchentlich einmal in der Fraterhauskirche zu predigen hatte. Der Staat legte 1801 zu Herford ein neues Zucht- und Arbeitshaus an und die Gebäude des Fraterhauses wurden zu diesem vertragsmäßig abgetreten, auch B. zum Pastor und Seelsorger der Anstalt ernannt. Hier fand er ein weites Feld der Thätigkeit, welches er mit Vorliebe bis zu seinem Tode bebaute, wenngleich ihm, vermöge ertheilter Exspektanzen, völlig frei stand, es mit jeder der besseren Pfarrstellen, welche die Aebtissin zu vergeben hatte, zu vertauschen. Er zeigte sich in seiner langen Amtsführung als ein treuer, verständiger Seelsorger der Unglücklichen, welche die Strafe ihrer Verbrechen in dieser Anstalt abbüßten, mit liebevollem Gemüthe nahm er die Reuigen auf, vorzüglich wirksam beschäftigte er sich mit dem Unterrichte jugendlicher verwahrloster Verbrecher. Seine Stellung als Mitglied des Direktoriums der rheinisch-westphäl. Gefängnißtochtergesellschaft gab ihm die Mittel, den entlassenen Sträflingen auch nach ihrem Rücktritt ins bürgerliche Leben nützlich zu werden, während ihre Haft für ihre Familien sorgen zu können. — Gründliche Kenntnisse, biederer Charakter, liebevolles Gemüth und freundliches Wohlwollen waren sein Schmuck, machten ihn seinen Freunden und näheren Bekannten werth, in deren Umgang er sich beglückt fühlte. Am oben genannten Tag endete ein sanfter, unerwarteter Tod sein Leben. Er war, obgleich 73 Jahre

alt, im Genusse verhältnißmäßiger Körper- und Geisteskräfte geblieben. Familienfreuden waren ihm nicht beschieden.

* 103. Johann Christoph Eckardt,

Freischullehrer zu Oldenburg;

geboren den 1. April 1778, gestorben den 31. März 1841.

Am Gründonnerstag in dem unweit Gotha belegenen Georgenthal geboren, war er unter 4 Brüdern der jüngste. Sein Vater, Schmied und Schultheiß des Orts, bestimmte ihn schon früh für das Schulfach, weil er glaubte, daß er dadurch am frühesten in den Stand gesetzt werden würde, sich selbst seinen Unterhalt zu erwerben. Während der 15 Jahre, die er im elterlichen Hause verlebte, zeigte sich bei ihm besonders eine große Lust zur Musik, die sein Vater, der sich eben nicht in besonderen Vermögensumständen befand, dadurch zu befriedigen suchte, daß er ihm ein altes, ganz abgenutztes Klavier kaufte und zwar für 2 Pfund Kaffee. So schlecht das Instrument auch war, so benahm es dem Knaben doch so wenig die Lust an der Musik, daß er selbst einen Weg von 3 Stunden nach Gotha in der Woche 2 Mal zurückzulegen sich nicht scheuete, um dort von einem Kammermusikus sich unterrichten zu lassen. Nachdem er sich in seinem Geburtsorte, so gut es gehen wollte, für das Seminar in Gotha vorbereitet hatte, begab er in seinem 16. Lebensjahre sich dahin, wo er nun ganz sich selbst überlassen war und für seinen Unterhalt selbst zu sorgen hatte. Der als Schriftsteller bekannte Konsistorialrath Jacobs nahm ihn in sein Haus auf, wofür er dessen Kinder zu unterrichten, auch allerlei abzuschreiben hatte. Späterhin gab er sich für eigene Rechnung bei einem ältern Bruder in die Kost, denn schon in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Gotha beschäftigte er sich mit dem Unterrichte kleiner Kinder in der Musik, im Lesen, Schreiben u. s. w., wozu ihm um so mehr Zeit blieb, als die Seminaristen im Seminar damals nur von 11 bis 12 und von 3 bis 5 Uhr Unterricht erhielten. Er wurde als Lehrer bald so beliebt, daß er von Morgens 5 Uhr bis Abends 7 Uhr alle Stunden besetzt hatte. Aber auch seine Lehrer gewannen ihn lieb und besonders war es der Inspektor Jacobi (jetzt Superintendent in Waltershausen), der sich seiner immer freundlich annahm und von dem E. selbst sagte: „Der hat aus mir erst einen Menschen gemacht.“ Dieser war es auch, der ihm in seinem 20. Jahre die Stelle des zweiten Katecheten an der Seminarschule, in welcher die Kinder der ersten Familien Gothas unterrichtet

wurden, verschaffte. Schon hatte er einige Jahre hindurch diese Stelle zur Zufriedenheit seiner Obern und der Eltern seiner Schüler verwaltet, als ihm eines Tages ein Blatt des Reichsanzeigers zu Gesichte kam, in welchem für die Kantor- und erste Lehrerstelle an der Bürgerschule zu Neustrelitz ein Lehrer gesucht wurde. Er wandte sich an die Expedition des Anzeigers und erfuhr nun, daß diese Aufforderung von dem mecklenburg-strelitzischen Kammerjunker v. Türk, jetzt k. preuß. Regierungsrath in Potsdam, ausgegangen sey, der sich gerade eben in Gotha befinde. E. ging darauf zu diesem und nach gegenseitigen Erkundigungen wurde er bald mit demselben einig, denn es wurde ihm eine Stelle angetragen, welche neben Feuerung, Garten u. s. w. jährlich 8 bis 900 Thlr. einbrachte. In Neustrelitz blieb er 3 Jahre und wurde während dieser Zeit durch den Herrn v. Türk, der die Aufsicht über die dortigen Schulen führte und die Pestalozzi'sche *) Unterrichtsmethode an Ort und Stelle studirt hatte, mit dieser genau bekannt gemacht. Beide wurden bald sich so befreundet, daß, als später Herr v. Türk einen Ruf nach Oldenburg bekam, E. versprach, ihm dahin folgen zu wollen, sobald er ihm dort eine Anstellung verschaffen könne. In Neustrelitz war es auch, wo E. mit seiner jetzigen Witwe, einer geb. Weiße aus Gotha, sich verheirathete. Die Pestalozzi'sche Lehrmethode, welche damals sich allgemein schien verbreiten zu wollen, hatte auch in Oldenburg die Aufmerksamkeit der Schulbehörde auf sich gezogen und Herr v. Türk ward veranlaßt, dort Versuche damit zu machen. Diese fielen so günstig aus, daß Herr v. Türk im Febr. 1806 mit dem Prädikat eines Justiz- und Regierungsrathes bei dem Konsistorium, als der obern Schulbehörde, angestellt wurde und nun diese Unterrichtsweise in der sogenannten Freischule zu Oldenburg in Anwendung brachte und selbst leitete. Im Sommer 1807 erging darauf an E. die verabredete Einladung des Herrn v. Türk, ihm nach Oldenburg zu folgen und diese Schule zu übernehmen. E. sowohl als seine Frau waren in Neustrelitz sehr zufrieden; Viele, selbst der damalige Erbprinz, jetzige Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, wünschten ihn zu behalten und riethen ihm davon ab, den Ruf anzunehmen, allein er hatte eine zu große Zuneigung zu dem Herrn v. Türk gefaßt, er hatte einmal sein Versprechen gegeben und die ihm eröffneten Aussichten waren zu lockend, also zog er nach Oldenburg. Hier trat er um Michaelis 1807 seine Stelle an; aber wie fand

*) P.'s Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 187.

er sich getäuscht! Zwar hatte Herr v. Türk in Oldenburg eine Schule nach Pestalozzi'scher Lehrart eingerichtet, aber der Schüler und Schülerinnen waren so wenig, daß er die E. gemachten Zusagen nicht erfüllen konnte. Als nun noch der Professor Ricklefs eine Töchterschule errichtete, nahmen auch die wenigen Schülerinnen so ab, daß zuletzt an v. Türk's Schule mehr Lehrer und Lehrerinnen als Zöglinge waren. Herr v. Türk mußte nun nicht allein seine Schule aufgeben, sondern nahm auch seine Entlassung aus oldenb. Diensten und verließ Oldenburg. Die anderen Lehrer zerstreuten sich, aber E., als Familienvater, mußte in Oldenburg zurückbleiben und er blieb da in bitterster Armuth, denn kaum konnte er mit seiner Schule und dem Unterricht in dem damals eben Mode gewordenen Guitarrespiel so viel erwerben, als für ihn und die Seinigen zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse erforderlich war. Da ging ihm ein Hoffnungsstern auf. Heyse, früher Kollaborator am Gymnasium zu Oldenburg, damals Rektor des Gymnasiums und der höhern Töchterschule zu Nordhausen, trug ihm eine Kollaboratorstelle an der letztern an. Schon wollte er diese annehmen, als mehrere Oldenburger, sehr zufrieden mit seinem Unterrichte, bei dem verst. Herzog Peter Friedrich Ludwig *) um einen lebenslänglichen Gehalt für ihn sich verwandten, den dieser ihm auch gnädigst bewilligte und der ihn nun bestimmte, in Oldenburg zu bleiben. Seine Schule, die sich nun immer mehr zu einer Töchterschule ausbildete, nahm jetzt mit jedem Tage zu, so daß er sich genöthigt sah, noch andere Lehrer an derselben zu beschäftigen und seine Zöglinge in zwei, bald in drei Klassen zu vertheilen, eine Einrichtung, die späterhin nur einmal abgeändert wurde, als die große Anzahl von Kindern eine vierte Klasse nothwendig machte. Einige Zeit hatte er so die Schule geführt, als er abermals von Hrn. v. Türk eine Einladung erhielt, zu ihm nach Ifferten im Waadtlande zu kommen, wo derselbe eine Privatunterrichtsanstalt errichtet hatte. Er schlug solche jedoch aus und hatte keine Ursache das zu bereuen, da er bei einem guten Auskommen in Oldenburg bald allgemeine Achtung und Liebe sich zu verschaffen wußte. Besonders fanden seine anhaltende Thätigkeit und sein eiserner Fleiß allgemeine Anerkennung; nichts war ihm selbst aber auch mehr zuwider, als Unthätigkeit. Er war den ganzen Tag über von Morgens 6½ Uhr bis Abends 7 Uhr im Schul- und Privatunterrichte, den er sowohl seinen Kindern als Anderen ertheilte, beschäftigt.

*) Dessen Biogr. siehe im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 443.

Die Stunden von 7—9½ Uhr Abends waren der Erholung gewidmet; dann arbeitete er noch eine Zeitlang. So ging es einen Tag wie den andern und selbst Sonntags konnte er nicht umhin, sondern unterrichtete seine Kinder in der Musik. Besonders wurde sein Musik- und Religionsunterricht gelobt, weshalb ihm auch die Ehre zu Theil ward, Lehrer der Herzoginnen von Oldenburg zu werden. Dabei bildete er sich selbst immer weiter fort, kam nach und nach von der Pestalozzischen Methode immermehr ab und studirte besonders die Schriften von Dinter*), Harnisch u. a. m. Als Mensch war E. gewiß eine höchst achtbare Persönlichkeit. Sein uneigennütziges Wohlwollen zeigte sich darin, daß er so manche Kinder unentgeldlich in seine Schule aufnahm und seine auswärtige Familie oft mehr, als seine Kräfte erlaubten, unterstützte. Mit dieser Uneigennützigkeit fand sich wahre Herzensgüte, strenge Redlichkeit und Unpartheilichkeit, zärtliche Liebe gegen seine Schüler und Schülerinnen und ein frommer, religiöser Sinn vereint. Solche Eigenschaften erwarben ihm viele Freunde, die sich gewiß seiner noch oft im Guten erinnern werden. Er starb am Tage vor seinem Geburtstag, auf welchen er die Schulprüfung angesetzt hatte, nachdem er schon einige Monate vorher durch verschiedene Schlaganfälle den freien Gebrauch seiner Sprache und zuletzt auch seines Gedächtnisses verloren hatte. Er hinterließ acht Kinder, von denen vier schon bei seinen Lebzeiten an seiner Schule beschäftigt waren und dieselbe jetzt fortsetzen.

* 104. Franz Christoph Dangel,

Kreis- und Stadtgerichtsdirektor zu Bamberg;

geb. im Jahr 1769, gest. im März 1841.

Geboren zu Zeil und unterrichtet zu Bamberg durch seinen Taufpathen Christoph Franz v. Buseck, ward er bald nach dessen Wahl zum Fürstbischof im April 1795 zum Hof- und Regierungsrath und kurz hernach zum Stadtkonsulent und Syndikus ernannt. Bei der Reorganisation der Behörden unter der baierischen Regierung 1803 - 4 wurde er Stadtrichter und 1808 Direktor des k. Kreis- und Stadtgerichts, in welcher Eigenschaft er bis zu seinem im März 1841 erfolgten Tod ausharrte. Im Jahr 1818 nach der Verkündigung der Konstitution ließ er sich als Haus- und Gartenbesitzer höher in die Steuer legen, um wahlfähig für den Landtag zu seyn, welche Ehre ihm auch erreichbar wurde.

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S 465.

Auf dem Landtage von 1819 übernahm er nach dem Wunsche des Ministeriums den Vortrag gegen die Leistung des Eides auf die Verfassungsurkunde von Seite des Militärstandes. Im Jahr 1822 wies er den Antrag des abgeordneten protestantischen Pfarrers Clarus aus Bamberg auf Erhebung des dasigen Stadtgerichts, wegen der approximativen Seelenzahl von 20,000, wegen der vielen Juden und Advokaten rc., mit dem Vorgeben zurück, daß ein Stadtgericht 1. Klasse mit 2 Direktoren dem Aerar zu kostspielig sey und daß er den zweiten Direktor durch seinen Fleiß ersetzen wolle. Im Jahr 1825 übernahm er die Vorträge über die Staatseinnahmen seit 1819 und machte sich als Referent über die neue Stempelordnung, nach welcher alle Erben und Legatore, wie alle Güterkäufer und Verkäufer ungeheure Summen an das Aerar entrichten müssen, diesen unvergeßlich. In seiner Vertheidigung des Ministeriums, wegen unverdienter Beförderung eines Husarenofficiers zum Landrichter, verläugnete er seine gewohnte Bescheidenheit. Im Jahr 1828 empfahl er sich gleichfalls dem Finanzministerium durch seine Vorträge über den Malzaufschlag, über die Staatseinnahmen seit 1823, über das Erwerb- und Gewerbsteuergesetz, wie über die Grundsteuer. Durch diese öffentlichen Beweise der höchsten Servilität blieb er ministerieller Günstling bis zum Tode, während er als Stadtgerichtsdirektor durch sein spätes Erscheinen gegen Mittag und Abend, durch andere Vernachlässigungen und durch seine Vertraulichkeit mit einem Theile des Schreiber- und Dienstpersonals, dessen Mißgriffe er zum Theil theuer bezahlen mußte, die Achtung des Publikums für seine Behörde sehr schwächte. Er starb im ledigen Stand an Entkräftung.

105. Gustav Johann Georg v. Rauch,

geheimer Staats- und Kriegsminister und Chef des ersten Infanterieregiments zu Berlin;

geb. d. 1. April 1774, gest. d. 2. April 1841*).

v. R. wurde zu Potsdam geboren. Sein Vater, zuletzt Generalmajor im Ingenieurkorps und letzter Direktor der im Jahr 1806 aufgelösten Ingenieurakademie zu Potsdam, war einer der geschicktesten Lehrer in seinem Fache. Durch ihn auf das Sorgfältigste unterrichtet, trat der junge v. R.

*) Militärwochenblatt 1841, Nr. 16.

im Jahr 1788 so gründlich vorbereitet als Eleve in die Ingenieurakademie ein, daß er dieselbe schon 2 Jahre später nach abgelegtem Examen verließ und unterm 6. April 1790 zum Ingenieurlieutenant ernannt wurde; nach Schweidnitz versetzt, wurde er in den nächstfolgenden Jahren bei den Gränzbefestigungen in der Grafschaft Glatz und bei der dortigen Landesaufnahme angestellt. Im Jahr 1793 dem Armeekorps zugetheilt, welches Südpreußen in Besitz nahm, ward er auch dort mit Befestigungsentwürfen beschäftigt und erwarb das Vertrauen seiner Vorgesetzten in so hohem Grade, daß er beim Ausbruche der polnischen Revolution mit der selbstständigen Leitung der Befestigung von Petrikau, mit der Herstellung der Festung Czenstochau und Anlegung eines verschanzten Lagers um dieselbe beauftragt wurde. Er war auch bei der Belagerung von Warschau und in den späteren Gefechten an der Bzurra thätig und wurde nach hergestelltem Frieden wieder bei der Landesaufnahme im Sandomirschen und Warschauischen verwendet. Der Generallieutenant von Geusau, damals Generalquartiermeister, Chef des Ingenieurkorps und Generalinspekteur der Festungen, hatte den Lieutenant v. R. in dem vor kurzem beendeten Feldzuge kennen und schätzen gelernt und zog ihn schon im Herbst 1796 als Adjutant zu sich. Auch in dieser Stellung rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen in dem Maaße, daß er unterm 14. Januar 1802 als Quartiermeisterlieutenant in den Generalstab versetzt, unterm 12. Dec. 1803 zum Kapitän und schon unterm 22. Okt. 1805 zum Major und Quartiermeister ernannt wurde. Als im Jahr 1805 die Wahrscheinlichkeit des Krieges eine Menge von Vorbereitungen nöthig machte, wurde v. R. noch als Kapitän dem damaligen vortragenden Generaladjutanten, Obersten v. Kleist, als Hilfsarbeiter zugetheilt und verblieb in diesem Verhältniß auch während des unglücklichen Feldzuges von 1806 und bis zum Frühjahre des folgenden Jahres. Demnächst als Chef des Generalstabes dem kombinirten russisch-preußischen Korps beigegeben, welches unter dem General Grafen Kamensky II. in Pillau eingeschifft wurde und bei Neu-Fahrwasser landete, um das von den Franzosen belagerte Danzig zu entsetzen, nahm er am 15. Mai 1807 sehr thätigen Antheil an dem heftigen Gefechte bei Weichselmünde, wofür er den Verdienstorden erhielt und bald darauf als Chef des Generalstabes, bei dem General v. Rüchel *) angestellt wurde, unter welchem er dem Gefechte bei Königsberg beiwohnte

*) Dessen Biographie siehe im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 45.

und sodann in sein früheres Verhältniß zur Suite des Königs zurücktrat. Dem General v. Scharnhorst zur Hilfsleistung beigegeben, wurde er bei der neu organisirten Kriegsverwaltung unterm 12. Febr. 1809, mit Beibehalt seines Verhältnisses im Generalstabe, zum Direktor der zweiten Division des allgemeinen Kriegsdepartements ernannt, erhielt den Immediatvortrag bei dem König*) in sächlichen Angelegenheiten und wurde unterm 13. Febr. 1810 außer der Reihe zum Oberstlieutenant und unterm 14. Aug. 1812 zum Obersten befördert. Als im März 1812 politische Rücksichten die einstweilige Entfernung Scharnhorst's nothwendig machten, übernahm er den größten Theil von dessen Geschäften, indem er gleichzeitig zum Generalquartiermeisterlieutenant und zum interimistischen Kommandeur des Ingenieurkorps ernannt wurde, wobei der König die bestimmte Zuversicht ausdrückte: „daß er das königliche Zutrauen in der von ihm gewohnten Art rechtfertigen werde.“ Schon früher war er mit Scharnhorst und mit allen den Männern in ein sehr nahes Verhältniß getreten, die zu der zweckmäßigen und durchgreifenden Umgestaltung des Heeres und dessen Verfassung, so wie zu den stillen Vorbereitungsmaasregeln beitrugen, welche später die plötzliche Entwickelung einer nicht geahndeten Masse von Streitkräften möglich machten. Auch jetzt blieb er mit dem unvergeßlichen Scharnhorst in steter enger Verbindung und wie sehr dieser die Eigenschaften seines jüngern Freundes erkannte, welche derselbe früher und später als Lieutenant, General, als Minister nie verleugnet hat, geht aus einem Briefe vom Oktb. 1812 hervor. Scharnhorst schreibt in Beantwortung eines Berichtes unter anderm: „Ich bin Ihnen unendlich für die große Mühe verbunden, die Sie sich gegeben haben, um die Kriegsschulen in Ordnung und Gange zu erhalten. Ich gestehe es Ihnen, ohne Ihre Ordnungsliebe, Betriebsamkeit, Menschenkenntniß und Einsicht würde der mir bestimmte Wirkungskreis schlecht verwaltet werden. Ich erkenne dieses und ich wünsche, daß ich einmal Gelegenheit habe, zeigen zu können, daß ich es erkenne.“ Unterm 1. März 1813 beim Ausbruche des Krieges war der Oberst v. R. zum Chef des Generalstabes des Yorkischen Korps ernannt, welches damals in Berlin neu formirt wurde. Dieselben Eigenschaften, wodurch es ihm bis dahin gelungen war, unter den verschiedensten Verhältnissen ersprießlich zu wirken, verfehlten nicht, ihm das Vertrauen des Generals v. York**) zu erwerben, unter welchem er an den Schlach-

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.
**) — — — 8. — — — — S. 721.

ten und Gefechten, die dem Waffenstillstande vorhergingen, sehr thätigen Antheil nahm und sich dadurch die Achtung York's in hohem Grade sicherte. Während des Waffenstillstandes unterm 7. Juli zum Generalmajor und nach dem Tode des Generals v. Scharnhorst unterm 21. Juli zum Chef des Ingenieurkorps ernannt, wurde er gleichzeitig zum interimistischen Chef des Generalstabes der schlesischen Armee unter dem General v. Blücher und zum Bevollmächtigten des Kriegsdepartements für die Ergänzung und Wiederausrüstung des Heeres berufen. Auch nachdem General v. Gneisenau *) die Stelle des Chefs vom Generalstabe der Armee wieder übernommen hatte, blieb General v. R. 2. Officier des Generalstabes bei der schlesischen Armee. In dieser Stellung nahm er an allen Schlachten und Gefechten derselben diesseits des Rheins Theil und befehligte namentlich die Truppen, welche den Rechtsabmarsch der schlesischen Armee zwischen den Schlachten bei Wartenburg und Leipzig in der verschanzten Stellung bei ersterem Orte zu decken bestimmt waren. Nach der Ankunft der Armee am Rhein wurde der General v. R. nach Frankfurt a. M. zum Könige berufen und ihm dort unterm 13. Dec. 1813, bis auf weiteren Befehl, die Funktion als Chef des allgemeinen Kriegs- und Militärökonomiedepartements mit allen damit verbundenen Berechtigungen und Vollmachten übertragen. Der General v. R. begab sich darauf zur Uebernahme dieser Stelle und zur Anordnung der zur Fortsetzung des Krieges erforderlichen Maasregeln, nach Berlin und von da, zu Anfange des nächsten Jahres, über Basel wieder in das damals zu Chaumont befindliche Hauptquartier der verbündeten Monarchen. Als man dort bald darauf den Vorschlägen zu einem Waffenstillstande Gehör gab, ward General v. R. preußischer Seits beauftragt, denselben in Lusigny mit den dazu ernannten russischen, österreichischen und französischen Kommissären abzuschließen; die deshalb eingeleiteten Unterhandlungen wurden aber später abgebrochen. In das Hauptquartier der großen Armee zurückgekehrt, nahm General v. R. noch an den Schlachten bei La Fére Champenoise und Paris Theil und wurde nach dem Frieden, unterm 3. Juni 1814, zum Generalinspekteur der Festungen ernannt, während er ganz aus dem Verhältniß ausschied, in welchem er bisher zu den beiden Kriegsdepartements und zum Generalstabe der Armee gestanden hatte. Nachdem er vorher noch auf speziellen Befehl den König auf der Reise nach England begleitet hatte,

*) Dessen Biographie siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 745.

kehrte er zur Uebernahme seines Postens nach Berlin zurück, um die Reorganisation des Ingenieurkorps vorzubereiten. Der Wiederausbruch des Krieges im Jahr 1815 störte indeß diese Arbeiten, indem der König ihm unterm 15. April schrieb: „Die Festungsbauten am Rheine sind in diesem Augenblick ein Gegenstand von so großer Wichtigkeit, daß ich die Leitung derselben nur Ihren eigenen Händen anvertrauen kann. Sie werden daher ungesäumt nach dem Rhein abgehen und diesem Geschäft Ihre ganze Thätigkeit widmen. Ich verspreche mir hierbei von Ihren Einsichten die wesentlichsten Dienste und werde mit Vergnügen dem Zeitpunkt entgegensehen, wo ich Ihre Bemühungen anzuerkennen im Stande bin;" und hatte in Bezug darauf hinzugefügt: „Es ist mein Wille, daß Sie allein die Verantwortlichkeit für die Festungsbauten am Rheine tragen sollen." General v. R. ließ nun aufs Schleunigste die Herstellung der Festungen Köln, Wesel, Jülich, Koblenz und Erfurt beginnen und kehrte, als die Erfolge des Feldzuges von 1815 die Sorge um diese Verstärkung der Gränze weniger dringend erscheinen ließen, gegen Ende des Jahres nach Berlin zurück. Hier nahm der General v. R. die bedeutungsvolle Wirksamkeit als Chef des Ingenieurkorps und Generalinspekteur der Festungen wieder auf, in welcher ihm vergönnt war, von da ab noch während eines Zeitraumes von 22 Jahren dem Staate die wichtigsten Dienste zu leisten. Nachdem im Frühjahr 1816 die Organisation des Ingenieurkorps, gemäß den bereits im Jahr 1809 festgestellten Grundsätzen, aber nach einem sehr erweiterten, den neuen Verhältnissen des Staates angemessenen Umfange, die Genehmigung des Königs erhalten hatte, mußte es seine erste Sorge seyn, das erforderliche Personal zu ermitteln. Die Menschenkenntniß und die Sorgsamkeit, welche schon Scharnhorst in dem General v. R. erkannt hatte, erleichterten es ihm, aus einer großen Anzahl von Personen, welche zum Theil ganz unerfahren in ihrem Berufe waren, diejenigen auszuwählen, welche sich am schnellsten in die Verhältnisse zu fügen verstanden. Während sein Beispiel das Ingenieurkorps zu einer aufopfernden Thätigkeit anregte, gelang es ihm, die verschiedenartigsten Elemente zu verschmelzen und in seinen Untergebenen durch das Wohlwollen, welches er in alle Verhältnisse übertrug, eine ungeheure Anhänglichkeit für den Dienst zu erzeugen. Durch die ihm eigene unbefangene Beobachtung erkannte er die Officiere des ihm untergebenen Korps bis in die untersten Grade hinab sehr genau. Ein glückliches Gedächtniß ließ ihn deren Fähigkeiten und Verhältnisse festhalten und während er einen

jeden da verwendete, wo er am meisten leisten konnte, wußte er es so einzurichten, daß auch Jeder gern den ihm angewiesenen Platz ausfüllte. Keine Notiz verschmähend, welche mit Bescheidenheit selbst aus niederen Graden für einen Dienst beigebracht wurden, in welchem die genaueste Berücksichtigung der Oertlichkeit häufig nothwendig und bedingend ist, benutzte er dieselben gleichzeitig zur Förderung der Sache und zur Ermuthigung oder Belehrung der Person. Vertrauen und Verehrung des ihm lange untergebenen Korps lohnten ihm dafür und von allen ihm näher gestandenen seiner Untergebenen gibt es Keinen, der nicht durch ihn angezogen, von dem er nicht verehrt, oder wie ein väterlicher Freund geliebt worden wäre. Neben dieser Sorgsamkeit für das Personelle und die Ausbildung der mit dem Ingenieurkorps vereinten Pioniere leitete und überwachte er mit gleicher Einsicht im ganzen Umfange des Staates die umfassenden Festungsarbeiten, welche durch Großartigkeit der Anlage und Originalität der Idee einen europäischen Ruf erworben haben. Nicht nur die bedeutenden Neuanlagen der Festungen Koblenz, Thorn und Posen, die Herstellung und die Erweiterungen der Befestigung von Köln, Erfurt, Münden und Torgau, sondern alle übrigen Plätze des Staates sind Zeugen seiner erfolgreichen Thätigkeit und es gibt darin keinen, auch noch so unbedeutenden Vertheidigungsraum, den nicht sein scharfes Auge vielfach geprüft, über den nicht seine Ordnungsliebe gewacht hätte. Die Anerkennung, die sein königlicher Herr ihm fortwährend in seiner Wirksamkeit angedeihen ließ, indem er ihn nächst anderen Beweisen seiner Gnade und des Vertrauens unterm 4. April 1817 zum Generallieutenant, unterm 30. März 1830 zum General der Infanterie, unterm 21. Nov. 1831 zum Mitgliede des Staatsrathes und nachdem er schon früher fast alle Orden erhalten hatte, unterm 18. Jan. 1833 zum Ritter des schwarzen Adlerordens ernannte, fand auch im Ausland Anklang. Auf den Wunsch des Kaisers Alexander genehmigte der König im J. 1822, daß der General v. R. die russischen Festungen besichtigen und seine Ansicht darüber abgeben könne. Der Kaiser Nikolaus, der als Großfürst und Chef des russischen Ingenieurkorps früher mit dem General in mehrfacher Beziehung gestanden hatte, der seine kenntnißreiche Einsicht schätzte und dem er im Jahr 1829, wo er als Gesandter seines Herrn der Krönung in Warschau beiwohnte, noch werther geworden war, ersuchte im Jahr 1835 ebenfalls den König, zu gestatten, daß der General ihn bei der Besichtigung der neuen Festungsanlagen in Polen begleiten dürfe. Beide

Herrscher erkannten die Verdienste des Generals durch vielfache Beweise der Gnade und des Wohlwollens an. In so anerkannter Thätigkeit wirkte General v. R. bis in das Jahr 1837, wo der damalige Kriegsminister General v. Witzleben *) zur Herstellung seiner Gesundheit auf längere Zeit von der Verwaltung des Kriegsministeriums entbunden wurde und der König dem General v. R. unterm 19. März die interimistische Verwaltung desselben und zwar mit der Bestimmung übertrug: „daß er dieselbe ganz selbstständig und unter eigener Verantwortung mit der dem Könige wohlbekannten Gewissenhaftigkeit und Treue führen solle, welche sein ganzes Dienstleben bezeichnet habe." — Als darauf im Juli der General von Witzleben starb, ernannte der König den General v. R. unterm 30. jenes Monats zum wirklichen geheimen Staats- und Kriegsminister. Dieselben Tugenden, welche der General v. R. sein ganzes Leben hindurch geübt, begleiteten ihn in seinen neuen höheren Beruf. Allein chronische Uebel, welche durch die angestrengte Thätigkeit in seinem theilweise neuen Wirkungskreise vermehrt wurden, ließen leider seit Ende 1838, wo eine schwere Krankheit seine Gesundheit erschüttert hatte, den bis dahin noch über sein Alter kräftigen Körper nicht wieder die gewohnte Frische gewinnen und unterbrachen wiederholentlich die Wirksamkeit des Ministers. Der unerschütterliche Wille, seinem geliebten Herrn — dem er von der frühesten Jugend nahe gestanden, mit dem er die Tage des Leidens und der Freude getheilt hatte, dessen Gesundheit ebenfalls zu wanken begonnen — einem solchen Herrn bis zum letzten Athemzuge zu dienen, bestimmten den Minister v. R. indeß, den letzten Rest seiner Kräfte diesem Dienste hinzugeben. Im Frühjahr 1840 warf eine lebensgefährliche Krankheit ihn von neuem nieder und er war von derselben noch nicht genesen, als er bei Gelegenheit seines Jubiläums den letzten Beweis der Gnade Friedrich Wilhelms III. und darin zugleich eine neue Aufforderung zu ferneren Anstrengungen erhielt, indem der König ihm schrieb: „Sie haben in einer langen Reihe von Jahren und in den wichtigsten Stellungen so viele Beweise von treuer Anhänglichkeit und ausgezeichnetem Eifer für meinen Dienst gegeben, daß ich nicht umhin kann, Ihnen meine aufrichtige Theilnahme bei der Feier Ihres zurückgelegten funfzigsten Dienstjahres auszudrücken. Um Ihnen ein bleibendes Andenken an diesen Tag zu verleihen, ernenne ich Sie zum Chef des 1. Infanterieregiments und bin überzeugt, daß

*) S. N. Nekr. 15. Jahrg. S. 1251.

Sie hierin den besten Beweis meiner Anerkennung Ihrer überall mit tiefer Einsicht geleisteten Dienste und Ihrer treuen Ergebenheit an mich und mein Haus erblicken werden. Ich wünsche, daß Ihre Gesundheit Ihnen noch lange gestatten möge, in meinem Dienste thätig zu seyn, damit ich auch ferner Gelegenheit erhalte, Ihnen Beweise meiner Achtung und meines Wohlwollens zu ertheilen." Kaum hatte der Minister v. R. seine letzte Krankheit überwunden und war von einer Erholungsreise in sein Amt zurückgekehrt, als er den Schmerz erleben mußte, seinen Gebieter am 7. Juni hinscheiden zu sehen. Noch eine kurze Zeit hielt seine Kraft ihn aufrecht und fähig zur Verwaltung seiner Geschäfte, indeß schon im Nov. desselben Jahres sah er sich genöthigt, den König abermals um einen Urlaub zur Herstellung seiner Gesundheit und im Febr. 1841 um seine Entlassung aus dem Amte zu bitten, welche ihm unterm 28. Febr. huldreichst gewährt wurde. Nachdem er wenige Tage vorher noch die Männer, welche ihn in seinem letzten Wirkungskreis umgeben, um sich vereint hatte, um jedem ein freundliches Wort der Anerkennung und des Dankes für die ihm geleistete Unterstützung zu sagen, fühlte er, obgleich sein Gesundheitszustand keine gefahrdrohende Verschlimmerung erkennen ließ, dennoch schon an seinem Geburtstage, dem 1. April, die Vorboten des herannahenden Todes. Am folgenden Tag um 8½ Uhr Abends endete ein Nervenschlag sein rühmliches und wirkungsreiches Leben. Redlichkeit des Willens, Klarheit des Verstandes und ein Wohlwollen, welches er auf Alle übertrug, mit denen er in Beziehung trat, bildeten die Grundlage des Wesens und des innern Werthes dieses Mannes. Diese Liebe und Achtung gebietende Persönlichkeit war es, welche seinen Verlust nicht allein für eine weit verzweigte Familie, deren Haupt er war, und insbesondere für seine edle, würdige Gattin, eine geborne v. Holzendorf, und 6 Kinder, von denen 3 bereits als Officiere im Heere dienen, unersetzlich erscheinen läßt. Auch über diesen Kreis hinaus fesselte er durch dieselben Eigenschaften Alle, welche, sey es im häuslichen Kreise, sey es im öffentlichen Leben, zu ihm in nähere Beziehung traten und sicherte unter allen Verhältnissen, in allen Ständen sich treue Freunde und Anhänger.

* 106. Jakob Struve,

königl. dän. Justizrath, Doktor der Phil. und ehemaliger Direktor des Gymnasiums zu Altona;

geboren d. 21. Nov. 1755, gestorben d. 2. April 1841.

Zu Horst, einem Patrimonialgute des holsteinischen adel. Klosters Uetersen, wurde unser St. geboren. Er war eines Insten Sohn. Sein Vater war Maurermeister in Horst, der sich jung verheirathete und bald nach der Geburt seines Sohnes Jakob nach Elmshorn zog. Hier machte sich der Schullehrer Warnholz um die Bildung unsers St. sehr verdient. Nach der Konfirmation sollte er indessen bei einem Bauer die landwirthschaftlichen Arbeiten erlernen; allein er wurde bald zu schwächlich dazu befunden und behauptete später, daß er bei dieser Gelegenheit den kleinen Auswuchs auf seinem Rücken erhalten habe. Genug, St. wurde nun als Amanuensis bei dem alten Pastor Baemer in Elmshorn angestellt, der den gelehrigen Jüngling bald lieb gewann und ihn Anleitung gab, sich gelehrte Kenntnisse zu erwerben. Derselbe strebte auch dafür, daß St. das Altonaer Gymnasium einige Jahre besuchen und sodann zu Kiel Theologie und Philologie studiren konnte. So wurde St. bei seinem ungemeinen Fleiße bald ein kenntnißreicher Mann und bereits im Jahr 1780 erhielt er einen Ruf als Konrektor an der lateinischen Schule zu Harburg. Von da kam er 1783 als Professor und Rektor an das Gymnasium zu Bückeburg und 1784 als Rektor an das Lyceum zu Hanover. Nach 7 Jahren folgte er dem Ruf als zweiter Professor und Mitdirektor am Altonaer Gymnasium, worauf er 1794 erster Professor und Direktor desselben ward. Als solcher erwarb er sich während mehr als 30 Jahren viele Verdienste um die Schule, so daß die Universität Kiel ihn 1813 zum Doktor der Philosophie ernannte und der König ihm 1821 einen höhern Rang ertheilte. Neben seiner Schule suchte er auch noch vielen Pensionären durch Privatunterricht nützlich zu werden, so wie seine Frau, die Tochter des Pastors J. H. L. Weise in Steinbek († 1804), die Töchter angesehener Eltern im Hausstand unterrichtete. Von beiden wurde streng darauf gehalten, daß die Zöglinge früh aufstanden und spät zu Bette gingen. Alle Vergehen mußten mit Geldstrafen gebüßt werden, wofür eine eigene Büchse vorhanden war. Nach zurückgelegtem 70. Jahre merkte indessen St., daß die Schwächen des Alters herannahten. Er bat daher um seine Entlassung und erhielt dieselbe auch unterm 20. Febr. 1827, worauf er

den 1. Aug. 1829 zum k. dän. Justizrath ernannt wurde. Am 10. Jan. 1833 feierte er seine goldene Hochzeit im Kreise seiner Kinder, Enkel und vieler Schüler. Nachdem er die letzten Jahre fast blos vegetirt hatte, entschlummerte er sanft am oben genannten Tage. Von seinen 5 Söhnen waren ihm 4 vorangegangen, der älteste, Karl Ludwig, starb 1838 als Generaldirektor und Professor des Gymnasiums zu Königsberg *); der 2., Ernst Heinrich, als Doktor der Medizin und Physikus in Flensburg 1822; der 3., Gustav, als Doktor der Philosophie in Norwegen. Den 4., dem Vater überlebende Sohn ist der berühmte Astronom in Petersburg, Fr. G. W. Struve, kais. russ. wirkl. Staatsrath und Inhaber mehrerer Orden. Der 5. und jüngste Sohn, Ludwig August **), starb als Doktor und ordentl. Professor der Medizin und k. russ. Hofrath zu Dorpat 1828. Von den beiden Töchtern unsers St. ist die älteste, Christiane, an den Doktor der Medizin Henop in Altona und die jüngste, Johanne, an den Wollengarnfabrikanten Buckop daselbst verheirathet. Auch seine Gattin hat ihn überlebt. Seine Schriften sind: Pr. Scholia breviora in Sophoclis Philocteten a Gedickio editum, conscripsit in usum juventutis scholasticae, inprimis Hanoveranae. Hanov 1786. — Leitfaden für den Unterricht in d. reinen Mathematik auf Schulen und Gymnasien. 2 Abth. Ebend. 1789—1790. — Versuch e. erklärenden Uebersetzung d. Paulinischen Briefe. Altona 1792. — Berechnung üb. d. Dunzfeld-Mayersche Tontine. Ebend. 1793. — Pr. de loco Paullino ad Thessalonicenses Ep. I. 4, 13—5, 11. occasione et indole. ibid 1793. — Pr. interpretationum in Sophoclem propositarum. Partic. I. Ibid 1795. — Pr. Antiquitas Romana, brevissimo in conspectu posita. Ibid. 1796. E. n. 1806. — Vorläufiger Beitrag zu einer Geschichte des Altonaischen Gymnasiums. Ebend. 1797. — Interpretationes ad fabulae Aristopheae Σχκλησιαζουσων partem priorem. Ibid. 1799. — Von einfachen und zusammengesetzten Zahlen. Ebend. 1800. — Interpretationum in Sophoclem propositarum part. II. Ibid. 1801. — Ueber d. Risico der Kasse d. Versorgungsanstalten. Ebend. 1803. — Ueb. d. Wahrscheinlichkeit d. größern Erwartung d. Versorgungsanstalten. Ebend. 1806. — Handb. d. Mathematik. 2 Thle. Altona 1808—1809. — Erläuterungen d. beiden ersten Zusätze zu Kästners mathematischen Anfangsgründen. Ebend. 1808. — Erläuterung d. 3. u. 4. Zusatzes. Ebend.

*) Dessen Biogr. siehe im 16. Jahrg. des N. Nekr. S 572.
**) S. N. Nekr. 7. Jahrg. S. 998.

1809. — Erläuterung d. ersten Aufgabe d. 11. Cap. in Kästners mathem. Anfangsgründen. Ebend. 1810. — Ueb. d. gewöhnlichen figurirten Zahlen, nach Kästner. Ebend. 1812. — Einiges üb. Kettenbrücken. Ebend. 1813. — Sendschr. d. Prof. Struve, als Directors des Altonaischen Gymnasiums, an d. Hrn. Prof. (H.) Müller in Kiel, üb. d. letztern vor kurzem in d. N. S.-H.-Prov. Berichten eingerückten, die in den letzten 12 Jahren in Kiel für d. academ. Beneficien geprüften Jünglinge betreffenden Aufsatz. Ebend. 1813. — Freunde sind selten, sind schwer zu finden; so unter Zahlen, wie unter Menschen. Eine arithm. Kleinigkeit. Ebend. 1815. — Ueb. d. Summirung d. ganzen Potenzen d. ersten natürl. Zahlen. Ebend. 1816. — Ueb. d. Zusammensetzung u. Zerlegung der Quadratzahlen. Ebend. 1817. — Ad panegyrin solennem, quae in sacris religionis emendatae secularibus post trecentos annos elapsos recurrentibus ad Martinum Lutherum, magnum virum, celebrandum suam est collaturum symbolam Christianeum academicum Altonaum, Ibd. 1817. — Oratio solemnis in sacris religionis emendatae secularibus tertio recurrentibus ad M. Lutherum, magnum virum, celebrandum Ibid. 1817. — Pauca quaedam de Ph. Melanchthone, professore mathematum publico vitiose creato et de Petri Rami Germanorum laudibus. Ibid. 1818. — Regel für unbestimmte Aufgaben in einfachen Gleichungen. Ebend. 1819. — Berechnung der Wahrscheinlichkeit b. einem beliebten gesellschaftlichen Spiele. Ebend. 1820. — Mit seinem Sohne Karl Ludw. Struve: Altes griech. Epigramm mathematischen Inhalts, von Lessing erst ein Mal zum Drucke befördert, jetzt neu abgedruckt u. mathem. u. kritisch behandelt. Ebend. 1821. — Allgem. Beweis d. Newtonschen Binominalsatzes. Ebend. 1822. — Aus dem Verhältnisse zweier Seiten e. Dreiecks u. dem Flächeninhalte desselben dessen drei Seiten zu finden. Ebend. 1823. — Etwas über d. Rechnungsverfahren beim Visiren der Fässer u. über darauf gegründete Tabellen für den Inhalt derselben. Ebend. 1824. — Etwas über die Theorie der cubischen Gleichungen. Ebend. 1825. — Berechnung u. Angabe d. Frequenz in Selecte, der obersten Klasse d. hies. Gymnasiums, in nunmehr 87½ J. seit der Eröffnung dieser Lehranstalt im Sept. 1738. Ebend. 1826. — Ueb. d. s. g. numeri abundantes. Im Programm von 1827.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

107. Dr. Christian Gottlieb Konopak,

Oberappellationsgerichtsrath u. ordentl. Professor in der juristischen Fakultät zu Jena;

geboren im Nov. 1767, gestorben d. 3. April 1841 *).

Er war zu Danzig geboren, habilitirte sich als Docent in Halle und wurde 1804 zum ordentlichen Professor daselbst ernannt. Nach der Auflösung der Universität im J. 1807 ging er in gleicher Eigenschaft an die Universität Rostock, wo ihm 1814 neben der Professur auch das Syndikat übertragen wurde. 1817 folgte er einem Ruf an die Universität Jena, zugleich als Beisitzer des dasigen Oberappellationsgerichts. — Seine Schriften sind: Ueber d. Begriff u. Zweck e. Encyklopädie. 1802. 2. Aufl. 1806. — Institutionen des röm. Privatrechts. 1807. 2. Aufl. 1824. — Beitrag z. Lehre von d. Berechnung der Falcidischen Quart. 1811. — Außerdem besorgte er die 6. Aufl. von Quistorp's peinlichem Recht (Rostock 1814) und hatte Antheil an der Redaktion des Archivs für Kriminalrecht.

* 108. Mag. Eduard Fr. Ferdinand Beer,

außerordentl. Professor der Philosophie zu Leipzig;

geboren den 15. Juni 1805, gestorben den 5. April 1841.

B. war der älteste Sohn des aus Thalheim bei Nürnberg gebürtigen Schneidermeisters Leonhard Beer in Bautzen und seiner Ehegattin Dorothee, geb. Apelt, der Tochter des Ministranten an der lutherischen Hauptkirche daselbst. Schon im 5. Jahre nahm seine Wißbegierde die Richtung nach den Gegenständen seiner späteren Studien hin: er umgab sich gern mit Büchern, benutzte eifrig den Unterricht im Lesen, welchen ihm seine Eltern ertheilten, und seine liebste Beschäftigung war es, die Druckbuchstaben mit der linken Hand in semitischer Schriftrichtung, von der Rechten zur Linken, auf Wänden und Hausgeräth nachzubilden, ja oft ganze selbstgeschaffene Wörter zusammenzusetzen. Sieben Jahre alt, wurde er der neuerrichteten provisorischen Bürgerschule übergeben, wo er sich durch ernsten Fleiß und bei öffentlichen Prüfungen besonders auch durch den freien Anstand seiner Deklamation auszeichnete. Diese Erfahrungen, zusammengenommen mit des Knaben brennendem Durste nach höherem Unterrichte, bewogen seine Eltern, ihn ungeachtet ihrer Mit-

*) Nach Zeitungsnachrichten.

tellosigkeit Ostern 1817 in das Stadtgymnasium eintreten zu lassen. Während er auch da durch gesittetes Betragen und angestrengten Fleiß die Achtung und Liebe seiner Lehrer erwarb, bahnte er sich schon 1819 als Sekundaner durch eifrige Erlernung des Hebräischen den Weg zu dem Feld, auf welchem sein Scharfsinn sich so glänzend bewähren sollte. Dabei begünstigte ihn der Umstand, daß ein rabbinisch gelehrter Jude, ein Hausgenosse seiner Eltern, ein Vergnügen daran fand, ihn im Alt- und Neuhebräischen zu unterrichten. Derselbe verschaffte ihm das alte Testament im Urtexte, seine Eltern schenkten ihm dazu das Lehrgebäude der hebräischen Sprache von Gesenius und dessen hebräisches Wörterbuch kaufte er sich selbst von seinen Sparpfennigen. Nun im Besitze der nöthigsten Hilfsmittel, warf er sich mit solchem Eifer auf das Studium des alten Testaments, daß er in Kurzem die Genesis ohne Wörterbuch las. Oft zwar wurde die einseitige Anwendung seiner Zeit und Kräfte von den Klassenlehrern gemißbilligt, aber nichts konnte ihn seinen Privatstudien entreißen, im Gegentheile dehnten sich diese immer weiter aus und zogen nach und nach auch die übrigen semitischen Sprachen und von den europäischen die englische, französische und italienische in ihren Kreis. Die Sehnsucht nach Vermehrung seiner Kenntnisse und zunächst nach dem Eintritt in die hebräische Gesellschaft des damaligen außerordentlichen Professors der Theologie (jetzt Kirchenraths) Dr. Winer in Leipzig war so stark, daß er schon im 18. Jahre die Universität beziehen wollte; aber eine lebensgefährliche Brustkrankheit, die Vorläuferin künftiger Leiden, zwang ihn, die Ausführung dieses Vorhabens um ein ganzes Jahr, bis Ostern 1824, zu verschieben. Sein Schulabgangszeugniß, von dem ehrwürdigen Rektor Siebelis ausgestellt, sagt von ihm: postquam in gymnasii Budissini civibus primae classis quatuor annos fuit, Lipsiam nunc se conferet, Theologiae Orientisque populorum linguis operam navaturus. Et horum quidem litteras sic avide arripuit quasi ardentem sitim explere cupiens, atque in iis, quum memoria multum valeat docilique sit ingenio, magnos habet progressus. In maturitatis examine dignus, quod autem ad ebraïca attinet, prae ceteris dignus civitate academica judicatus est; neque ea se unquam indignum praebebit: nam litterarum discendarum studiosissimus est, et mores ejus tales fuerunt, ut non modo nunquam in iis offenderemus, sed semper etiam nobis probarentur. Perturbationibus certe animi, quibus alii juvenes saepe agitantur, hujus tranquillitas sibi constans non facile commovebitur. — In Leipzig fand er zwar

die hebräische Gesellschaft durch die Versetzung Dr. Winer's nach Erlangen aufgelöst, dafür entschädigte ihn aber in vieler Hinsicht die Verbindung mit dem nach ähnlichem Ziele strebenden M. Dorn (jetzt russ. Staatsrath und Professor der asiatischen Geographie und Geschichte an dem orientalischen Specialinstitut in St. Petersburg), dem er auch als Respondent diente, als dieser sich den 4. Mai 1825 durch Vertheidigung seiner Commentatio de psalterio aethiopico auf dem philosophischen Katheder habilitirte. Doch wurde dieses Band bald gelöst, da Dorn kurz darauf nach England ging. Uebrigens schloß sich B. vorzüglich an die Männer seines Faches, die Professoren Rosenmüller*) und Seyffarth und später an Rosenmüllers Nachfolger, Professor Fleischer, an. Um unausgesetzter studiren zu können, besuchte er nur wenig Kollegien und in der Paläographie, welche bald sein Hauptfach wurde, war er ganz Autodidakt. Schon im Anfange des J. 1826 finden wir ihn mit der Entzifferung der 1819 vom Major v. Humbert entdeckten und bekannt gemachten vier karthagischen Votivinschriften beschäftigt. Professor Hamaker in Leyden hatte 1822 in einer besondern Diatribe eine merkwürdig verfehlte Erklärung derselben gegeben und B. würde die Ehre der von ihm zuerst aufgefundenen, bis auf einige von Humbert verzeichnete Buchstaben durchaus richtigen Lesung und Deutung ungeschmälert genossen haben, wenn der unbekannte und unbemittelte Student das Ergebniß seiner Forschung sogleich in einem wissenschaftlichen Blatt oder einer besondern Schrift hätte veröffentlichen können. Erst nachdem Gesenius in der Hall. Lit.-Zeitung 1826, Nr. 111 und Et. Quatremère im Journ. asiat. 1828, Janv., die Sache weiter, aber immer noch nicht zum Abschlusse gebracht hatten, gelang es ihm, seinen Aufsatz: „Zur Erklärung der im J. 1819 in den Ruinen Karthagos entdeckten Votivsteine," in welchem er zugleich vier palmyrenische Inschriften erklärte, in das Int.-Bl. der Leipz. Lit.-Zeitg. 1829, Nr. 75 einrücken zu lassen. Es ist auffallend, daß Gesenius in seinen Monumentis scripturae linguaeque phoeniciae, S. 166 diese Abhandlung nicht erwähnt und den von B. gegen die früheren Erklärer richtig gelesenen Namen der Göttin Thanath, welchen Gesenius selbst nachher auf dem Originalstein in Leyden mit einem deutlichen n geschrieben fand, zu den Dingen zählt, „in quae sola ingenii conjectura nemo unquam incidisset" — Eben so schlug unserm B. die Hoffnung fehl, einen unter seinem Nachlaß aufge-

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 766.

fundenen „Versuch einer neuen Erklärung des phönicischen Theils der Inschrift von Cyrene," unterzeichnet: „Am 21. Juli 1826. Ed. Friedr. Ferd. Beer, Student in Leipzig" in das Publikum zu bringen. Er stellte darin den von Gesenius, Hamaker und einem ungenannten Recensenten in der Leipz. Lit.-Zeitg. 1826, Nr. 84 gegebenen Deutungen eine andere zur Seite, welche bis auf Weniges, worin B. Recht zu haben scheint, mit der neuen von Gesenius in dem oben genannten Werke, S. 248, übereinstimmt. Bei der Vertiefung in seine Studien gab es für ihn — leider auf Unkosten seines schwächlichen Körpers! — keine Ferien und Erholungsreisen. Erst später, aber nur zu spät, lernte er, durch die Erfahrung gewitzigt, sich zu schonen und zu pflegen und besonders bei längeren ihm verordneten Kuren war er darin ängstlich gewissenhaft. Da ihm Leipzig die Heimath mehr als ersetzte, so rief ihn erst 1827, nach 3 Jahren zum ersten Mal, eine tödtliche Krankheit seines Vaters nach Hause zurück. Schon 12 Tage nach seiner Ankunft begleitete er ihn zu Grabe und alle Aussicht auf weitere Unterstützung von dieser Seite war somit verschwunden. Aber es gab ja einen Gott im Himmel, Gönner, Freunde und — Korrekturen auf Erden: ohne Bedenken kehrte er nach Leipzig zurück. Während er nun durch Erlernung des Sanskrit bei Rosenmüller den Grund zu seiner nachherigen Beschäftigung mit der Keilschrift legte, bildete sich der Plan zu einem Gesammtwerk über die semitische Paläographie mit Ausschluß der südarabischen und äthiopischen, welchem er später den Namen Studia asiatica bestimmte, immer weiter bei ihm aus und er sammelte unermüdlich Stoff dazu. Die Herausgabe von Einzelnem wurde durch seine Dürftigkeit, Unerfahrenheit in der Kunst sich zu produciren und dadurch herbeigeführten Mangel an Unterstützung immer vereitelt. Dazu kam im Herbst 1828 eine abermalige schwere Krankheit, die ihn auch nach Abwendung der größten Gefahr auf lange Zeit zu anhaltenden Arbeiten untüchtig machte. Unter diesen Umständen war es noch ein Glück, daß ihm wenigstens Korrekturen, das traurige Erwerbsmittel armer Gelehrten, nicht fehlten. Endlich ward es ihm durch ein doppeltes akademisches Stipendium möglich, den 21. Febr. 1833 in der philosophischen Fakultät öffentlich zu promoviren und sich in derselben am 14. Sept. des nämlichen Jahres mit der Particula prima seiner Inscriptiones et papyri veteres semitici, quotquot in Aegypto reperti sunt, editi et inediti, recensiti et ad originem hebraeo-judaïcam relati, cum Palaeographia hebraea concinnata zu habilitiren. Diese nur in

400 Exemplaren abgezogene und nicht in den Buchhandel gekommene Schrift sollte, nach einem mit J. A. Barth abgeschlossenen Verlagskontrakte, fortgesetzt und zu einem Buche von etwa 12 Bogen mit 10 Steintafeln erweitert werden, von dessen Inhalte der letzte Theil der Introductio, S. 10–12, eine vorläufige Anzeige giebt; aber obgleich die Tafeln fertig waren, so kam B. doch vorerst wieder davon ab, da die erwarteten Monumenta von Gesenius ihm den nächstliegenden Stoff großentheils hinwegnahmen und er mit dem berühmten und ihm befreundeten Manne nicht konkurriren wollte, der übrigens in der Hall. Lit.-Zeitg. 1835, Nr. 136, so wie Ferd. Benary in den Berliner Jahrbüchern jene Schrift höchst günstig beurtheilte. Jedoch lenkte diese öffentliche Anerkennung nicht sogleich die Aufmerksamkeit der vaterländischen Regierung auf ihn; im Gegentheile wurde eine Unterstützung zur Fortsetzung und Vollendung der Inscriptiones et papyri, um welche er bei dem Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts eingekommen war, gegen das Ende des Jahres 1834 abgelehnt. Eine Gratifikation von 100 Thalern, die er ein Jahr darauf erhielt, zeigte wenigstens, daß man ihn nicht ganz vergessen hatte und 2 Fakultätsstipendien von jährlich 31 Thlr. 16 Gr. und 80 Thalern verbesserten seit Ostern 1836 und Michaelis 1837 seine Lage insoweit, daß er an die allmäliche Abtragung seiner drückendsten Schulden denken konnte, von denen jedoch trotz aller Einschränkung bei seinem Tode noch ein bedeutender Theil übrig war. Seine Vorlesungen bezogen sich auf alttestamentliche Exegese, asiatische Archäologie, Paläographie und Numismatik, aramäische, arabische und Sanskritsprache, welche letzte er seit Rosenmüller's Tod im Herbst 1835 allein vertrat. Bei seiner gewissenhaften Vorbereitung auf diese Kollegia, seiner Kränklichkeit, den nothgedrungenen Brodarbeiten und einer ihm angebornen Bedächtigkeit war es kein Wunder, daß er erst 1838 von neuem als Schriftsteller auftrat, aber auch jetzt wieder mit einem kleinen Meisterwerke: der ihm von Gesenius übertragenen Recension von Burnauf's, Lassen's und Grotefend's neuesten Werken zur Erklärung der Keilschrift, in der Hall. Literatur-Zeitg. 1838, Nr. 1—6. Es ist dies nicht nur eine genaue beurtheilende Zusammenstellung des in diesem Gebiete von Anderen Geleisteten, sondern auch ein glücklicher Weiterbau auf sicheren Grundlagen, über dessen Trefflichkeit B. bald von mehreren Seiten die unzweideutigsten Zeugnisse erhielt und selbst Grotefend's persönliche Unzufriedenheit mit B.'s unpartheiischem Urtheil über ihn (Zeitschrift für die Kunde des Morgenlan-

des, Bd. 2, Hft. 2, S. 177.) mußte die Gründlichkeit des Ganzen unangefochten lassen. Jetzt erst wagte B. und auch jetzt erst auf wiederholtes Anliegen seiner Freunde — im Juni des J. 1838 — das Ministerium um eine außerordentliche Professur zu bitten, welche ihm wirklich kurz darauf, jedoch ohne Gehalt, ertheilt wurde. Ueberhaupt schenkte man ihm jetzt auf die Verwendung der philosophischen Fakultät und seiner beiden höchstgestellten Gönner, v. Ammon und Gesenius, eine größere Aufmerksamkeit und obgleich seine Bitten um Gehalt erfolglos blieben, so bekam er doch in den beiden nächsten Jahren zwei Gratifikationen, jede von 200 Thalern; im Jan. 1841, als er schon hoffnungslos erkrankt war, erfreute ihn der Kultusminister v. Wietersheim noch mit einem eigenhändigen Schreiben und kurz vor seinem Tode wurden 100 Thlr., in vierteljährigen Raten zahlbar, eventualiter für ihn angewiesen, von denen er wenigstens noch das erste Quartal erhielt; auch wurden von dieser Summe auf besondere Erlaubniß die geringen Kosten seines Begräbnisses bestritten. Denn nur die Aussicht in eine sorgenfreiere Zukunft sollte er genießen, nicht diese selbst. Seine Gesundheit war untergraben und nur einige Jahre völliger Ruhe hätten sie früher vielleicht auf längere Zeit befestigen können. Mit letzter Anstrengung vollendete er das Hauptwerk seines Lebens, ein Ergebniß der ausdauerndsten, mühsamsten und scharfsinnigsten Kombination, welches ihm auf immer einen Ehrenplatz in der Geschichte der Paläographie und Sprachkunde sichert: **Inscriptiones veteres litteris et lingua hucusque incognitis ad montem Sinaï magno numero servatae, Fasc. I.: Inscriptionum centuria litteris hebraicis transcripta.** Mit 16 Steintafeln. Leipzig 1840, als 3. Heft seiner **Studia asiatica.** Ohne Vorgänger und Gehilfen, an einem völlig rohen Stoffe, löste er seine Aufgabe so vollständig, wie kein anderer Paläograph in gleicher Stellung vor ihm. Eine bisher unbekannte nordarabische Sprache tauchte hier in ihren wahrscheinlich einzigen unmittelbaren Ueberresten plötzlich aus dem Dunkel der Zeiten hervor. Auch wurde dieses Werk vom Professor Credner in den Heidelb. Jahrb. 1841, Nr. 57—59, wiewohl mit Nachweisung eines wahrscheinlich andern Urspungs jener Inschriften, als B. annimmt, in paläographischer und linguistischer Hinsicht ganz nach Verdienst gewürdigt. Aber B. erlebte diese Genugthuung nicht mehr. Am 16. Nov. 1840 überfiel ihn, wie schon früher mehrmals, ein Blutsturz und die sich nun unter dem Einfluß eines strengen Winters schnell entwickelnde Lungensucht trotzte allen Bemühungen des Arztes, der sorg=

samsten Pflege seiner herbeigeeilten Mutter und der theilnehmenden Thätigkeit seiner Freunde: er starb, gänzlich entkräftet, ohne Todeskampf am oben genannten Tage — „ein frühes, fast noch jugendliches Opfer seiner wissenschaftlichen Bemühungen" (Worte Credner's am Ende jener Recension). Vier Tage darauf begleiteten ihn seine Mutter, die den zweiten, letzten Sohn an ihm verloren hatte, sein Schwager und einige Freunde, Rector magnificus Professor Drobisch an der Spitze, zu seiner letzten Ruhestätte. Darauf soll sich ein Denkmal aus oberlausitzer Granit, eine Liebesgabe seiner Freunde in Bautzen, Leipzig, Halle und Meißen, mit einer doppelten Inschrift erheben: einer lateinischen vom Professor Seyffarth und einer arabischen in nabatäischer Schrift vom Professor Redslob (jetzt in Hamburg). — Wie als Gelehrter, so war B. auch als Mensch höchst achtungswerth. Ungeschminkte Einfachheit, anspruchslose Bescheidenheit und heitere Genügsamkeit vereinigten sich in ihm mit ernstem Sinn, edlem, festen Willen und fast stoischem Gleichmuthe. In der Philosophie und Theologie war er strenger Rationalist von der alten Schule, ohne alle Gemüthsseligkeit und Ueberschwenglichkeit, in der Politik entschiedener Liberaler. Bei dem Ueberwiegen des Verstandes in ihm hatte sein Herz wenig Bedürfnisse und eine auf den ersten Blick fremdartige Erscheinung in dieser nüchternen Seele war seine innige Freude an der schönen Natur, besonders an der Blumenwelt, die er sogar als kunstverständiger Gärtner praktisch pflegte. Dagegen entsprach es völlig seiner übrigen Geistesrichtung, daß er von allen Spielen allein das Schach liebte und darin Meister war. In heiterer Gesellschaft, wo er sich behaglich fühlte, löste sich seine trockene Naivität in muntere Laune auf, die an einer scherzhaften Unterhaltung den lebhaftesten Antheil nahm und rührend-komisch war es anzusehen, wie ihn dann bisweilen mitten im herzlichsten Lachen ein plötzlicher Brustkrampf nöthigte, mit vorgebeugtem Oberkörper die Hände auf die Kniee zu stützen und mit matter Stimme um Schonung zu bitten. — Seinen handschriftlichen gelehrten Nachlaß — theils Sammlungen, theils Studien, theils fertige Abhandlungen — haben die Professoren Fleischer und Seyffarth nach Ausscheidung des Unbedeutenden in 11 schwachen Folianten auf Papier gezogen und im Auftrage seiner Mutter der Universitätsbibliothek verehrt. Der Schluß des 1. Heftes seiner Inscriptiones et papyri ist dem Verleger ausgeliefert worden und dadurch vervollständigt, soll es nun in den Buchhandel kommen. Ob aus seinem Nachlaß auch noch Anderes erscheinen wird, läßt sich jetzt noch nicht be-

stimmen; wenigstens an Stoff dazu würde es einem tüchtigen Redakteur nicht fehlen.

* 109. Jakob Joseph v. Klein,

Notar zu Siegburg;

geb. d. 8. Juni 1792, gest. d. 5. April 1841.

v. K. erblickte zu Hülchrath bei Neuß das Licht der Welt; seine Eltern waren der Friedensrichter Joh. Joseph v. Klein und Antoinette Außem. Aus eigenem Antriebe bestimmte sich unser v. K. zum Notariate, verfolgte zu diesem Behufe die in früheren Jahren erforderliche Karriere und wurde im J. 1822 in Siegburg zum Notar ernannt. Dort wirkte er in seinem Fache zur Zufriedenheit des ganzen Publikums, indem er die ihm übertragenen Sachen mit der größten Rechtlichkeit führte.

110. Kaspar v. Reiner,

k. baier. Salinenrath u. Salinen-Oberinspektor, Ritter des königlichen Verdienstordens der baier. Krone, zu Reichenhall (Baiern);

geb. d. 2. Jan. 1769, gest. d. 6. April 1841 *).

Der Verewigte ward im Markte Murnau in Oberbaiern geboren, wo sein Vater als Anwesensbesitzer und Inhaber einer Ziegelbrennerei lebte. Seine Gymnasialstudien vollendete er bei ausgezeichneten Geistesgaben und seltener ausharrender Willenskraft in Salzburg, wo er auch im fürsterzbischöfl. Stifte zu St. Peter Singknabe und später Chormusiker war. Dann kam er in das Kloster Steingaden und von dort auf die Universität nach Ingolstadt, wo er sich das Kamerale und das Bergwesen als Fachstudium wählte. Maximilian Graf von Preysing war sein vorzüglicher Gönner und der kurfürstl. Hofkammerrath und nachherige Geheimerath v. Utzschneider **) sein werkthätiger Freund. Nach vorschriftmäßig vollendeter Praxis im Bergfache wurde er als Bergbeamter im Fichtelberg angestellt, wo er sich mit Amanda Dorothea König vermählte († den 8. Febr. 1835). Im J. 1804, als der damalige Oberverweser von Bergen, Michael Wagner (dermaliger Vorstand der königl. Generalbergwerks- und Salinenadministration), von Bergen nach

*) Nach: Vorzügliche Momente aus dem thatenreichen Leben und vieljährig rastlosem Wirken des kön. baier. Salinenrathes u. Salinen-Oberinspektors Herrn Kaspar v. Reiner. Reichenhall 1841.

**) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 160.

Reichenhall als Administrator der königl. Salinen Reichenhall und Traunstein versetzt wurde, kam R. von Fichtelberg als Oberverweser nach Bergen und als der königl. Salinenadministrator Wagner im J. 1807 als k. baier. Bergdirektor nach Schwatz in Tyrol kam, wurde R. von Bergen nach Reichenhall als Oberinspektor der Salinen Reichenhall und Traunstein befördert, womit zugleich der Rang als königl. Salinenrath verbunden war. Im J. 1809 und 1810 war derselbe bei der Anlage der Soolenleitung von Reichenhall nach Rosenheim (die der königl. Salinenforstinspektor Huber mittelst Nivellement von Hammer bis Rosenheim in den Jahren 1807 und 1808 ausgesteckt hatte und wozu der damalige königl. Salinenrath Georg Reichenbach *) die in ihrer Konstruktion ausgezeichneten Wassersäulenmaschinen erbaute), deren Ausführung ihm übertragen war, und dann auch bei dem Baue der Saline Rosenheim ganz vorzüglich thätig. Im J. 1809 wirkte er auch bei dem Feldzuge gegen Tyrol und bei dem Einzuge des baier. Heeres unter Kommando des damaligen Kronprinzen (jetzigen Königs Ludwig von Baiern) über Melleck, dann den Stein- und Strubpaß, vorzüglich mit, welche ausgezeichnete persönliche Mitwirkung durch gnädigste Verleihung des Ritterkreuzes des königlichen Civilverdienstordens der baier. Krone von dem Könige Maximilian Joseph I. **) nach Verdienst anerkannt worden ist. Als im Jahr 1816 Salzburg mit dem Pinzgau wieder an Oesterreich abgetreten werden mußte und der Zusammenhang des altbaier. Gebiets mit Berchtesgaden über Hallthurm durch das k. k. österr. Gebiet unterbrochen wurde, machte v. R. den Vorschlag zur Anlage einer Salzstraße über Jettenberg und Schwarzbachwacht und führte diese Anlage im zugetheilten Distrikt auf eine sehr zweckmäßige Weise aus. Auch bei der Anlage der Soolenleitung von Berchtesgaden über Schwarzbachwacht nach Reichenhall war er einer derjenigen Männer, welche dem königl. Salinenrath Georg v. Reichenbach in der Ausführung dieser großen und denkwürdigen Sache mit umsichtiger Kraft unterstützten. Im Jahr 1820 wurde derselbe mit dem königl. Ministerialrathe Thomas Knorr, als Subdelegatus, mit der vorläufigen Einleitung zum Vollzuge der Salinenkonvention beauftragt und als endlich im J. 1829 von den beiden Höfen Baiern und Oesterreich der Beschluß zum wirklichen Vollzuge zur Reife kam, wurde demselben, nebst dem königl. Salinenforstinspek-

---

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 900.
**) — — — 3. — — — S. 968.

tor Huber, als Subdelegaten, unter dem Hofkommissär, Ministerialrath v. Knorr der wirkliche Vollzug dieser Salinenkonvention gemeinschaftlich mit den k. k. österr. subdelegirten Kommissarien aufgetragen. Dieser Vollzug wurde dann mittelst genauer Vermarkung der k. baier. eigenthümlichen Waldungen auf k. k. österr. Gebiete (Saalforste genannt) durch Liquidation und Festsetzung der Holzbezugs- und Weiderechte der dortigen Unterthanen und durch Herstellung eines Lagerbuches von den dortigen k. baier. Grundunterthanen vollkommen in das Werk gesetzt und hiermit für die königliche Saline Reichenhall der Besitz dieser Waldungen für alle künftige Zeit, so lange das Recht Achtung findet, gesichert. — Auch die hierbei von ihm gesammelten Verdienste wurden allerhöchsten und höchsten Orts anerkannt. Auch mehrfache andere Kommissionen, z. B. wegen Austausches des Territoriums, um den unmittelbaren Zusammenhang des altbaier. Gebiets mit Berchtesgaden über Hallthurm zu bewirken; dann wegen des Antheils an der Eisengewerkschaft Achthal und Hamerau 2c. sind dem hochverdienten einsichts- und umsichtsvollen Mann übertragen worden. Was der Verstorbene bei den Salinen Reichenhall (früher auch Traunstein und Rosenheim), als Vorstand derselben, durch unverdrossene energische Leitung der Geschäfte und durch vorzügliche Verbesserungen in allen Zweigen der Bewirthschaftung derselben geleistet, was er bei dem unglücklichen Brande der Stadt und Saline Reichenhall gelitten und mit welcher Theilnahme er bei der Wiederinstandsetzung der königl. Sudwerke mitgewirkt hat, wie der Selige ununterbrochen bis in seine letzten Lebenstage das innere wahre Wohl, einen geregelten, lebendigen, in einander greifenden Betrieb der Stadtschule und insbesondere die Civilisirung und Befähigung der männlichen feiertagsschulpflichtigen Jugend für das praktische, gemeinnützige Leben bei mannichfaltigen obwaltenden Uebelständen und Hindernissen möglichst zu befördern bestrebt war, ist im klaren, lebhaften Andenken Allen, die in Verbindung mit, über, neben und unter ihm gestanden haben und obschon v. R. das hohe Alter von $72\frac{1}{4}$ Jahren erlebt hatte, so trat sein schnelles, jedoch sanftes, ruhiges, schmerz- und leidenloses Hinscheiden (am Lungenschlage) doch für seine Vorgesetzten und Untergebenen, für seine vielen nahen und fernen Freunde und Verehrer und vorzüglich für seine zahlreiche, so edle Familie noch viel zu früh ein.

* 111. Graf Sigismund Ehrenreich v. Redern,

ehem. k. preuß. Gesandte am großbritann. Hofe, zu Weinheim (Baden);
geboren den 18. Juli 1761, gestorben den 7. April 1841.

Er war zu Berlin geboren und entstammte einem Geschlechte, dessen Alter sich in grauer Vorzeit verliert. Seine Ahnen herrschten in ihren Landen, der Mark Brandenburg, als die erste Invasion der Christen stattfand und als Kilian v. Redern zum Christenthume sich bekehrte, 926 n. Ch. G., hatte er Kaiser Heinrich I. zum Taufpathen. Die hohen reichen Gaben, mit denen Graf Sigismund an Geist und Gemüth ausgestattet war, entwickelten sich schon in seinem zartesten Alter. Frei von jeder egoistischen Regung, dachte er noch spielend nur an Andere und kannte keine größere Freude, als wenn er beistehen und helfen konnte, zu welcher Neigung ihn die seltenste Unerschrockenheit und Geistesgegenwart befähigten. Seine Liebe zum Lernen war so außerordentlich, daß seine besorgte Mutter ihn in seinem 6. Jahre mit List vom Lesen abhalten mußte. Seine Studien vollendete er in Leipzig. So mächtig der Eifer auch war, der ihn antrieb, die Bedürfnisse seines Geistes zu befriedigen, so blieb er doch in der Ausbildung der übrigen Fähigkeiten bei weitem nicht zurück. Die Kunst übte in verschiedenen Zweigen ihren Zauber auf ihn aus; leidenschaftlicher Liebhaber der Malerei, war er auch der Musik ergeben. Im Fechten, Reiten, Schießen, allen gymnastischen Uebungen fand er selten seines Gleichen; der Adel seiner Gesinnung, die Anmuth seines Verstandes wie seines ganzen Wesens, auch in Gestalt und Formen, die anspruchlose Heiterkeit, die stete Bereitwilligkeit zu dienen, zu erfreuen, erwarben ihm die Liebe seiner jugendlichen Gefährten, zu welcher sich doch frühe schon die Verehrung für höhere Eigenschaften beigesellte, wie es jetzt noch die wenigen Ueberlebenden im hohen Alter bezeugen. — England hatte in ihm den perfect gentleman bewundert, es ward ihm leicht, der Sprache jedes Landes, in dem er sich aufhielt, vollkommen mächtig zu werden. — Graf Sigismund trat in sächs. Dienste, da die Güter seines Vaters in der Oberlausitz, die er als zweiter Sohn erbte, damals zu Sachsen gehörig, lagen. Im 25. Jahre ward er zum bevollmächtigten Minister am span. Hof ernannt. Er blieb in Madrid bis 1789, wo er, durch den Tod seines Vaters veranlaßt, auf Urlaub nach Hause ging. Sein Ruf, seine Talente hatten die Aufmerksamkeit der preuß. Regierung erregt und durch den Minister Grafen v. Herzberg

ward ihm der Antrag gemacht, in preuß. Dienste zu treten. Graf Sigismund kämpfte hart dagegen. Konsequenz war der Grundzug seines Charakters und das aufzugeben, was er einmal ergriffen hatte, fiel ihm vor Allem am schwersten. Indessen überwogen gewichtige Rücksichten. Er hatte Preußen immer als sein eigentliches Vaterland angesehen; die erweiterten Verhältnisse, in die er durch den Dienst in einem großen Staate treten würde, schienen ihm einen bedeutendern Wirkungskreis zu eröffnen und so ging er denn zum lebhaften Bedauern des Kurfürsten Friedrich August *) von Sachsen und dessen ganzer Regierung als k. preuß. bevollmächtigter Minister 1790 nach London. — Nur zu bald mußte Graf Sigismund finden, daß Vieles in seiner Stellung anders war, als er sich hatte denken können. Sein freisinniger Geist, dem Wahrheit das höchste Kleinod war, verwarf alle Ränkesucht und trügenden Schein, von welchem er selbst die Politik rein erhalten wollte; das Schicksal Polens schmerzte ihn tief und er konnte die Mißbilligung nicht verhehlen, welche das Verfahren der preuß. Regierung gegen dieses unglückliche Reich in ihm erregte. Graf v. Herzberg verlor im J. 1792 seine Stelle und gleich darauf ward auch Graf Sigismund von seinem Posten am k. großbr. Hofe zurückberufen. Er begab sich nach Berlin, wo er durch die Aufnahme, die er erfuhr, tief gekränkt ward. Dort waltete damals eine Frau von niedriger Herkunft und noch niedrigerer Gesinnung und gemeinerem Wandel; sie vergab alle Stellen, durch ihre Gunst nur konnte man eine Laufbahn verfolgen. Unfähig zu schmeicheln, sein Selbst zu verleugnen, verließ Graf Sigismund bald einen Aufenthalt, der ihm so wenig zusagen konnte; er fühlte tiefes Bedauern über den Stand der Dinge und seines Vaterlandes. Sein weitsehender Geist blickte in die Zukunft und das Unheil, das er voraussah, ward leider durch die Ereignisse der späteren Jahre nur zu sehr bestätigt. Auf seinen Gütern in der Lausitz lebte er für das Wohl seiner Unterthanen; er hob die damals dort noch herrschende Leibeigenschaft auf, schaffte den Frohndienst ab, insofern es möglich war; überließ den Bauern einen Theil des Bodens als Eigenthum, suchte den Verwahrlosten Begriffe von Ordnung und Sittlichkeit beizubringen, verwandelte ihre elenden Hütten in gesunde reinliche Wohnungen und verbesserte Ackerbau und Viehzucht. Als hier seine Menschenliebe und Thätigkeit ihr Ziel erreicht hatte, ging er nach Frankreich, wo er durch seine Mutter, eine Französin, bedeutendes Ver-

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 449.

mögen besaß. Er hielt sich fern von allen Welthändeln; ihr Gewebe und dessen Haltlosigkeit durchschauend, schätzte er die Triebfedern, die alle Begebenheiten lenkten, nach ihrem wahren Werth, oder vielmehr, er verachtete sie. Sein Urtheil über den Kaiser Napoleon hat er in mehreren Schriften ausgesprochen; selbst sah er ihn nie, obgleich er von 1803 bis 1815 fast ununterbrochen in Frankreich lebte; geflissentlich mied Graf Sigismund denjenigen, dem er das Gute, das er zu thun unterlassen, zum Hauptvorwurfe machte, da er dieses zu bewirken von der Vorsehung eine beispiellose Macht erhalten hatte. Ehrgeiz im edlen Sinne war dem Grafen nicht fremd, doch ohne alle Beimischung kleinlicher Eitelkeit; gern hätte er eine Stelle eingenommen, in der es ihm möglich geworden, einen glücklichen Einfluß in einer größern Sphäre auszuüben, doch die Umstände begünstigten dies nicht; er war jedes Opfers fähig, nur nicht seine Meinung, seine Gesinnung zum Spiele der Willkür hinzugeben — sie waren bei ihm unwandelbar. So lebte er auch in Frankreich auf seinen Gütern mit gemeinnützigen Einrichtungen beschäftigt, stets bemüht, den Saamen des Guten auf alle Weise auszustreuen. Aber das deutsche Vaterland blieb dem Grafen Sigismund unverändert theuer; er hatte öfter Reisen dahin gemacht und war stets vertraut mit dessen Wünschen und Bedürfnissen geblieben. Im J. 1819 bildete sich in München eine Gesellschaft, die für das Wohl deutscher Ausgewanderten in Virginien Ländereien ankaufen und die Geschäfte der Kolonisation verwalten wollte und zu welcher sich im Anfange mehrere der ersten Namen Deutschlands verbündeten. Graf v. R. trat in diesen Verein. Als sich nach einiger Zeit Schwierigkeiten zeigten, zogen sich sehr Viele zurück, doch seine Festigkeit behauptete sich auch hier. Er glaubte der Sache, die er als gut und nützlich erkannt, seine Hilfe, seinen Schutz schuldig zu seyn. Hier dachte er Gelegenheit zu finden, dem Wunsche, der seine ganze Seele erfüllte, für das Wohl seiner Mitmenschen zu wirken, in einem größern Maasstabe Genüge leisten zu können. Unvorhergesehene Verwickelungen jedoch gaben den Geschäften eine höchst unerwartete Wendung. Neid, Bosheit und Unverstand stellten den schönen Absichten des Grafen alle ersinnliche Hindernisse entgegen; er selbst war zu großmüthig, zu sehr durch den Zweck befangen, um die Schlechtigkeit derer zu erkennen, mit denen er zu thun hatte und so scheiterte das Unternehmen, nachdem er 8 Jahre rastlos bemüht gewesen, es glücklich auszuführen und in jeder Hinsicht die größten Opfer dafür gebracht hatte. Es war eine schwere Zeit, in

welcher er nicht allein seine liebsten Wünsche untergehen sah, sondern auch die traurigsten Erfahrungen machte über die Unzuverlässigkeit, die Treulosigkeit von Menschen, die er seines Vertrauens würdig geglaubt und mit denen gemeinsam für einen großen Zweck er hatte wirken wollen. Aber auch hier schwankte die Kraft seiner Seele nicht und diente noch vielen Anderen zur Stütze und zum Halt. Den Verlust seines großen Vermögens hielt er keines Bedauerns werth, wenigstens in Bezug auf ihn selbst. Diejenigen, die sich so schwer an ihm verschuldet, beklagte er ihrer Verderbtheit, ihres Wahnes wegen; eines nachtragenden feindseligen Gefühles war er unfähig; sein Glaube an die Menschheit, an das ihr inwohnende Princip des Bessern, das wie der Phönix wieder aus der Asche der Verderbtheit auflebt, blieb unerschüttert, gleichwie seine Ueberzeugung, daß die ewige Gerechtigkeit die Handlungen nicht nach ihrem Ausgange, sondern nach der Absicht richtet und daß wir während unseres Erdenlebens nicht berufen sind, einen Ueberblick der Verkettung von Umständen und Begebenheiten zu erlangen, welche dem Schicksale des Menschen zu Grundfäden dienen. Sie schienen ihm der geringste Theil unseres Daseyns, ein Punkt in der Ewigkeit, welchem die Richtung unseres Willens, die Kraft und Beständigkeit unseres Strebens nach dem Guten allein Werth und Gehalt geben kann. — Seit 1827 lebte er meist in ländlicher Zurückgezogenheit; seine Genügsamkeit und äußerst einfache Gewohnheiten erhielten seiner Gesundheit eine jugendliche Frische und Kräftigkeit, zu der sich eine stete Heiterkeit gesellte. Ununterbrochen äußerte er die wärmste Dankbarkeit gegen die Vorsehung für die ihm verliehenen Wohlthaten, insonderheit für die so lang erhaltene Fähigkeit, seine Lieblingsbeschäftigungen verfolgen zu können. Eifrige Liebe zur Wissenschaft blieb seine treue Gefährtin bis zum späten Abend seines Lebens, bis zu den letzten Augenblicken. So tief er in sie eingedrungen, so vielseitig seine Bildung, glaubte er sich immer noch zurück in Wissen und Erkenntniß, er wollte stets nachholen und von Anderen lernen. Diese bescheidene Meinung über seine eigenen Leistungen war mit ein Grund daß er so spät erst seine literarischen Arbeiten veröffentlichte. Das erste „des modes accidentels de nos perceptions“ erschien 1815 zu Paris. 1807 wurde herausgegeben: „abregé historique de la grande émigration des peuples barbares“ und „de l'influence de la forme des gouvernemens sur les nations.“ Letzteres konnte nur in Brüssel gedruckt werden. Graf v. R. überschickte erst das Manuskript zur Durchsicht dem Könige Wil-

helm I. der Niederlande, welcher es mit Wohlgefallen gelesen und sich mit Anerkennung über die Gewissenhaftigkeit des Verfassers geäußert hat. An dem großen Werke: „Considérations sur la nature de l'homme en soi-même et dans ses rapports avec l'ordre social,“ von welchem 1835 die beiden ersten Bände erschienen, hatte er lange gearbeitet; Verschiedenes, das hier anzugeben zu weitläuftig wäre, erschwerten und verzögerten die Herausgabe. Das ganze Werk ist im Manuskripte zwar beendigt, doch fehlt, nach des Verfassers eigenem Urtheile, das letzte Feilen (la dernière main), welches er für sehr wichtig hielt. Ueberhaupt bezeugen die Massen der hinterlassenen Manuskripte seine bewunderns-würdige Thätigkeit. Er erholte sich von zu großer Geistes-anstrengung durch leichtere Arbeiten, als z. B. dadurch, für die Heidelb. Jahrbücher der Literatur zu schreiben. Hierzu ward er durch seine Freundschaft für den Geheimenrath v. Schlosser, Professor der Philosophie in Heidelberg, veranlaßt. Die Gemeinschaft des Strebens, der Gesinnung und Ansichten schlang ein festes Band um beide edlen Männer. Graf Sigismund verehrte in der Philosophie ein unverbrüchliches Unterpfand unserer göttlichen Abkunft, die Fackel, vom Himmelslichte entzündet, welche dem dunkeln Pfade des irdischen Daseyns leuchtet. Aber auch sie wollte er in ihrer Reinheit strahlen sehen, ihn schmerzte die Verkehrtheit, mit welcher der Geist der Systeme die Weisheit umhüllt und ihr eigentliches Wesen völlig verdunkeln würde, wenn es möglich seyn könnte. Noch tiefer fühlte er sich von dem Zwiespalt ergriffen, welchen die ganz neuere Zeit in religiösen Verhältnissen entstehen sah. Das Christenthum war ihm das Höchste auf Erden, ein geheiligtes Vermächtniß, das gegen alle Eingriffe der menschlichen Thorheit und Verblendung mit steter Wachsamkeit behütet werden muß; ihm erschien das Christenthum als Einheit, wie es durch Lehre und Wandel des hohen Stifters eingesetzt, ehe es von der Sektensucht zerrissen worden; doch hielt er fest an dem protestantischen Principe, das dem Verstande keine Ketten anlegt und ihm das Recht der Prüfung nicht nimmt. In diesem Sinne waren die Aufsätze in den Heidelb. Jahrbüchern der Literatur im J. 1840, Nr. 41, 42, 43 und im J. 1841 Nr. 11 u. 12 mit der ihm eigenthümlichen Milde und gründlichen Erwägung gefaßt. Doch fühlte Graf Sigismund die Unzulänglichkeit seiner Bemühung; ein Einzelner konnte einer solchen Aufgabe nicht gewachsen seyn. Freudig hoffte er, daß sie einst durch Gnade der allwaltenden Vorsehung gelöst werden würde, welcher aber das Streben der Menschen als Vermittelung dient.

Seine Schriften fanden eine günstige Aufnahme, wie es die Recensionen verschiedener Blätter und Zeitschriften bezeugen. — Im Sommer 1840 zog Graf v. R. nach Weinheim an der Bergstraße, wo sein ungemein lebhaftes Gefühl für die Schönheit der Natur viel Befriedigung fand. Auffallend war ihm der Reichthum an schönen Pflanzen in jener Gegend und während des Winters hatte er sich darauf vorbereitet, im nächsten Frühlinge Botanik zu treiben, ein Zweig der Wissenschaft, der ihm bis dahin ganz fremd geblieben. In wenig Wochen, während welcher er nur in abgerissenen Augenblicken sich damit beschäftigte, lernte er nach Abbildungen über 300 Pflanzen kennen und wußte ihre Namen in vier Sprachen auswendig. Doch für ihn sollten auf Erden keine Blumen mehr blühen — er starb am oben genannten Tage zu Weinheim, nach kurzer schmerzloser Krankheit, ruhig besonnen, wie er gelebt, als wahrer Christ, mit der festen Ueberzeugung, in eine höhere Wirksamkeit überzugehen. — Denen, die das Glück hatten, ihm nahe zu stehen, die ganze Vollendung seines Charakters, die unnennbare Liebenswürdigkeit seines Gemüthes zu erkennen, wird sein Andenken stets ein durch die höchste Verehrung geweihtes bleiben.

* 112. Maria Franz Rudolph Johann Nepomuk Theodor Valentin Simeon v. Monschaw,

erster Beigeordneter des Bürgermeisteramts zu Köln, Ritter des rothen Adlerordens 4. Klasse;

geb. d. 18. Febr. 1760, gest. d. 8. April 1841.

v. M., ein Sohn von dem verst. königl. handöverischen- und kurfürstl.-kölnischen Geheimerath und Amtmann zu Deutz, Johann Heinrich Joseph v. Monschaw, römischem Reichsritter und der Freien Maria Regina v. Bentzel-Sternau, wurde in der damaligen freien Reichsstadt Köln geboren, widmete sich nach vollendeten Studien dem Militärdienst und trat am 19. Mai 1780 als Unterlieutenant beim kurpfälzischen von Heroldischen Regimente zu Düsseldorf ein. Durch seine früh schon an den Tag gelegte umfassende Einsicht und Thätigkeit erhielt er bevorzugt am 28. Januar 1785 seine Versetzung als Hauptmann zum Rodenhausischen Regimente nach Mannheim, von wo er den 10. Mai 1786 als Adjutant des General v. Mercken nach Düsseldorf zurückberufen ward und sich dann am 6. März 1787 mit dessen Tochter Josephine vermählte. Nach kaum sechs Jahren verlebter glücklichen Ehe starb seine Gemahlin und er vermählte sich dann d. 26. Ja-

nuar 1794 mit Fräulein Karoline Ursula v. Erlenwein, Tochter des kurf.-kölnischen wirklichen Hofraths und Rechtsgelehrten v. Erlenwein zu Urdingen und der Margarethe geborenen Freien v. Franz. Der Biedersinn, die Offenheit und der Scharfblick in seinen Handlungen zogen die Aufmerksamkeit seiner Obern auf ihn, wodurch seine Beförderung als Major der Armee am 12. Febr. 1794 erfolgte. Als kurz hierauf sein Vater starb, zwangen ihn eigene Familienverhältnisse, den Militärdienst zu verlassen und sich ins Privatleben zurückzuziehen, bis er durch den Minister des Innern im Jahr 1805 zum Chef der 2. Kohorte der organisirten französischen 3. Legion ernannt wurde und auch in diesem Dienste die belobende Anerkennung Napoleons sich erwarb. Nach Auflösung des Fürstenbundes entzog er sich dem fremden Dienste, froh den Augenblick erwartend, dem aufstehenden Deutschland mitwirkend sich anschließen zu dürfen. So war denn kaum im Winter 1813 die Division Sebastiani aus Köln gewichen, als er an der Spitze der Notabeln Kölns dem in Deutz mit der Avantgarde stehenden russischen General v. Wittgenstein die Schlüssel der Stadt überreichte und dann unverweilt in Verbindung mit den Militärbehörden der Dislocirung des ganzen Truppenmarsches unter den schwierigsten und drohensten Verhältnissen sich unterzog. — Ebenso hatte er den von General Sebastianis Korps schon beim Rückzug angestellten Versuch, die Magazine Kölns anzustecken und dadurch die Gefahr eines allgemeinen Brandes glücklich abzuwehren vermocht. Durch seine rastlosen wahrhaft uneigennützigen Bemühungen hielt er in diesen drangvollen Zeiten die drohendsten Gefahren von seiner Vaterstadt ab, er wirkte dann bei der Organisation der Bürgermiliz als Chef derselben thätig mit und in Anerkennung seiner vielen Verdienste ernannte ihn der damalige Generalgouverneur v. Sacke 1815 zum fungirenden ersten beigeordneten Oberbürgermeister. Lange Jahre die Stelle des Oberbürgermeisters versehend und dadurch mit den Mitteln begabt, selbstständiger zum allgemeinen Nutzen und Wohle wirken zu können, verdankt man ihm besonders die treffliche Umgestaltung des Servicewesens, wofür ihm sein König Friederich Wilhelm III. *) 1818 den rothen Adlerorden 4. Kl. verlieh. Immer reger Eifer in treuer Erfüllung seiner schwierigen Berufspflichten, strenge Rechtlichkeit, verbunden mit dem Drange zum Wohlthun, die unerschütterliche Liebe zu den Seinigen und die wärmste Anhänglichkeit an seine Vater-

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

stadt belebten ihn bis wenige Tage vor seinem in Folge eines Schlagflusses eingetretenen Hinscheiden. — Sein Begräbniß glich dem eines allgemein geliebten Vaters.

113. Heinrich Wilhelm Cunz,

Lehrer zu Koblenz;

geb. im J. 1777, gest. d. 9. April 1841 *).

Er wurde zu Breitscheit im Herzogthume Nassau geboren. Nach Vollendung seiner Studien auf der ehemaligen Akademie Herborn, wo er mit besonderer Vorliebe Schulwissenschaften trieb, ward er einige Jahre Privatlehrer bei einem Hüttenherrn in Siegen. Im Anfange des J. 1803 kam er als Hauslehrer nach Koblenz zu dem verstorbenen Kaufmanne Kehrmann und blieb in diesem Verhältnisse zehn Jahre lang, bis nach dem Sturze der französischen Herrschaft. Zu dieser Zeit errichtete er in Verbindung mit seinem Bruder, dem Konsistorialrath Cunz, welcher damals Pfarrer bei der evangelischen Gemeinde war, eine Privatschule und wirkte auf solche Weise für zahlreiche Familien um so segensreicher, als der öffentliche Unterricht jener Zeit den Wünschen und Forderungen gebildeter Eltern nicht genügen konnte. Vom Jahr 1816 an stand er bis zu seinem letzten Krankenlager einer Privatschule allein vor. Reichen Segen hat hier sein Fleiß und seine Ausdauer, seine Liebe und Sanftmuth gestiftet. Wer die schwachen Stützen kennt, auf denen eine Privatschule ruht und wer da weiß, wie viele ähnliche Anstalten zu jener und späterer Zeit in Koblenz wie Pilze aufgingen und verschwanden, der muß den Mann bewundern, welcher sich so lange Jahre hindurch das Zutrauen zu erhalten wußte. Er war aber auch Erzieher und Lehrer mit ganzer Seele und fand in diesem Berufe selbst den süßesten Lohn. In seinem Umgange beschränkte er sich auf sehr Wenige, war aber gegen Jeden, der sich ihm näherte, die Freundlichkeit und Güte selbst. Auch als Schriftsteller hat er sich durch die Herausgabe seiner moralisch-religiösen Gedichte Verdienste erworben. Dieselben erschienen in zwei Bändchen, aber ohne seinen Namen, zum Besten einer armen Gemeinde, die davon eine nicht unbedeutende Summe zur Bestreitung ihrer Kirchen- und Schulbedürfnisse gezogen hat. In seinen Gedichten handelt er von den heiligsten Angelegenheiten des Menschen und hat auch durch eine angemessene Form seinen edlen Zweck auf eine erfreuliche Weise erreicht. Das 3. Bändchen ist nach seinem Tod erschienen.

*) Allg. Schulzeitung 1841, Nr. 110.

* 114. Karl Ferdinand von Ehrenberg,

Professor der Architektur zu Zürich;

geb. d. 25. Juli 1806, gest. d. 9. April 1841.

v. E., geboren zu Halle an der Saale, war einer derjenigen kraftvollen Männer, die Alles durch sich selbst wurden. Schon als Kind hatte er das Unglück, seine treffliche Mutter zu verlieren, wenn auch nicht durch den Tod, doch durch eine nothwendige Trennung von ihrem Gatten. Zwar fiel seine erste Erziehung in sehr gute Hände; allein dennoch mangelte ihm die mütterliche Pflege, welche durch die beste fremde Hand niemals zu ersetzen ist. Dieser Mangel machte sich in seinem ganzen Wesen geltend und er fühlte ihn noch bitter, selbst in seinen spätern Tagen als Mann. Seine Mutter vertraute den 2—3jährigen Knaben dem höchst achtbaren und liebevollen Superintendenten Fulda zu Halle an, wo er den ersten Unterricht genoß und seine Jugendjahre zubrachte. Erst in seinem 11. Jahre machte es die zweite Verheirathung seiner Mutter mit dem bekannten Arzte, dem geheimen Hofrath Sulzer zu Ronneburg im Herzogthume Sachsen Altenburg, der innigen Mutterliebe möglich, den Knaben in ihre Nähe zu ziehen. Die neuen häuslichen und örtlichen Verhältnisse hinderten aber freilich die Mutter, ihr Kind ganz unter ihrer Aufsicht zu erziehen und sie brachte deshalb dasselbe in dem Hause des nachherigen Kirchenraths und bekannten Volksschriftstellers Hempel zu Stünzheim bei Altenburg unter. Hier bildete sich v. E. in den gewöhnlichen Schulkenntnissen so weit aus, daß er als reifer Sekundaner ein Gymnasium besuchen konnte. In seinem 15. Jahre wandte sich v. E. aus eigenem Antrieb und längst gehegter Vorliebe zum Studium des Baufaches. Um dasselbe einst gründlich und praktisch zu betreiben, trat er als Lehrling 3 Jahre lang bei einem Zimmermeister in die Lehre, um die Zimmerkunst zu erlernen, in seinen Musestunden aber versäumte er nicht, eine Fertigkeit im Holz- und Steinmodelliren zu erlangen, so wie er auch bemüht war, in die zu seinem Studium erforderlichen höheren Wissenschaften der Mathematik, der Mechanik, der Physik u. s. w. einzudringen: Namentlich zeichnete er sich hier schon durch eine große Fertigkeit im Zeichnen aus. Die ungemeine Nettigkeit und Sauberkeit, welche an seinen spätern Bauzeichnungen gerühmt worden, die Ausdauer, der Fleiß, ja man möchte sagen, der Eigensinn, mit welchem er allen seinen Arbeiten die höchste Vollendung zu geben strebte, beurkundeten schon früh-

zeitig seine eigentliche Berufung zum Bauwesen. Er konnte ganze Nächte hindurch wachen, um ein Problem, wie Schönheit mit praktischen Nutzen verbunden werden müßte, zu lösen; er konnte die mühevollste Arbeit vernichten und sie von neuem beginnen; aber ungerechter Tadel erbitterte ihn bis zum Trotz. Er wollte gründliche Belehrung von seinen Lehrern, Stoff zum Denken. So kam es, daß er den langweiligen Unterricht verachtete und beim ungeschickten Lehrer Erbitterung hervorrief, während ein genialer Lehrer den leichtentzündbaren Funken seines Genies zum Feuer würde angefacht haben. Eben so sträubte sich sein freies, offenes Wesen häufig gegen die unschmackhaften geselligen Formen, gegen alle nichts sagende Konvenienzen, gegen alle lächerliche Vornehmthuerei in den sogenannten gebildeten Gesellschaften, wo sein strebender Geist keine Bethätigung fand. Mißkennungen, Tadel und Geklatsch verlachte und geißelte er mit unerbittlichem Spotte, mit oft beißendem, genialen Witze. Darum konnte er auch nie sein Glück in der hohen Welt machen, namentlich nie in seinem Vaterlande, weil er jedes Kriechen als unmännlich verabscheute. Dieser Zug blieb ihm sein ganzes Leben hindurch; er hat ihn bewährt bis an sein frühzeitiges Ende. Sein gutes Gemüth schloß sich gern Jedermann an, Freund wurde er nur dem, welchen er ganz erprobt hatte. Im Jahr 1824 bezog er die Akademie in München, wo er ein Jahr auf der königl. Baugewerksschule und späterhin ein Jahr auf der königl. Akademie der bildenden Künste seine Studien im Modelliren, im architektonischen Entwerfen und der höheren Bauwissenschaft mit allem Eifer fortsetzte. Im Sommer 1826 machte er dann zu seiner ferneren Ausbildung eine wissenschaftliche Reise durch die Schweiz, einen Theil von Frankreich und Deutschland, um durch die Anschauung alter und neuer Bauwerke seine Ideenwelt zu erweitern, seinen Geschmack zu vervollkommnen. Also vorbereitet bezog er zwei Jahre lang die königl. Bauakademie zu Berlin und machte 1828 seinen Examen als königl. preuß. Baukondukteur. Nach einer abermaligen Reise durchs ganze nördliche Deutschland arbeitete er von 1828—30 bei dem Bauinspektor Schulze in Halle und wurde in Anerkennung seiner Leistungen von der königl. Regierung zu Merseburg mit Ausführung königl. Wasser- und Landbauten, Messungen u. s. w. beauftragt. Von Halle ging er abermals nach Berlin, um seine Studien fortzusetzen und wurde 1831 als Lehrer der angewandten Mathematik an das technische Institut nach Zürich berufen, worauf er 1833 an der neuerrichteten Kantonsschule eine Professur des geome-

trischen Zeichnens erhielt und als Privatdocent an der Hochschule auftrat. Doch seinem regen Geiste sagte das Schulleben nicht zu, er wünschte eine freiere größere Wirksamkeit. Daher legte er schon Weihnachten 1833 seine Stelle als Professor nieder und widmete sich ganz seinem Lieblingsstudium, der Architektur und der praktischen Baukunst. Zürich dankt seinem sinnigen Geschmacke viel und die erwachte Baulust gab seinem schöpferischen Geiste volle Thätigkeit. Trotz seiner vielfachen Bauausführungen (wir erwähnen hier bloß das Rathhaus zu Glarus und den bischöflichen Palast in Sitten, Kanton Wallis) gewann er doch noch Zeit zu vielfachen schriftstellerischen Arbeiten. Nicht weniger strebte er nach einer allgemeinen Vereinigung schweizerischer Ingenieure und Architekten und ruhte nicht eher, als bis der Verein 1837 zu Stande kam. Was er hier wirkte, wird noch lange in dem Andenken seiner Freunde bleiben; er war immer die belebende und anregende Seele, namentlich durch sein rühmlich bekanntes Baujournal, an welchem er bis zu seinem Ende unermüdlich fortarbeitete. Sein redliches Streben wurde belohnt, denn das Journal erfreute sich einer immer größern Theilnahme in ganz Deutschland. Ein 2jähriges, hartes Krankenlager entzog ihn gänzlich seinem praktischen Berufe, doch vermochten selbst die heftigsten Schmerzen es nicht, ihn seiner literarischen Thätigkeit zu entziehen. Unter den schmerzhaftesten Operationen vollendete er seine Konstruktionslehre, bearbeitete er das Baulexikon, bis zum Buchstaben R schrieb er Artikel in die Piererſche Encyklopädie, redigirte er seine Zeitschrift für Baukunde. Bis zum letzten Augenblicke verlangte sein lebendiger Geist nach Thätigkeit, obschon ihm oft die körperliche Kraft zum Schreiben fehlte. Durch seinen allzufrühen Tod wurde das Band einer sehr glücklichen Ehe getrennt: er hinterläßt eine trauernde Witwe und drei unerzogene Knaben.

* 115. Aloys Gösen,

Direktor des Inquisitoriats und Zuchthauses zu Münster;

geb. d. 31. Aug. 1777, gest. d. 9. April 1841.

G. wurde zu Münster geboren. Nach zurückgelegtem Gymnasialkurse widmete er sich der Rechtswissenschaft und hörte in den Jahren 1795 und 1796 die juristischen Vorlesungen an der damaligen Universität zu Münster. Im Jahr 1797 besuchte er die Universität Göttingen, ging im Herbste des Jahres 1798 nach Wien und kehrte, nachdem er dort ein Jahr lang studirt hatte, in seine Vaterstadt zurück. Hier

advocirte er zuerst, übernahm aber bald einige Patrimonialrichterstellen und wurde im Jahr 1805 zum Gografen des Gerichts Backenfeld befördert. Als mit dem Einbruche der Franzosen die alte Gerichtsverfassung einer neuen Ordnung der Dinge weichen mußte, übernahm er die ihm dargebotene Stelle eines Friedensrichters, welche er später mit der eines Tribunalrichters vertauschte. — Das Jahr 1814 zertrümmerte die Fremdherrschaft, die preuß. Regierung nahm Westphalen wieder in Besitz und andere Institute traten ins Daseyn. G. wurde bei der Organisation der Gerichte die Direktion des Inquisitoriats übertragen, welche er bis zu seinem Ende mit nie ermüdendem Eifer fortführte. Im Jahr 1818 übernahm er zugleich auch die Direktion des Zuchthauses zu Münster. Diese Anstalt befand sich damals in der mißlichsten Lage; man hatte sich vergeblich bemüht, angemessene Beschäftigung für die Gefangenen aufzufinden, ja man bot endlich einem Unternehmer 1000 Thlr., aber selbst durch diese Bedingung konnte man nicht zum Ziele gelangen. Es mußten energische Maasregeln getroffen werden und der Oberpräsident, Freiherr v. Vincke, forderte G. auf, die Direktion der Anstalt zu übernehmen. Bei seiner Stellung zum Inquisitoriate waren ihm die Mängel der Zuchthausverwaltung keineswegs zu verborgen geblieben; er leistete, da er hier seiner Thätigkeit ein neues Feld eröffnet sah, gern der Aufforderung anfangs unentgeldlich Genüge und die Anstalt gewann jetzt schnell eine andere Gestalt. Verschiedenartige Beschäftigungen wurden begonnen und stellten sich so lohnend heraus, daß der Staat nach wenigen Jahren im Verhältnisse zu den früheren Summen nur unbedeutende jährliche Zuschüsse zu den Kosten*) herzugeben brauchte. Dabei war der Einfluß der neuen Einrichtung auf die Besserung der Gefangenen eben so überraschend als erfreulich. Es konnte nicht fehlen, daß die allgemeine Aufmerksamkeit bald auf einen Mann gerichtet wurde, der in kurzer Zeit so Außerordentliches geleistet hatte. Die lauteste Anerkennung belohnte sein rastloses Mühen und der König sprach sie in einer Allerhöchsten Kabinetsordre vom 29. Aug 1824 huldvollst aus. G. wurde auch beauftragt, die andern Strafanstalten in Westphalen, wie in der Rheinprovinz zu bereisen und seine Verbesserungsvorschläge wurden mit Beifall gekrönt. Den Zustand des Zuchthauses zu Münster suchte er mit dem uneigennützigsten

*) Das Zuchthaus, welches dem Staate früher jährlich 27000 Thlr. kostete, erforderte bald nur noch einen Zuschuß von 8000 Thlr., in der spätern Zeit stellte sich das Verhältniß noch günstiger.

Eifer fortwährend zu verbessern und dieses wurde 1834 von dem Könige durch den rothen Adlerorden IV. Klasse anerkannt. Obgleich ein Hämorrhoidalübel, welches ihn schon in früheren Jahren oft belästigte, bei zunehmendem Alter sehr heftig wurde und große Leiden verursachte, so vermochte es doch nicht seine Thätigkeit zu hemmen, oder seine frohe Heiterkeit zu schwächen, welche ihn stets so sehr ausgezeichnet hatte und die selbst auf seinem Krankenlager nicht von ihm wich, als er den nahenden Tod mit Gewißheit erkannte. Er starb an einem nervösen Brustfieber, wozu eine Lungenlähmung trat. Seine Frau, mit welcher er 33 Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hat und 5 Kinder beweinten ihn und die lauten Klagen Aller, welche ihm nahe gestanden, folgten dem Ehrenmanne nach, welcher sein Leben lang zum Wohle der Mitbürger rastlos gewirkt und der keinen, den er Hilfe bedürftig sah, je ungetröstet gelassen hatte.

* 116. Marcus David Wagner,

Bürgermeister und Kaufmann zu Rendsburg;

geb. im Jahr 1754, gest. d. 9. April 1841.

W. wurde in der holsteinischen Stadt Wilster geboren. Er widmete sich nach der Konfirmation dem Kaufmannsstand und ward einige Zeit nach vollendeten Lehrjahren Inhaber einer Ellenhandlung in der Stadt Rendsburg, womit er später eine Handlung mit eisernen Oefen 2c. verband. Er machte sich bald bei seinen Mitbürgern so beliebt, daß man ihn zum Senator wählte. Als solcher hatte er Gelegenheit, sich mit allen Verhältnissen der Stadt immer mehr bekannt zu machen. Dabei studirte er fleißig die Geschichte derselben, so daß er sich endlich veranlaßt fand, eine Chronik von Rendsburg zu verfassen, die aber bis jetzt Manuskript geblieben ist. Am 3. Juni 1833 wurde er dritter Bürgermeister der Stadt und wirkte als solcher noch 8 Jahre. Er starb in dem hohen Alter von 87 Jahren, als ältestes Mitglied des Magistrats. Gedruckt ist von ihm nur ein Aufsatz „Statistik von Rendsburg" betitelt und zwar anonym erschienen. Etatsrath Falk in Kiel hat denselben in seinem staatsbürgerlichen Magazine Bd. 3. S. 2. (1823) mitgetheilt.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

117. Alois Weinhart,

Professor der neuen Sprachen zu St. Gallen;

geb. den 25. Dec. 1779, gest. den 9. April 1841 *).

Zu Thannhausen bei Augsburg geboren, verlor er in früher Jugend seine Eltern, welchen bald auch vier seiner Geschwister ins Grab folgten. Er begann seine Studien in Augsburg und setzte sie in Dillingen fort, wo er Philosophie und Theologie hörte und Schüler des berühmten Sailer **) war. Vorherrschende Neigung führte ihn zum Studium der Philologie und um so besser konnte er ihr folgen, als er später der Theologie entsagte und Sekretär beim Grafen Stadion ***) in Wien wurde. Mit unermüdlichem Eifer lag er der Sprachforschung ob, die er sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte und benutzte dazu besonders den öftern Aufenthalt auf den Gütern des Grafen in Böhmen. Doch nach zehn Jahren sehnte er sich wieder in die Heimath zurück und begab sich nach Lindau, wo er Sprachunterricht ertheilte. Von da wurde er 1821 auf Empfehlung des jetzigen apostolischen Vikars Dr. Peter Mirer, der früher sein Studiengenosse und damals Präfekt der Kantonsschule in St. Gallen war, als Professor der neuern Sprachen an diese Anstalt berufen. Treu in Erfüllung seiner Pflicht, gewann er sich bald durch Freundlichkeit und Wohlwollen die Achtung und Liebe seiner Schüler, so wie die Achtung Aller, die ihn kennen lernten. Reisen nach England, Polen, Frankreich und Deutschland gaben ihm die nöthige Erholung, förderten seine Sprachkenntnisse und brachten ihn in Berührung mit vielen gelehrten, merkwürdigen Männern. Nachdem er neunzehn Jahre lang seine Stelle mit Eifer und Gewissenhaftigkeit bekleidet, legte er sie im Mai 1840 nieder, dazu bewogen theils durch Abnahme seiner Kräfte, theils durch getäuschte Erwartung. Noch einen Monat vor seinem Tod erhielt er einen Ruf als Professor ans Gymnasium zu Linz mit dem Versprechen baldiger Beförderung nach Wien; er lehnte ihn ab, weil er allzugroße Anstrengung fürchtete. Zehn Tage vor seinem Tode wurde er ernstlich unwohl und mußte das Bett hüten; am Charfreitage schrieb er noch einen Brief, wurde aber Nachmittags 1 Uhr von einem Schlagflusse getroffen, der nach einigen Stunden seinem Leben ein Ende machte. Regen

---

*) Nach der St. Galler-Zeitung.
**) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 405.
***) — — — — 2. — — — S. 1142.

Geistes und mit trefflichen Naturanlagen ausgerüstet, benutzte er seine Talente zum Wohl Anderer. Er lebte der Wissenschaft mit seltenem Eifer und bewahrte das Interesse für sie bis zu seinem Lebensende. Durch unermüdetes Denken, Forschen und Vergleichen erwarb er sich auch mit Recht den Ruf eines gründlich gebildeten Sprachforschers. Er ist der Verfasser der „Sprachwurzeln" und einer „Sprachlehre", die einen ausgezeichneten Kenner alter und neuer Sprachen beurkunden. Unter seinen hinterlassenen Schriften befinden sich treffliche Gedichte, besonders Epigramme.

* 118. Friedrich Wilhelm Leopold Augustini,

Bürgermeister zu Oppeln und Ritter des rothen Adlerordens 3. Klasse mit der Schleife;

geb. d. 5. Decbr. 1770, gest. d. 10. April 1841.

A. wurde in Guttentag in Oberschlesien geboren, wo sein Vater Wirthschaftsinspektor war. Im 6. Jahre kam er nach Pleß, um die dasige Schule zu besuchen. In dieser damals ausgezeichneten Lehranstalt, in welcher er mit Schleiermacher *), v. Schill und andern später berühmt gewordenen Männern unterrichtet wurde, blieb er 11 Jahre und sollte von hier aus die Universität beziehen, um Theologie zu studiren, welcher Plan jedoch wegen eingetretener Hindernisse aufgegeben werden mußte. Nach zurückgelegter Prüfung erhielt er 1788 den Posten eines Assessors und polnischen Dolmetschers bei dem Inquisitoriat in Neustadt, kam dann 1793 als Registrator und Kalkulator nach Loslau und 1794 als Amtssekretär nach Rybnik, wo er durch seine Geschäftskenntniß, durch seine Umsicht und Entschlossenheit sich das größte Vertrauen der höchsten Behörden erwarb. In dieser Stellung ging er 1806 als Kourier nach Pultusk, um dem Könige mündlich Bericht über den Zustand der schlesischen Festungen abzustatten; versorgte bei der Belagerung von Kosel die Festung mit dem, was sie bedurfte, wobei er zu wiederholten Malen der größten Lebensgefahr sich aussetzte; schützte die Bedrückten bei den Excessen, welche die Franzosen im Ratiborer Kreise sich erlaubten, brachte die aufrührerischen Bauern zur Ruhe, welche aus 24 Gemeinden 1811 den Gehorsam aufgekündigt hatten und mit Mord und Plünderung drohten; nahm sich 1813 der Organisation des Landsturms mit dem besten Erfolg an; bekleidete mehrere Male den Posten eines Etappenkommissarius; sorgte für die Sicherheit des

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 125.

Kreises und trug viel dazu bei, daß die große Räuberbande, welche 1814 im Plesser Kreise hauste, aufgehoben wurde. Nachdem er 22 Jahre in Rybnik segensreich gewirkt hatte, erhielt er den Bürgermeisterposten in Oppeln, welchem er 25 Jahre zur größten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten vorstand, indem er das allgemeine Wohl mit unermüdetem Eifer auch unter den schwierigsten Verhältnissen zu fördern suchte, kräftig mitwirkte zur Verschönerung der Stadt, zur Beseitigung der vielen städtischen Schulden, zur Gründung wohlthätiger Anstalten und auch auf den Provinziallandtagen sich des Vertrauens werth machte, was man ihm geschenkt hatte. Für seine großen Verdienste, die er sich vorzüglich in der verhängnißvollsten Zeit des Vaterlandes erworben hatte, wurde ihm 1833 der rothe Adlerorden 4. Kl. und am 2. April 1838 bei seiner 50jährigen Amtsjubelfeier der rothe Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife. — A. ist zweimal verheirathet gewesen. 10 Jahre lebte er in der glücklichsten Ehe mit der ältesten Tochter des Kammerrath Mühler zu Pleß, welche ihm bei ihrem Ableben 2 Töchter, die bereits verheirathet sind, zurückließ, und 32 Jahre lebte er eben so glücklich in seiner zweiten Ehe mit der Tochter des Bataillonsarztes Flamm, welche ihn mit 2 Söhnen und 2 Töchtern beschenkte, von denen nur die älteste Tochter bis jetzt versorgt ist. — Wie er von den Seinigen innigst geliebt wurde, so erfreute er sich allgemeiner Hochachtung. — Fürchte Gott, thue Recht, scheue Niemand, das war sein Wahlspruch; darum verließ er nie den geraden Weg der Pflicht und wies von sich alle Vortheile, die ihn davon abführen wollten; darum wich er nie ein Haar breit, wo das Recht auf seiner Seite war; erhob furchtlos seine Stimme, wo es galt, der Wahrheit und dem allgemeinen Besten das Wort zu reden; verlor nie den Muth, ob er auch bisweilen hart angefochten wurde. So konnte er ruhig sein Ende erwarten, so konnte an seinem Todestage, der nach langen Leiden ihn am oben genannten Tag abrief, ein angesehener Staatsmann mit Recht sagen: „Augustini hat nicht umsonst gelebt.“

119. Franz Ferdinand Freiherr v. Elmendorff,

Domkapitular zu Hildesheim;

geb. im April 1770, gest. den 10. April 1841 *).

Er wurde auf dem uralten freiherrl. Elmendorff'schen Gute Füchtel im Oldenburgischen geboren; sein Vater war der kur-kölnische Kammerherr Franz v. Elmendorff und seine Mutter eine geborne Freiin v. Hahn. Hier auf seinem Stammgute Füchtel erhielt er eine sorgfältige und fromme Erziehung. Unter der beständigen Aufsicht eines sehr religiösen und gelehrten Geistlichen, dem er zur Erziehung anvertrauet wurde, ward er aufs Beste ausgebildet und sein religiöser Sinn bestimmte ihn schon frühzeitig für den geistlichen Stand. Als er nun auf diesem Wege seine Jugendbildung erhalten hatte und für die höheren Wissenschaften reif befunden war, bezog er im Jahr 1787 die damals berühmte Universität Fulda, empfing hier auch sogleich die Tonsur und die vier unteren Weihen. Schon in diesem Jahr erhielt er ein Kanonikat an der Domkirche zu Hildesheim; die Aufschwörung geschah am 17. April 1787. Nach rühmlicher Beendigung seiner akademischen Laufbahn lebte er der Religion und den Wissenschaften, wurde im Jahr 1792 zum Subdiakonus geweiht und trat, als er das statutenmäßige Alter erreicht hatte, am 12. Nov. 1795 ins Domkapitel, eine durch Alterthum und Rang ausgezeichnete Stiftung, die ihren Ursprung aus dem Zeitalter Karls des Großen ableitet. Schon im Jahr 1788 ward ihm noch eine Präbende an der Kirche zur heiligen Jungfrau (ad divam Virginem) zu Lübeck zu Theil. In dem protestantischen Hochstifte Lübeck, dessen Bischof zu Eutin seinen Wohnsitz hatte und unter die Reichsfürsten gehörte, waren an der Kathedralkirche vier katholische Kapitularen und unter den Präbendaten an der Kirche ad divam Virginem war ein katholischer; diese Präbende wurde ihm konferirt. Der Verewigte war nun in seiner hohen Stellung unermüdet thätig; er war ein exemplarischer Geistlicher, ein echter Christ, ein Menschenfreund im edelsten Sinne des Wortes. Doch harte Schläge des Schicksals sollte er erleben — das furchtbare Unglück, welches über die deutsche Kirche kam. Denn durch die im Reichsdeputationshauptschlusse vom 25. Febr. 1803 verfügte Säkularisation wurden die deutschen Erz- und Hochstifte aufgehoben und die Kapitularen der säkularisirten Stifte, sowie

*) Nach Zeitungsnachrichten.

ihre auf das geistliche Amt eingeschränkten Bischofe, in Pension gesetzt. Das Fürstenthum kam in Folge jenes Reichsdeputationshauptschlusses an Preußen, bald darauf aber durch den Tilsiter Frieden, 1807, an Frankreich, worauf es zum Königreiche Westphalen gehörte, bis es 1813 von Hanover in Besitz genommen wurde, dem es der Wiener Kongreß definitiv zusprach. Die Hildesheimischen Kapitularen fuhren dessenungeachtet unter den harten Bedrängnissen der Zeit unermüdet und gewissenhaft fort, ihre kirchlichen Funktionen zu versehen; und mit der größten Pünktlichkeit sah man den Verstorbenen täglich in der Kathedrale bis zur Instituirung des neuen Kapitels. Durch das apostolische Sendschreiben des Papstes Leo XII., enthaltend die neue Einrichtung der Kirchsprengel des Königreichs Hanover, gegeben zu Rom den 26. März 1824, wurde nun das alte Kapitel förmlich aufgehoben. Der Papst sagt: „So betrachten wir denn als ausgesprochen und von Wort zu Wort hier erwähnt Alles, was die frühern Gerechtsame, Freiheiten und Vorzüge gedachter Kirchen und Kapitel *) angeht; aus Fülle apostolischer Gewalt ergänzen wir die Zustimmung aller derer, die zu dieser Angelegenheit irgend betheiligt sein möchten; wir unterdrücken, löschen aus und lassen aufhören den bisherigen Zustand gedachter Kirchen und Kapitel.“ Da in dem erwähnten apostolischen Schreiben der alten Domkapitularen gar nicht erwähnt war, so wurde ihnen auch bei der Instituirung des neuen Domkapitels nur der Sitz im Chor unmittelbar nach dem Dechant offerirt, aber nicht Sitz und Stimme im Kapitel. Zwar betrübte dieses den Verewigten sehr, aber dennoch haderte er nicht mit dem Gesetz, er gehorchte, weil dieses das allgemeine Wohl forderte. Er zog sich nun fast ganz auf sich selbst zurück, war dabei aber doch allen guten und edlen Zwecken eine thätige Hilfe, Armen und Verlassenen eine kräftige Stütze und starb zu Hildesheim am oben genannten Tage.

120. F. W. v. Gudenus,

Landgerichtsassessor zu Erfurt;

geb. im J. 1767 (?), gest. den 10. April 1841 **).

Mit ihm erlosch die jüngere Linie des alten adeligen Geschlechts von Gudenus, die mainzisch-thüringische — deren ältere (seit 1696 freiherrlich) in den österreichischen Staaten

---

*) Hildesheim und Osnabrück.
**) Thuringia 1841, Nr. 18.

fortlebt. Das Stammhaus der Gudenus, nach Andern Guden von Gudenberg, war das niedere Schloß Gudenberg in der Nähe des Habichtswaldes in Hessen. Nicht mehr im Besitze der Stammherrschaft und protestantisch geworden, nahm das Geschlecht, nach den Niederlanden ausgewandert, den latinisirten Namen „Gudenus" statt „Guden" an und begab sich, in Folge der niederländischen Unruhen, wieder zur katholischen Kirche zurückgetreten, nach Deutschland in die Rheinlande zurück. Zu Anfange des 17. Jahrhunderts theilte sich diese Familie in die (noch lebende) österreichische Linie, in die zu Ausgange des vorigen Jahrhunderts erloschene mainzisch-rheinländische und in die mainzisch-thüringische Linie. — Der Stammvater der thüringischen Linie war Johann Moritz von Gudenus, geboren zu Heiligenstadt auf dem Eichsfelde 1639, ein gelehrter Rechtsmann; er bekleidete die angesehene Stelle eines Schultheißen der mainzischen Stadt Erfurt, gleichzeitig hiermit verbunden die eines Präsidenten der Civil- und Kriminalgerichtsbarkeit daselbst; als gewandter Diplomat versah er unter andern mit Erfolg den Posten als Gesandter zu Dresden. Um die thüringische Geschichte, namentlich um die der Stadt Erfurt, hat er sich durch sein Werk: Historia Erfortensis etc. (1675) verewigt. Sein Urenkel, unser v. G., hat eine nicht unbeträchtliche Sammlung an Münzen, so wie heraldische und genealogische Nachrichten hinterlassen. Seine strenge Rechtlichkeit, entfernt von allen sophistischen Grundsätzen, ließen ihn Zufriedenheit und Ruhe in seiner Zurückgezogenheit finden. Möchten doch alle modernen Edelleute unserer Zeit seine biederen Gesinnungen theilen.

A. v. E. E.

* 121. Heinrich Roling,

Doktor der Theologie und Professor der Physik an der Akademie zu Münster;

geb. den 23. Aug. 1771, gest. den 10. April 1841.

Er wurde geboren zu Drievorde, Pfarre Emsbüren, in der Grafschaft Bentheim, wo seine ziemlich bemittelten Eltern Landwirthschaft trieben. Zu den Merkwürdigkeiten seiner Jugend gehört, daß er einige Tage scheintodt war und erst da, wo er begraben werden sollte, ein Zeichen des Lebens von sich geben konnte. Seine Eltern, schlichte und fromme Menschen, bestimmten ihn den Studien und gern entsprach er ihren desfalsigen Wünschen. Zuerst besuchte er 5 Jahre lang das Gymnasium zu Rheina und demnächst

studirte er zu Münster 2 Jahre Philosophie, Mathematik und Physik; über Physik hielt er unter seinem ausgezeichneten Lehrer Baltzer eine öffentliche Defension. Darauf hörte er, ebenfalls in Münster, 4 Jahre hindurch Theologie. Während seiner theologischen Studien war er Präceptor in einer von dem Fürstbischofe Bernhard von Galen gestifteten, später eingegangenen Erziehungsanstalt für Söhne aus adeligen Familien (am adeligen Konvicte), in welchem der bekannte russische General v. Geismar sein Schüler war, mit welchem er sein ganzes Leben hindurch auf die freundschaftlichste Weise verbunden blieb. Während dieser Zeit wurde er dem Minister von Fürstenberg zu einer Lehrstelle am Paulinischen Gymnasium zu Münster empfohlen, welche er auch 1796 antrat, in welchem Jahr er ebenfalls Priester wurde. Diese Lehrstelle bekleidete er mit einem sehr löblichen Eifer und wenige Lehrer mag es geben, welche sich weniger durch Strenge als durch ein gerades, offenes, wohlwollendes Benehmen eine größere Anhängligkeit und ein größeres, sich immer gleich bleibendes Vertrauen ihrer Schüler erworben hätten. Im Jahr 1801 wurde er bei der damaligen Sedisvakanz von dem regierenden Domkapitel, mit dem jüngst verstorbenen verdienstvollen Professor Dr. Christoph Schlüter, an einem und demselben Tag, als ordentlicher Professor der Physik bei der Universität zu Münster angestellt. Diese Lehrstelle entsprach ganz seinen Wünschen und seiner Richtung von Jugend auf. Als Professor der Physik lebte er in genauester freundschaftlicher Verbindung mit seinen Kollegen, dem noch in lebendigem Andenken stehenden Medicinalrathe Bodda, dem Professor der Chemie. R.'s Vorlesungen gehörten zu den besuchtesten der Universität; die Studirenden, auf welche er jederzeit vortheilhaft einwirkte, hingen ihm mit Liebe und Vertrauen an. Seine Vorlesungen bezogen sich auf Experimentalphysik, Atmosphärologie, Astrognosie und populäre Astronomie. Zugleich lagen ihm (seit 1818) die meteorologischen Beobachtungen ob, über deren Nützlichkeit er sich damals in einem Programme zum Lektionskatalog aussprach; seine öffentlichen Mittheilungen darüber in den Abhandlungen der ärztlichen Gesellschaft zu Münster (Band 1) fanden die günstigste Aufnahme und veranlaßten insbesondere den großen Naturforscher Alexander von Humboldt zu einem belobenden, überhaupt höchst interessanten Schreiben an den Verfasser. Im Jahr 1804 oder 5 wurde ihm mündlich die Pfarrstelle zu Stromberg, eine der einträglichsten im Münsterland, angetragen, die er jedoch aus Vorliebe für die akademische Doktrin und für die Universität ausschlug, wie ihm

denn überhaupt das Wohl der Universität und das seiner Fakultät sehr am Herzen lag. Seit 1821 lehrte R. auf wiederholte Wünsche Physik bei der medicinisch-chirurgischen Anstalt zu Münster, ebenfalls Physik und Chemie bei der Gewerbschule daselbst. Auch bei diesen beiden Anstalten wirkte er sehr nützlich, doch haben die vielen Arbeiten, deren Vereinfachung ihm aus mehreren Gründen nicht ganz möglich war, auf seine Gesundheit einen nachtheilichen Einfluß gehabt. Noch während seiner tödlichen Krankheit ertheilte er zu Bette liegend den Gewerbschülern, die er abwechselnd zu sich kommen ließ, Unterricht und gab ihnen schriftliche Aufgaben: auch hielt er noch in der Woche vor der seines Todes Vorlesungen bei der Fakultät und beendigte seine Physik, indem er, obgleich äußerst ermattet, von seinen Zuhörern freundlichen Abschied nahm und sie ermunterte, sich beim Wiederanfange der Vorlesungen sofort einzufinden. Während seiner Krankheit behielt er beständig die gewohnte Heiterkeit seines Geistes, seine Freunde, insbesondere seine Schüler, waren ihm immer willkommen und mit ängstlicher Sorgfalt oder aus zarter Schonung vermied er es, daß die ihm näher Stehenden mit seinen eigentlichen Leiden bekannt wurden. Er verschied in Folge einer viermonatlichen Wassersucht, ergeben und vorbereitet, sanft und schmerzlos. Die Akademie betrauerte in seinem Hinscheiden den Verlust eines treuen Mitarbeiters, dessen Verdienste die theologische Fakultät vor einigen Jahren durch Ertheilung der Doktorwürde honoris causa ehren wollte, seine Schüler, die er liebte, so wie sie ihn liebten, einen unvergeßlichen Lehrer und Führer. Der zahlreiche Leichenkondukt gab nach insbesondere Zeugniß davon, in welcher Achtung der Verewigte bei Hohen und Niedern stand.

* 122. M. Gustav Adolph Schumann,

fünfter Professor an der Landesschule zu Meißen;

geboren d. 16. Juni 1803, gest. d. 11. April 1841.

Sein Vater, Karl Leberecht Schumann *), war Prediger in Weickelsdorf, einem Dorf in der Weißenfelser Ephorie. Unterrichtet und gebildet von 1812 bis 1815 von dem Pfarrer Ritter zu Weißenborn und Droyßig, später zu Nebra, seit 1816 auf dem Lyceum zu Eisenberg unter Brendel, seit 1821 auf der Universität zu Leipzig, wurde er 1824 Kollaborator an der Thomasschule und, nachdem er das Kandida-

*) Dessen Biogr. siehe im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 42.

tenexamen zu Magdeburg bestanden und 1825 die Magisterwürde zu Leipzig erlangt hatte, Vespertiner bei der Paulinerkirche, 1826 Privatdocent, 1828 Bakkalaureus der Theologie, 1827 Leiter einer historisch-kritischen Gesellschaft, 1829 außerordentlicher Professor der Philosophie, 1829 siebenter, 1831 sechster, 1838 fünfter Professor in Meißen. Seine Schriften sind: Vita Mosis p. I. De infantia Mosis, Lips. 1826. — Pentateuchus hebr. et graece recogn. ibid. 1829. — Melanchthon redivivus etc. ibid. 1837. Zuletzt noch das Programm De libertate interpretis P. I. 1840. Der Hauptpunkt: die angebliche Rücksichtslosigkeit des Auslegers, fehlt noch und war wahrscheinlich für P. II. bestimmt.

123. Friedrich Baumann,

pens. k. k. Hofschauspieler zu Wien;

geb. im J. 1763 (?), gest. den 12. April 1841 *).

Die jüngere Generation hat diesen ausgezeichneten Komiker nicht gekannt, sonst würde sie um ihn trauern, wie um Ignaz Schuster **), Korntheuer und Raimund ***). Er war der Inbegriff aller erheiternden Darsteller, stets wahr, stets naturtreu und stets Allen, die ihn sahen, ergötzend. Er hat mit seinem Bruder, Anton Baumann und mit Laroche das Theater in der Leopoldstadt, unter des alten Marinellis Direktion, eröffnet und sein Schneider Wetz ist unübertroffen geblieben. Er gefiel so außerordentlich, daß er (1800) in die beiden k. k. Hoftheater, damals unter einer Direktion stehend, berufen wurde und unser B. war neben dem unerreichten Weidmann im Theater nächst der Burg, im Theater nebst dem Kärnthnerthore neben Weinmiller †) der Dritte im Bunde. Sein Matz im „Intermezzo," von Kotzebue, sein Adam im „Dorfbarbier," von Weidmann eigens für ihn geschrieben und seither wohl oft nachgeahmt, aber von keinem Komiker erreicht, weshalb dieses Stück auch über 300 Mal gegeben wurde, sein Bettelstudent rc. rc. bleiben unvergessene, wahrhaft klassisch-komische Darstellungen. Auch im Theater an der Wien spielte B. mit ausgezeichnetem Erfolg. — Im Leben war B. anspruchslos, bescheiden, äußerst zuvorkommend gegen seine Kollegen, und das Wort Kabale gegen Dichter, Direktion und Schauspieler kannte

*) Frankf. Konversationsbl. 1841, Nr. 113.
**) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 950.
***) — — — 14. — — — S. 565.
†) — — — 6. — — — — S. 198.

er kaum dem Namen nach. Mit einem Wort, er war ein rechtlicher Mann, geschätzt, geliebt von Allen, die ihn kannten.

* 124. Joachim Heinrich Eyller,

Superintendent und erster Prediger an St. Marien zu Wismar, ordentliches Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde ꝛc.;

geb. im Jahr 1761, gest. den 12. April 1841.

Die Jugendzeit des Vollendeten, seine nähern Familienverhältnisse und Erziehung ist uns unbekannt geblieben und wir finden ihn sogleich im thätigen Leben, wie er, nach einer theilweis auf der Universität zu Rostock erhaltenen theologischen und wissenschaftlichen Bildung, bei dem damaligen Prediger in Kuhlrade, unweit Rostock, nachherigen, am 16. Juli 1819 zu Ludwigslust verstorbenen großherzoglichen Oberhofprediger und Konsistorialrath C. F. Studemund, die Stelle eines Hauslehrers bekleidete. Im Jahr 1794 bekam er darauf das Diakonat an St. Marien zu Wismar, wurde 1807 Archidiakonus und, nach dem am 15. Febr. 1830 erfolgten Ableben seines Schwagers, des Konsistorialraths Karl Christoph Balthasar Koch *), an dessen Stelle den 26. Jan. 1831 zum ersten Prediger an dieser Kirche vocirt, so wie auch den 23. März desselben Jahres zum Superintendenten in der Stadt und der Herrschaft Wismar landesherrlich bestellt. In diesen Aemtern wirkte er treu und geräuschlos 47 Jahre hindurch. Seine Predigten waren wohl ausgearbeitet, gedankenreich und kraftvoll und dem Unterrichte der Konfirmanden widmete er sich stets mit besonderer Liebe und Theilnahme. Als Superintendent hat er sich während 10 Jahren um die Kirchen und Schulen seiner Diözes ungemein verdient gemacht, auch war er besonders thätig als erster Vorsteher der Freischule (Kochschen Stiftung). Er besaß eine äußerst reichhaltige, nahe aus 3000 Bänden bestehende Bibliothek, hatte seltene wissenschaftliche Kenntnisse und was noch mehr ist, ein wahrhaft heiliges Herz und eine heitere ächte Frömmigkeit. Eine lange glückliche, aber kinderlos gebliebene Ehe verband ihn mit Eleonore Dorothea, gebornen Koch, Tochter des im Jahr 1784 zu Wismar verstorbenen Superintendenten Ehrenreich Christoph Koch, welche Gattin er indessen schon den 28. December 1832 an einem Brustübel in ihrem beinahe vollendeten 75. Lebensjahre durch den Tod verloren hatte. Sein Geist blieb, ungeachtet mancher widri-

*) Dessen Biogr. siehe im 8. Jahrg. d. N. Nekr. S. 151.

gen Schicksale, heiter bis zum letzten Augenblick und schmerzlos erfolgte sein Ableben am zweiten Ostertag in einem Alter von 79. Jahren, nachdem er plötzlich nach einem nur zweitägigen Krankenlager von einem Nervenschlage befallen worden war. — Als Schriftsteller hat er bloß geliefert: Einige Nachricht von der durch Luther bewirkten Reformation und zwar wie solche in Wismar erfolgt ist ꝛc. Wismar, 1830.

Schwerin. Fr. Brüssow.

125. Dr. Alexander Theodor Sverdsjö,

Hofrath u. Oberlehrer zu Riga;

geb. d. 6. Jan. 1803, gest. d. 12. April 1841 *).

S. war zu Reval in Esthland geboren und der Sohn eines würdigen, allgemein geachteten Schulmannes. Er verlor beide Eltern in frühester Jugend und des verwaisten Knaben nahm sich sein Oheim Gustav Sverdsjö, Oberlehrer der alten Literatur und Nachmittagsprediger an der schwed. Kirche zu Reval, mit treuer Liebe an. Mit vielen Kenntnissen und strengen Grundsätzen Originalität des Geistes, Wärme des Herzens und Poesie verbindend, hätte er wohl ein tüchtiger Leiter des geistvollen, lebhaften Knaben seyn mögen, wenn ihn nicht der Tod ebenfalls früh abgerufen hätte. Fortan sorgte seine treffliche Witwe allein für den Knaben mit eben so viel Liebe und Treue als Umsicht und hatte die Freude, mit jedem Tag ihn sich mehr und glücklicher entwickeln zu sehen. Wie sie ihm eine treue Mutter war, so hing auch sein Herz mit der innigsten Kindesliebe an der ehrwürdigen Frau, die jetzt an seinem frühen Grabe Thränen des tiefsten Schmerzes weint. Nachdem S. seine Schulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt empfangen hatte, wo er sich durch Fleiß und Sittlichkeit auszeichnete, ging er zu Johannis 1821 zur Universität Dorpat ab, um Philologie zu studiren. Schon auf der Schule zu Reval hatte er die Unterstützung eines Gymnasialstipendiums genossen und hätte auf der Universität mit einer mittellosen Lage kämpfen und darben müssen, wenn nicht das Wohlwollen des damaligen Rektors Ewers **) und des Professors der altklassischen Philologie, Franke ***), dem Jünglinge

*) Das Inland 1841, Nr. 23.
**) Dessen Biogr. siehe im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 789.
***) — — — 8. — — — S. 737.

schützend und rathend beigestanden hätte. Sie theilten ihm eine Stelle in dem pädagogisch-philologischen Seminar und ein Stipendium zu und wirkten durch Wort und That wohlthätig auf seine Ausbildung ein, was vorzugsweise von Franke gilt, zu dem S. sehr bald in das Verhältniß des Schülers zum Meister trat. — Franke war ganz dazu geeignet, in der Seele des strebenden, begeisterten Jünglings die höhere Liebe und den tiefern Sinn für seine Wissenschaft zu erwecken und fest zu begründen. Er blieb ihm auch stets ein wohlwollender väterlicher Freund, dessen S. immerdar mit wahrhafter Pietät gedachte. — Indessen mußte S., um seine pekuniäre Lage zu verbessern, während der Universitätsjahre in den Instituten der Herren Asmuß und Dittler Unterricht ertheilen und dankbar erkannte er stets an, wie außerordentlich viel er auch diesen beiden Männern für das Praktische seines Faches zu danken habe. Schon im zweiten Jahre seiner Universitätszeit erwarb er sich durch die Beantwortung einer philologischen Preisaufgabe bei der philosophischen Fakultät den ersten Preis und Ewers gab ihm einen schmeichelhaften Beweis seines Vertrauens, indem er ihm den Privatunterricht seines Sohnes übertrug. Noch während seines Aufenthalts auf der Universität, um Ostern 1824, erhielt er einen Ruf als Inspektor der ritterschaftlichen Pension bei der Ritter- und Domschule zu Reval, welchem er im August desselben Jahres folgte, als sein Studienkursus beendigt war und nachdem er während der Sommerferien einen jungen Edelmann, zu dessen Führer er durch Ewer's Vermittelung war gewählt worden, nach Rußland begleitet hatte, wo er sich, wie überall, Freundschaft und Liebe erwarb. Vom August 1824 bis Ostern 1830 stand er als Inspektor der ritterschaftlichen Pension in Reval vor, wo 24 junge Edelleute auf Kosten der esthländischen Ritterschaft erzogen wurden, und verband mit diesem Amte den Unterricht in der Ritter- und Domschule. — Schon auf der Universität hatte ihn ein lebensgefährliches Brustübel ergriffen und wiewohl damals genesen, trug er doch seitdem den Keim des frühen Todes in sich und es wurde durch häufiges Kränkeln seine Amtsführung ihm oft erschwert. Nichtsdestoweniger stand er seinem Amte mit großem Eifer und solcher Umsicht vor, daß er sich bald das unbedingte Vertrauen des ritterschaftlichen Kuratoriums der Anstalt dergestalt erwarb, daß es ihm nicht nur, als die beiden anderen Inspektoren die Anstalt verlassen hatten, während eines halben Jahres die alleinige Leitung derselben überließ, um sich bei der Wahl neuer Lehrer nicht zu übereilen, sondern auch späterhin gerade die

jungen Männer berief, die S., um seine Meinung befragt, in Vorschlag gebracht hatte. Um Ostern 1830 verlangte S. mit jenen beiden zusammen den Abschied, da er glaubte, gewisse Forderungen seines Kollegen, des in der Folge als Forscher des Sanskrit ausgezeichneten, nun auch verst. Akademikers Lenz *), in Betreff der Schuldisciplin und Stellung der Lehrer, unterstützen zu müssen, diese Forderungen aber nicht berücksichtigt wurden. — Wiewohl schriftlich und mündlich dazu aufgefordert, diesen Vorsatz aufzugeben, verließ er dennoch Reval und ging nach Dorpat, um daselbst, auf den Rath seiner Gönner Ewers und Franke, als Privatdocent sich zu habilitiren. Als jedoch bald nachher, durch Freymann's Berufung nach Mitau, die Stelle des Oberlehrers der griech. Sprache am Rigaschen Gymnasium frei wurde, erhielt S. die Vokation zu dieser Stelle und nahm dieselbe um so bereitwilliger an, als ihm dadurch Gelegenheit gegeben wurde, dem Staate, welchem er seine Ausbildung verdankte, seinen thätigen Dank für diese Wohlthat abzutragen. Hier in Riga gewann sein Leben und Wirken die eigentliche Bedeutung, denn hier genügte er vollkommen der Aufgabe seines Berufes mit den ihm verliehenen seltenen geistigen und sittlichen Kräften. Hier war es, wo sich sein ausgezeichnetes Lehrertalent segensreich entwickelte, sein klarer und beredter Vortrag in den Gemüthern seiner Schüler den Sinn für das Wahre und Schöne weckte. Und wie er ihre Lust und Liebe war, hingen sie mit gespannter Aufmerksamkeit an seinen Lippen, wenn er ihnen begeistert die Schriften der großen Alten erklärte, sie in die ewige Welt des klassischen Alterthums einführte. Gewiß hat er sich unter seinen Schülern keinen Undankbaren verpflichtet. Eben so war er von seinen Kollegen hoch geehrt und aufrichtig geliebt, denn sein reger Sinn für alles Gute und Edle, seine Begeisterung für Wissenschaft und Wahrheit, seine herzliche Liebe zur Jugend, sein verständig-planvolles und doch nie ängstlich-pedantisches Wirken mußten ihm Achtung und Liebe erwerben und seinem Andenken nicht bloß eine freundliche Erinnerung im Kreise seiner Mitlehrer sichern, sondern es recht eigentlich zu einem wohlthuenden, aufmunternden und erhebenden Beispiel erhöhen. Aber auch im weitern Kreise des Freundschaftlichen, wie des bloß geselligen Umganges fand S. eine allgemeine, gern und freudig gewährte Anerkennung, indem sein lichtvoller Geist, seine schaffende Phantasie, sein tiefes Gemüth, sein reicher, herrlicher Humor

*) Siehe N. Nekr. 14. Jahrg. S. 1048.

und sein gebildetes Wort, bei tief wissenschaftlicher und vollendet intellektueller und sittlicher Bildung, durchaus aller Ostentation fremd, nie usurpirend und drückend sich geltend machten, sondern sich in gefälligen Formen und als wohlthuende Anregung aussprachen; wie er denn auch jede fremde Individualität und jede fremde Meinung gern anerkannte und gelten ließ, wenn jene nur eine tüchtige, diese eine wohlbegründete war — dann auch nicht auf absolute Uebereinstimmung mit seinen eigenen Ansichten und Meinungen bestand. — Groß war daher die Zahl seiner Freunde und Verehrer, treu und herzlich ihre Zuneigung für ihn und so wird auch sein Andenken treu in ihrer Brust fortleben. Der Grundzug seines Charakters war eigentlich Milde und große Weichheit, dabei hatte sein Gemüth etwas Ahnungsvolles, wie er denn schon in seiner frühesten Jugend Visionen gehabt hat, mit denen, so ernst sie auch waren, der Knabe sich bald befreundete; später glaubte er oft in bedeutenden Träumen Aufschlüsse über dasjenige zu empfangen, was in weiterer oder näherer Zukunft ihm oder seinen Freunden bevorstand und nicht zu leugnen ist, daß mehrere solcher ahnungsvollen Träume in Erfüllung gegangen sind. Indessen erlaubte er nur vertrauten Freunden einen Blick in diese Eigenthümlichkeiten dieses inneren Sinnes. — So wirkten auf ihn mystische Dichtungen anziehend, nur mußte der Mystik ein tiefer Gedanke zu Grunde liegen; aus seiner eigenen begeisterten Rede tönte eine tiefe Poesie hervor, die auf einer religiösen Naturanschauung ruhte. Ueberhaupt hatte schon seine ganze Erziehung eine tiefe Religiosität in ihm begründet und ihm einen rein christlichen Standpunkt für seine Ueberzeugung angewiesen und deshalb war er voll Dankbarkeit gegen Gott und Menschen, dergestalt, daß es den Beobachter tief und innig rühren mußte, wie er in den Tagen seines langen Siechthums die vielen Segnungen pries, die ihm zu Theil geworden, wie er jedes kleinsten Dienstes dankbar gedachte, den Liebe oder Freundschaft zu eigener Lust und Freude ihm geleistet hatte. — Nichts weniger als Eiferer oder gar finsterer Schwärmer, war er vielmehr heiter, jeder erlaubten Freude zugänglich und dabei von seltenem Talente für den feinen socialen Umgang. Seine Gegenwart heiterte gewöhnlich die Gesellschaft auf, gab der Unterhaltung einen lebhaften Gang, einen edlern, geistigern Aufschwung. — Sein Geschmack war sehr ausgebildet, aber er vermochte auch an geringeren Produktionen Gefallen zu finden, wenn sie nur in ihrer niedern Sphäre tüchtig und abgeschlossen waren. Dasselbe that sich in seinem Umgange

kund. Er, der eigentlich nur die geistvollste und gebildetste Unterhaltung liebte und suchte, der in seinen Gesprächen die konsequenteste Ideenfolge zu behaupten wußte und deshalb Inkonsequenzen oder gar triviales Wortgefecht haßte und wohl mit beißendem Spott oder gar heftigem Unwillen zurückwies, er konnte gleichwohl gern und viel mit Personen umgehen, die an Intelligenz und Bildung tief unter ihm standen, sobald er nur bei ihnen einen gesunden, tüchtigen praktischen Sinn, einen entschiedenen und braven Charakter erkannte. Mochte denn auch mitunter seine Kränklichkeit ihn reizbar machen, mochte sein edler Eifer für das Rechte, Wahre und Gute ihn manchmal dazu hinreißen, daß er der verletzenden Wahrheit Worte lieh: niemals doch hat er mit Absicht Jemand gekränkt, niemals es störrig unterlassen, ein begangenes Unrecht auszugleichen, den Verletzten durch ein liebreiches Wort zu versöhnen; wie er denn auch nie die zur Versöhnung dargebotene Hand hart oder streng ausschlagen mochte. Mit einem Wort, er war ein edler, liebenswürdiger Charakter; seinen Freunden treu ergeben, dergestalt, daß er in einem Tadel derselben sich tiefer verletzt fühlte, als in einer Mißbilligung, die gegen sein eigenes Thun und Wesen gerichtet wurde. In Riga hatte er auch die treueste, liebevollste Lebensgefährtin gefunden, als er sich 1835 mit Natalie Sophie Hevelcke, Tochter des Aeltesten großer Gilde Hevelcke, ehelich verband. Dies schöne Verhältniß gewährte ihm ein seltenes Glück, indem der sanfte, hingebende Sinn der geist- und gemüthvollen, seinen Werth vollkommen erkennenden Gattin ihm eine reiche Quelle der Zufriedenheit und des Trostes ward für viele Entbehrungen durch eigene Krankheit und den frühen Tod von 3 Kindern. Der trauernden Witwe ist somit kein einziges Pfand ihres ehelichen Glückes zurückgeblieben. In Riga endlich genügte S. auch den Forderungen als Gelehrter, indem er mehrere Schriften seines Faches verfaßte, durch deren eine er sich die Würde eines Doktors der Philosophie bei der Universität Königsberg erwarb und von denen eine andere insbesondere der würdigenden Anerkennung ausländischer Philologen werth geachtet wurde, die alle den geist- und kenntnißreichen Philologen darthun *). Im J. 1837 wurde er in dem mit sei-

*) Vindiciae praecepti Bentleiani de genetivo substantivorum in jus et jum desinentium. Rigae et Dorpati 1832. Ist seine Inauguraldissertation, auf die er in Königsberg den philosophischen Doktorgrad erhielt. — Programm: De verborum ὀυλαι et ὀυλοχυται significatione disquisitio critica. Rigae 1834. Ward wieder abgedruckt in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, herausgegeben

nem Amte verbundenen Range der 9. Klasse bestätigt, noch in demselben Jahre zum Kollegienassessor und 1840 zum Hofrath befördert. Nachdem er neun Jahre lang, wenn auch mitunter durch Kränklichkeit gestört, jedoch im Ganzen lebenskräftig sein Amt verwaltet und viel des Guten gewirkt hatte, mußte er, nach einem in ungewöhnlichem Wohlseyn ihm entschwundenen Sommer, die beiden letzten Jahre seines Lebens fast ganz in immer steigendem Siechthume durch ein unheilbares Brustübel zubringen, in welchem nur die aufopfernde Liebe und Pflege der Gattin, der treue, unermüdliche Beistand seines ihm innig befreundeten Arztes und der zerstreuende, erheiternde und anregende Umgang treuer, ausdauernder Freunde ihn aufzurichten vermochten. Unfähig, die Pflichten seines Amtes weiter zu erfüllen, suchte er im Jahr 1840 um seine Entlassung nach und erhielt dieselbe gegen Ende des Jahres mit Verleihung der verordnungsmäßigen Pension, die wahrscheinlich auch die Zukunft seiner Witwe sicher stellen wird. Noch einmal im letzten Herbste, wie eine Leuchte vor dem gänzlichen Erlöschen, flammte sein Geist hell auf. — Er erfreute sich wieder einer regelmäßigen Thätigkeit, beschäftigte sich viel mit philologischen Arbeiten, entwarf Pläne zu Werken, die er schreiben wollte, und erfreute den Unterzeichneten durch mehrere humoristische Zuschriften, die zu dem Geistvollsten und Ergötzlichsten dieser Art gehören, so daß ein Schein von Hoffnung, ihn länger erhalten zu sehen, seinen Freunden aufgehen wollte; da warf ein Anfall von Grippe ihn auf sein letztes Krankenlager und am 12. April schloß der Tod unerbittlich das Auge des geprüften, trefflichen Mannes.

H. v. Brackel.

* 126. Friedrich Ludwig Schmidt,

Direktor des Stadttheaters zu Hamburg;

geboren den 5. August 1772, gestorben den 13. April 1841.

Sch. war zu Hanover geboren. Nachdem er seiner Neigung für die Bühne durch öftere Theilnahme an Privat-

---

von Seebode, Jahn u. Klotz. 4. Supl. Bd. Lpzg. 1836. S. 439—452. — Einige Verbesserungsversuche zum Texte der Sophokleischen Tragödien. Sr. hohen Excellenz dem Herrn Minister der Volksaufklarung ꝛc. Sergius Uwarow, bei Hochdessen Besuch des kaiserl. Gouvernementsgymnasiums zu Riga ehrerbietigst überreicht. Riga 1838. — Eine Recension (von N. Mohr's Dissertation: „de nonnullis locis Horatianis) in den Dorpater Jahrbüchern fur Literatur, Statistik u. Kunst, 2. Bd. Riga u. Dorpat 1834. S. 407—420.

schauspielen Folge geleistet, widmete er sich ganz der Kunst und betrat unter Tilly's Direktion in Braunschweig am 22. Jan. 1792 als Fedor Ossakof in Babos Strelitzen zum ersten Mal öffentlich die Bühne. Er war also fast 50 Jahre ausübender Künstler. Nach Costenoble's *) Aussage (in einem Bruchstücke von dessen Biographie, im 3. Bde. der Lewald'schen Theaterrevuen) waren Sch.'s erste Versuche auf der Tilly'schen Bühne von keinem günstigen Erfolge begleitet und mancher „Unstern" begleitete ihn. — Er verließ bald die Tilly'sche Truppe und ging zu Döbbelin über, der, eines Heldenspielers entbehrend, ihm die Rolle des „Abällino" anvertraute, welche Rolle seinen günstigen Ruf begründete. „Sonderbar," sagt Costenoble, „daß eine Fratze einem Künstler auf die Beine helfen kann, während ganz vernünftige Produkte nichts vermögen." Neben der Leistung des Abällino hatte Sch. sich eine Art Ruf erworben durch einige „halbgelungene" theatralische Schriften und so wurde ihm denn das Amt eines Regisseurs an der Bühne in Magdeburg anvertraut. — „Wenn die hochmögenden Herrn dieses Mal nicht einen Schuß ins Blaue thaten, so konnte man füglich sagen, daß blinde Hühner ein gutes Korn gefunden hatten u. s. w.," sagt Costenoble und fährt dann fort: „Genug, der Wurf gelang. Sch. war ein guter und wurde später ein trefflicher Bühnenvorsteher." Es war dies im Jahr 1796, als Costenoble Sch. als Regisseur in Magdeburg traf, mithin war ihm also als sehr jungem Manne dieses schwierige Amt anvertraut. Costenoble's Urtheil ist um so werthvoller, da er selbst ein umsichtiger, tüchtiger Künstler und sonst nie eben Sch.'s Lobredner war, denn eine gewisse unbehagliche Verstimmung hat Jahre lang unter beiden Zeit- und Kunstgenossen obgewaltet und ward erst im letzten Lebensjahre Costenoble's ganz beseitigt. Im J. 1806 kam Sch. von Magdeburg nach Hamburg und betrat am 22. April als „Baron Qualm" in Kotzebüe's zuerst gegebenem Lustspiele: „Blinde Liebe" und in einem von ihm selbst nach dem Französischen bearbeiteten einaktigen Lustspiele: „Nur er will sprechen," als Zurlering zuerst die Bühne. — Er ward mit lautem Beifalle hervorgerufen und dankte im Sinne des kleinen Nachspiels mit den Worten: „Nun schweige Mund und rede Herz: Dank!" — Seit jener Zeit war Sch. ohne Unterbrechung Mitglied der Hamburger Bühne. F. L. Schröder vertraute 1811 bei der Wiederübernahme der Direktion die schwierige Aufsicht über die Garderobe Sch. an,

*) Dessen Biogr. siehe im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 770.

unter Herzfeld's Direktion war er von 1812 — 1815 Regisseur und trat seit 1815 in die Direktion, an der er 26 Jahre Theil genommen hat. — Daß ein Bühnenvorsteher es nicht zu allen Zeiten Allen recht machen kann und mitunter, wenn er durchgreifen muß, hie und da zu verletzen gezwungen ist, davon liefert selbst Schröder's umsichtige Verwaltung vielfältige Belege, denn theils sind die Anforderungen zu verschiedenartiger Natur, theils aber auch die Anmaaßungen, die sich kund geben, fast alle Begriffe eines Laien übersteigend. Unter solchen Verhältnissen darf es nur Wunder nehmen, daß Sch. über 25 Jahre sich den regen Eifer für seinen Beruf bewahrt hat. Sch. beurkundete nicht nur als Künstler und Geschäftsmann, sondern auch in allen übrigen Lebensverhältnissen den feingebildeten und kenntnißreichen Mann, sein Witz hatte epigrammatische Schärfe, seine literarisch-kritischen Arbeiten sind für seine Kunstgenossen von bleibendem Werth und seine dramatischen Werke sind Eigenthum aller namhaften Bühnen geworden. Die vielseitige Bildung, die er sich erworben und die nicht gewöhnlichen Kenntnisse, die er auch in nicht streng zu seinem Berufe gehörenden Wissenschaften besaß, verdienen eine um so höhere Achtung, da sie nicht das Resultat früher genossener ausgezeichneter Schulbildung waren, sondern erst später durch den regsten Eifer und unermüdlichsten Fleiß erworben wurden. — Was Sch. war, das war er aus sich selbst und um so höher stand und steht er da. Er war Vielen an der Bühne ein Lehrer und wer sich in seine Laune zu fügen und seine Winke und Andeutungen zu benutzen wußte, der konnte von ihm sehr Vieles lernen. Sch. war der Freund des großen Schröder's, er war gleichsam der einzigste von der Bühne, welcher sich am Sterbebette jenes weltberühmten geistreichen Mannes befand, als dessen Geist abgerufen ward. Schröder fand in Sch. einen Geist, der es würdig war, sein Nachfolger zu seyn und Sch. hat es der Welt treulich bewiesen, daß Schröder sich nicht in ihm getäuscht; denn er hat die Leitung des großen Theaters ehrenvoll angefangen und eine Reihe von Jahren ehrenvoll durchgeführt. Mit Achtung und Ehre nahm ihn einst das Hamburger Publikum bei seiner ersten Vorstellung als Künstler im besten Lebensalter auf und als Greis unter dem Silberhaare mit den großen Erfahrungen ausgerüstet, sagte die Menge, unter Ehrenkränzen und wehmuthsvollen Empfindungen, mit Achtung und Ehre am 31. März 1841 ihm ein „Lebewohl.“ Herzlich und ergreifend waren die von dem Kunstveteran Schäfer an diesem Abende gesprochenen Worte: „Ich habe Sie einst kommen sehen und

sehe Sie jetzt scheiden!" und rührend der Moment, wo derselbe den wohlverdienten Lorbeerkranz dem greisen Künstler auf das Haupt setzte. Sch.'s thätiger Geist konnte es nicht ertragen, außer seinem großen Wirkungskreise sich lange zu bewegen, er war für eine höhere Thätigkeit bestimmt. Die Beerdigung desselben war der Würde des Verstorbenen angemessen. Am Grabe ward die Leiche mit einem trefflichen Trauermarsch empfangen und hierauf eine Kantate aufgeführt; sodann erfolgte eine in jeder Hinsicht lobenswerthe und tief durchdachte Rede des reformirten Predigers Keßler. Nach Beendigung derselben erfolgte der schöne Chorgesang „Wiedersehen!" und schloß die herzerhebende Feier in Gegenwart einer außerordentlichen und theilnahmsvollen Menge mit einem Vortrage des schönen Chorals „Auferstehen!" von einem starken Musikpersonale geblasen. — Im Druck ist von Schmidt erschienen: Die Kette des Edelmuths. Leipzig 1792. — Rechtschaffenheit und Betrug; ein Schauspiel. Leipzig 1794. — Unglück prüft Tugend; ein Schausp. Leipz. u. Frankf. a. d. O. 1796 — Der glückliche Tag u. d. gute Beispiel; zwei Lustsp. Frankf a. d. O. 1796. — Der Sturm von Magdeburg; vaterl. Schausp. Magdeburg 1799. — Mathilde von Heideck; Schausp. Ebend. 1801. — Weiberpolitik; Lustsp. Ebend. 1801. — Die Königseiche; Schausp. Ebend. 1801. — Der junge Patriot; e. Schausp. Ebend. 1801. — Lorenz Stark; Schausp. Ebend. 1804. — Die Räuberhöhle; Schausp. Ebend. 1804. — Gleiche Schuld gleiche Strafe; Lustsp. Ebend. 1804 — Schauspiele. Leipz. 1804. — Der bestrafte Argwohn; Lustsp. Ebend. 1804. — Die Neugierigen; Lustsp. Hamb. 1807. — Nur er will sprechen; Posse. Ebend. 1807. — Die Belagerung von Magdeburg; Trsp. Hamb. 1807. — Neue Schauspiele. 2 Bde. Ebend. 1808—1809. — Almanach f. Theater. Ebend. 1809—12. — Samml. der besten Urtheile üb. Hamlet's Charakter. Quedlinb. 1808. — Johann Basmer; e. Trsp. Hamburg 1812. — Dram. Jugendfreund. Ebend. 1812. N. A. 1823. — Der leichtsinnige Lügner; e. Lustsp. Stuttg. u. Tüb. 1813. — Der Tag der Erlösung; Schausp. Hamb. 1814. (Ward dreimal aufgelegt.) — Vorwärts; Lustsp. Ebend. 1816. — Fried. Ludw. Schröder's Todtenfeier auf d. Hamb. Theater. Ebend. 1816. — Die ungleichen Brüder; Lustsp. Ebend. 1817. — Berg u. Thal od. Verwechselungen; Lustsp. Ebend. 1819. — Dramaturgische Aphorismen. 3 Bdchn. Ebd. 1820 — 34. — Neueste Lustspiele. 1. Samml. Ebend. 1823. — Neue Hamb. Bühne. Ebend. 1824. — Die Theilung der Erde; Lustsp. Ebend. 1827. — Züge aus dem Leben eines originellen Souffleurs; in Lembert's Taschen-

buch f. Schauspieler auf das J. 1823. — Sein Porträt vor dem Trauerspiele Johann Vasmer (1812).

* 127. Dr. Daniel Collenbusch,

geh. Hofrath, Amts- u. Stadtphysikus zu Cahla (Herz. Altenb.);

geb. zu Duisburg am Rhein d. 19. Sept. 1759, gest. d. 14. April 1841.

In ihm starb der Senior aller Aerzte des Herzogthums S.-Altenburg, denn schon im J. 1788 wurde er Leibarzt des Prinzen Johann Adolph zu S.-Gotha-Altenburg auf Friedrichs-Tannecke bei Eisenberg und praktischer Arzt in der Kreisstadt Eisenberg. Am 12. Mai 1789 verheirathete er sich mit Jungfrau Christiane Friederike Müller, geb. den 15. Aug. 1768, nachdem er 3 Tage vorher, am 9. Mai 1789, die medicinische Doktorwürde in Jena erlangt hatte. Im J. 1799 ward er fürstl. schwarzb.-rudolst. Medicinalrath und 1803 herzogl. sächs. Physikus des Kreisamts und der Stadt Cahla, auch Arzt des Leuchtenburgischen Irren- und Zuchthauses, welche Aemter er bis an seinen Tod bekleidete. Tage höherer Weihe in seinem vielbewegten Leben waren ihm und seiner Gattin der 9. und 12. Mai 1839 als goldene Tage einer 50jährigen Bedeutung. Die höchsten Behörden des Landes so wie die der Stadt und des Kreises, die Aerzte des Landes und viele seiner Freunde und Verehrer beeiferten sich, diese Tage zu den denkwürdigsten seines Lebens zu erheben und in gedrängter Kürze sey hier nur folgendes hervorgehoben. Im Auftrage des Herzogs überreichte ihm der Kreishauptmann v. Schwarzenfels das Dekret als geheime Hofrath nebst einem Glückwünschungsschreiben von hoher Landesregierung; der Medicinalrath Schubart händigte im Auftrage der medicinischen Fakultät Jena dem Jubilar ein erneuertes Doktordiplom ein; von Seiten des Amtes und des Stadtrathes wurde ihm eine auf Pergament gedruckte Votivtafel dargereicht; ferner ein Ehrendiplom der naturforschenden Gesellschaft zu Altenburg, so wie von Seiten sämmtlicher Aerzte des Landes ein vom Dr. Königsdörfer zu Ronneburg verfaßtes lateinisches Programm nebst silbernem Pokale. Kurz vor diesen festlichen Tagen hatte der Jubelgreis eine bedenkliche Krankheit überstanden, von der er zwar genaß, die aber dennoch wahrscheinlich sein am oben genannten Tag erfolgtes Ende beschleunigte. — Im Druck ist von ihm erschienen: Diss. inaug. de noxis ex empirica medicina oriundis. Jenae 1789. — Der aufrichtige Volksarzt. 2 Bde. Eisenberg 1796—98. — Von der Ruhrkrankheit. Ronneburg 1797. — Mildheimische Gesundheitslehre.

3 Thle. Gotha 1799—1801. — Gesundheitslehre. 2 Bde. Eisenberg 1800. — Karl Weber und seine Töchter. 3 Bde. Altenburg 1802—04. — *Meine Freistunden, den Kindern gewidmet. 1. Bdchn. Schneeberg 1802. — Uebersetzte: Merkwürdige Abhandlungen holländ. Aerzte. Bd. 1. St. 1 u. 2. Leipz. 1794. — Gab heraus: Wochenblatt des aufrichtigen Volksarztes. 3 Jahrg. Eisenberg 1796—98. — Der Rathgeber f. alle Stände, in Angelegenheiten, welche die Gesundheit ꝛc. betreffen. 4 Jahrg. Gotha 1799. — C. W. Hufeland's *) Kunst das Leben zu verlängern; f. den Bürger und Landmann umgearbeitet. Theil 1. Altenburg 1801. — Lieferte einen Beitrag zu Hufeland's Journal der Heilkunde. D.

* 128. Georg Friedrich Engelhard Wehrstedt,

herzogl. braunschweig. Hofopernsänger zu Braunschweig;

geb. d. 3. Febr. 1786, gest. d. 15. April 1841.

W. wurde zu Haverlah, einem damals fürstbischöflich hildesheim. Dorf unweit Salzgitter, geboren. Sein Vater, welcher daselbst Schullehrer war und eine für seinen Stand in damaliger Zeit bemerkenswerthe Bildung besaß, gab dem Sohne den ersten Unterricht, der sich auch über die latein. Sprache erstreckte. Da der Vater seinen Sohn für den Predigerstand bestimmt hatte, so brachte er denselben im 11. Jahr auf die Domschule nach Hildesheim und bewirkte zugleich, daß der Knabe in das Singchor des Gymnasiums aufgenommen wurde. In Hildesheim machte sich der junge W. bald in zwiefacher Hinsicht bemerklich. Während er auf der einen Seite sich durch angestrengten Fleiß und durch musterhaftes Betragen so sehr auszeichnete, daß er mehrfach seinen Mitschülern öffentlich als Muster der Nachahmung aufgestellt wurde, erregte er auf der andern Seite durch eine in so jugendlichem Alter seltene, äußerst angenehme Sopranstimme bald allgemeines Aufsehen, so daß er schon im 12. Jahre mit einem jährlichen Gehalte von 30 Thlrn. als Dombiskantist angestellt wurde. Der letzte Fürstbischof von Hildesheim, Franz Egon **), ein leidenschaftlicher Liebhaber der Kirchenmusik, hatte den Einwohnern seines Sprengels gleichen Geschmack einzuflößen gewußt und so war es gekommen, daß in damaliger Zeit die Kirchenmusik im ganzen Stifte Hildesheim in hoher Blüthe stand und auch die kleinste

*) Dessen Biogr. siehe im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 530.
**) — — — 3. — — — S. 890.

Dorfkirche, gleichviel ob sie den Katholiken oder den Protestanten angehörte, derselben nicht entbehren wollte. Oft mußte es daher an brauchbaren Sängern fehlen und daher war es oft der Fall, daß W. an hohen Festtagen an einem und demselben Morgen in zwei, ja drei verschiedenen Kirchen singen mußte. Dieses Verhältniß hätte indessen für den Knaben von verderblichen Folgen seyn können; denn abgesehen davon, daß er bei dieser übermäßigen Anstrengung sehr leicht seine Stimme hätte verlieren können, hatte er sogar die Kühnheit, als seine Stimme mutirte und er sein bedeutend vermehrtes Gehalt nicht gern einbüßen wollte, noch Jahre lang im Dome, zum Nachtheile seiner natürlichen Baßstimme, die Sopransolos mit dem Falset zu singen, während er in den lutherischen Kirchen und in Privatkoncerten die Baßsolos ausführte. In seinem 18. Jahre reiste W., um Verwandte zu besuchen, nach Braunschweig. Hier, wo unter der väterlich-milden Regierung Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand die Musik sehr eifrig getrieben wurde, lernte er den nachmals sehr geschätzten Tenoristen Moltke *), damals Präfektus des Singchors des Katharinengymnasiums, kennen. Dieser veranlaßte W., die Stelle des ersten Bassisten in dem Chor anzunehmen. Als nach Jahresfrist Moltke zu dem Theater ging, erhielt W. dessen Stelle als Präfektus, legte sie aber einige Jahre später, mancher erfahrenen Verdrießlichkeit wegen, wieder nieder und ernährte sich vom Unterricht in der Musik. Schon längst hatte W. seine frühere Absicht, Theologie zu studiren, aufgegeben und sich gänzlich der Musik gewidmet. Seine durch eisernen Fleiß und beharrliche Ausdauer in den musikalischen Wissenschaften erlangten Kenntnisse und seine außerordentlichen Stimmmittel machten ihn bald den Braunschweigern eben so als Lehrer der Musik beliebt und geschätzt, wie als Sänger geachtet. In damaliger Zeit, wo in Braunschweig nach der Vertreibung des rechtmäßigen Herrscherhauses in den ersten Jahren des Königreichs Westphalen kein stehendes Theater sich befand und nur in der Meßzeit durch die Magdeburger Truppe Vorstellungen gegeben wurden, war es Sitte geworden, in den Soireen ganze Opern, wie das unterbrochene Opferfest, Axur, Don Juan, Zauberflöte u. s. w. als Koncerte zur Aufführung zu bringen. In diesen Privatkoncerten, in welchen namentlich W. und vor allen Anderen die noch gegenwärtig in der Erinnerung eines jeden Braunschweigers lebende, jetzige Frau geheime Kammeräthin Mahner als

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 705.

Sterne erster Größe glänzten, hörte der nachmals als Dramaturg und Bühnenlenker so bekannt gewordene Dr A. Klingemann *) W. öfters singen und ermunterte ihn, sich der Bühne zu widmen. Zu dieser Zeit, im Juni 1810, kam die Walter'sche Schauspielergesellschaft von Hanover nach Braunschweig. W. wandte sich an den Direktor, gab diesem seinen Wunsch, einen Versuch auf dem Theater zu wagen, zu erkennen und erhielt die Zusage einer Proberolle. W. wählte zu derselben die Rolle des Sarastro in der Zauberflöte und als solcher debütirte er zu Ende August 1810. Merkwürdig war die Probe zu dieser Vorstellung. Zur festgesetzten Zeit erschien W. im Theater, allein von den übrigen darstellenden Mitgliedern bekam er Niemanden zu Gesicht. Nach langem Harren ließ sich endlich der Souffleur blicken. Dieser erbarmte sich des jungen Mannes, führte ihn auf dem Theater umher und zeigte und erklärte ihm alles, was für die Vorstellung zu wissen und zu beobachten nöthig war. Trotz dieser ungünstigen Vorbedeutung ging dennoch dieser erste Versuch über alle Erwartung glücklich; W. erwarb solchen Beifall, daß ihm schon am folgenden Tag ein Engagement als erster Bassist, mit 7 Thlr. wöchentlicher Gage, angetragen wurde. Bereits ein Jahr nach seinem ersten Auftreten hatte W. solchen Ruf erworben, daß er einen ehrenvollen Antrag an das Weimarische Hoftheater, damals auf dem Höhenpunkte seines Glanzes, erhielt. Der an ihn ergangenen schmeichelhaften Berufung konnte W. nicht widerstehen. Nachdem er sich zuvor mit Dorette Schulze, der Tochter eines Opfermannes an der St. Lambertuskirche in Hildesheim, mit welcher er sich schon als Schüler verlobt, vermählt hatte, reiste er im Mai 1811 mit seiner jungen Gattin nach Weimar, blieb jedoch nicht lange in den dortigen Verhältnissen, da er hier nicht die Beschäftigung fand, welche seinem künstlerischen Streben und seiner fernern Ausbildung angemessen war. Nun machte W. eine Kunstreise über Würzburg, Aschaffenburg, Frankfurt a. M., besuchte alle rheinischen Theater, fand in Augsburg ein neues, jedoch kurzes Engagement; ging dann zu Ostern 1812 nach Straßburg, kehrte jedoch im December 1812 nach Augsburg zurück. Im Frühjahr 1813 ging W. nach Wiesbaden, von wo er im Herbste desselben Jahres nach Mainz reiste. Dieses unstäte Wanderleben fand im folgenden Jahre sein Ende, wo W. nach Dresden berufen wurde, um mit dem Schauspieler Geiling die Regie bei der Seconda'schen Gesellschaft, welche

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 96.

auch zugleich in Leipzig spielte, zu übernehmen. Von Leipzig aus machte W. eine Kunstreise nach Braunschweig und Hanover und gefiel namentlich in letzterer Stadt so sehr, daß der kunstliebende Herzog von Cambridge ihm ein vortheilhaftes Engagement für die dortige Bühne antragen ließ. Obgleich W. in Dresden und Leipzig noch kontraktlich gebunden war, ließ er sich doch verleiten, diesen Antrag anzunehmen, sah sich jedoch genöthigt, auf von Leipzig aus ergangene Requisition nach letzterer Stadt zurückzukehren. Nachdem die Walter'sche Schauspielergesellschaft 8 Jahre hindurch in Braunschweig mit kurzen Unterbrechungen fortwährend gespielt und durch die hervorragenden Leistungen ihrer ausgezeichneten, einen seltenen Verein von Kunstbildung und Talent bildenden Mitglieder sich die Achtung der Braunschweiger in hohem Grad erworben hatte, verließ sie im Jahr 1818 diese Stadt, um dem auf Aktien gegründeten, unter Klingemann's nächster Mitwirkung stehenden Nationaltheater Platz zu machen. Für dieses neue Unternehmen wurde W. als erster Bassist und Regisseur der Oper gewonnen. Neben Bader und später neben Cornet behauptete hier W. die erste Stelle in der Oper und erwarb sich bald durch sein damals in schönster Blüthe stehendes Talent, wie durch sein bürgerliches Leben, sowohl als Künstler wie als Mensch, allgemeine Achtung. W. wußte die Anhänglichkeit, welche ihm zu Theil wurde, zu würdigen. Der Beifall der Braunschweiger genügte ihm, seine Bescheidenheit geizte nicht nach dem anderer Städte und er verließ während seines langen Aufenthaltes in Braunschweig diese Stadt nur zwei Male, um auf fremden Bühnen Gastvorstellungen zu geben. In Berlin, wo er als Jakob im Joseph in Egypten, Masferu im unterbrochenen Opferfeste, Oberpriester in Vestalin, Kaspar im Freischütz, Micheli im Wasserträger und anderen Rollen auftrat, gefiel er so sehr, daß der Generalmusikdirektor, Ritter Spontini, ihm ein ehrenvolles Engagement bei der königl. Oper anbot. W. zog es jedoch vor, dieses Anerbieten auszuschlagen und im J. 1826 an das zu Braunschweig vom Herzoge Karl II. neuerrichtete Hoftheater überzugehen. Hier blieb W. im Besitz aller ersten Baßpartieen, bis der am 25. Jan. 1831 erfolgte Tod Klingemann's eine Aenderung hervorbrachte. Nach mehrjähriger Abwesenheit von Braunschweig kehrte nämlich Cornet von Hamburg nach ersterer Stadt als Regisseur der Oper zurück. Dieser, der falschen Richtung des Zeitgeschmacks huldigend, brachte fast ausschließlich nur leichte französ. Opern auf das Repertoire, welche, hauptsächlich auf Kosten der Musik, nur

gutes Spiel erfordern, dabei aber des tiefern Grundbasses entbehren und denen der alternde Künstler, ein Schüler der verschwundenen bessern Zeit, nicht mehr gewachsen war. Schon durch diesen Umstand allein hätte W.'s bisheriger Wirkungskreis nothwendig sehr beschränkt werden müssen, wenn nicht auch des wackern Mannes durch das herannahende Alter wankend gewordene Gesundheit eine neue Besetzung seines Rollenfaches wünschenswerth gemacht hätte. So trat er denn im 49. Jahre seines Alters, obgleich noch im Besitz einer angenehmen kräftigen Baßstimme, im J. 1835 zum Bedauern des Publikums, das ihn ungern scheiden sah, von der Bühne ab. Ein sonderbarer Zufall fügte es, daß W. gerade nach Ablauf von 25 Jahren auf eben der Bühne seine theatralische Laufbahn beendete, auf welcher er sie begonnen und daß, wie er mit einer Priesterrolle, dem Sarastro, sie eröffnet hatte, er sie auch mit einer solchen, dem Kardinal in: die Jüdin, beschloß. Obgleich W.'s übrige Lebenszeit vollkommen gesichert war, da er sich einer nicht unbedeutenden Pension zu erfreuen hatte, so kränkte ihn diese, seiner Meinung nach, nicht verdiente Zurücksetzung sehr. Zu sehr an seinen Beruf gefesselt, zu eng mit der Kunst befreundet und an eine rastlose Thätigkeit gewöhnt, vermochte er nicht, sich in die Abgezogenheit von allem öffentlichen künstlerischen Wirken zu finden. Der Gedanke, noch im Besitze seiner Kraft und im Bewußtseyn, noch für die Kunst wirken zu können, der liebgewordenen Beschäftigung entsagen zu müssen, umhüllte sein Gemüth und wie er sich früher gern an gleichgesinnte Männer angeschlossen hatte, so mied er jetzt den Umgang seiner Freunde und Kollegen und gab dadurch oft Veranlassung, ein ungünstiges, aber gänzlich unbegründetes Urtheil über seinen Charakter zu fällen. Der innere Gram wirkte zerstörend auf W.'s Gesundheit. Er siechte und kränkelte fortwährend, bis endlich am 15. April 1841 ein sanfter Tod ihn in ein besseres Leben abrief. Rollen, wie Sarastro, Masseru, Axur, Osmin in: Entführung aus dem Serail, Salamo, Blaubart, Herzog in: Kamilla, Abbé in: Fanchon, Richard Boll in: Schweizerfamilie, Graf in: Figaro's Hochzeit, Wasserträger, Oberpriester in: Vestalin, Seneschall in: Johann von Paris, Kosciusko im: alten Feldherrn, Rocco in: Fidelio, Gaveston in: die weiße Dame, Kaspar im Freischütz, Pietro in: die Stumme von Portici, Bertram in: Robert dem Teufel, Kardinal in: die Jüdin und unzählige andere waren vortreffliche Leistungen, welche Allen, die ihn sahen und hörten, noch lange im schönsten Andenken bleiben werden. — W. war ein durchaus edler,

biederer Mann, ein treuer Freund, der sich auch in der Noth als solcher bewährte. Ruhig ging er, schlicht und anspruchslos seinen Gang, unbekümmert um Intriguen und Kabalen, die um ihn her ihr arges Spiel trieben. Darum hatte er auch keinen Feind, selbst unter seinen Kollegen war ihm Niemand gram. Alle liebten ihn und Alle ehrten seine Redlichkeit und Treue. Das bewies sich, als am 18. April seine Beerdigung Statt fand. Das sämmtliche Theaterpersonal und eine große Zahl Freunde und Verehrer des Verewigten folgten seiner Leiche. Unter feierlichen Gesängen wurden seine sterblichen Reste der Mutter Erde anvertraut. Eine Gattin, eine hoffnungsvolle Tochter, welche sich ebenfalls der Bühne mit gutem Erfolge gewidmet hat und zwei noch unmündige Söhne standen weinend an seinem Grabe, welches bald durch ein Denkmal, von der Liebe und Achtung seiner früheren Kollegen gesetzt, bezeichnet werden wird.

129. Johann Baptist Kastner,

Kapitelskämmerer u. Pfarrer zu Wutschhausen bei Amberg;

geb. d. 4. Okt. 1775, gest. d. 16. April 1841 *).

Der Sohn eines Bauers, wurde er zu Lindenhof bei Stadtkemnath geboren, machte seine Studien in Amberg und wurde 1799 zum Priester geweiht. Seine erste Seelsorgerstelle erhielt er in Stadtkemnath, wurde dann Kooperator, Vorbereitungslehrer der lateinischen Schule und Beichtvater der Salesianerinnen in Sulzbach, 1806 Pfarrer in Mißbrunn und 1827 in Wutschhausen bei Amberg, wo er bald zum Kapitelskämmerer ernannt wurde. Ein Nervenschlag machte seinem segensvollen Leben unvermuthet ein Ende. Schon auf seiner ersten Pfarre begann er, aufgemuntert durch den Rath und das Beispiel des verst. Abtes Maximilian Prechtl **), die katholische Kirche gegen protestantische Angriffe durch mehrere Schriften zu vertheidigen und von nun an ließ er sich das Schwert der Polemik nicht mehr entwinden, sondern kämpfte als muthiger, eifriger Kämpfer selbst noch den letzten großen Streit über die gemischten Ehen mit. — Seine Schriften sind: Würde und Hoffnung d. kathol. Kirche mit Rücksicht auf die protest. Kirche. Sulzbach 1822. 2. Aufl. 1825. — Der Sieg des christl. Glaubens über d. Welt. 1823. — Ueber das Ur-

---

*) Nach dem allgemeinen Kirchenkorrespondenten zum Religions- u. Kirchenfreund 1841, Nr. 28.

**) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 469.

christenthum 1824. — Die Ehre d. katholischen Jubeljahres 1826. — Katholicismus u. Nichtkatholicismus in Beziehung auf Wahrheit u. Vollständigkeit d. Glaubens. 1827. — Die kathol. Kirche Deutschlands in ihrer projektirten u. möglichen Verbesserung. 1829. — Ueber d. religiöse Verehrung der Heiligen Gottes. 1829. — Jesus Christus, der Messias u. Weltheiland, der Sohn Gottes u. Gottmensch u. Gott der Christen. 1830. — Ueber d. Revolutionismus unserer Tage. 1831. — Des Papstthums segenvolle Wirksamkeit erörtert und geschichtlich dargethan. 1832. — Ueber die angeregte Fixation der pfarrlichen Zehenden. 1832. — Die Leier u. d. Hirtenstab oder vermischte Gedichte. Zwei Ausgaben. 183.. — Der große Streit über die gemischten Ehen. Regensburg 1838. — Aufsätze im allgemeinen Religions- und Kirchenfreund u. der Athanasia.

130. Jakob Bing,

Komponist zu Freiburg im Breisgau;

geb. d. 16. Juli 1821, gest. d. 17. April 1841 *).

B., zu Eschbach von einer armen Dienstmagd blind geboren, gehörte unter die unglücklichsten Kinder, die physisch und moralisch völlig vernachlässigt werden. Als er sieben Jahre alt war, wurde der schwächliche kleingliedrige, durch schlechte Körperhaltung mißgestaltete und in Allem ganz verwahrlosete Knabe in die damals zu Bruchsal errichtete Erziehungsanstalt für junge Blinde, dann am 21. Nov. 1828 als Freizögling des Staates in Freiburg aufgenommen. Er war die Noth der Lehrer und versprach weder im geistigen Unterricht und in den Uebungen des Tastsinnes (Vormittags), noch in Gewerbs- und Handarbeiten (Nachmittags) etwas, auch in der Musik, welche nur Abends von 6—8 Uhr getrieben wird, wollte es nicht gehen, ja am wenigsten. Dies währte 3 volle Jahre lang. Erst im vierten Jahre wurde sein Talent rege und zwar so entschieden, daß er auf dem Klaviere, dem Aeolodikon und der Violine in ganz kurzer Zeit die bewundernswerthesten Fortschritte machte und sich von den andern 8 Zöglingen, unter denen mehrere überaus talentvolle waren, bedeutend auszeichnete. Seine Gesichtszüge und seine ganze Körperhaltung veränderten sich sehr vortheilhaft und sein Eifer wuchs dergestalt, daß er, die bewilligten Uebungsstudien für zu wenig ansehend, oft schon nach Mitternacht heimlich sein Lager verließ, um sich im entferntesten Arbeits-

*) Allgemeine musikalische Zeitung 1841, Nr. 21.

zimmer auf der Violine zu üben. Wurde ihm dies auch seiner schwächlichen Gesundheit und der Ordnung wegen auf das Strengste untersagt, vermochten sogar des 12jährigen Knaben kleine Kompositionen, wozu ihm die Hausandachten und Religionsfeierlichkeiten Stoff gaben, die Anstalt zu keiner Ausnahme zu bewegen, ihm mehr Zeit als den übrigen zur Musik zu erlauben, so konnte doch dem innern Zuge des für Tonkunst Beseelten selbst diese Beschränkung keinen entmuthigenden Nachtheil bringen, vielmehr benutzte er nun um so eifriger alle ihm überlassene Zeit zu musikalischen Arbeiten. Bald brachte er es so weit, daß er eine Ouvertüre für das Orchester der Zöglinge und eine Messe auf das Geburtsfest des Großherzogs komponirte, welche auch am 29. August 1836 von den Zöglingen der Anstalt in der Hofkirche aufgeführt und mit Beifall aufgenommen wurde. Ein Halleluja folgte diesen beiden ersten größern Leistungen. Dieses Halleluja und die Ouvertüre wurden 1836 am Prüfungstage, dem der Großherzog beiwohnte, von den Zöglingen aufgeführt, was zur Folge hatte, daß nach einer besondern Prüfung des jungen B. der Anstalt anbefohlen wurde, diesem Zögling einen bevorzugt gründlichen Unterricht in der Tonkunst zu ertheilen und über dessen Fortschritte Bericht zu erstatten. Nach den abgelaufenen Erziehungsjahren bewilligte der Großherzog jährlich 200 Gulden für Weiterbildung desselben. Seine Kompositionen gewannen nicht bloß an theoretischer Richtigkeit, sondern auch an innerem Gehalt und Originalität. Unter seinen vorzüglichen sind zu nennen: 2 Trios für Streichinstrumente; 4 Quartetten, für welche Gattung er eine besondere Vorliebe hatte; 3 Trios für Pianoforte, Violine und Violoncell, 2 Notturnen und 2 Capriccios für Pianoforte, 9 einstimmige Lieder und 8 vierstimmige Kirchengesänge. Man rühmt an allen diesen Kompositionen geistvolle Hauptmotive und sehr gut formelle Durchbildung. Sein letztes Quartett, Fmoll, in Beethovens*) Art, wird für sein Bestes gehalten. Wenn er eine Komposition niedergeschrieben haben wollte, diktirte er sie vom Klavier aus. — Bei Heckel in Mannheim sind vier Lieder dieses Jünglings (Texte von Wessenberg) gedruckt worden. Bei Schott in Mainz zwei Notturnen für das Pianoforte. — Auf der Violine und Orgel, welche letzte er fast ein Jahr in der Kirche der Freiburger Strafanstalt spielte, hatte er einen würdigen und geistreichen Vortrag. Seine errungenen Aussichten auf eine sorgenfreiere und selbstständigere Lebensexistenz feuerten aber

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 306.

den körperschwachen Jüngling zu so rastloser Thätigkeit an und zwar in den Jahren plötzlicher Leibesentwickelung, daß er, nachdem auch im Januar 1840 seine Mutter gestorben war, bei ungeschwächter Seelenkraft immer kränklicher wurde und am oben genannten Tage verschied.

131. Dr. Felix Papencordt,

außerordentlicher Professor zu Bonn;

geboren im Jahr 1811 (?), gest. zu Warburg in Westphalen den 17. April 1841 *).

P. war zu Paderborn geboren, wurde auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet und bezog schon in sehr jungen Jahren die Universität Bonn. Sein Fleiß und sein einnehmendes Wesen erwarben ihm die Liebe und den näheren Umgang Niebuhrs **), durch den in ihm zuerst der Trieb zu historischen Forschungen geweckt wurde. Zur Fortsetzung seiner Studien ging er von da nach München. Auch hier erfreute er sich des Umgangs ausgezeichneter Männer, namentlich Schelling's. Unter dem Einflusse desselben wandte er sich jetzt mehr philosophischen Studien zu, vorzüglich der Geschichte der griech. Philosophie. Zur Vollendung seiner Universitätsstudien ging er darauf nach Berlin und erwarb hier nach einem besonders ausgezeichneten Examen den Doktorgrad, mittelst einer Dissertation über die atomistischen Philosophen, vornehmlich Demokrit. Dann schloß er sich hauptsächlich an Ranke an, in der Absicht, sich gänzlich dem Studium der Geschichte, namentlich des Mittelalters, zu widmen. Gleichzeitig lag er den schwierigsten Studien ob, indem er auf die Bearbeitung der im Jahr 1834 von der Académie des inscriptions et belles lettres zu Paris gestellten Aufgabe über die Geschichte Nordafrikas unter der Vandalischen Herrschaft einging. Seinen ernsten Bestrebungen gelang es, den Preis der Akademie mit Auszeichnung zu gewinnen; die Arbeit ist in deutscher Sprache unter dem Titel: „Geschichte der Vandalischen Herrschaft in Afrika" zu Berlin im Jahr 1837 erschienen. Im Sommer 1836 ging er nach Rom, unterstützt durch ein Stipendium des Kollegium Preukianum, einer alten preußischen Stiftung, welches ihm von dem Domkapitel von Ermland konferirt worden war. Den Statuten gemäß lebte er seinen Studien in der Stille in einem Kloster, S. Andrea delle fratte. Hier war es, wo die Idee

*) Preuß. Staatszeitung. 1841. Nr. 116.
**) Dessen Biographie siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 19.

eines großen Unternehmens in ihm aufging: die Geschichte Roms im Mittelalter zu schreiben, ein Werk, welches er gegenwärtig fast vollendet hinterläßt. Das umfassendste Quellenstudium stand ihm in dieser Umgebung zu Gebote; zugleich hatte er hier Gelegenheit, mit den wissenschaftlichen und ausgezeichneten Männern verschiedener Nationen zu verkehren, wodurch er nicht nur an Kenntniß der neueren Sprachen, sondern auch an Lebensanschauung und Historischem gewann. Er kehrte, in jeder Hinsicht gereift, mit reicher literarischer Ausbeute im Sommer 1840 nach Berlin zurück, um sich dem akademischen Lehrfache zu widmen. Als Vorläufer seines größern Werkes über die Geschichte, die Roms, entschloß er sich, zunächst eine interessante Episode derselben auszuarbeiten; so entstand sein Werk über Cola di Rienzo. In Folge dieser ausgezeichneten wissenschaftlichen Leistung wurde er, obwohl noch nicht eigentlich als Privatdocent habilitirt, zum außerordentlichen Professor der Geschichte zu Bonn ernannt. Voll freudiger Hoffnungen, begleitet von den Glückwünschen seiner zahlreichen dasigen Freunde, hatte er Berlin am 1. April verlassen; unterwegs ereilte ihn der Tod, bevor er den Ort seiner Bestimmung erreichte. Er starb im Schooße der Seinigen. Seinen Tod hat er deutlich vorhergesehen und ihn mit Fassung erwartet. Er ließ sich Sterbegesänge vorlesen und verlangte, den Gebräuchen der katholischen Kirche, in der er geboren war, ergeben, nach dem Abendmahl, das er auf zitternden Knieen genoß. So beschloß dieser reine Mensch zu früh für seine im großen Maasstab angelegten Arbeiten sein kräftiges jugendliches Leben, in dem ihm, bei bescheidenen Ansprüchen und den liebenswürdigsten und offensten Sitten, immer das Glück und die Liebe der Menschen zu Theil ward.

* 132. Peter Heinrich Althöfer,

Hauptprediger zu Nortorf im holsteinischen Amte Rendsburg;

geb. d. 24. Oktbr. 1775, gest. d. 18. April 1841.

A. wurde zu Itzehoe geboren, wo er die damals dort noch existirende lateinische Schule von 1785 an besuchte. Seit 1795 studirte er sodann in Kiel Theologie und bestand 1798 das theologische Amtsexamen in Glückstadt. Darauf war er bis 1801 Hauslehrer auf dem adel. Gut Kletkamp bei den Kindern des damaligen Verbitters des adel. protestantischen Klosters zu Itzehoe, Grafen C. U. von Brockdorff. Am 8. August 1802 ward A. durch Stimmenmehrheit zum Diakonus in Neuenkirchen, in der holsteinischen Probstei Münster-

dorf, erwählt und den 19. Sept. desselben Jahres als solcher eingesetzt. Er verheirathete sich nun den 7. Nov. desselben Jahres mit Elise Dorothea Ehlers aus Hamburg, welche 38 Jahre alt im 7. Wochenbette den 18. Decbr. 1812 starb. Nachdem er sich nun den 9. April 1813 zum zweiten Male mit Johanna Karolina, einer Tochter des 1815 verstorbenen Pastors G. Ch. Bürger in Borsfleth, mit der er eine Tochter zeugte, verheirathet hatte, wurde er den 7. April 1816 zum Hauptprediger in Nortorf, im holsteinischen Amte Rendsburg, erwählt und nach der am 18. August in Neukirchen gehaltenen Abschiedspredigt am 25. Aug. in Nortorf eingeführt. Beinahe 25 Jahre war er hier noch wirksam. Nach mehrjährigem Kränkeln starb er im 66. Lebensjahre, hinterlassend Witwe, Kinder und Schwiegerkinder. Ihm folgte der Ruf einer treuen Verwaltung seines schwierigen Amtes und die Dankbarkeit seiner großen Gemeine. Schriftsteller ist er eigentlich nicht gewesen; doch hat er einige kleine Beiträge zu den schleswig-holstein-lauenburgischen Provinzialberichten und zu dem Itzehoer Wochenblatte geliefert. — A. war klein von Person, aber sehr thätig und ein guter Kanzelredner.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 133. Robert Beer,

Rath, Assessor bei dem Landesjustizkollegium zu Altenburg;

geb. im Jahr 1806, gest. d. 18. April 1841.

Bei frühzeitigem Verluste des Vaters, welcher als Stadtschultheiß zu Schmölln starb, zog der etwa 12jährige Knabe mit seiner Mutter und einer ältern Schwester nach Ronneburg, besuchte mit großem Nutzen die dortige Bürgerschule bis ums Jahr 1820, wo er dieselbe mit dem Landesgymnasium vertauschte, so wie dieses ums Jahr 1825 mit der Landesuniversität Jena, wo er sich den Rechtswissenschaften mit dem besten Erfolge widmete. Nach zurückgelegten Universitätsjahren wurde er ums Jahr 1829 Amtsauditor in Ronneburg, einige Zeit darnach Landrichter in Altenburg, im Jahr 1839 Stadtschultheiß in Ronneburg und 1840 ernannte ihn der Herzog unter Beilegung des Rathsprädikats zum Assessor und stimmführenden Mitgliede des herzogl. Landesjustizkollegiums zu Altenburg. Er ist Verfasser des Schriftchens: „Nachricht über die beiden Brände in Ronneburg am 19. Mai und 14. Junius 1829. Altenb. 1830.

D.

* 134. Th. Keiser,

Schullehrer zu Wehe, Kirchspiel Rahden, Reg.-Bez. Minden;

geb. im Jahr 1806, gest. zu Marsberg d. 18. April 1841.

K. war zu Gehlenbeck bei Lübbecke geboren und der Sohn des dasigen Gastwirths K. Zuerst besuchte er die Dorfschule, dann aber das Gymnasium zu Bielefeld. Von hier ging er in das Schullehrerseminar zu Soest, um sich zum Schullehrer zu bilden. Nach zweijährigem Kursus verließ er dasselbe mit dem Wahlfähigkeitszeugnisse. Darauf ward er Hauslehrer bei den Kindern des Kaufmanns Tielermann in Alswede und wirkte hier segensreich, bis ihn der Superintendent Helle zu Dielingen nach Wehe berief, um die dortige Schulstelle zu verwalten. Diese gab ihm die königl. Regierung erst provisorisch und am 9. Sept. 1838 definitiv. 1840 traf ihn das traurige Schicksal einer Verstandesverwirrung und er mußte deshalb in die Heilanstalt nach Marsberg gebracht werden, wo er d. 18. April 1841 starb. Seine Witwe mit 4 unversorgten Kindern beweint seinen frühen Tod. — K. war ein treuer Lehrer und ein biederer deutscher Mann, in dem sich kein Falsches fand.

Dielingen. Dr. Arendt.

* 135. Gustav Eduard Müller,

evangelischer Prediger zu Görlsdorf bei Schönfließ;

geboren den 3. Decbr. 1802, gestorben den 18. April 1841.

Er war zu Wermsdorf bei Hubertusburg geboren, wo sein Vater, der als Oberpfarrer und Superintendent später zu Kirchhayn lebte, Prediger war. Im Hause seiner Eltern brachte er nur die ersten Jahre seiner Kindheit zu, da ihn seine Großeltern frühzeitig zu sich nach Oschatz nahmen. Hier erhielt er in der Ortsschule einen guten Unterricht. Im Jahr 1814 ward er auf die Fürstenschule nach Meißen gebracht, wo damals König Rektor war. Durch Fleiß und gute Aufführung erwarb er sich hier die Gunst seiner Lehrer und wenn er sich durch Kenntnisse im Allgemeinen hervorthat, so zeichnete er sich durch eine besondere Liebe und entschiedenes Talent für die Geschichte vorzugsweise aus. Leider aber wirkte sein großer Fleiß nachtheilig auf seinen Körper und schon der Jüngling litt an häufigen Unterleibsbeschwerden, die in ihm eine große Verstimmung erzeugten; selten sah man ihn recht jugendlich froh, sondern in sich gekehrt, still, die Einsamkeit suchend; die Bücher und ein Freund,

der von gleicher wissenschaftlicher Liebe beseelt war, schienen für ihn die Welt zu seyn. Anspruchslos und einfach in seinem ganzen Wesen, geradezu, aber aufrichtig und wahr, ohne alles einnehmende Aeußere, aber wohlmeinend und wirklich gut, zeigte er sich schon jetzt wie in den spätern Jahren seines Lebens und wer die Schale von dem Kerne zu scheiden wußte, gewann ihn lieb. Nach 5jährigem Aufenthalt auf der Schule bezog er im Jahr 1821 die Universität Leipzig, um hier Theologie zu studiren; indessen betrachtete er diese Wissenschaft mehr als sein Brotstudium, indem seine Lieblingsbeschäftigung die Geschichte war, in welcher die Professoren Pölitz, Beck und Wieland seine Lehrer waren. Mit letzterem knüpfte er ein engeres Band, indem er nicht allein seine geschichtlichen Vorträge fleißig hörte, sondern auch, um von dem gründlichen Geschichtsforscher durch nähern Umgang zu profitiren, ihn jeden Tag besuchte und dies, da der Professor erst Abends 11 Uhr zu sprechen war, um diese späte Stunde. Zwar war es sein Lieblingswunsch geworden, sich bei der Universität zu habilitiren, indessen waren der Ausführung desselben äußere Hindernisse entgegen. Daher verließ er denn 1824 die Universität und begab sich zu seinen Eltern nach Kirchhayn, um von hier aus das Examen pro candidatura bei dem Konsistorium zu Berlin zu bestehen. Ob nun gleich die Prüfung sehr vortheilhaft für ihn ausgefallen war, so ergriff er doch mit Freuden die Gelegenheit zu einer Lehrerstelle am Gymnasium zu Königsberg in der Neumark, die sich ihm darbot, weil er glaubte, im Schulamte noch mehr als im Predigtamte den Wissenschaften leben zu können. In dem Examen pro schola, welchen er jetzt zu bestehen hatte, zeigte sich der Kandidat der Theologie auch als einen tüchtigen Philologen, wie derselbe überhaupt eine gründliche allseitige wissenschaftliche Bildung besaß. Im Jahr 1825 trat er nun sein Schulamt zu Königsberg an. Die Anstrengungen desselben wurden ihm jedoch bald bei seiner schwächlichen Gesundheit eine drückende Last, er beschloß, zur Theologie wieder zurückzukehren, bestand 1828 das 2. theologische Examen pro ministerio, welches glänzend ausfiel und ward 1830 zu Görlsdorf bei Schönfließ als Prediger angestellt. Beim Antritte seines Predigtamts verheirathete er sich mit seiner Ehegattin einer gebornen Burgardy, die von der Vorsehung ihm gegeben zu seyn schien, um seinen oft trüben Sinn zu erheitern und den in sich gekehrten Freund der Bücher und Einsamkeit der Welt wiederum zurückzugeben. Vier Kinder wurden ihm von seiner Frau geboren, von welchen ihn jedoch zwei durch ihren Tod betrübten. Seine

durch geistige Anstrengungen zu sehr geschwächte Gesundheit vermochte auch das Landleben nicht wieder herzustellen. Dessenohngeachtet widmete er sich mit treuem Eifer seinem Amt und wirkte durch seine gediegenen und erbaulichen Kanzelvorträge segensreich. Der Lehre und Person seines Herrn und Meisters mit großer Liebe ergeben, hing er doch nicht an dem Buchstaben der Schrift und in seiner theologischen Richtung zeigte er sich als gründlicher Forscher und aufgeklärter Denker, der das Licht liebte. Auch als Landprediger lebte er den Wissenschaften und besonders der Geschichte, vorzugsweise beschäftigte er sich mit der jüdischen Geschichte und hatte schon bedeutende Vorarbeiten zu einem Werk über das hohe Priesterthum der Juden gesammelt, an dessen Herausgabe ihn aber sein früher Tod verhinderte. Gern übergingen wir jetzt ein Ereigniß, das jedoch zu sehr in sein Leben eingriff, als daß wir es verschweigen könnten. Seine ökonomischen Verhältnisse hatten ihm nämlich eine Verbesserung derselben wünschenswerth gemacht und er ward deswegen von der königl. Regierung an die Stelle seines verstorbenen Vaters zum Oberpfarrer zu Kirchhayn im Jahr 1828 ernannt; indessen herrschte in diesem Orte großes Parteiwesen, das durch seine Ernennung in gewissen Wünschen und Plänen sich gestört sah und durch Aufwiegelung es dahin zu bringen wußte, daß ein großer Theil der Stadtverordneten gegen seine Ernennung protestirte. Er resignirte hierauf freiwillig auf die Stelle, doch führte die unerwartete schmerzliche Kränkung seinen frühen Tod herbei. Es sollte ihm nach dieser Kränkung eine große Auszeichnung zu Theil werden, indem seine Ernennung zu einer Professur an einer Universität im Werke war, indessen war es anders im Rathe der Vorsehung beschlossen. Er besuchte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit im Jahr 1840 das Karlsbad, kehrte höchst angegriffen von der Brunnenkur, die er dort gebraucht hatte, zurück und indem er immer hinfälliger ward, starb er am oben genannten Tag in Folge einer Unterleibsauszehrung.

136. Johann Bertram,

Dr. der Philosophie zu München;

geb. in Köln d. 6. Febr. 1776, gest. den 19. April 1841 *).

Der Hingang dieses kunstliebenden Mannes ruft uns jene denkwürdigen Zeiten ins Gedächtniß, wo bei den dunkelsten Aussichten die ersten Samenkörner zur Wiederbelebung

*) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1841, Nr. 191.

deutscher Kunstliebe ausgestreut wurden und wo sodann mit der Befreiung unsers Vaterlandes die neue Entwicklung der Kunst und aller Zweige deutscher Alterthumsforschung erfolgte. Denn nicht nur hatte Bertram in diesen Zeiten seine größte Wirksamkeit, sondern er zeichnete sich auch von jeher dadurch aus, daß er mit großer Verehrung für Kunst und Wissenschaft die lebhafteste Theilnahme für das gemeinsame deutsche Vaterland verband, an dem er trotz aller Schmach und Unterjochung mit unerschütterlicher Hoffnung und Treue hing. Er sprach schon diese Gesinnung aus, als er in den ersten Jahren des Jahrhunderts von Erlangen, wo er studirt hatte, zurückgekehrt, in Köln jüngere Freunde um sich versammelte, die er mit den neuesten Schriften der Literatur und so mit den Schriften über Kunst von Goethe*), Tieck, Wackenroder und Friedrich Schlegel**) bekannt machte. Unter diesen Freunden, die er auch mit dem kölnischen Kunst- und Alterthumsfreunde Wallraf***) in Verbindung brachte, befanden sich Cornelius und die beiden Brüder Boisserée. Von den entschiedensten Folgen war das Verhältniß, in welches Bertram und die beiden letztgenannten Freunde 1803 zu Friedrich Schlegel traten und in welchem sie vier Jahre lang die Lehre und den Umgang dieses geistvollen kenntnißreichen Mannes genossen. Seine bei jedem Anlaß kräftig ausgesprochene deutsche Gesinnung zog die jüngern Freunde ganz besonders an, wie denn überhaupt Friedrich Schlegel durch seine treue Vaterlandsliebe während des Druckes der Fremdherrschaft auf die empfängliche Jugend einen sehr wohlthätigen Einfluß ausgeübt hat und deshalb allein schon immer hoch geehrt zu werden verdient. Mit dieser Gesinnung vereinigte sich sehr gut Schlegels Kunstansicht, die im Gegensatze gegen die ausschließende Verehrung des griechischen Alterthums eine freisinnige Würdigung der eigenthümlichen Kunst jedes gebildeten Volks forderte, überhaupt aber den Ursprung aller höheren Kunst in der Religion erkannte. Die Kölner Freunde ergriffen diese Ansicht, ohne deswegen in einzelne Verirrungen, die bei der Anwendung derselben stattfanden, einzustimmen, wie sie sich denn darüber unverholen äußerten. Sie ahnten damals nicht, daß sie selbst in der Zukunft sich ganz dem Kunstalterthume widmen würden. Um sie zu diesem Entschlusse zu bewegen, gehörte freilich nicht nur jener oft erzählte Zufall, der ihnen ein altdeutsches Gemälde in den

---

*) Dessen Biographie siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.
**) — — — 7. — — — — — S. 80.
***) — — — 2. — — — — — S. 588.

Weg führte, sondern eine wahre Fügung seltener unerwarteter Verhältnisse und Umstände und besonders trug auch B. dazu bei, der zuerst einen Beruf darin erkannte, für die bessere Würdigung der so lange vernachlässigten, ja verachteten religiösen altvaterländischen Kunst mit allen Kräften zu wirken und bei so manchen in jenen unglücklichen Zeiten sich erhebenden Schwierigkeiten die Freunde mit fester Zuversicht ermunterte, kein Opfer von Zeit und Mitteln in Verfolgung des gesetzten Ziels zu scheuen. Dies Zeugniß haben die beiden jüngeren Freunde immer den älteren gegeben und so begreift man, wie sich das engste Band der Freundschaft knüpfte, welches jetzt nach vierzig Jahren erst der Tod gelöst hat. Was durch die vereinten Bemühungen der drei Freunde für die altdeutsche Kunst geleistet worden, insofern es nicht unmittelbar in das geistige Leben übergegangen ist, steht in der von ihnen angelegten, jetzt mit den Kunstschätzen des Königs von Baiern vereinigten Gemäldesammlung und den von ihnen herausgegebenen Werken vor den Augen der Welt. Was aber namentlich B. in den Jahren 1810—1826 in Heidelberg und Stuttgart für die bessere Erkenntniß der religiösen altvaterländischen Kunst gewirkt hat, wo jene eigenthümliche Gemäldesammlung von Personen aus allen Ständen, von dem Künstler und Gelehrten bis zum Staatsmann und Fürsten, von dem Freiwilligen bis zum Feldherrn, ja bis zum König und Kaiser besucht und beehrt wurde, dessen werden sich noch viele erinnern. Sie werden gern der Gabe der Rede gedenken, die B. reichlich, besonders für die Erzählung besaß und die ihm stets den Beifall seiner Zuhörer sicherte, sofern er in der Stimmung war, das rechte Maas zu treffen. Seine Freunde haben vielfach bedauert, daß er diese schöne Naturgabe nicht mehr ausgebildet und zu schriftstellerischen Arbeiten angewandt hat. Aber zu andern Eigenthümlichkeiten, die er hatte, gehörte auch seine Scheu vor allem Schreiben in der schreibseligsten Zeit. Nicht allein für Kunstgeschichte und Kritik, sondern auch für humoristische Sitten- und Charakterschilderung hätte er unserer Literatur schätzbare Beiträge liefern können. Er hatte bei großem allgemeinen Wohlwollen einen gar feinen Beobachtungssinn besonders für Schwächen und Thorheiten der Menschen und bei sehr lebhafter Einbildungskraft einen reichen Schatz von Erinnerungen, zumal aus dem vorigen Jahrhunderte, dem seine ganze Jugend bis zum 24. Jahr angehörte. Wer hat je die kleinen kölnischen Revolutionsauftritte aus den letzten Jahren der reichsstädtischen Verfassung von ihm schildern hören, ohne von der Wahrheit, Lebendigkeit und Hei-

terkeit der Darstellung eingenommen zu seyn? Unter allen Besuchen, welche die Gemäldesammlung an sich zog, machte keiner B. mehr Freude, als der lange und wiederholte Besuch von Goethe 1814 und 1815 in Heidelberg, weil dieser Chorführer der deutschen Literatur, durch Uebertreibungen jugendlicher Begeisterung verstimmt, der altdeutschen Kunst abgeneigt, nun durch die Anschauung bedeutender Werke eines Bessern sich überzeugte und ihr gerechte Anerkennung bewies. Als die Sammlung endlich in den Besitz des Königs von Baiern überging und durch die Versetzung nach München die würdigste Stelle in der deutschen Kunstwelt erhielt, hatte B. die Genugthuung, wieder mit seinem alten Freunde Cornelius zusammen zu kommen, dessen Umgang er vorzüglich liebte. Er erfreute sich mit diesem geistvollen erfindungsreichen Künstler der überaus glücklichen Entwickelung seiner Thätigkeit und dabei gedachten beide gern der frühern Zeiten in Düsseldorf, Köln und Heidelberg. Das durch des Königs erhabenen Schutz und Neigung in München bestehende alle Zweige der Kunst durchdringende rege Leben mußte einen so entschiedenen Kunstfreund auf alle Weise ansprechen. Er sah die kühnsten Erwartungen, ja Träume in Erfüllung gehen. Ganz vorzüglich wurde B.'s Theilnahme auch durch die geniale Gewandtheit und den schönen Erfolg erregt, womit Schwanthaler die Bildhauerei auf die verschiedenartigsten, besonders auf christliche Gegenstände anzuwenden weiß, noch mehr aber durch die Wiedererweckung der Glasmalerei in der Vollkommenheit und mit der Verbesserung, wie sie in der königlichen Porcellanfabrik stattfand. Jene bis dahin nur in den Ueberresten des Alterthums bewunderte verklärende Wirkung des lebendigen Lichtes durch die Farbe nun wieder für die religiöse Kunst und in noch höherem Maas als sonst benützen zu können, schien ihm, wie seinen Freunden, ein Glück, dessen Folgen in ihrem ganzen Umfange noch nicht zu ermessen seyen. Die Sammlung, welche der jüngere Boisserée von neuen Glasmalereien, zum Theil nach Gegenständen der ehemals eignen Gemälde, anlegte, war für B. gleichsam die Abendröthe seines Lebens, die frühern Zeiten erstanden ihm darin wieder, er fand darin Genuß und Freude bis zu seinen letzten Tagen. Alle, denen Alterthum und Kunst nicht bloß ein Gegenstand feiner Unterhaltung, sondern von höherer religiöser und vaterländischer Bedeutung ist, werden das Andenken des Hingeschiedenen, so wie er in jenen ereignißvollen Zeiten gestrebt und gewirkt hat, werth halten.

* 137. Dieterich Christian Sophus Schmidt,

pens. Amtsassessor zu Celle;

geb. d. 17. Decbr. 1792, gestorben d. 19. April 1841.

Er ward zu Suderburg, einem Dorf ohnweit Uelzen, wo sein Vater ein kleines Gut eigenthümlich besaß, geboren. Vier Jahre alt verlor er seinen Vater und ward sodann im siebenten Lebensjahre seiner Mutter von vormundschaftswegen genommen und zu einem benachbarten Prediger in Pension gegeben. Die ungewohnte Lebensweise in der Pensionsanstalt war nicht geeignet, ihm die Trennung von der zärtlichen und geliebten Mutter verschmerzen zu lassen und so entwickelte sich schon damals der Hang zur Melancholie, der ihn durch sein Leben begleitete. Oft erzählte er, wie er damals als achtjähriger Knabe beständig mit dem Gedanken umgegangen sey, sich ins Wasser zu stürzen. Mit Freuden verließ er die Pensionsanstalt, um sich nach Uelzen auf die Schule zu begeben, wo er im Hause seines Vormundes, des Bürgermeisters Willrich, lebte und in Uelzen angenehme Tage verbrachte, deren er sich gern erinnerte. Lieber noch gedachte er seines dann folgenden Aufenthaltes zu Celle zum Zwecke des Besuches des dasigen Gymnasiums. Hier fand er, außer vielen seiner späteren Bekannten, in dem Landsyndikus Vogell, in dessen Hause er wohnte, einen väterlichen Freund, dessen Umgang und Beispiel er zum großen Theile die schönen männlichen rechtlichen Grundsätze, die Charakterstärke und Festigkeit, die er stets bewährt hat, zu verdanken behauptete und an dem er daher bis ans Ende seines Lebens mit Dankbarkeit und Liebe hing und ihn in vielen wichtigen Fällen zu Rathe zog. Zugleich fand er durch sein einnehmendes Wesen und Aeußere, welches Alle, die ihn damals kannten, nicht genug zu rühmen wissen, so wie durch Harfenspiel und eine angenehme Stimme, in vielen Familien und Kreisen von Celle Eingang, die seinen Mitschülern meistens verschlossen waren. Im Jahr 1811 begab er sich nach Heidelberg und studirte dort die Rechte, nicht um dereinst in westphälischen Staatsdienst zu treten, was sich mit seinem Franzosenhasse, welcher schon früh durch die Mißhandlungen, welche seine Mutter und er selbst auf dem einsamen Gute Suderburg von den französischen Soldaten hatten erdulden müssen, geweckt und durch seinen Vormund, den Bürgermeister Willrich, genährt wurde, nicht vertrug; sondern um veniam aetatis zu erhalten und die Verwaltung seines ziemlich bedeutenden Vermögens selbst übernehmen zu können. Im folgenden

Jahre kam er nach Göttingen, wo er als tüchtiger Student, renomirter Schläger und eifriger Patriot, von Vielen sehnsüchtig erwartet und enthusiastisch aufgenommen wurde. Während seines ungefähr ein Jahr dauernden Aufenthaltes daselbst stand er dort, gleichsam an der Spitze der mit der damaligen Regierung Unzufriedenen, in großem Ansehen bei den Studenten und zog dadurch, so wie durch einen in Hanover gemachten Werbeversuch, die Aufmerksamkeit der wachsamen Polizei auf sich, die ihm den Befehl gab, sich tagtäglich vor dem damaligen Prorektor Hofrath Hugo zu präsentiren. So sehr er aber auch das Ende der französischen Knechtschaft herbeisehnte, bewahrte er doch stets die ihm eigene Besonnenheit und Ruhe. Namentlich soll er hauptsächlich den Ausbruch eines damals noch unzeitigen und nutzlosen Komplots mit den vielen damaligen widerspenstigen Konskribirten, welches zum Zwecke hatte, die in Göttingen und in der Umgegend liegende Gensdarmerie zu überfallen und zu ermorden, hintertrieben haben. Als er jedoch in Folge eines Duells mit einem Grafen von Schulenburg, welches diesem fast das Leben kostete, incarcerirt war, benutzte die Polizei die Gelegenheit, sich seiner Papiere zu bemächtigen. Unter diesen befand sich ein Heft mit Gedanken und Plänen zur Vertreibung der Fremdherrschaft, die er nach einer Gewohnheit, die er bis an sein Ende beibehalten, schriftlich niedergelegt hatte. Dies Papier hätte ihm den Tod bringen können und es gaben sich daher seine Freunde, der als Rittmeister verstorbene Conze, der jetzige Amtmann Blumenhagen und der jetzige Prokurator Strobel in Wiesbaden, von ihm benachrichtigt, alle Mühe, dies Papier den Händen der Polizei zu entreißen, welches ihnen auch endlich durch Hilfe des Apothekers Murray *) und des damals an der Polizei angestellten, nachmaligen Universitätsraths Ulerich, welcher letztere das gefährliche Papier unterschlug, gelang. Dankbar erkannte der nun Verewigte diesen Freundschaftsdienst, wie unter anderem schon daraus hervorgeht, daß er in einem einige Zeit nachher für den Fall seines Todes im Krieg errichteten Testamente seinen obengenannten Freunden einen bedeutenden Theil seines Vermögens vermachte. Bald darauf verließ Sch. nämlich Göttingen, nachdem er sich mit der ältesten Tochter des dasigen Hofraths Osiander verlobt hatte und begab sich nach seinem Gute Suderburg, um zunächst seine Vermögensangelegenheiten zu ordnen und sodann in die Reihen der patriotischen Krieger — dem westphälischen

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. d. N. Nekr. S. 773.

Kriegsdienste hatte er sich mit vieler Mühe und großem Vermögensaufwand entzogen — die sich an der Elbe sammelten, einzutreten. Während seines Aufenthaltes in Suderburg wurde er von einem kalten Fieber befallen, von dem er früher Jahre lang geplagt gewesen war und dessen längere Dauer er daher mit Grund wieder befürchtete. Er entschloß sich daher, voll Eifer, in die Reihen der Krieger einzutreten und an dem Entscheidungskampfe Theil nehmen zu können, ohne Zuziehung eines Arztes, zu einem eben so starken, als gefährlichen Mittel, welches ihn denn auch auf der Stelle von dem kalten Fieber befreite, aber auch nach dem Urtheile der Aerzte Grund und Veranlassung seiner spätern vielen körperlichen Leiden wurde. Sogleich begab er sich dann nach Hamburg, das damals, von Tettenborn besetzt, der Mittelpunkt der Werbungen war und wurde als Cornet in dem Husarenregimente Prinz-Regent, nachmaligem vierten hanoverschen Husarenregiment, angestellt. An größeren Gefechten nahm er nicht Theil, jedoch leistete er der gemeinsamen großen Sache augenscheinlich einen nicht geringen Dienst durch die Gefangennahme eines Kouriers einige Tage vor der Schlacht bei der Göhrde. Er begegnete nämlich auf dem Rückwege von einer Urlaubsreise nach Suderburg mehreren Husaren, die einen französischen Kourier verfolgten und sich bei ihm nach dem Weg erkundigten. Nach gegebenem Bescheide ritt er weiter, dachte aber sodann an die Möglichkeit, daß die Husaren, von denen der eine ein geborener Engländer, in der von Wegen durchkreuzten Heide sich verirren könnten, wie dies denn auch wirklich der Fall gewesen war, kehrte also um und erreichte mit großer Mühe den Wagen des Kouriers, 5 Minuten vor Sprackensehl, wo die französischen Vorposten standen, nahm ihn allein gefangen und brachte ihn nach Uelzen, wo es sich herausstellte, daß der Kourier dem Kommandanten von Magdeburg von Davoust den Befehl bringen sollte, dem von ihm abgesandten Korps des Generals Picheux ein anderes zur Vereinigung entgegen zu schicken. Wenn es nun richtig ist, daß zu derselben Zeit ein anderer Kourier mit demselben Befehl auf dem rechten Elbufer aufgegriffen und der General Graf v. Walmoden dadurch veranlaßt wurde, über die Elbe zu gehen und sich dem Korps des General Picheux bei der Göhrde entgegen zu stellen, so ergibt sich von selbst die Wichtigkeit der Gefangennahme des Kouriers auf dem linken Elbufer, wenn man bedenkt, wie theuer Walmoden den Sieg bei der Göhrde erkaufen mußte. Nach dem Siege bei Leipzig, wovon er zufällig zuerst die freudige Nachricht den Einwohnern Lüneburgs brachte, und

dem darauf folgenden ersten Pariser Frieden gab Sch. auf den Wunsch der Eltern seiner Braut den Militärdienst auf, machte, obgleich er kaum zwei Jahre studirt hatte, in Hannover das juristische Examen und wurde um Weihnachten 1814 in Münden als Amtsauditor angestellt. Bald darauf zum Amtsschreiber ernannt, verheirathete er sich im Novbr. 1815 mit der ältesten Tochter des Hofraths Osiander, Nanny, und führte 12 Jahre lang in Münden, von Allen geliebt und geachtet, ein beglücktes und beglückendes Leben. Jedoch die veränderte Lebensweise, der schnelle Uebergang vom Soldatenleben zu einer anhaltenden sitzenden Lebensweise, die Anstrengung, welche es ihm bei einem so kurzen und unterbrochenen Aufenthalt auf der Universität kosten mußte, um sich in eine Masse zum Theil sehr unangenehmer Geschäfte, die er sich durch seine große Gewissenhaftigkeit doppelt schwer machte, einzuarbeiten, äußerten schon in den ersten Jahren des Aufenthalts in Münden einen schädlichen Einfluß auf die ohnehin bereits angegriffene Gesundheit Sch.'s; namentlich stellten sich Unterleibsbeschwerden ein, die mit der Zeit zunahmen, namentlich als er im Jahr 1826 nach Bleckede an der Elbe versetzt wurde. Das veränderte Klima, der Mangel an geselligem und freundschaftlichen Verkehr, eine ganz andere Art Geschäfte, Verdrießlichkeiten in Geschäftssachen, endlich der Verlust eines Sohnes wirkten nachtheilig auf seine Gesundheit und nährten seine Anlage zur Hypochondrie. Er verfiel im Jahr 1827 in eine schwere Krankheit, von der er sich eigentlich nie ganz erholt hat. Er bot Alles auf, seine Gesundheit wieder zu erlangen, konsultirte und brauchte die angesehensten Aerzte, namentlich Stieglitz *) in Hanover, machte alle Jahr eine Badereise, so 1827 nach Wiesbaden, 1828 nach Marienbad, mehrere Male nach Norderney, nach Kissingen, Rehburg, — Alles vergebens; er gewann seine Gesundheit nie wieder und hatte mehrere Male lebensgefährliche Krankheiten, namentlich Nervenkrankheiten. Zuletzt warf er sich der Homöopathie in die Arme und brauchte Dr. Mühlbein in Braunschweig als Arzt. Anfangs schien diese Kur anzuschlagen, wenigstens fühlte er selbst sich besser und wohler. Doch im Anfange des Jahres 1841 verlor er allen Appetit und entschlief endlich am obengenannten Tage völlig entkräftet. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm vielfach verbittert. Die vielen nothwendigen Reisen, die Ausbildung seiner herangewachsenen Söhne kosteten ihm große Summen und so mußte er sehen, wie

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 1037.

sein Vermögen allmälich dahinschwand und dennoch war er genöthigt, nachdem alle Anstrengungen, seinen Dienst allein zu versehen, der Hilfsarbeiter sich zu entledigen und so eine erste Beamtenstelle, die ihm nach der Anciennität zukam, zu erlangen, vergeblich gewesen waren, um seine Dienstentlassung zu bitten, die ihm denn auch mit Beilegung einer Pension von 500 Thlr. ertheilt wurde. Er wählte, da ihm die Zerstreuung einer Stadt von Seiten des Arztes gerathen wurde und er selbst das Bedürfniß der Zerstreuung fühlte, Celle, an welches ihn noch alte Anhänglichkeit band und wo er noch manche alte Bekannte traf, im Herbst 1830 zu seinem Aufenthaltsort und lebte daselbst, in der Hoffnung, sich in der Entfernung von allen Dienstgeschäften zu erholen und bald zur Uebernahme einer ersten Beamtenstelle fähig zu werden, so viel es ihm sein Zustand erlaubte, ganz vergnügt und glücklich, bis ihn seine letzte Krankheit überfiel, von der er aber noch bis auf den letzten Augenblick zu genesen hoffte. Wie sein in jeder Hinsicht liebens- und achtungswürdiger Charakter seiner Familie und seinen zahlreichen Freunden stets unvergeßlich seyn wird, so werden ihm selbst die, welche ihn in seinen späteren Jahren wegen der ihn beherrschenden Hypochondrie verkannten, das Zeugniß einer Bravheit, Rechtlichkeit und Gerechtigkeit, wie man sie selten findet, nicht versagen können.

* 138. Heinrich Amberg,

Kollaborator an der Gelehrtenschule zu Glückstadt;

geb. d. 14. Sept. 1785, gest. d. 20. April 1841.

A. wurde zu Hamburg geboren und nachdem er sich, größten Theils durch Selbstunterricht, viele Kenntnisse, besonders in der französischen und englischen Sprache erworben hatte, ließ er sich 1812 als Privatlehrer in Husum nieder. Im Jahr 1819 wurde er dritter Lehrer an der Stadtknabenschule zu Itzehoe. Hier zeichnete er sich bald so aus, daß er 1821 zum Kollaborator an der Gelehrtenschule in Glückstadt ernannt wurde, obgleich zu diesem Amte sonst nur Männer genommen werden, die eine förmliche gelehrte Bildung auf Universitäten sich erworben haben. A., der auch in der lateinischen Sprache nicht unerfahren war, stand auch seinem Amte mit Eifer und Treue vor. Im Jahr 1824 wurde er Mitglied des Frankfurter Gelehrtenvereins. So gründlich nun auch A.'s Unterricht war, so wußte er doch zu wenig Auktorität zu halten, weshalb denn auch sein Ansehen bald bei den Schülern sank. In Folge davon mußte A. sich un-

glücklich fühlen. Er suchte daher oft um ein anderes Amt an, konnte ein solches aber nicht erlangen. Doch seine schöne, in seinen Fächern ausgezeichnete Bibliothek tröstete ihn wieder. Nach langer Kränklichkeit starb er sanft am obengenannten Tag. Er hinterließ als Witwe Friederike geb. Wohlffs und einen Sohn Theodor, der sich zu Hamburg dem Handelsstande widmete. A's Schriften sind: F. Rihms Geschichte Dänemarks, Norwegens, Schleswigs und Holsteins; im Auszuge für die wissenschaftlich beflissene Jugend. Nach des verst. Justizr. und Professſ. Kierulfs Umarbeitung aufs Neue vermehrt und herausgegeben von F. C. Werlauff. Aus dem Dänischen übertragen und bis auf die neuesten Ereignisse fortgesetzt. Hamb. 1816. — Erste Leseübungen bei Anwendung der Lautlehre. 2 Abtheilungen. Husum. 1816. (Hamb. 1817). — Anweisung zum richtigen Gebrauch der Leseübungen. Husum 1817. — Auch lieferte er Recensionen zu Seebodes kritischer Bibliothek.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

139. Karl Gottlob Abela,

Kantor an der Haupt- und Oberpfarrkirche zu U. L. F. und Gesanglehrer an den Schulen der Frankeschen Stiftungen zu Halle;

geb. d. 29. April 1803, gest. d. 22. April 1841 *).

Geboren zu Borna bei Oschatz, verdankt A. seine musikalische Ausbildung vorzüglich dem Kantor und Musiklehrer A. G. Fischer in Dresden. Mit dem Anfange des Jahres 1822 fand man ihn in Halle an der Saale bereits hinlänglich befähigt, die Chorpräfektur zu verwalten. Zugleich wurde A. als Lehrer der Bürgerschule der Frankeschen Stiftungen angestellt, welches Doppelamt er bis zum J. 1825 verwaltete. Zu dieser Zeit erhielt A. das Kantorat an der Hauptkirche zu U. L. Frau, desgleichen die Gesanglehrerstelle an sämmtlichen deutschen Schulen der Frankeschen Stiftung, dazu noch 1827 dasselbe Amt an der lateinischen Hauptschule und 1837 übergab man ihm auch den Gesangunterricht am königl. Pädagogium in der Frankeschen Stiftung. Nicht umsonst hatte man ihm an so vielen Anstalten den Gesangunterricht anvertraut, sein Eifer war sichtbar und für die Folgen fühlbar. Der Mann war seinem Fache nicht bloß vollkommen gewachsen in technischer Hinsicht, sondern seine Gesinnung und sein ganzes Wesen eigneten ihn auch so vorzüglich zum Lehrer der Jugend, so daß er, da er die Liebe

*) Allgemeine musikalische Zeitung 1841, Nr. 21.

aller seiner Schüler besaß, überaus Tüchtiges leistete. Seine Liedersammlungen für Schulen gehören zu den besten, welche wir besitzen. Der Titel ist: „Sammlung zwei=, drei= und vierstimmiger Lieder zum Gebrauche bei Gesangunterricht in Schulen.“ 1. u. 2. Heft. Leipzig bei Joh. Friedr. Hartknoch. Das 1. Heft hat die vierte verbesserte und vermehrte Auflage erlebt und ist 1839 als Stereotypausgabe erschienen, da vorzüglich diese nur Zweistimmiges enthaltende Sammlung in mehreren Schulen eingeführt worden und ihre Zweckmäßigkeit entschieden erprobt worden ist. 160 Lieder und ein Anhang leichter Kanons sind trefflich gewählt und auf 120 Quartseiten bei Breitkopf und Härtel schön gedruckt worden. Das 2. Heft hat 1837 die zweite verbesserte und vermehrte Auflage erlebt, enthält Drei= und Vierstimmiges auf 108 Quartseiten und empfiehlt sich noch durch den äußerst billigen Preis. — Die Vollendung eines seit Jahren begonnenen Choralbuchs ist durch seinen plötzlichen Tod verhindert worden.

140. Johann Hüsgen,

erzbischöfl. Generalvikar zu Köln u. Dombechant der Metropolitankirche daselbst;

geb. d. 5. Sept. 1769, gest. d. 23. April 1841 *).

Er war zu Giesenkirchen, einem Pfarrdorfe bei München=Gladbach, im jetzigen Regierungsbezirke Köln, geboren. Der Name dieses ehrwürdigen Mannes ist mit der Geschichte der unter der preuß. Herrschaft glorreich wiedererstandenen Metropolitankirche in Köln und mit der des Staates selbst, durch seine Stelle und Wirksamkeit seit dem Nov. 1837 vielfach verzweigt. Nicht hohe Geburt und äußere günstige Verhältnisse, sondern ein biederer Charakter, eine treue Amtsführung in allen dienstlichen Beziehungen und eine ausgezeichnete Brauchbarkeit in kirchlichen Verwaltungsgeschäften haben ihn zu einem bedeutenden Wirkungskreise geführt und ihn gewissermaaßen als den Mann der Nothwendigkeit unter den schwierigen Verhältnissen der Erzdiöcese Köln seit dem genannten Zeitpunkte hingestellt. Seine Eltern waren fromme und fleißige Landleute, die dem Rathe, ihren Sohn wegen seiner sich frühzeitig kundgebenden Talente studiren zu lassen, willig folgten. Bereits im J. 1780 trat er in das Montanergymnasium zu Köln, absolvirte hier die sogenannten sieben Schulen und erwarb sich den Grad eines Doktors der Philosophie und Magisters der freien Künste. Auf der da=

*) Konversationslexikon der Gegenwart. Bd. 2. S. 1002.

maligen kurfürstl. Universität zu Bonn studirte er hierauf von 1787 — 1790 mit ausgezeichnetem Fleiße Theologie und empfing im Sept. 1792 die Priesterweihe. Seine amtliche Laufbahn begann er als Schulvikar und vereinigte von 1792 ab 5 Jahre lang die Geschäfte eines Schullehrers und Vikars in der Gemeinde seines Geburtsortes. Die stille, ländliche Wirksamkeit ward ihm sehr lieb und er hat sie in späteren Jahren oft als die glücklichsten seines Lebens gepriesen. Von 1797 — 1803 war H. Pfarrer zu Oberdollendorf am Fuße des Siebengebirges, von da bis 1803 zu Himmelgeist bei Düsseldorf, worauf er auf höhere Veranlassung im J. 1815 das Pfarramt zu Richterich bei Aachen erhielt. Der Generalgouverneur Sack *), der damals die Länder am Mittel- und Niederrhein von Aachen aus verwaltete, war auf H. aufmerksam geworden, zog ihn in seine Nähe und bediente sich bei der Organisation des Elementarschulwesen in den genannten Landestheilen sehr oft seines Rathes und seiner Dienste. In Verfolg dieser nützlichen Wirksamkeit ward H. im J. 1816 bei Errichtung der Regierung in Aachen zum katholischen Konsistorial- und Schulrath ernannt. Die neuen Verhältnisse in diesen der Kirche und der Schule so lange entfremdet gewesenen Provinzen waren in mehr als einer Hinsicht sehr verwickelt. H. fand volle Arbeit, denn es fehlte nur zu oft an brauchbaren Lehrern, an Schullokalen und an Lehrmitteln. Diese traurige Lage entmuthigte den erfahrenen Schulmann nicht, sie regte ihn im Gegentheile nur um so kräftiger an, die Hindernisse zu besiegen. Vor Allem suchte er unter den geeigneten Geistlichen und den besten Schullehrern die Gehilfen zur Bildung der Lehrer aus, ordnete Lehrkurse und Lehrerkonferenzen an, gewährte diesen die nöthigen Lehrmittel und Schulapparate, förderte die bessere Einrichtung der Schulhäuser und veranlaßte die Verbesserung der äußern Lage der Lehrer nach ihrer Bildung, Tüchtigkeit und Amtsführung. So hatte er die Genugthuung, schon nach einigen Jahren bedeutende Fortschritte des Bessern zu gewahren. Bei dieser verdienstlichen Wirksamkeit war es nur eine ihm gebührende Auszeichnung, daß er den Auftrag erhielt, am 1. Jan. 1823 das neugestiftete Schullehrerseminar zu Brühl bei Köln zu eröffnen. In seinen sonstigen amtlichen Verhältnissen wußte er sich durch vorherrschende Mäßigung und andere achtbare persönliche Eigenschaften unbedingtes Vertrauen zu erwerben und sich eine segensreiche und freudige Wirksamkeit zu verschaffen.

---

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 566.

Nur sehr ungern verließ er die Stellung in Aachen, als der Erzbischof von Köln, Graf von Spiegel *) zum Desenberg und Canstein, ihn im J. 1825 zu seinem Generalvikar und Dechanten der Kölnischen Metropolitankirche „wegen seiner ausgezeichneten Klugheit und Billigkeit" mit landesherrlicher Zustimmung berief. Auch hier wartete H.'s ein sehr mühevolles Tagewerk. Zehn volle Jahre lang stand er dem großen, nimmer ruhenden Prälaten in der Leitung und Ausführung der wichtigsten Geschäfte getreulich zur Seite, war sein täglicher Tischgenosse und widmete sich mit einer so rührigen und rastlosen Thätigkeit seinen Obliegenheiten, daß seine Gesundheit mehrmals zerrüttet ward und er den freundlichen Ermahnungen seines Vorgesetzten nachgeben mußte, sich einige Zeit zu schonen, um die frühere Heiterkeit und Frische wieder zu gewinnen. Sein Verhältniß zu den protestantischen Geistlichen, mit denen er in amtliche Berührung kam, gestaltete sich in Köln wie früher in Aachen sehr freundlich, gegenseitiges Vertrauen erleichterte den geschäftlichen Verkehr und ein protestantischer Konsistorialrath bezeugt **), daß es ihm ohne H.'s und gleichgesinnter Geistlicher Einfluß und Zuneigung nicht möglich gewesen seyn würde, seine Aufgabe am Rheine mit einigem günstigen Erfolge lösen zu können. H.'s Milde, Gewissenhaftigkeit und warme Liebe zur Beförderung des wissenschaftlichen Lebens unter dem katholischen Klerus haben ihm am Rheine die allgemeinste Achtung erworben. Am 2. Aug. 1835 starb Graf Spiegel; die absolute Majorität des Domkapitels übertrug dem bisherigen Generalvikar die Verwaltung der Erzdiöcese Köln sede vacante und er hat dieselbe auf das rühmlichste geleitet. Gleich nach Uebernahme dieses Amtes erschien das päpstliche Breve vom 26. Sept. 1835, welches den verst. Professor Hermes ***) als Ketzer proklamirte und seine philosophischen und theologischen Schriften als ketzerisch mit dem Anathema belegte. Die Freunde der Kirche, also auch H., der Freund des Grafen Spiegel, der der eifrigste Beschützer des Hermesischen Systems gewesen war, fühlten schmerzlich dieses unbegreifliche Ereigniß, dieses unberechenbare Unglück für die Erzdiöcese und befürchteten mit Recht unheilvollen Zwiespalt unter dem Klerus und gefährliche Folgen für das Volk. Den nächsten Befürchtungen beugte H.'s Klugheit vor. Er

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 657.

**) K. F. A. Grashof in Köln in seinem Werke: „Aus meinem Leben und Wirken" (Essen 1839). G.'s Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. S. 272.

***) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 452 u. 1112.

nahm zuvörderst in seiner ehrenwerthen, die positiven Gesetze achtenden Gesinnung Anstand, das auf geheimem Wege von Aachen her am 12. Okt. in Köln angelangte Breve zu publiciren, indem dasselbe der Regierung nicht officiell mitgetheilt war. Da nun aber auswärtige Zeitungsblätter dasselbe veröffentlichten, so erließ er ein einfaches und dabei höchst zeitgemäßes Rundschreiben an die Geistlichkeit seines Sprengels, worin er ein gänzliches und allseitiges Schweigen über jenes päpstliche Breve gebot und dadurch, ohne der Ehrfurcht gegen den Papst zu nahe zu treten, alle unnützen Erörterungen und verderblichen Folgen verhütete. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen und der Friede ward ungestört erhalten. Nachdem der Freiherr Clemens August v. Droste zum Erzbischofe von Köln gewählt und landesherrlich bestätigt war, erkannte er, obgleich ein Mann von durchaus anderer Sinnesart, die rühmliche Verwaltung H.'s während der Vakanz gebührend an und pries sie in seinem ersten Hirtenbriefe ausdrücklich als höchst lobenswerth. H. blieb auch in seiner frühern Stellung als Generalvikar ohne sein eigenes Zuthun, aber es ergab sich bald, daß der neue Erzbischof ein vorgefaßtes Mißtrauen gegen ihn hegte und ihn nur selten oder gar nicht zu Rathe zog, was dem Generalvikar keineswegs zur Unehre, wohl aber zur Freiheit von aller Verantwortlichkeit an den vielen verkehrten Handlungen und falschen Maasregeln des Erzbischofs gereichen kann. Der Letztere wollte Alles selbst einrichten und regieren, aber die Verwaltung gerieth dadurch fast ganz ins Stocken, da die Arbeiten sich sehr häuften und zum großen Theile liegen blieben. Nach der Abführung des Erzbischofs von Köln am 25. Nov. 1837, deren nähere Ursachen und besondere Umstände hier nicht erörtert werden können, erließ das Domkapitel ein Rundschreiben an die Geistlichen der Erzdiöcese, worin es den erzbischöfl. Stuhl gleichsam als erledigt betrachtete und in Gemäßheit der ministeriellen Vorschrift vom 15. Nov. 1837 seinen Antritt der Verwaltung anzeigte. Am 27. Nov. ward der Generalvikar einstimmig zum Kapitelverweser ernannt und auch sofort durch den Oberpräsidenten der Rheinprovinz bestätigt, welcher unter dem 2. Dec. diese Wahl zur öffentlichen Kunde brachte. Ein nach Rom unter dem 19. Dec. abgesandter Bericht des Domkapitels, der auch im Druck erschienen ist, bezeugte vor dem Papste, daß das Domkapitel unter den obwaltenden Umständen keinen geeignetern Mann zur Verwaltung der Erzdiöcese zu wählen gewußt habe. Gregor XVI. erkannte in seiner Antwort die Wahl als kanonisch richtig an, bezeichnete

jedoch die Wegführung des Erzbischofs als ungesetzmäßig und sprach seine Hoffnung der Rückkehr desselben aus. So übernahm nun H. zum zweiten Male die Verwaltung der Erzdiöcese und jetzt unter weit schwierigern und außerordentlichern Zeitverhältnissen als früher, da er jetzt die Pflichten eines getreuen Unterthans mit den Rücksichten, welche der Oberhirt in Rom, zum großen Theil in Widerspruch mit den erstern, forderte, in Einklang bringen sollte. Bald nach seiner Amtsübernahme trat die erste Differenz mit einem Würdeträger des apostolischen Stuhls ein. H. hatte am 10. Febr. 1838 die Fastenverordnung des vorigen Jahres erneuert, ein Pfarrer in Köln aber, der sich hierbei nicht beruhigte, wandte sich an den Geschäftsträger der apostolischen Nuntiatur in Brüssel, Abbate Spinelli, und erhielt von diesem die Antwort, daß er in specieller Vollmacht des Papstes jene Bestimmung des Generalvikars für ungültig erkläre. In dieser Beziehung erließ das Kapitel unter dem 29. März ein neues Schreiben an den Papst, der in seiner Erwiderung den Generalvikar als solchen nochmals aus päpstlicher Machtvollkommenheit anerkannte, die schwebende Rechtsfrage aber über die sedes impedita auf sich beruhen ließ. In Besitz dieser erneuerten Vollmacht trat H. mit Milde, aber auch mit der nöthigen Strenge an die Spitze der Verwaltung, die unter ihm bald wieder ihren regelmäßigen Gang annahm. Er stellte die bisher unterbrochenen Anstalten wieder her, gab dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln einen ihm seit dem Juni 1837 entzogenen katholischen Religionslehrer wieder und forderte die in Bonn Studirenden streng zum Besuche der nöthigen Vorlesungen auf, welche durch die Erlasse des Erzbischofs Clemens August ihnen untersagt waren. Den Lehrern des erzbischöfl. Priesterseminariums zu Köln vermittelte er ihre unterbrochene Wirksamkeit wieder, worüber die Ultramontanen viele falsche Gerüchte verbreiteten und den Generalvikar beschuldigt hatten, daß er die Lehrer erst wieder eingesetzt habe, nachdem sie eine Unterwürfigkeitserklärung unter das päpstliche Verdammungsdekret der Hermesischen Schriften abgegeben hätten. Gegen diese falsche Angabe des römischen Jesuiten P. Perone ließen der Regens und die Repetenten des Seminars unter dem 29. Dec. 1838 eine Erklärung in die gelesensten deutschen Zeitschriften einrücken. Die vom Erzbischofe Clemens August mit Ueberschreitung seiner amtlichen Befugniß verfolgten oder gedrückten Geistlichen schützte H. in ihren Aemtern und versetzte namentlich den Kaplan Weber, der vom Erzbischofe hart behandelt und streng bedroht war, in eine

Pfarrstelle, der er durchaus würdig war. Nur gegen beharrlich Widerspenstige verfuhr er nicht mit seiner sonstigen Milde und Versöhnlichkeit; die höhere Rücksicht auf die Erhaltung der Ruhe und des Friedens nöthigten ihn, an die Stelle des Pfarrers Görres in Bonn den tüchtigen Privatdocenten Hilgers zu setzen und ihm statt des unruhigen Kaplan Peters einen würdigen jungen Geistlichen, Schorn, an die Seite zu geben. Solche Anstellungen veranlaßten den Vorwurf in ausländischen wie in süddeutschen Zeitungen und Journalen, daß H. Hermesianer anstelle, ja seine Feinde gingen so weit, ihn deshalb in Rom zu verklagen. Aber H. hat sich durch diese und andere Verleumdungen der gröbsten Art, an denen besonders der von Benkert herausgegebene „Religionsfreund" reich war, auf keine Weise in seinem verdienstlichen Wirken oder in seinem guten Recht irre machen lassen. Indem er an demselben, am Staatsgesetz und an seiner Unterthanenpflicht fortwährend festhielt, ist ihm auch die Genugthuung geworden, daß ein päpstliches Schreiben vom 15. Febr. 1839 ihm die Erlaubniß gegeben hat, die Priesterweihen zu ertheilen, so wie auch mehrere andere apostolische Specialvollmachten, welche dem Erzbischofe Clemens August auf 3 Jahre verliehen waren, nach Ablauf dieser Zeit ebenfalls für den Kapitelverweser erneuert wurden. So hat er sein Amt mit Milde und Festigkeit bis an seinen Tod fortgeführt. H. ward in Bonn bei der ersten Ausübung des Promotionsrechtes der dasigen theologischen Fakultät zum Doktor der Theologie am 5. Febr. 1838 ernannt, eben so von der juristischen Fakultät zum Doktor beider Rechte und war seit dem 18. Jan. 1836 Ritter des rothen Adlerordens 3. Klasse. Seine Gestalt war groß und würdig, die Gesichtsfarbe kränklich in Folge vieler Anstrengungen und Arbeiten, sein Benehmen im Umgange zutraulich und liebenswürdig und für Alle, welche mit ihm in persönliche Berührung kamen, sehr einnehmend.

* 141. Heinrich Johann Ammann,

Generalsekretär der baier. Hypotheken- u. Wechselbank zu München;

geb. d. 3. Nov. 1777, gest. d. 24. April 1841.

Er war zu Zürich geboren, wo sein Vater als Kaufmann lebte. Nachdem er sich als der älteste unter 5 Brüdern durch Reisen für seinen Beruf gehörig ausgebildet hatte, verehelichte er sich im J. 1803 mit Mariana v. Hößlin in Triest, welche Stadt er später verließ, um zu Augsburg im Hause des Freiherrn v. Eichthal die Stelle eines Disponen

ten zu übernehmen. — Bei Gelegenheit der Errichtung einer baier. Hypotheken- und Wechselbank trat er von seinem bisherigen 20 Jahre lang bekleideten Posten zurück, siedelte sich nach München über, woselbst ihm im J. 1835 eine Anstellung als Generalsekretär desjenigen Instituts übertragen wurde, bei dessen Errichtung er schon thätigst mitgewirkt hatte. Die allgemeine Anerkennung seines unermüdlichen Fleißes, seiner Umsicht, mit dem strengsten Rechtsgefühle vereint, begleitete ihn bis zum Grabe. Als im J. 1836 die herrschende Cholera ihm seine Gattin entriß, mehrten sich auch seine körperlichen Leiden und er bedurfte einer sorgfältigen Pflege. Getrennt von seinem in Triest verheiratheten Sohne, fand er in der Witwe seines verst. Bruders, Frau Louise Ammann, eine treue Pflegerin, die sich auch der Führung des Hauswesens unterzog.

* 142. Felix Hieronymus Joseph Sury,

Altregierungsrath zu Solothurn;

geb. d. 21. Jan. 1772, gest. in Bern d. 24. April 1841.

Abstammend aus einer alten Patricierfamilie der Stadt Solothurn, deren Ahnen auf dem Schlachtfelde von Dornach 1499 sich das Bürgerrecht und als ausgezeichnete Officiere in französ. Diensten den Adelsbrief erkämpft und von denen mehr als einer die höchsten Staatsämter im heimathlichen Kantone bekleidet hatte, wurde er in Solothurn geboren. Das Ansehen und der Reichthum seiner Eltern ließen ihn, der sich zum Staatsdienste bestimmte, die beste Erziehung genießen. In Solothurn und auf auswärtigen Hochschulen ausgebildet, wurde der kenntnißreiche junge Mann nach seiner Rückkehr bald zu Ehren und Würden berufen. Freilich trat seinem Fortschreiten die französ. Revolution und die durch Einfluß derselben 1798 umgestaltete Regierungsform der Schweiz hemmend in den Weg; aber selbst während der einseitigen, terroristischen Herrschaft des Direktoriums, das ganz den Franzosen ergeben und den früher herrschenden adeligen Familien durchaus abgeneigt war, wurde er nicht unbeachtet gelassen. Einflußreicher wurde seine Stellung aber erst später, nachdem 1803 die helvetische Einheitsregierung gefallen war und die Mediationsakte den alten Kanton Solothurn wieder zum selbstständigen Gliede der Eidgenossenschaft erhoben hatte. Sogleich wurde er zum Präsidenten des neu gebildeten Kantonsgerichtes gewählt und so seine Kraft in einer schwierigen und sowohl tiefe juristische Bildung, als unermüdliche Thätigkeit fordernden Stellung in

Anspruch genommen. Früher nämlich waren die administrative und richterliche Gewalt in einer Behörde verbunden gewesen, durch die neue Verfassung wurden sie getrennt und es bedurfte eines geschäftstüchtigen und gewandten Mannes, um das neue Gericht vor Mißgriffen und allfälligen Kollisionen mit der auf ihre Rechte eifersüchtigen Regierung zu bewahren. Zu allgemeiner Zufriedenheit löste S. seine Aufgabe, er bewies sich auch im Stadtrathe, dem er seit 1805 angehörte, äußerst thätig und war überdies Mitglied des Kriegsrathes und Kommandant der Jäger zu Pferd, in welch' letzteren Stellen er sich besonders in den Jahren 1813 und 1814 auszeichnete. Als in diesen Tagen allgemeiner Aufregung die Mitglieder der alten, vor 1798 bestandenen Regierung nächtlicher Weile das Rathhaus besetzten, als die Mediationsregierung durch den Einfluß der gegen Frankreich alliirten Mächte fiel, als auch in Solothurn bald diese, bald jene Partei sich der obersten Gewalt bemächtigte und überall die größte Verwirrung herrschte: mischte er sich nicht in die Parteikämpfe und suchte in Gemeinschaft mit den Staatsräthen Lüthy*) und v. Roll**) vermittelnd und versöhnend einzuwirken. Es gelang, die Verfassung von 1815, gemischt aus aristokratischen und demokratischen Elementen, wurde angenommen und S. trat sogleich als Mitglied des großen und kleinen Raths und Präsident des Kantonsgerichts in öffentliche Thätigkeit. Dies blieb er bis zur Verfassungs- und Regierungsänderung von 1831 und obschon damals den Mitgliedern der gestürzten Regierung nicht günstig, berief ihn doch das Zutrauen seiner Mitbürger wieder in den Kantons- und Regierungsrath, wie der große und kleine Rath nun genannt wurden und er war bis 1841 als Präsident der Justizkommission und Mitglied der Polizei- und Prüfungskommission des neuen Civilgesetzbuches thätig. Im Regierungsrathe war er besonders Vertreter der landwirthschaftlichen Interessen, beförderte schon während der Restauration Rindvieh- und Pferdezucht und brachte es dazu, daß aus der Staatskasse den Besitzern von Pferden, welche sich am meisten auszeichneten, Preise ausgetheilt wurden. In dieser Beziehung hat ihm der ganze Kanton Vieles zu verdanken. Dessenungeachtet und obschon er immer zu den Männern gehörte, die über jeder Parteiung erhaben dastanden, obschon er im Parteikampfe im Jan. 1841 in der permanenten Regierungskommission für die Erhaltung der bestehenden Ordnung das Seinige beitrug und mit den übrigen Mitgliedern

---

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 1.
**) — — — 17. — — — S. 756.

sich in der Kaserne einschließend, Tag und Nacht thätig war, wurde der im Staatsdienst ergraute Mann bei den neuen Wahlen ganz übergangen, weil er nicht einseitig den ratikalen Principien huldigen wollte. Tief schmerzte ihn die Undankbarkeit des Vaterlandes und das um so mehr, da er in seinem Dienst und durch Falliment eines bedeutenden Handelshauses schon früher fast sein ganzes Vermögen verloren hatte und nun im Alter hätte darben müssen, wenn nicht seine älteste, an den reichen Lord Schuttleworth verheiratbete Tochter ihn unterstützt hätte. Zu ihr zog er nun nach Bern, wo trotz der liebevollsten Behandlung und Pflege der Gram seinem Leben bald ein Ende machte. Sein Leichnam wurde nach seinem Wunsche nach Solothurn zurückgebracht und er ruhet nun bei seinen Vätern. Seine treue Gattin, die ihm 8 Söhne und 3 Töchter geboren hatte, war ihm schon längere Zeit vorangegangen.

* 143. Friedrich Georg Ferdin. v. Gersdorf,

Major a. D., zu Görlitz;

geb. im J. 1759, gest. d. 25. April 1841.

Er war in Oberkähle bei Trepnitz im Regierungsbezirke von Breslau geboren und ist der Sohn des Hauptmanns Georg v. Gersdorf und einer geb. v. Bredow. Im Alter von 14 Jahren trat er in den Militärdienst Friedrichs des Großen und machte unter ihm dem baier. Erbfolgekrieg, später unter Friedrich Wilhelm III. *) im J. 1795 die Affaire in Polen mit, worauf er 1797 mit dem Charakter eines Majors aus dem Militärdienste trat, sich mit der verwitweten Frau v. Glaser, geb. v. Hacke, ehelich verband und durch sie Besitzer des Gutes Zibelle ohnweit Muskau ward. Im J. 1805 aber verkaufte er dies Rittergut, um dafür Rauschwalde, ½ Stunde von Görlitz, käuflich an sich zu bringen, wo ihm im J. 1810 seine Gattin durch den Tod entrissen ward. Im J. 1813 verlor er durch Durchmärsche, Plünderungen und Drangsale des Krieges beinahe sein ganzes Eigenthum. Im J. 1815 verheirathete er sich mit Agnes, geb. v. Haimann. Sie zogen sich hierauf nach Görlitz zurück, lebten in sehr beschränkten Verhältnissen, doch in äußerst glücklicher Ehe und hatten die Freude, daß ihnen im J. 1820 ein Söhnchen geschenkt ward. Leider aber hatten sie nach 1½ Jahre schon den Schmerz, dies ihr einziges Kind begraben zu müssen, welchem am oben genannten

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 746.

Tage unser v. G. nach kurzem Krankenlager nachfolgte. Er war an Körper und Geist kräftig bis in sein spätestes Greisenalter und erfreute sich der verdienten Achtung aller derer, die ihn kannten. Biederkeit und Redlichkeit machten ihn zu einem Freunde der Menschen und guter Humor, heiterer Sinn zu einem angenehmen Gesellschafter. Seine irdische Hülle umschließt ein Grab mit seiner vor ihm entschlafenen Gattin und seinem Söhnchen auf dem stillen Friedhofe zu Jaunonik, 2 Stunden ohnweit Görlitz.

* 144. Heinrich Christoph Hartwig Neuer,

Rektor u. zweiter Lehrer an dem städtischen Gymnasium zu Celle im Königreich Hanover;

geb. d. 5. März 1768, gest. d. 25. April 1841.

Der Verewigte war zu Celle geboren, besuchte das Lyceum der Vaterstadt, studirte dann von Ostern 1788 bis Ostern 1791 zu Göttingen Theologie und Philologie und wurde, nachdem er einige Jahre hindurch Lehrer im Hause des Oberappellationsraths v. Zesterfleth in Celle gewesen war, im J. 1797 an einem von dem Konrektor Grünebusch unter Autorität des Magistrats errichteten Institute angestellt, welches Knaben zur Aufnahme in dem Lyceum vorbereitete. Als jenes darauf im J. 1799 mit diesem als eine neue Klasse vereinigt wurde, erhielt derselbe als erster Kollaborator eine Anstellung an demselben, wurde 1805 Konrektor und 1823 Rektor. In den ersten Jahren dieser amtlichen Thätigkeit trug er in Prima Geschichte und Literargeschichte, Alterthümer, Mathematik und Physik vor und gab in derselben Klasse auch im Deutschen und Lateinischen Unterricht, in Sekunda aber im Lateinischen und Griechischen. Nachdem jedoch im J. 1831 ein besonderer Lehrer für Mathematik und Physik berufen worden war, gab er den Unterricht in diesen beiden Fächern auf; eben so bald darauf die griechischen und latein. Lektionen sammt dem Ordinariate der zweiten Klasse (im Frühjahr 1834) und wendete seine ganze Thätigkeit dem Vortrage der Geschichte, der französ. Sprache, der ältern und neuern Literatur, der Korrektur der deutschen Arbeiten und der Leitung rednerischer und deklamatorischer Uebungen in den beiden obersten Klassen zu, behielt aber auch den ihm besonderes Vergnügen machenden Vortrag römischer Alterthümer in Sekunda bei. So wirkte er bei einer glücklichen Lebendigkeit der Auffassung, verbunden mit einem treuen Gedächtnisse, bei einem vielseitig gebildeten Geschmack und einer liebenswürdigen Gabe, sich

leicht mitzutheilen, verbunden mit Heiterkeit des Sinnes, welcher eine jugendliche Frische auch im Greisenalter nicht verlor und der Jugend Vertrauen zu ihm einflößte, 44 Jahre lang unermüdet und segensreich und erfreute sich großer Liebe und Anhänglichkeit seiner Schüler, welche sich unter andern ein Mal (den 24 Dec. 1838) in Ueberreichung eines silbernen Pokals aussprach. Als ein Mann von biederem, geraden, dabei milden Charakter und festen Grundsätzen kam er Jedem offen entgegen, achtete fremdes Verdienst und brachte stets ein heiteres Gesicht wie in die Schule, so auch aus derselben, so daß seine Kollegen an ihm einen thatkräftigen, zuverlässigen, stets liebevoll theilnehmenden Amtsgenossen verloren und auch außer ihrem Kreise hinaus die Theilnahme an seinem bei seiner kräftigen Konstitution und seinem noch frischen Aussehen nicht so bald erwarteten Lebensende allgemein war.

145. Bernhard Joseph Mäurer,

ehem. Musikdirektor der Domkapelle zu Köln;

geboren im Jahr 1757, gestorben den 26. April 1841 *).

In M. starb der Nestor, nicht nur der Kölnischen, sondern der gesammten rheinischen Kunstwelt, ein Mann, der nicht wie manche Tageshelden schnell aufgetaucht, mit glänzenden Eigenschaften sich einen großen Namen erworben, um alsbald über ähnliche Erscheinungen wieder vergessen zu werden, sondern anfangs ein weites, unbebautes Feld vorgefunden, immer mit geringen Mitteln gewirkt, aber rastlos auf alle mögliche Weise gestrebt und gehandelt, mit Anspruchslosigkeit, im Verborgenen fortgeschritten, nie seine Persönlichkeit geltend gemacht, immer die Sache im Auge gehabt und so einer der Pflanzer der Himmelsblume am Rheine geworden, ein Eckstein ihrer Beschützer, der binnen dem Vorübergleiten der Generationen, die er erlebte, auch die Freude gehabt, die deutsche Kunst riesig wie einen Dom emporwachsen zu sehen und diese Genugthuung aller andern Anerkennung vorzog. M. war geboren in der freien Reichsstadt Köln, wo sein Vater ein öffentliches Amt verwaltete, in einer Stadt, welche während des Mittelalters immer unter den Reigenführern deutscher Kunst, europäischen Wissens gestanden, die aber seit der Reformation bedeutend zurückgegangen, in der jedoch noch immer ein Funke glimmte, der später sich zu bedeutender Flamme anfachen sollte, in

*) Aus der „Neuen Zeitschrift für Musik 1841, Nr. 52."

welcher eine Wärme fortlebte, die Blüthen emportreiben kann, welche die der Vergangenheit noch übertreffen. Im elterlichen Hause hatte sich der Musiksinn, welcher den Deutschen eigen ist, erhalten, der Knabe hatte die Wiegenlieder seiner Mutter nicht fruchtlos eingesogen, hörte die häuslichen Musikabende, nicht ohne Vorliebe für Tonkunst zu entwickeln, so daß sein Vater ihm eine Geige schenkte und ihm einen Meister für dieses Tonwerkzeug suchte, während er auf dem damals dort blühenden Montanergymnasium seinen höhern Erziehungsgang begann, indem Bernhard für die rechtlichen Schranken bestimmt war, die Verwaltung des kleinen Freistaates einst lenken helfen sollte. Als der Knabe höher aufgeschossen, vertauschte er die Geige mit dem Violoncell, einem Tonwerkzeuge, das damals sehr selten geübt wurde, das aber desto fleißiger gesucht wurde, weil die Quartette Boccherini's und Haydn's sich reißend verbreiteten und den Geschmack für Kammermusik läuterten; widmete aber nichts desto weniger den höchsten Fleiß der Wissenschaft, daß er bald das Gymnasium mit der hohen Schule in Mainz vertauschen konnte, von welcher er nach beendigtem Lehrlauf als Doktor und Anwalt der Rechtswissenschaft in seine Vaterstadt zurückkehrte. Wirklich begann Bernhard sein Gewerbe auszuüben und sogar mehrere Jahre in der Uebung desselben zu beharren, aber nicht, ohne daß er vor der damaligen schleppenden, ränkevollen, heuchlerischen Rechtspflege einen Abscheu bekommen, ohne daß er ob seiner Ehrlichkeit und Ränkelosigkeit mehr und mehr der Kunden verlor. Je mehr Zeit Themis dem unberufenen Advokaten gönnte, um so mehr verwandte er den Musen und entschloß sich endlich, sich ganz der Kunst zu widmen, da ihn von Seiten des Kurfürsten in Bonn ein Ruf einlud, in dessen Kapelle das Violoncell zu übernehmen. In Bonn erst erschloß sich dem jungen Mann alles das Schöne, dessen Genuß damals so selten, so kostspielig war; die erzbischöfl. Kapelle gehörte zu den ersten der Welt, war aus bedeutenden Männern zusammengesetzt und lockte als Zugvögel die bedeutendsten wälschen und deutschen Meister an. Simrock *), der Stifter des Musikverlags, Eunike, der in Berlin später noch glänzende Tenorist, Ries der Vater und der Knabe Beethoven **) lebten damals in Bonn und waren M.'s Freunde, oder doch ihm bekannte Erscheinungen. Die ersten Quartette und Symphonieen Haydn's, die Opern Hiller's und Schweitzer's, wie

---

*) S. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 947.
**) Dessen Biogr. steht im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 306.

die Werke der italien. Meister waren in Bonn an der Tagesordnung und entzückten den ehemaligen Advokaten. In Bonn, wo Neefe und andere Tonsetzer dieses Zeitraumes wenigstens für einige Zeit anwesend, hatte der fertige, ausübende Künstler die beste Gelegenheit, sich auch in kurzer Zeit mit dem Bau und den Regeln des Satzes bekannt zu machen, so daß er in der Kapelle nicht nur Ruf als Tonsetzer bekam, sondern auch auswärts empfohlen wurde, wie er dann jährlich mehrere Male einen Ruf an den fürstl. Hof nach Münster erhielt, um dort ein Schweitzer'sches Singspiel aufzuführen, weil keiner der dortigen Kammermusiker fähig war, den bezifferten Baß der Recitative und sonstigen Musikstücke zu spielen, welcher damals an der Stelle unserer lärmenden Begleitung die Masse wie die Gebildeten ergötzte. Noch in den letzten Tagen erzählte der greise Meister gern von seinen abenteuerlichen Fahrten auf den damals holprigen, fabelhaften Wegen des Münsterlandes, worauf er wochenlang hin und her zu dulden hatte, welche jetzt dem Enkel kaum einen Tag, eine Nachtfahrt kosten mögen. Der Schloßbrand in Bonn, der M.'s sämmtliche Habseligkeiten vernichtete, aus dem er nur sein Violoncell rettete, verleidete dem Künstler immer mehr und mehr den Aufenthalt in der Stadt, die ihm künstlerisch so Vieles bieten konnte, so daß er einem Ruf in seine Vaterstadt als Violoncellist in der Domkapelle ums J. 1780 Folge leistete und sich bald in seiner Heimath noch fester einbaute, indem er sich dort mit seiner Base vermählte, einem weiblichen Wesen, dem er in treuer Liebe ergeben blieb, die ihm 14 Kinder schenkte, von denen aber nur eine Tochter den Vater überlebte. Das Vermögen der Frau, wie das, welches er von seinen Eltern erbte, reichte hin, ihm das Lehen des Salz- und Fruchtmessens von der kurfürstl. Regierung zu erkaufen, das ihm ein sorgenfreies Daseyn sicherte, daß er sich nun um so ungestörter der Kunst widmen durfte, indem er die Geschäfte seines Amtes durch fremde Beihilfe verwalten ließ. Die französ. Staatsumwälzung stürzte, indem sie bis an den Rhein sich schob, 1793 die Domkapelle, indem sie den Dom in ein Heumagazin umwandelte, entsetzte den Beamten seines Lehenamtes, so daß sie für den Künstler um so verhängnißvoller wurde. Nichts desto weniger machte sie ihn nicht erlahmen, da der religiöse Sinn der Deutschen bald den Gottesdienst wieder herstellte und freiwillige Beiträge und Leistungen die Kapelle ersetzten, welche mit dem geistlichen Hirten geflohen war. M.'s Einfluß wuchs im Gegentheil in

dieser Zeit des Dranges der Fremdherrschaft und wie diese bemüht war, deutsches Wort und Sitte in französisches umzuprägen, die deutsche Schaubühne zu schließen, entstanden in der Stille Liebhabertheater, welche an M. einen eifrigen Gehilfen, Leiter und Kapellmeister hatten, für die er mehrere Singspiele nach Art der Hiller'schen und Schweitzer'schen schrieb, die vor den Sonnentagen des Mozart'schen Genius wie stilles bescheidenes Morgengrauen wirkten, obschon sie jetzt längst in Vergessenheit begraben, dem größten Theile der Geschichtskundigen in der Musik noch fremd geblieben. Mozart's Werke durchklangen in dieser Zeit Deutschland, ewig leuchtende Wunder, und M. hatte selbst das Glück, des gefeierten Meisters Bekanntschaft zu machen, befreundete sich in diesen Tagen mit Vater Haydn, als dieser auf seinen Reisen nach England die Rheinstädte besuchte und auch dort sich Kränze der Anerkennung verdiente. Als nach den Marterwochen Deutschlands ein reges Streben sich in den Rheinlanden kund gab, ließ auch M. keine Kälte, keine Zurückhaltung verspüren, obschon er in diesen Zeiten ziemlich betagt war; bei dem Wiedererwachen der Volkserziehung, der Bildung nahm er überall thätigen Antheil und leitete den Musikunterricht an dem städtischen Gymnasium neben seinen anderen Unterrichtsgeschäften, war am Theater wie in der Kirche gleich thätig und einer der ersten am Rheine, welcher die später sich so herrlich bewährenden Tonfeste in der Idee aufstellte und durch unermüdeten Fleiß ins Leben rief. Als Tonsetzer schrieb M. Uebungs- und Kammerstücke für sein Instrument (Violoncello), Quartette, Symphonieen, Lieder für Schule, Kirche und Haus, Messen, ein Requiem, mehrere Liederspiele, Kantaten und Gelegenheitsstücke, die nicht ohne Werth waren, aber durch den geringen Werth, den der bescheidene Künstler selbst auf sie legte, meist verzettelt wurden, so daß es wohl schwer halten möchte, eines derselben ganz und vollständig zusammenzulesen. In seinem Nachlasse findet sich wenigstens von seinen Werken nichts vor, weil das Dreigestirn Haydn, Mozart und Beethoven, die Dioskuren Bach und Händel ihm alle anderen Meister in Schatten stellten, sich selber aber übersehen machten, weil er das Gegenstück jener neueren Meister war, die nur überall ihre kleine Persönlichkeit der Horchermenge auf Stelzen entgegenschieben. Sollten aber auch alle Werke dieses Meisters verloren gegangen seyn, so wird er um seiner Schüler willen stets unter seinen Genossen einen ehrenden Platz in der Erinnerung seiner Landsleute einnehmen. Als den vorzüglich-

sten dieser Schüler bezeichnete er Bernhard Klein *), der sein Pathenkind war, der lange vor ihm heimging, aber troß seines kurzen Daseyns dennoch vom gesammten Vaterlande anerkannt wurde; zu den jüngeren zählen sich sein Enkel, Bernhard Breuer, der ein so gründlicher Tonsetzer wie tüchtiger Violoncellspieler geworden, und Gottschalk Wedel (von Zuccalmaglio), der als Kunstrichter und Sammler nicht ohne Namen geblieben. Bis in die letzten Lebenstage erhielt sich der Meister theilnehmenden und aufgeweckten Geistes, behielt offenen Sinn für alles Schöne und Großartige in der Kunst, obschon ihm das Alter eigenes Mitwirken zuletzt versagte. Sein kindlich-gemüthlicher Sinn begleitete ihn durch alle Lebensverhältnisse, konnte nie zu Parteikämpfen und Anfeindungen hingerissen werden, wie seine ungeheuchelte Frömmigkeit und Duldsamkeit allen seinen Glaubensgenossen (er war Katholik) ein Muster seyn konnte. Seine Freunde waren ihm alle vorangegangen, Wallraf **), der Archäolog, beinahe 20 Jahre und der Meister begann sein 84. Jahr so munter, wie Andere ihr 60. kaum beginnen, als er in Folge einer Wintererkältung von der Grippe befallen wurde und eben durch diese Krankheit viel von seiner Kraft einbüßte. Dennoch hofften Alle, die ihn kannten, daß der Frühling wieder die glimmende Flamme zu regerem Leben entflammen würde, als am oben bezeichneten Tag ein Schlagfluß seinem sinnigen, thätig verwandten Leben ein Ende machte, ein Ende, das er vorher gesagt, weil sein Vater und Großvater im selben Lebensjahre gestorben. Schön ist es, daß das höchste Alter noch seine Wünsche und Blüthen beibehält und eben so schön, daß der, welcher so lange von den Seinigen besessen wurde, dessen langes Weilen unter denselben so selten war, betrauert wurde, als ob er in der Fülle der Kraft und der ersten Liebe dieselben verlassen ***). Mozart's Requiem verherrlichte seine Todtenfeier in der Kirche von St. Peter, in der einst Rubens getauft wurde.

---

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 668.
**) — — — 2. — — — S. 588.
***) Ein unabsehbarer Zug von Freunden und Verehrern folgte der sterblichen Hülle des Biedermannes zum Grabe, wo der von einem trefflichen Chor ausgeführte Gesang zweier schönen Trauerlieder (des „Ruhe sanft bestattet" nach Joseph Klein's Komposition und eines von Nik. Becker gedichteten und von F. Derckum in Musik gesetzten Liedes) alle Gegenwärtigen innigst rührte und erbaute.

* 146. Dr. Georg Heinrich Nieper,

königl. hanoverscher Geheimerath zu Hildesheim;

geb. d. 22. Decbr. 1748, gest. d. 26. April 1841.

N., zu Lüneburg geboren, wo sein Vater Johann Nikolaus Nieper damals als Senator und Prätor im Rathe stand, später aber die Stelle eines Bürgermeisters bekleidete, wurde von seiner Jugend an zur gelehrten Laufbahn bestimmt. Nach erhaltener Schulbildung auf dem Johanneum zu Lüneburg bezog er bereits in seinem 18. Lebensjahre die Universität. Er begann seine akademischen Studien im Wintersemester 1766 zu Leipzig, sich zwar sofort für das Studium der Rechte bestimmend, jedoch die erste Studienzeit vorzugsweise den Vorstudien widmend. Noch in den spätesten Jahren seines Lebens entsann sich N. mit großem Interesse der in dieser Hinsicht in Leipzig gehörten Vorlesungen, namentlich der eines Gellert und Ernesti, welcher letztere zunächst den Grund zu der Liebe zum klassischen Alterthume legte, welche N. bis zu seinem Lebensende bewahrte. Bereits nach Ablauf eines halben Jahres, im Sommersemester 1767, vertauschte N. die Universität Leipzig mit der zu Göttingen, um sich durch das Studium der Rechtswissenschaft im weitesten Sinne des Worts auf die Staatskarriere vorzubereiten. Hier verweilte er drei volle Jahre unter der Leitung der vorzüglichsten Juristen, welche damals in Göttingen lehrten, eines Pütter, Böhmer und Meister und beschloß den juristischen Lehrkursus, wie zu damaliger Zeit üblich, in Wetzlar, wo er noch ein Jahr lang ein Kollegium über die Praxis beim Reichskammergericht hörte. Von Wetzlar rief ihn im Jahr 1772 die Ernennung zum extraordinären geheimen Kanzleisekretär nach Hanover zurück. Dadurch wurde er der höchsten Landesbehörde im Beginne seines Dienstlebens beigegeben. Inzwischen, obwohl in dieser Stellung bleibend, bekleidete N. doch nebenbei eine Zeit lang die Stellen eines Archivsekretärs und Konsistorialraths, bis er im Jahr 1787 als ordentlicher Sekretär im geheimen Departement unter dem Titel als Hofrath angestellt wurde. In demselben Jahre — dem der Semisäkularfeier für die Georg-August-Universität zu Göttingen — wurde ihm auch von der dortigen Juristenfakultät honoris causa die juristische Doktorwürde verliehen. Ausschließlich bei der höchsten Landesbehörde angestellt und in den verschiedensten Departements derselben arbeitend, blieb er auch in Hanover, nachdem im Jahr 1800 seine Ernennung zum geheimen Justizrath erfolgt und

dieser schon nach Verlaufe zweier Jahre die zum geheimen Kabinetsrathe nachgefolgt war. Als jedoch nicht lange nachher, im Jahr 1803, die französische Okkupation des Landes, in ihrem Gefolg im Jahr 1806 die preußische Besitznahme und nach dem Frieden von Tilsit im Jahr 1807 die Einverleibung des Kurstaats Hanover in das neugeschaffene Königreich Westphalen eintrat, gehörte N. zu denjenigen Staatsdienern, welche während dieser für das Land bedrängten Zeit nur so lange thätig waren, als die rechtmäßige Regierung noch wirken konnte. Zurückgezogen von den Geschäften, lebte er während der westphälischen Regierungszeit in Hanover. Diese hörte aber nicht sobald auf — im Oktbr. 1813 — als N. in die damals die Regierung des Landes provisorisch leitende Regierungskommission eintrat und seine frühere Stellung in dem Ministerium sofort nach dessen Wiedereröffnung wieder einnahm. Im Jahr 1816 wurde er zum geheimen Rath und Mitgliede des neben dem Ministerium eingerichteten geheimen Rathskollegiums ernannt, zu gleicher Zeit aber auch zum Chef des Regierungskollegiums, welches unter dem königlichen Ministerium bis zu der im Jahr 1823 angeordneten Einrichtung der Landdrosteien die Regierung der älteren Provinzen des Königreichs leitete. Im März 1824, nach bereits 50jähriger Dienstzeit, verließ N. den königlichen Dienst und zog sich nach Hildesheim zurück, wohin sein einziger damals noch lebender Sohn *) als Landdrost versetzt war. Die auf eignen dringenden Wunsch gewährte Dienstentlassung drückte im vollen Maase das Anerkenntniß der geleisteten Dienste aus und ihr folgte im April desselben Jahres die Ernennung zum Großkreuz des königlichen Guelphenordens. — In Muße verlebte N. von da an den Rest seiner Tage in Hildesheim, das hohe Alter von beinahe 92 Jahren erreichend. Lange Zeit war somit seit seiner letzten Wirksamkeit im öffentlichen Leben verflossen, als der Tod ihn am obengenannten Tag erreichte. — Sein erstes Wirken fällt überdies in eine den meisten Lebenden weit entrückte Vergangenheit, sein letztes Wirken aber in eine Zeit, die jüngst noch so häufig gemißdeutet worden ist, die Zeit der Restauration, die vielleicht zu sehr von dem Gedanken geleitet wurde, Alles fortzubannen, was nur entfernt als Folge des großen von Frankreich hergekommenen Umschwunges der Dinge betrachtet werden konnte, sey es, daß von oben her gerade dieser Impuls gegeben wurde, sey es, daß von unten herauf gerade hierin der Lohn für die zur Bewältigung der Fremd-

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S 252.

herrschaft geschehenen Anstrengungen erwartet wurde. Mag die Kritik immerhin einige Wahrheit haben, so verschulden doch die Einzelnen nicht, was die Zeit forderte. Individueller Vorzüge Anerkennung erheischt selbst die Unpartheilichkeit der Beurtheilung, die von diesem Standpunkt aus bei R. rühmend die administrative Tüchtigkeit hervorzuheben hat, welche, ausgestattet mit gründlichen Kenntnissen der einheimischen Staatsverfassung, deren Quellen er mit größter Sorgfalt gesammelt hatte, ernst und sorgfältig alle besonderen Rechte erwägend, dahin strebte, die schwankend gewordenen Verhältnisse auf die rechtliche Grundlage zurückzuführen, ferner die unermüdliche Thätigkeit, welche rasch allen vielfachen und verschiedenen Anforderungen der Gegenwart zu entsprechen suchte, die Rechtlichkeit und Geradheit, welche jeden unlauteren Gesichtspunkt fern hielt, das Wohlwollen, welches selbst von denen anerkannt werden mußte, deren Wünschen er in seiner Stellung nicht willfahren konnte, die Treue endlich gegen Fürsten und Vaterland, welche er in bedrängten Zeiten selbst mit Opfern erprobt hatte. Doch so vielfach auch bis zum Ende seiner administrativen Laufbahn die Thätigkeit R.'s war, so hielt ihn diese doch nie ab, auch wissenschaftlicher Beschäftigung sich hinzugeben. Freilich wurde diese bei ihm in keiner Periode seines Lebens eine produktive, sie war vielmehr nur eine systematisch sammelnde, aber nichts destoweniger Quelle manches Lebensgenusses und andererseits auf die gründliche Behandlung der Berufsgeschäfte vortheilhaft rückwirkend. — Den Grundzug der Persönlichkeit R.'s bildete eine liebenswürdige Heiterkeit, die selbst in seinem höchsten Alter nur selten durch dessen unvermeidliche Schwächen getrübt wurde. Ihre Quelle war ein ächt religiöser Sinn, den er sein ganzes Leben hindurch, namentlich aber in der würdigen Ertragung der herben Schickungen des Himmels bethätigte, deren er im häuslichen Kreise manche zu erfahren hatte. Nicht allein wurde ihm seine Gattin, eine Tochter des verst. geheimen Justizraths Georg Ludwig Böhmer in Göttingen, früh, nach nur 18jähriger Dauer der Verbindung, durch den Tod entrissen, sondern er hatte auch den Verlust seiner drei Kinder zu beweinen. Das älteste derselben starb zwar in zartester Kindheit, schwer traf ihn aber schon der Verlust des zweiten, einer Tochter, die als die Gattin des jetzigen Obermedizinalraths Langenbeck in Göttingen in der Blüthe der Jugend endete, am schwersten der Verlust des zweiten Sohnes, dem er nach Hildesheim gefolgt, auf den und dessen Familie er schon lange gewohnt war, die Fülle seiner für der Seinigen Glück treu besorgten Liebe vereint

zu übertragen. — Den freundlichen Sinn begleitete aber auch eine stets bewährte Geistesfrische, die ihn selbst im höchsten Lebensalter an den Ergebnissen der Gegenwart, wenn er auch diese in ihren Richtungen und Ansprüchen nicht immer anerkennen konnte, regsten Antheil nehmen ließ.

147. Eduard von Schenk,

k. b. Staats- und Reichsrath, Präsident der Regierung von der Oberpfalz und Regensburg zu München;

geboren d. 10. Oktbr. 1788, gestorben d. 26. *) April 1841 **).

v. Sch., der Sohn des im Jahr 1813 verstorbenen Generaldirektors des Finanzdepartements Johann Heinrich Ritters v. Schenk, aus dessen Ehe mit Magdalena v. Sauer, wurde zu Düsseldorf geboren. Hatte sein Vater sich gleich aus Mangel an Glücksgütern gezwungen gesehen, seine Studien zu unterbrechen und in den Militärstand einzutreten, so gelang es ihm doch bald, sich mit seinen vereinten Talenten zu höhern Aemtern Bahn zu machen und einen Umfang von Kenntnissen und Geistesbildung sich anzueignen, der ihn mit den ausgezeichnetsten Männern in Verbindung brachte. Nachdem er unter dem Statthalter zu Düsseldorf, Karl Frhr. v. Hompesch, in eine Rathsstelle bei der Militärverwaltung eingetreten und in Paris, wohin er in Kriegsangelegenheiten gesendet worden, so wie in Rastadt, wohin er den jüngern v. Hompesch begleitet, wichtige Dienste geleistet, wurde er von dem Kurfürsten Maximilian Joseph ***) schon gleich bei seinem Regierungsantritte nach München berufen und zum Referendär im Finanzministerium ernannt. Und so war es denn das Münchener Gymnasium, welchem v. Sch. die Grundlage seiner klassischen Bildung zu verdanken hat und wo schon die ersten Keime jener Dichtungsgabe sich bei ihm zeigten, die er später glänzend bewährt hat. Im Herbste des Jahres 1806 bezog der Verewigte die hohe Schule zu Landshut, wo er nach vollendetem philosophischen Kurse sich dem Studium der Rechtswissenschaften mit dem größten Eifer und Erfolge widmete. Er hatte das Glück, sich hier der Lehre eines Mannes zu erfreuen, der bei der wunderbaren Fülle seines Wissens eine bezaubernde Persönlichkeit besaß, die so ganz geeignet war, in seinen Zuhörern jene Begeisterung zu wecken und zu nähren, welche, indem sie den Geist des Jünglings

*) Nach einer andern Nachricht den 29. April.
**) Allgem. Zeitg. Beilage 1842 v. 8. April.
***) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. d. N. Nekr. S. 968.

mit heiligem Durste nach Wissen, sein Herz mit den edelsten Regungen erfüllt, glücklich über alle Gefahren des akademischen Lebens hinweggführt. Das Gefühl der innigsten Dankbarkeit, der kindlichsten und tiefsten Verehrung für seinen damaligen Lehrer Savigny ist denn auch im Herzen des Verewigten niemals veraltet. Nach absolvirten Universitätsstudien, als deren Erstlingsfrucht eine Abhandlung über die Dos zu betrachten ist, welche durch ihre Gediegenheit Quellenschrift geworden ist, säumte der mit dem Doktorhute Gezierte nicht, in die Landgerichtspraxis zu treten und sich dieser mit jenem Ernst und Eifer zu widmen, welche schon damals seinen Beruf zum tüchtigen Geschäftsmanne verbürgten. Nach rühmlich bestandener Konkursprüfung setzte v. Sch. seine praktische Laufbahn an dem Stadtgerichte zu München fort, wo er sich bald zum Assessor dieses Kollegiums befördert sah. Wenn er nun hier durch seine Kenntnisse und die Gewandtheit, mit welcher er dieselben in allen Geschäftszweigen geltend zu machen wußte, als einer der ausgezeichnetsten glänzte, so hatte er zugleich durch die Urbanität und Gemüthlichkeit seines Wesens und Benehmens sich einer sehr ehrenhaften Popularität, ja des unbedingten Zutrauens der zahlreichen Klasse derjenigen zu erfreuen, welche bei einem Gerichte von so großem Geschäftsumfang, als der des bezeichneten ist, Hilfe zu suchen sich benöthigt finden. Und wie unendlich viel Wohlthuendes kann denn nicht auch in die Art und Weise gelegt werden, mit welcher Geschäfte, die so tief in das Leben eingreifen, behandelt werden! Schon im Jahr 1818 wurde aber der Verewigte, der in demselben Jahre *) zur katholischen Kirche übertrat, seinem Geschäftskreise durch seine Beförderung zum geheimen Sekretär im Ministerium der Justiz entzogen. Auch hier entsprach er allen Erwartungen und Aufforderungen in einem so hohen Grade, daß ihm im Jahr 1822 die Beförderung zur Stelle eines Appellationsrathes im Rheinkreise zu Theil werden sollte. v. Sch. stand hier am Scheidewege seines Lebensganges. Er hatte die Wahl zu treffen zwischen der Annahme einer Stelle, welche für ihn, der noch so ganz Justizmann, noch so ganz für die ehrenvolle Stellung, die das Richteramt gewährt, begeistert war, von sehr großem Reize seyn mußte, ihn je-

*) Nach einer andern Nachricht schon im J. 1817. Er wurde bald als einer der eifrigsten Anhänger Roms bekannt und entsprach den Erwartungen, zu denen er seine neuen Glaubensgenossen berechtigte, vollkommen. Mehrere längst gesetzlich aufgehobene Verordnungen der römischen Kirche, unter andern über die gemischten Ehen, wurden durch v. Sch. wieder in Kraft gesetzt. D. Red.

doch in eine ganz neue und fremde Umgebung versetzte — und zwischen dem Beharren in eingelebten Verhältnissen, die ihn mächtig anzogen, in welchen aber zugleich seine Aussicht auf weiteres Vorschreiten in der Diensteseihe einer ganz unbestimmten Zukunft anheimgestellt blieb. Er entschloß sich gleichwohl, die ihm zugedachte Stelle abzulehnen. Wenn der Verewigte gleich mit voller Treue, ganzem Ernst und mit unverzagter Ausdauer sich den ihm reichlich zugetheilten Arbeiten seines amtlichen Berufs unterzog, so wußte er doch die jugendliche Frische des Geistes und einen lebendigen Sinn für Wissenschaft, Kunst und Literatur — für Alles, was die höhern Bedürfnisse des Gemüths und des Herzens befriedigt und das Geschäftsleben verschönert und erheitert, im vollen Maase zu bewahren. Er hatte — Dank der trefflichen Erziehung, die ihm in dem Hause des Vaters zu Theil geworden, der ihm hierin selbst als ein Vorbild leuchtete — einen großer Reichthum von Kenntnissen in der Literatur, vorzüglich der poetischen, mit in das Geschäftsleben eingebracht, die reiche Aussaat kam nun zum Gedeihen. Seine Anlage zur Dichtkunst, die sich in ihm so schön entfaltet hat, hatte sich jetzt einer neuen kräftigen Nahrung und der heitersten Anregung in dem Kreis einiger Freunde zu erfreuen, die sich in dem Hause des Direktors der Kunstakademie von Langer, eines Landsmanns und vieljährigen Freundes des Vaters v. Sch.'s, zusammen fanden. In diesem stillen glücklichen Kreis, in dieser innigen Vereinigung gleichgestimmter, für das Wahre, Gute und Schöne gleich begeisterter Freunde hat der Verewigte, wie er das später so oft wiederholt, den vollesten Becher seines Lebensglückes getrunken. Wie von einer hohen und festen Burg aus, konnten die hier Vereinten der Betrachtung des Getümmels der Weltbegebenheiten, der Besprechung der ernstesten wie der heitersten Lebensfragen sich hingeben. Vorzugsweise war aber der geistige Verkehr in den schönen Stunden des Zusammenseyns den Schätzen der Literatur und der Kunst zugewendet. In der einem solchen Verkehr abgewonnenen vertrauten Gesellschaft mit dem wahrhaft Schönen und seiner tiefsten Wurzel und Bedeutung lag um, wie schon berührt, der Impuls und die Nahrung, welche die Dichtergabe des Verewigten vollends zur Entfaltung brachte. Den Ausschlag gab eine von den Befreundeten im Herbste des Jahres 1823 nach dem obern Italien unternommene Reise. Die Herrlichkeit der Natur und der Kunst dieses Landes konnten auf ein Gemüth, wie das des Verewigten war, ihre Wirkung nicht verfehlen. v. Sch. machte hier die Bekanntschaft Canova's und ein Gedicht auf diesen größ-

ten Bildner unsers Jahrhunderts, die goldene Frucht der bezeichneten Reise, ist es gewesen, welche seinen Erstlingsruhm als Dichter begründet hat. Aber auch Anderes war bereits im Stillen vorbereitet und reifte der Vollendung entgegen. Zunächst sollte eine metrische Uebersetzung der göttlichen Komödie des Dante an das Licht treten, geschmückt mit Radirungen, zu welchen Robert Langer bereits geistreiche Skizzen und ein zweiter Freund erläuternde Noten entworfen hatte. Die neidische Zeit hat dieses Unternehmen vereitelt. Dafür erregte jetzt ein in der Zeitschrift „Orpheus" mitgetheilter Akt aus dem Trauerspiele „Henriette von England" die freudigsten Hoffnungen für das, was von v. Sch. als dramatischer Dichter zu erwarten sey. Und diese Erwartung sah sich nun auf das reichlichste befriedigt, als bald darauf Belisar auf der Bühne erschien. Die Stunde, in welcher der Verewigte der hinreißenden Wirkung des rauschenden Beifalls genoß, der seinem Werke, das er mit so viel Liebe gehegt und gepflegt, nun zu Theil wurde, mochte wohl den Glanzpunkt in seinem Leben bezeichnen. Denn zu der edeln Freude, die der errungene Lorbeer gewährte, gesellte sich das erhebende Bewußtseyn eines ihm damals vom König Ludwig schon im ersten Monate seiner Thronbesteigung zugewendeten ausgezeichneten Wohlwollens. Dieses aus der Anerkennung des edeln Gemüths und der Begeisterung v. Sch.'s für alles Heilige, Große und Schöne hervorgehenden Wohlwollens war derselbe bis zu seinem letzten Athemzuge durch eine Hingebung sich würdig zu machen bemüht, die den König um so mehr erfreuen mußte, als seinem Blicke nicht entgehen konnte, daß sie der reine Ausdruck eines Glückes war, das allein seine Gnade geschaffen hatte. Der also Beglückte war noch von Maximilian Joseph *) (1823) zu dem hohen Posten eines Generalsekretärs im Justizdepartement, wo er vorzüglich im Fache der Gesetzgebung ausgezeichnete Dienste geleistet, befördert worden. Aber nicht die Sphäre der Justiz, sondern jene der innern Staatsverwaltung war es, für welche König Ludwig unsern v. Sch. sich ausersehen hatte. Es waren die Angelegenheiten der Kirche, der Erziehung, des Unterrichtes, es waren jene Institute, welche den religiösen Sinn erwecken und befördern, den Geist mit tüchtigen Kenntnissen ausstatten, die Freude am Schönen beleben sollen, damit das öffentliche Leben auf der festen Grundlage religiöser Weihe, sittlicher Würde und häuslicher Tugenden gedeihe — dies war der schöne Wirkungskreis, der von König

*) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 968.

Ludwig einem Manne zugetheilt wurde, der durch seine eminenten Geistesgaben, den Umfang seiner Kenntnisse, durch seine gediegenen Ansichten über Staat und Kirche Bürgschaft gewährte, daß er der Lösung der großen Aufgabe auch gewachsen sey. v. Sch. trat als Vorstand einer für die bezeichneten Angelegenheiten der Kirche und des Unterrichts gebildeten eigenen Sektion in das Ministerium des Innern, an dessen Spitze der Graf v. Armansperg stand (1825). Hier ward ihm gleich volle Gelegenheit, seinen Eifer, seinen Geist, seine Kenntnisse zu erproben und seine ersten Dienste dem Könige bei der Ausführung so großer Maasregeln zu weihen, als die Verlegung der Universität Landshut nach München, die Reorganisation der Akademie der Wissenschaften und die Erfüllung des Konkordats in Betreff der Wiederherstellung geistlicher Orden in Baiern gewesen sind. Von der ersten der hier angedeuteten Maasregeln war ein um so größerer Aufschwung der Hochschule zu erwarten, als einerseits den Lehrern und Schülern die Benutzung der herrlichen Sammlungen des Staates möglich gemacht, andererseits den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften Gelegenheit gegeben wurde, ihre Lehrkräfte mit jenen der Universitätsprofessoren zu vereinen. Freudig folgten dem Rufe, sich diesem Verein anzuschließen, auch Männer wie Schelling, Görres, Walther, Schubert u. A. Durch den in dieser Weise eingeleiteten Verein der Hochschule mit der Akademie der Wissenschaften war von selbst schon der Anstoß zu einer Reorganisation der letztern gegeben. Insbesondere mußten für die Verwaltung der wissenschaftlichen Sammlungen des Staats, welche bis dahin als Attribute behandelt worden, jene Bestimmungen getroffen werden, die einerseits der in der Verfassungsurkunde festgestellte Begriff, andererseits der Umstand erheischte, daß nun die reichen Sammlungen der Universität, mit dem Vorbehalt ihres Eigenthums, zur gemeinschaftlichen Benutzung hinzutraten. Zwei von den Verewigten entworfene Verordnungen über die Akademie des Generalkonservatoriums (21. März 1827) sind es denn auch, welche im Zusammenhalt mit jener über die Verlegung der Universität (3. Oktb. 1826), die Lösung der großen Aufgabe jenes innigen und lebendigen Zusammenwirkens der höchsten wissenschaftlichen Korporationen und der eminentesten Lehrkräfte unter der lieberalsten Benutzung der so reich ausgestatteten Lehrapparate bezweckten. Aber auch auf dem Gebiete der kirchlichen Angelegenheiten, der religiösen Erziehung war es v. Sch. vergönnt, dem Könige zur Ausführung seiner so gerechten als frommen Absichten seine Dienste zu weihen. Vor-

züglich war es die Erfüllung feierlicher Verpflichtungen, die alsobald begonnene Wiederherstellung religiöser Institute und geistlicher Orden, bei welcher der Verewigte mit so großer Liebe und Freude mitgewirkt. Nachdem v. Sch. fast 3 volle Jahre hindurch in der angezeigten Eigenschaft des Vorstandes einer Ministerialsektion den Erwartungen seines Königs in vollem Maas entsprochen, wurde derselbe (am 1. September 1828) „zum weitern Beweise des besondern Vertrauens in seine umfassenden Kenntnisse, Treue und Anhänglichkeit“ mit dem Portefeuille des Ministeriums des Innern begnadigt. Auch auf dieser Laufbahn, welche für ihn eine so dornenvolle geworden, hat der Verewigte dieselbe unerschütterliche Hingebung an den Monarchen, dieselbe Gewandheit und Umsicht in den schwierigsten Geschäften, denselben Enthusiasmus für die Beförderung der so weisen als wohlwollenden Absichten seines Regenten bewährt. Zunächst hatte v. Sch. nun als Minister Gelegenheit, den Anständen abzuhelfen, welche die Durchführung des kurz zuvor verfaßten Schulplans gefunden hatte, bei welchem der öffentlichen Meinung nach das humanistische Princip zu überschwenglich vorwaltend war. Eine Reihe von Verordnungen des mannichfaltigsten Betreffes bezeichnen den Eifer und die Tüchtigkeit v. Sch.'s in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung während seiner kurzen Laufbahn, doch die höhere Thätigkeit eines Ministers in konstitutionellen Staaten ist durch den Weg, den die Gesetzgebung einzuhalten hat, eine sehr bedingte. In Baiern zumal ist es einem solchen nur von 3 zu 3 Jahren möglich, mit Gesetzesentwürfen höhern Belanges hervorzutreten, wobei es denn manchmal einen schweren Kampf zu bestehen giebt. Und so war es denn auch der Landtag des Jahres 1831, für welchen Minister v. Sch. sich auf einen solchen parlamentarischen Kampf gefaßt gemacht hatte. Unter einer schwülen politischen Stimmung wurde dieser Landtag eröffnet. Ein großes Ereigniß in Westen hatte den Anstoß zur Verbreitung einer heftigen Gährung der Geister gegeben; die wichtigsten Staatsfragen wurden nicht ohne Leidenschaft in dem entgegengesetzten Sinne besprochen, ein Enthusiasmus für Freiheit, Oeffentlichkeit, Volksrepräsentation, über deren Wesen und Maas auch die edelsten Gemüther nicht recht mit sich ins Klare kommen konnten, hatte so Viele ergriffen, die sich nun für berufen hielten, durch die Presse auf die öffentliche Meinung zu wirken. Je eifriger nun bei einer solchen Stimmung die Wortführer bedacht seyn mußten, dem in den Gesetzen bestimmten Maase für Preßfreiheit die möglichst größte Ausdehnung zu geben, desto dringender mochten die Regie-

rungen ihres Orts sich verpflichtet fühlen, den Vollzug dieser Gesetze durch die bestimmtesten Vorschriften zu sichern. Und dieser Zweck war es denn auch, welche die unterm 28. Jan. 1831 bekannt gemachte, von dem Verewigten kontrasignirte Verordnung über den Vollzug der in der baierischen Verfassung enthaltenen Grundbestimmungen über die Censur verfolgten. Wenn gleich nun der Chef des Ministeriums des Innern schon vorhinein darauf gefaßt seyn mußte, daß diese Verordnung eine große Opposition erfahren werde, so war doch der stürmische Anklang, den die deshalb an die übrigens bereits durch die Ausschließung einzelner ihrer Mitglieder gereizte Kammer der Abgeordneten gebrachten Klagen über Verfassungsverletzung fanden, ganz geeignet, auch den Muthigsten zu erschüttern*). War der Verewigte sich

---

*) Jenes Censurgesetz ward ziemlich allgemein als verfassungswidrig betrachtet und die Aufregung wurde in der That nicht wenig vermehrt durch eine gleichzeitig erlassene Verfügung, nach welcher mehrere zu Abgeordneten gewählte Männer, die in den frühern Ständeversammlungen die Rechte des Volkes unerschrocken vertheidigt hatten, wegen ihrer Eigenschaft als Staatsdiener und Pensionsempfänger von dem Eintritt in die Kammer ausgeschlossen wurden. Zwar war dabei der Buchstabe der Konstitutionsurkunde nicht verletzt, doch destomehr ihr Geist. Maasregeln dieser Art beschränkten die Wahlfreiheit und verriethen eine Furcht der Regierung vor den Deputirten, die ihr gefährlich schienen und die sie deshalb ausschloß. Ein anderer Grund als jene Besorgniß konnte um so weniger aufgefunden werden, da bei andern Beamten und Pensionisten, die zu Repräsentanten gewählt worden waren, dieselben Dienstrücksichten obwalteten. Schon bei der Erneuerung der Wahlkammer im Jahr 1825 war jene Anwendung des Hoheitsrechts der Krone hart angefochten worden von der öffentlichen Meinung, als ein willkürlicher Eingriff in das repräsentative System. Immer lautern Tadel aber fand jene Maasregel bei der fortschreitenden Ausbildung des konstitutionellen Geistes und bei immer klarerer Erkenntniß des Völkerrechts. Der allgemeine Unwille ward gesteigert, als die Regierung feierlich erklärte, daß sie sich alles Einflusses auf die Wahlen streng enthalten wolle. Jene beiden Verordnungen, die von v. Sch. ausgegangen, wurden die Hauptveranlassung zu heftigem Zwiespalt zwischen der Regierung und der Kammer der Abgeordneten und so geschah es, daß die besten Früchte des Landtages in der Blüthe erstickt wurden. Vergebens suchte v. Sch. die Censurverordnung zu vertheidigen. Sie ward, wenn auch spät genug, von der Regierung wieder aufgehoben. Bei dem Vortrag über die Beschwerden gegen v. Sch.'s Censurverordnung trug der Ausschuß darauf an, ihn in Anklagestand zu versetzen. Bisher hatte von Sch. wiederholt versichert, verfassungsgemäß gehandelt zu haben; statt nun aber zur Rechtfertigung seines Verfahrens auf strenge Untersuchung zu bestehen und sie zu fördern, beschwor er die Abgeordneten, ihn der Anklage zu überheben, eine Bitte, die ihm nur unter dem Schutze des Präsidenten durch eine erzwungene Deutung regimentarischer Bestimmungen gewährt ward. Vollständigen Aufschluß über diese Angelegenheit geben die gedruckten Verhandlungen der Deputirtenkammer vom Jahr 1831.

D. Red.

auch auf das Vollkommenste bewußt, daß ein Verfassungsbruch ihm nie in den Sinn gekommen — wie denn dieses Bewußtseyn schon aus seiner Ruhe und Würde hervorleuchtete — so konnte er sich doch das Mißliche der Stellung nicht verbergen, in welche er den Ständen gegenüber getreten war, da er das Vertrauen derjenigen unwiederbringlich verloren hatte, bei welchem er nur auf dem Grund eines solchen seinem Könige noch weitere ersprießliche Dienste als Minister zu leisten sich im Stande fühlte. Er bat daher um seine Entlassung von der bezeichneten Stelle und diese wurde ihm in huldreichster Anerkennung des edeln Beweggrundes, der ihn zu dieser Bitte bestimmt hatte, bewilligt. v. Sch. trat nun als Präsident an die Spitze der Verwaltung des Regenkreises, dem er bis an sein Lebensende vorgestanden ist. Auch in dieser Geschäftsthätigkeit erheiterte ihm die Muße seinen ernsten und wichtigen Beruf. Außer der „Henriette von England" war mittlerweile auch sein „Albrecht Dürer" mit dem glänzendsten Erfolg über die Bühne gegangen. Was in der Seele des Dichters sonst noch in Stunden der Begeisterung zur Blüthe kam, wurde in dem Taschenbuche „Charitas" gesammelt. Das Köstlichste aber, was Regensburg*) dem Verewigten bieten konnte, war das Zusammenleben mit dem trefflichen Sailer**), dem er von Jugend an sich zugewendet, der wohl auch zuerst den Blick eines Königs auf ihn geleitet hatte, in dessen Gnade v. Sch. so recht den Anker seines Lebensglückes gefunden hat. Als ein neuer Beweis dieser Gnade wurde ihm jetzt auch die höchste Würde eines Reichsrathes zu Theil. Durch seinen Edelsinn, seine Gemüthlichkeit und die Feinheit seiner Bildung erwarb sich v. Sch. auch in diesem hohen Kreise die aufrichtigste Freundschaft, durch die Fülle seiner Kenntnisse und seinen Geschäftsblick das Zutrauen seiner Kollegen, welchen er um seiner ausgezeichneten Rednergabe, um seiner meisterhaften Führung der Feder willen, besonders in Beziehung auf Redaktion fast unentbehrlich wurde. Der König, der ihn nun auf diesem

*) An dem Jahrestage der Grundsteinlegung der nun vollendeten Walhalla bei Regensburg benutzte er die Gelegenheit, in einer öffentlichen Rede sich über die von der Deputirtenkammer geäußerte Mißbilligung der Erbauung verschiedener für überflüssig und verschwenderisch erkannten Prachtgebäude und über die höchst unbedeutende Verminderung der immer noch beträchtlichen Civilliste zu äußern. Diese lobpreisende Rede ist mit einigen Milderungen auch im Druck erschienen und scheint zu manchen Ausfällen aufgemuntert zu haben, welche gegen mehrere Deputirte in Reden, Adressen und öffentlichen Blättern laut wurden, aber in den Oppositionsjournalen ihre Würdigung fanden. D. Red.

**) Dessen Biographie siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 401.

Feld erprobt hatte und ihn ungern in seiner Nähe vermißte, berief ihn für die Wintermonate in den ordentlichen Dienst des Staatsraths. Und nicht bloß in Geschäften jeder Art wollte er seines Rathes, seiner Dienste sich erfreuen, er forderte ihn zugleich auf, seine Dichtergabe nicht außer Uebung zu lassen. Als eine schöne gediegene Frucht dieser Gabe ist denn auch in dem letzten Lebensjahre des Verewigten sein Trauerspiel „Adolph von Nassau" zur Reife gekommen. Möchte es ihm vergönnt gewesen seyn, diesem Drama auch ein zweites ergänzendes, das im Plane lag, nämlich „Kaiser Albrechts Ende" folgen zu lassen! Aber bereits wucherte der Todeskeim in ihm, der furchtbar schnell zur Entfaltung kommen sollte. Mochte auch seinen genauesten Freunden eine größere Weichheit seiner Gemüthsstimmung, die Unbedingtheit, mit welcher er jetzt sein Herz erschloß, die einzelnen Klagen über peinliche Beklemmung, welche er jetzt laut werden ließ, bedenklich erscheinen — zu einer ernstern dringenden Besorgniß glaubte noch keiner Anlaß zu finden. Und doch stand v. Sch. schon so nahe am Ziele seiner Laufbahn. Eben hatte er „Bethulia" ein biblisches Schauspiel vollendet, das sein Schwanengesang werden sollte. Der Abend, an welchem er es mit der ganzen Fülle seiner Seele, mit der ganzen Kraft seines herrlichen Vortrags in einem Freundeskreise vorlas, war der letzte, den er außer Hause verlebte. Zwar schien die Krankheit, von der er noch in jener Nacht ergriffen wurde, den angewendeten Mitteln zu weichen; der Leidende behielt den vollen Lebensmuth, ja er hoffte in den nächsten Tagen die Frühlingsluft in dem Landhause des liebsten seiner Freunde zu genießen. Da wurde es am Nachmittage des 26. (29.) April (1841) dunkler und dunkler vor seinem Blicke, noch einmal raffte er sich tief aufstöhnend in die Höhe — und sank als Leiche nieder. Die Trauer um den plötzlich Dahingeschiedenen war eben so herzlich als allgemein. In der Einstimmigkeit der Anerkennung, die ihm auch jetzt noch zu Theil wurde, liegt ein um so schönerer Ehrenkranz für den Verstorbenen, als ein so Hochgestellter sich leicht einseitigen Beurtheilungen preisgegeben findet. So Vielen entstand durch sein Verschwinden aus ihrer Mitte nicht bloß in Beziehung auf die süße Gewohnheit des Zusammenlebens mit dem freundlichen und geistvollen Gesellschafter — sondern auch in Beziehung auf ernstere, tiefer in die Angelegenheiten des Lebens und Staates eingreifende Verhältnisse eine so schmerzhafte, so unersetzliche Lücke, vor allem für den König selbst, der in ihm den Mann verlor, dessen Glück er geschaffen, dessen Herz bis zu seinem letzten Pulsschlage so heiß für ihn geglüht hatte. — v. Sch.

gehörte zu den wenigen Begünstigten, in deren Leben die Ideale, für welche sie sich von Jugend an begeistert fühlen, ruhig und stetig zur harmonischen Verwirklichung gelangen, so daß ihnen die goldenen Früchte des Lebensbaums gleichsam von selbst in den Schooß fallen. Seinem stillen Fleiße, seiner sanften Begeisterung für das Heilige, Edle und Schöne ist das zu Theil geworden, wonach so viele Gleich- oder wohl Höherbegabte trotz aller Anstrengungen eines rastlosen Ehrgeizes vergebens streben und ringen. Wie groß ist schon das Glück, sich in den Jahren der frühesten geistigen Entwickelung in dem Maase, wie das bei dem Verewigten der Fall war, der Umgebung und Führung so ausgezeichneter Männer zu erfreuen, die, überall klassische Nahrung herzubringend, überall die Punkte, auf die es eigentlich ankommt, bezeichnend, dem Lernbegierigen so förderend zur Seite stehen. Ueber sein ganzes Wesen war eine Ruhe und Milde verbreitet, die ihm so viele Herzen gewonnen haben. Und nicht nur ist er durch eine immer harmonische Gemüthsstimmung, durch die Fülle seiner Belesenheit und seine glänzende Gabe, das Wort zu führen, ein vollkommener Gesellschafter — er ist jenen, die ein engeres Freundschaftsband an ihn geknüpft, ein treuer Lebens- und Leidensgefährte gewesen. Jene herrlichen Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes, edlen Enthusiasmus, klare Besonnenheit, tiefen Ernst hat er aber in sein öffentliches Wirken als Staatsmann mit eingebracht. Und auch hier ward ihm das Glück zu Theil, gerade in dem heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes seine Dienste in einer dem Throne so nahen Stellung seinem Könige weihen zu können. — Verheirathet war er mit Therese v. Neumayer. — Seine übrigen Schriften sind: Canovas Tod. Stuttg. 1823. — Ludwigs Traum. Mchn. 1826. — Todtenfeier für Clara Vespermann*); Cantate, in Musik gesetzt v. H. Stunz. Ebend. 1827. — Schauspiele 3 Thl. Stuttg. 1829 bis 1835. — Christliche Psalmblumen. Regensburg 1831. — Alte und neue Kunst; allegor. Vorspiel zu Goethes**) Gedächtnißfeier. Stuttg. 1832. — Ahnen und Enkel. Regensburg 1833. — Albrecht Dürer in Nürnberg. Stuttg. 1833. — Charitas; Festgabe für 1834 u. 1835. Regensburg. — Kurz vor seinem Tode dichtete v. Sch. noch ein sinniges Festspiel zu Eßlairs***) Gedächtnißfeier; auch veranstaltete er eine Gesammtausgabe von den Schriften seines Freundes

---

*) Deren Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 268.
**) Dessen — — 10. — — — S. 197.
***) — — — 18. — — — S. 1325.

Michael Beer *). Einige von v. Sch.'s dramat. Arbeiten, unter andern Adolph von Nassau und Albrecht von Oesterreich, sind noch ungedruckt.

* 148. Ignaz von Streber,

Bischof von Birtha und Weihbischof, Domprobst des erzbischöflichen Kapitels zu München, königl. baierischer geheimer geistlicher Rath, Direktor der königl. Hofkapelle, Ceremoniar des St. Hubertusordens, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften und Konservator des königl. Münz- und Medaillenkabinets, Ritter des Civilverdienstordens der baierischen Krone und des Ehrenkreuzes des k. Ludwigsorden, zu München;

geb. den 11. Febr. 1758, gest. den 26. April 1841.

Aus dem Marktflecken Reisbach, Landgerichts Landau in Niederbaiern, sind in neuerer Zeit mehrere im Gelehrtenstand ausgezeichnete Männer niederer bürgerlichen Herkunft hervorgegangen, welche zu hohen Ehren gelangt sind. Alle überragte, wenn nicht durch Höhe der Amtswürde, doch an Talenten, Geist und Herz und in ausgebreiteten Verdiensten um die Wissenschaft, der durch seine Schriften und Leistungen in den Fächern der Physik und Chemie in der literarischen Welt berühmte Professor Maximus Imhof, Religios des Augustinerordens, später Kanonikus des Kollegiatstiftes zu U. L. Frau zu München, Mitglied der physikalischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften und Konservator des physikalischen Kabinets daselbst, Ritter des Civilverdienstordens der baierischen Krone, geboren den 26. Juli 1758, gest. den 11. April 1817, der Sohn eines Schuhmachers und Krämers. Den bischöflichen Stuhl zu Regensburg bestieg der Bäckerssohn Franz Xaver Schwäbl, geb. d. 14. Nov. 1778, gest. den 12. Juli 1841, vorher Domkapitular zu München und ehedem Pfarrer zu Ober-Viehbach in Niederbaiern **). Eben so gelangte zu hoher kirchlicher Würde Ignaz Streber, der Sohn des Marktschreibers, welcher dort ein Haus und einige Grundstücke besaß und dessen Ehe mit 12 Kindern gesegnet war. Zur Zeit, als Ignaz geboren wurde, war seiner Mutter Bruder, Ignaz Schmal, Pfarrkaplan zu Reisbach; dieser taufte den Knaben. Nur mit äußerster Sparsamkeit konnten die Eltern so viele Kinder kleiden und ihnen das tägliche Brod verschaffen. Ihr Einkommen war sehr gering und da in den ersten Jahren ihrer Verheirathung der ganze

---

*) Dessen Biogr. siehe im 11. Jahrg. des N. Nekr. S. 200.
**) Seine Biogr. liefern wir in diesem Jahrg. des N. Nekr. unterm 12. Juli.

Markt Reisbach abgebrannt war, konnten sie auch von ihren Eltern und Schwiegereltern wenig Unterstützung erhalten. Ignaz zeigte Neigung zum Studiren und wurde in seinem 10. Jahr in dem Knabenseminar zu Ingolstadt untergebracht, wo er in die erste Klasse eintrat, jedoch ohne genügende Vorbereitung und die gehörigen Vorkenntnisse, so daß sein Fortgangsplatz unter seinen Mitschülern immer unter den letzten war. Seinen Eltern hatte es an Mitteln gefehlt, ihn vorher anders wohin zum Unterrichte zu schicken. Aber nicht bloß der Mangel an Geistesbildung war in diesem Jahre sein Unglück, dazu kam auch noch körperliche Verwahrlosung im Institute. So vernachlässigt kam er auf seiner Reise zu seinen Eltern nach Landshut zu einer Schwester seiner Mutter, Hauswirthschafterin im Knabenseminar daselbst, die sich seiner mütterlich annahm. Im folgenden Jahr erhielt er durch ihre Bemühungen einen Freiplatz im Seminar, wo er auch, von ihr mit Liebe und Sorgfalt gepflegt, an Leib und Seele gedieh. Fünf Jahre brachte er in diesem Hause zu, wo er nur Gutes sah. Nach zurückgelegten Gymnasialstudien erhielt er die Aufnahme in das Bartholomäer Seminar zu Ingolstadt, in welchem er sich zum geistlichen Stande vorbereitete und seine Studien vollendete. So brachte er eilf Jahre in Seminarien zu, ohne seinen Eltern etwas zu kosten, denn im letzteren Haus erhielt er selbst die Kleidung umsonst. In frommer und dankbarer Erinnerung an diese ihm zu seiner Ausbildung zu Theil gewordenen Wohlthaten hielt er es in seinen spätern Jahren stets für seine Pflicht, arme gutgesittete Studenten, besonders aus seiner Heimath, zu unterstützen, um wenigstens einen Theil des empfangenen Guten, wie er zu sagen pflegte, dadurch wieder zurückzugeben. Im Jahr 1779 empfing er, 21 Jahre alt, mit 7 anderen Alumnen die Weihe des Subdiakonats zu Regensburg und trat noch am nämlichen Tage seine Rückreise nach Ingolstadt an. Da er bei Vollendung seiner Studien das erforderliche Alter zur Priesterweihe noch nicht hatte, unterzog er sich ein Jahr lang der Stelle des Musikpräfekten im Knabenseminar zu Landshut, die ihm Kost und Verpflegung gewährte und leistete Aushilfe in der Professur am Lyceum, welche ihm einen Funktionsgehalt von 100 Fl. eintrug. Darauf kam er im J. 1780 als Erzieher von fünf Kindern in das Haus des kurf. Rathes und geheimen Sekretärs Joh. Goswin Widder nach München. Zehn Jahre blieb er in solcher Eigenschaft bei dieser Familie, bis Widder im J. 1790 nach Mannheim versetzt wurde. Einer seiner

Zöglinge war Gabriel Widder *), welcher im J. 1831 in einem Alter von 57 Jahren als k. Staatsrath, Generalkommissär und Regierungspräsident zu München starb. St. empfing die Priesterweihe am 23. Dec. 1780 und wurde vom Kurfürsten Karl Theodor im Jahr 1783 zum Hofkaplan und zugleich zum Domizellar des Kollegiatstiftes zu U. L. Frau zu München ernannt, wo er dann im Jahr 1792 als Kapitular-Kanonikus vorrückte. Nun war der Grund zu seinem ferneren Lebensglücke gelegt, in welchem es immer von Stufe zu Stufe vorwärts ging. St. betheuerte bei jeder Gelegenheit, daß er hierin am meisten einem Hausfreunde der Widderschen Familie zu verdanken hätte, Anton Raaff, einem der berühmtesten Sänger seiner Zeit, beliebt an allen großen Höfen Europas, an denen er sich hören ließ, wie z. B. in Lissabon, wo er sich 3 Jahre aufhielt, bis sehr kurz vor dem schrecklichen Erdbeben im Jahr 1755. Raaff, der mehrere Sprachen fertig sprach, gab St. darin sowohl als im Singen Unterricht und bahnte ihm den Weg zur Ernennung als Hofkaplan. Nach St.'s Austritt aus Widders Hause bezog Raaff mit ihm eine Wohnung, wo er nach drei Jahren in einem Alter von 87 Jahren in seinen Armen starb. St., der ihn den Schutzgeist seiner Jugend nannte und versicherte, R. habe ihn geliebt wie der Vater den Sohn, widmete ihm stets die dankbarste Erinnerung und verordnete in seiner Beneficiumsstiftung zu Reisbach, daß jährlich an Raaffs Geburts- und Sterbetage für das Heil seiner Seele eine Messe gelesen werden muß. Im Jahr 1792 wurde St. zum geistl. Rathe bei dem damals bestandenen kurf. geistl. Rathskollegium zu München befördert und im Jahre darauf auch bei dem kurf. Büchercensurkollegium als Rath angestellt. Gleichzeitig erhielt er die Stelle eines Schatz- und Münzkabinetsaufsehers bei der kurfürstlichen Schatzkammer unter dem Kabinetsantiquarius und Schatzmeister, Bischofe und geistl. Rathsvicepräsidenten ꝛc. Freiherrn von Häffelin **), mit welchem er von dort an dessen ganze Lebenszeit hindurch in Verbindung und als dieser in der Folge vom J. 1804 an bis zu seinem Tod im J. 1827 als baierischen Gesandter zu Rom lebte, wo er späterhin durch seine Verhandlungen in der baierischen Konkordatsangelegenheit vorzüglich bekannt wurde, immer dessen Korrespondent und Agent in seinen Privatangelegenheiten in Baiern blieb. — Als St. im J. 1795 die Freude genoß, daß seine Eltern ihr

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. d. N. Nekr. S. 171.
**) — — — — 5. — — — S. 786.

funfzigstes Jahr im Ehestande zurücklegten, feierte er ihre Jubelhochzeit in seinem Geburtsort und segnete in der dortigen Pfarrkirche ihre Ehe zum zweiten Mal ein. — Im Jahr 1799 wurde er zum zweiten Direktor des kurf. geistl. Rathskollegiums befördert, in welcher Eigenschaft er bis zu der im J. 1802 erfolgten Auflösung dieses Kollegiums wirkte. Im nämlichen Jahre wurde er auch als zweiter Residenzhofkapelldirektor ernannt. Am 5. November 1803 wurde er zum alleinigen Direktor der kurf. Hofkapelle befördert, welche Stelle er bis zu seinem Lebensende beibehielt. — Bei der neuen Einrichtung der k. Akademie der Wissenschaften zu München im J. 1807 wurde St. in dieselbe als Mitglied der historischen Klasse aufgenommen und als Konservator des k. Münz- und Medaillenkabinets angestellt. Im Jahr 1815 ernannte ihn König Max Joseph*) zum Ritter des Civilverdienstordens der baierischen Krone. Dieser Dekoration folgte im J. 1821 auch die Auszeichnung als Ceremoniar des St. Hubertus Ritterordens. Als im J. 1819—21 zu den Unterhandlungen mit dem päpstlichen Nuntius zu München über den Vollzug des Konkordates das königliche Staatsministerium eigene bevollmächtigte Kommissäre als Mittelspersonen aufstellte, wurde auch Direktor St. neben dem ehemaligen Domprobste von Freysing Freiherrn v. Stengel und nach diesem neben dem ehemaligen Domkapitularen von Regensburg Freiherrn von Fraunberg hierzu auserfehen und bis zu deren Beendigung gebraucht. Bei der am 28. Oktober 1821 erfolgten Einsetzung des neuen erzbischöflichen Domkapitels zu München trat er als erster Kanonikus in dasselbe, wurde hierauf zunächst rücksichtlich seiner kirchlichen Funktionen am königl. Hof als Vorstand der königl. Hofkapelle zur bischöflichen Würde erhoben und als Bischof von Birtha (in partibus infidel.) am 16. Dec. 1821 konsecrirt, sonach in dieser Eigenschaft auch als Weihbischof bestellt und dann am 7. Novemb. 1822 zum Domprobste des besagten erzbischöflichen Kapitels befördert. Als er am 23. Decemb. 1830 sein funfzigstes Jahr im Priesterstande zurücklegte, verlieh ihm König Ludwig zu seiner Jubiläumsfeier unter rühmlicher Erwähnung seiner treuen Anhänglichkeit an das königliche Haus und den baierischen Staat auch den Titel und Rang eines königlichen geheimen geistlichen Rathes. Er beging diese Feier seiner Sekundiz am 21. Sept. 1830 in seinem Geburtsorte Reisbach in der Mitte seiner Landsleute und Anverwandten, welchen er in einer herzlichen Rede selbst die

*) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 968.

wichtigsten Momente seiner frühern Lebenszeit vortrug. Zum Andenken an dieselbe gründete er daselbst eine Hilfskasse für mittellose Bürger zu deren Unterstützung in Betreibung ihrer Gewerbe, indem er hierzu als Stiftungskapital 1500 Gulden mit der Bestimmung niederlegte, daß zum Behufe der Vermehrung des Fonds die in 10 Jahren in leidentlichen Fristen zurück zu zahlenden Anlehen aus derselben nur mit einem Procent verzinset werden sollen. Hundert Gulden ließ er sogleich unter die Armen daselbst vertheilen. Im Jahre vorher hatte er bereits das seinem Verfalle nahe Niedermayer'sche Beneficium zu Reisbach mit einem Stiftungskapitale von 6000 Fl. fast neu dotirt und demselben die schöne Bestimmung als Schulkatecheten-Beneficium beigelegt. — Im J. 1833 zählte St. auch 50 Dienstjahre bei der königl. Hofkapelle; da belohnte ihn König Ludwig mit dem Ehrenkreuze des Ludwigsordens. St. konnte seine verschiedenen Amtsverrichtungen bis in sein höchstes Alter ununterbrochen ausüben, erst in seinem letzten, dem 83. Lebensjahre unterlag seine Thätigkeit der Altersschwäche. — St. hatte ein einnehmendes Aeußeres; mit seinen kirchlichen Funktionen verband er besondern Anstand und Würde und seine angenehme sonore Gesangstimme erhöhte den gemüthlichen Eindruck derselben. — An schriftstellerischen Werken besitzen wir von ihm folgende schätzbare historische Abhandlungen: Geschichte des k. baier. Münzkabinets in München 1809. (Im 1. Bde. der neuen Denkschriften der Akademie der Wissenschaften für d. J. 1808 ebenfalls abgedruckt.) Erste Fortsetzung der Geschichte des k. baier. Münzkabinets zu München 1815. (Zugleich im 5. Bde. der genannten Denkschriften für d. J. 1814 u. 1815 [München 1817] enthalten.) Zweite Fortsetzung derselben. Ebd. 1821. (Auch im 7. Bde. der Denkschriften für d. J. 1818 – 1820. Ebend. 1821.) — Ueber e. Medaille Herzogs Albrecht VI. in Baiern, nebst einem Anhang über 4 bis jetzt unbekannte Schaumünzen seines jüngsten Sohnes Herzogs Albrecht Sigmund, Bischofs von Freising u. Regensburg. Ein Beitrag z. vaterländ. Numismatik. Mit einer Kupfertafel 1807. Im 1. Bde. neuer histor. Abhandl. der Akad. d. Wissenschaften. — Ueber d. Bischofswahl zu Freising im J. 1695. Ebend. — Ueber e. seltene Münze von Mytilene auf Lesbos im 4. Bde. 1813. — Erklärung einiger noch unedirter griech. Münzen der k. baier. Sammlung. Im 5. Bde. für 1814 u. 1815. — Achäus, König von Lydien. Im 6. Bde. für d. Jahre 1816 u. 1817. — Ueber einige seltene u. unbekannte Schaumünzen Herzogs Albrecht V. Im 4. Bde. für 1818. — Andenken an Herzog Ludwig von Baiern, Wil-

helms IV. Bruder. München 1819. — Der Vorstand der königl. Akademie der Wissenschaften, Staatsrath Freiherr v. Freyberg, ehrte in seiner Rede in der am 29. März 1842 zur Feier des 83. Stiftungstages gehaltenen öffentlichen Sitzung derselben das Andenken St.'s und rühmte ihn als vieljährigen thätigen Genossen der Akademie, der sich besonders durch seine einsichtsvolle Verwaltung einer der wichtigsten Sammlungen des Staates, nämlich des königl. Münzkabinets, große Verdienste erworben habe. „So Manches in dem Wesen dieses Mannes," sagte der Redner, „hatte noch den Anhauch jener Zeitperiode, in welcher die Thätigkeit unserer Gelehrten so vorzugsweise auf das Einheimische gerichtet war, in dem sie so thätig waren und an dem sie mit jener Begeisterung hingen, die uns aus der Literatur jener Periode wie vaterländische Gebirgsluft entgegenweht *)."

* 149. Christian Johann Wilhelm Augusti,

Doktor der Theologie, Professor primarius der evangel. Theologie an der Universität Bonn, Oberkonsistorialrath zu Coblenz;

geb. den 27. Okt. 1771, gest. zu Coblenz den 28. April 1841.

Er ward in Eschenberge, einem gothaischen Dorfe geboren, woselbst sein Vater, später Superintendent in Ichtershausen, damals Pfarrer war. Ein Onkel des jungen A., der gelehrte Pfarrer Möller in Girstädt, leitete seinen ersten Unterricht und war ihm besonders zur Erlernung der hebräischen Sprache sehr förderlich. 1787 bezog er das Gymnasium in Gotha, woselbst Männer wie Kaltwasser, Manso und Döring durch Lehre und Beispiel wohlthätig auf den Jüngling einwirkten und ihm jene Liebe zum klassischen Alterthum einflößten, welche als Grundlage zu seiner spätern Entwickelung diente. In Jena begann er 1790 seine theologischen Studien, die für ihn besonders wichtig und erfolgreich durch Griesbach's Vorträge und wissenschaftliche An=

---

*) Von Streber's Neffen ist Ignaz Streber, der Sohn seines Bruders Johann, gutsherrlichen Gerichtsverwalters, und dessen Bruder Franz Streber, Doktor der Philosophie, ordentliches Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse der königl. Akademie der Wissenschaften, Konservator des königl. Münzkabinets und ordentlicher öffentlicher Professor der Archäologie und Numismatik, dann Vorstand der Kupferstich= und Gemäldesammlung und Ephor des philosophischen Ephorats an der königl. Universität zu München, dann Joseph Eberhard v. Streber, der Sohn des Bruder Aloys, Gutsbesitzers zu Niederviehbach, Bergmeister des k. Berg= und Hüttenamtes Bodenwöhr in der Oberpfalz, zu nennen. Eine seiner Nichten, Anna, des obigen Johann Tochter, ist verehelicht mit dem in der Kunst des Erzgusses ausgezeichneten und berühmten Inspektor der königl. Erzgießerei zu München, Johann Bapt. Stiglmayer.

regung wurden, und beschloß sie in Leipzig. Die darauf folgenden 5 im Kandidatenstande zugebrachten Jahre wurden ihm durch mancherlei schwierige Verhältnisse getrübt, trotz dem aber von ihm gewissenhaft benutzt, um seine philologischen und theologischen Studien fortzusetzen. Auch eröffnete er in dieser Zeit seine schriftstellerische Laufbahn, schrieb für die theologischen Blätter und gab in Gemeinschaft mit Höpfner das exegetische Handbuch des alten Testaments heraus, bis er 1798, auf den Rath des Generalsuperintendenten Löffler in Gotha, anfing, sich für die akademische Karriere vorzubereiten. A. habilitirte sich nun als Privatdocent in der philosophischen Fakultät zu Jena, hielt Vorlesungen über orientalische Sprachen und erwarb sich durch die Lebendigkeit seines Vortrags allgemeinen Beifall. 1800 wurde er zum außerordentlichen Professor befördert und erhielt 1803, nach Ilgens*) Abgang, die ordentliche Professur der orientalischen Sprachen. Ein Jahr darauf verheirathete er sich mit der jüngsten Tochter des Superintendenten Wunder in Dornburg, mit welcher er in glücklichster Ehe bis an sein Ende lebte. Mit inniger Freude gedachte A. oft noch in späteren Jahren der schönen Zeiten seines frühern akademischen Lebens unter dem Schutz eines großsinnigen Fürsten, der neben der Kunst und Philosophie auch eine freiere theologische Forschung zu schätzen wußte, so wie des vertraulichen Verkehrs mit seinen Kollegen. Sein regsamer Geist ging mit lebhaftem Interesse auf die Bewegungen ein, welche die ganze damalige Welt ergriffen hatten und auf dem Gebiete der biblischen Kritik hauptsächlich von Griesbach, dem alten Lehrer und treuen Freunde A.'s, vertreten wurden. Obgleich er nun später diese kritische Richtung nicht bis zu dem Punkte des wahrhaft Positiven verfolgte, so verdankte er ihr doch jene Liberalität der Gesinnung, jene rein menschliche Würdigung abweichender Bestrebungen und jene innere Freudigkeit des Lebens, wodurch sich der Mensch im Gelehrten und im Theologen offenbart. Jedoch war seine eigenthümliche Natur viel zu positiv, um in dieser Richtung auszuharren. Seine Zeit schlug plötzlich einen andern Weg ein; aber anstatt nun mit hartnäckiger Einseitigkeit dagegen anzustreben, folgte er ihrem Winke früher wie die meisten Theologen. A. war einer von den Ersten, die die Bedeutung des kirchlichen Bekenntnisses wieder erfaßten und zur Anerkennung brachten. Zu den Erzeugnissen dieser kritischen Periode seines Lebens gehören „der kleine Koran," die Fort-

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 709.

setzung von „Berger's praktischer Einleitung ins A. T.,“ „die Apologien und Parallelen theologischen Inhalts,“ die Bearbeitung der „katholischen Briefe,“ „die Memorabilien des Orients,“ „die Ausgabe der Apokryphen des A. T.,“ „das Lehrbuch der Dogmengeschichte“ (welches 4 Auflagen erlebte), „die historisch-kritische Einleitung ins A. T.“ Nur bei einer so seltenen Leichtigkeit im Arbeiten, wie sie A. besaß, war es möglich, diese Reihe von Leistungen in dem kurzen Zeitraume von 9 Jahren zu vollenden. Nachdem er jedoch 1807 als Professor publ. ord. honorarius in die theologische Fakultät eingetreten war und in dieser Stellung zum ersten Male Vorträge über Dogmatik gehalten hatte, erschien 2 Jahre darauf sein „System der christlichen Dogmatik,“ eine jener Schriften, welche den Wendepunkt in der allgemeinen Richtung der Geister bezeichnen. A. trug das Seinige dazu bei, jener Zeit den unbekannt gewordenen Schatz des Alten wieder heben zu helfen und blieb auch von nun an standhaft bei der Anerkennung des dem kirchlichen Lehrbegriff innewohnenden Gehalts. Als aber später die Philosophie die wieder gewonnenen kirchlichen Bestimmungen zu leiten und zu vermitteln bemüht war, faßte er mit sicherem Blicke die ihm in dieser Zeit von seiner positiven Natur angewiesene Aufgabe ins Auge. Durch die in Jena entwickelte Thätigkeit hatte A. früh schon einen bedeutenden Ruf erlangt. Die Universität Rinteln ernannte ihn 1808 zum Doktor der Theologie und in Folge eines ausgeschlagenen Rufes wurde er 1809 herzogl. weimar. Konsistorialrath. Nun aber richtete sich die Aufmerksamkeit preuß. Staatsmänner auf ihn. Unterhandlungen, ihn 1809 nach Königsberg oder Frankfurt a. d. O. zu ziehen, führten zu keinem Resultat. 1810 erhielt er eine Berufung nach Rostock, die er nicht annahm; als aber 1811 die Universität Breslau nicht sowohl erneuert als neu gegründet wurde, verließ er Jena und nahm auf der jungen Hochschule die erste Professur der evangelisch-theologischen Fakultät und eine wirkliche Stelle im Konsistorium an. Von jener Zeit bis 1819 wirkte A. thätig für das Aufblühen dieser Universität, während sich vorzugsweise die praktische Seite seiner reichbegabten Natur in einem weitern Wirkungskreise frei entfaltete. In den verhängnißvollen Jahren 1813 und 1814 bekleidete er das Rektorat der Universität, bei welchem schwierigen Posten er aller ihm eigenthümlichen Unerschrockenheit und Energie bedurfte, um theils der Gewalt und dem Argwohne des nahen Feindes, theils dem Kleinmuth und den Verdächtigungen in seinen eigenen Umgebungen die Spitze zu bieten. Mit ächt

patriotischer Entschiedenheit verfolgte A. seinen Weg und scheute sogar das Mittel politischer Flugschriften nicht; er gab unter der Form akademischer Inskriptionen den freiwilligen Vaterlandskämpfern Gelegenheit, sich zu sammeln, erklärte im Augenblicke der Noth auf seine Gefahr die Universität für aufgelöst und rettete ihre Kasse persönlich ins Hauptquartier. Ein huldreiches Vertrauen seines Monarchen *) und öffentliche Beweise königl. Gnade lohnten ihm reichlich seine treue Ergebenheit. In der bewegten Zeit des großen Völkerkrieges trat A.'s literarische Thätigkeit natürlich, im Vergleiche gegen frühere Jahre, in den Hintergrund und nur wenige schriftstellerische Werke, darunter die „Erinnerungen an die deutsche Reformationsgeschichte,“ eine Schrift über Griesbach's Verdienste und die mit de Wette unternommene Uebersetzung der heiligen Schrift in 6 Bänden, trugen seinen Namen. Doch fällt noch der Anfang seines Haupt- und Lebenswerkes „Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie“ in 12 Bänden, von 1817 bis 1835 in diese Periode. 1818 trat die großartige Schöpfung einer rheinischen Universität ins Leben und A., der schon eine akademische Anstalt hatte stiften und einrichten helfen, folgte 1819 dem Ruf als Professor primarius der evangelischen Theologie und Mitglied des Konsistoriums in Köln nach Bonn, wurde 1825 zum Oberkonsistorialrath in Coblenz ernannt und erhielt 1833, nach Ablehnung einer höchst ehrenvollen Berufung nach Darmstadt, von seinem huldreichen Monarchen den rothen Adlerorden 3. Klasse. In dem letzten Stadium seines Lebens vollendete er die „Denkwürdigkeiten,“ ließ seinen „Versuch einer historisch-dogmatischen Einleitung in die heil. Schrift,“ die Epitome der Kirchengeschichte,“ so wie die „Predigten der Kirchenväter,“ erscheinen und hatte im unermüdlichen literarischen Eifer noch ein neues Unternehmen, „die christliche Kunstgeschichte,“ unternommen, von welcher eben der 1. Band herausgekommen war, als ihn der Tod aus diesem Leben abrief. Daneben beschäftigte ihn in dieser Periode vorzugsweise die Verfassung der Kirche und die Frage nach dem Verhältnisse zwischen Kirche und Staat und boten ihm erwünschte Gelegenheit, zu beweisen, von welcher Bedeutung die Richtung seiner historischen Arbeiten gerade für die Gegenwart sey. Als die neue preuß. Agende eingeführt wurde, trat er mit gewohntem Kampfesmuthe dem geistvollen Sprecher der Op-

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

position, Schleiermacher *), in einer Reihe von Schriften entgegen, so wie er auch später seine Stimme für die richtige Würdigung der Konsistorialverfassung kräftig erhob. Zur Vervollständigung seiner literarischen Thätigkeit müssen hier noch einige zu ihrer Zeit sehr wirksame Flugschriften angeführt werden. Nämlich: „Kritik der neuen preußischen Agende," der „nähern Erklärung über das Majestätsrecht in kirchlichen, besonders liturgischen Dingen" und dem „Nachtrag" zu dieser Schrift. Die praktische Tendenz seiner letzten Lebensperiode bezeugen noch die Ausgaben von „Melanchthon's Loci communes und der Libri symbolici der reformirten Kirche," die „Beiträge zur Geschichte und Statistik der evangelischen Kirche," die „historisch-kritische Einleitung in die beiden Hauptkatechismen der evangelisch-luth. Kirche" und die „Beleuchtung von Thomas Moore's Wanderungen eines irländ. Edelmannes zur Entdeckung einer Religion." — Im Privatleben war A. ein Ehrenmann, treu und zuverlässig in Gesinnung und persönlichen Verhältnissen, offen und einfach, allen Schein, alles gemachte Wesen verachtend, ohne theologischen Hochmuth oder hochmüthige Demuth. Er liebte heitere Geselligkeit, war anspruchslos im Umgange, liebenswürdig in seiner Familie, ein vortrefflicher Ehemann und Vater. Der Tod ereilte ihn in Coblenz, wohin er zur Prüfung der evangelischen Theologen gereist war. Seine Gattin, die auf die erste Nachricht von seiner Erkrankung nach Coblenz eilte, fand ihn schon todt. Ein Schiff führte noch am selbigen Abende die Leiche und die trauernde Witwe nach Bonn zurück.

L. M.

* 150. Johann Gottfried Würtz **),

Chef der Buchhandlung Treuttel u. Würtz zu Paris, Ritter der Ehrenlegion u. Mitglied des protestantischen Kollegiums das.;

geb. d. 8. Dec. 1768, gest. d. 28. April 1841.

Seine Fassungskraft und sein ausgezeichneter Fleiß erwarben ihm früh das Wohlwollen seines Oheims und nachherigen Schwagers ***) Treuttel †), Buchhändler in Straß-

---

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 126.

**) Obgleich sein Etablissement nicht innerhalb Deutschlands Grenzen lag, so darf doch W. in unserm Nekrologe nicht fehlen, da er so manches treffliche Werk unserer Sprache gefördert hat.

***) Treuttel heirathete die Schwester von W.

†) Dessen Biogr. siehe im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 1075.

burg, der seine Fähigkeiten durch eine sehr sorgfältige Erziehung ausbildete, ihn als Lehrling in seine Buchhandlung und späterhin als Theilhaber an derselben aufnahm. Bei dem Ausbruche der französ. Revolution 1789 ergriff der 20jährige Jüngling mit Enthusiasmus die schönen Ideen von Freiheit, Vaterlandsliebe und Ruhm, welche damals die französ. Jugend begeisterten. Seinen schwärmerischen Aeußerungen verdankte er die Auszeichnung, als einer der Deputirten der Straßburger Nationalgarde 1791 nach Paris gesandt zu werden, um dem großen Bundesfeste aller Franzosen auf dem Champ de Mars, unter dem Vorsitze des Königs Ludwig XVI., beizuwohnen. Als im folgenden Jahre der Krieg ausbrach, diente er in einer Militärverwaltung der Rheinarmee, bis 1793 die eingetretene Schreckenszeit auch ihn verfolgte und er in Straßburg während 10 Monaten das Gefängniß der ausgezeichnetsten Männer seiner Vaterstadt theilen mußte. Während dieser Zeit wurde sein Schwager Treuttel ebenfalls von den Schreckensmännern verfolgt, mußte sich flüchten und hielt sich in Paris und Versailles verborgen. Hier lernte er die vorzüglichsten Buchhändler der Hauptstadt persönlich kennen und trat mit einigen unter ihnen in intime freundschaftliche Verhältnisse. Als daher dem Jugendfeuer und dem unternehmenden Geiste seines Schwagers W. die Vaterstadt zu enge wurde und er sich nach einem ausgebreiteten Wirkungskreis in der Hauptstadt sehnte, so wurde es jenem nicht schwer, diesem Wunsche zu entsprechen und gemeinschaftlich mit ihm eine Niederlassung in Paris zu begründen, um in fortdauernder Verbindung mit dem Straßburger Stammhause die Produkte der franz. Literatur gegen die Schätze der ausländischen Forschungen zu vertauschen, diese im Vaterland und jene im übrigen Europa zu verbreiten. — So wurde der Grund zu dem Geschäfte gelegt, das in kurzer Zeit eine ungewöhnliche Ausdehnung erhielt. Im J. 1806 vermählte sich W. mit der Tochter seines Gesellschafters, seiner noch lebenden nunmehrigen Witwe und genoß in ihren Armen ungestört bis zu seinem Tode das Glück der reinsten nie getrübten Liebe, des herzlichsten Vertrauens und der allerinnigsten Theilnahme an allen Freuden und Leiden des Erdenlebens; doch wurde diese wahrhaft musterhafte Ehe nicht mit Kindern gesegnet. Immer seinen Hauptzweck verfolgend, wandte er 1809 seinen Blick auf Großbritannien, welches seit mehreren Jahren durch das von Napoleon eingeführte Kontinentalsystem von allem europäischen Handel und sogar aus aller Kommunikation mit dem Festland ausgeschlossen war. Mit unerschüt-

terlicher Beharrlichkeit suchte er den Großen der damaligen Zeit die Vortheile aus einander zu setzen, welche eine Annäherung an England dem eigenen Vaterland in Bezug auf Handel, Künste, Wissenschaften und Gewerbsfleiß erwerben würde. Endlich gelang es ihm 1810, vom Kaiser selbst die Erlaubniß zu erhalten, mit Bewilligung der britischen Regierung ausnahmsweise eine Reise nach London zu machen, um daselbst einen Austausch der französ. Literatur und mehrerer bezeichneter Handelsartikel gegen gewisse bestimmte englische Produkte zu bewirken. Diese Reise erwarb seinem Handlungshause ein großes Ansehen in dem ganzen europäischen Buchhandel und hatte späterhin, 1817, die Begründung einer eignen Buchhandlung in London für Rechnung beider Gesellschafter zur Folge, welche bald einen bedeutenden Aufschwung erhielt. Die Verbindung dieser 3 Buchhandlungen in Straßburg, Paris und London mußte nothwendig ihre Besitzer in Berührung mit einer großen Anzahl Gelehrter und Geschäftsfreunde aus nahen und fernen Ländern bringen. Auch wurde ihr Haus bald der Sammelplatz der Fremden, die aus den entferntesten Gegenden des In- und Auslandes nach Paris strömten und sich der humanen Aufnahme erfreuten, die sie darin fanden. Darüber vergaß jedoch der thätige W. nicht, sich gemeinnütziger öffentlicher Anstalten eifrig anzunehmen. Seine Glaubensgenossen der protestantischen Religion, Augsburgischen Bekenntnisses, welche bisher ihren Gottesdienst nur in der dänischen und schwed. Gesandtschaftskapelle feiern durften, verdanken vorzüglich seiner und seines Schwagers unermüdeten Verwendung die Einrichtung einer eigenen auf Kosten des Staates unterhaltenen evangelischen Pfarrkirche und Schule in der Hauptstadt, welche Anstalt später zu einem Konsistorium erhoben wurde, in welchem sowohl Treuttel als Würtz bis zu ihrem Tode zu den thätigsten Beisitzern gezählt wurden. Beide riefen, vereint mit mehreren nicht minder eifrigen Protestanten, die Pariser Bibelgesellschaft ins Leben, welche ihren Einfluß in kurzer Zeit über ganz Frankreich ausdehnte und den darin zerstreuten Protestanten einen erwünschten Mittelpunkt in der Hauptstadt darbot. Beide gehörten zu den Stiftern der Gesellschaft der christlichen Moral (Société de la morale chrétienne). Die Mitglieder der gelehrten asiatischen Gesellschaft (Société asiatique) ernannten W. zu ihrem Sekretär und diejenigen der Vorsichtsgesellschaft (Société de prévoyance) erwählten ihn zu ihrem Schatzmeister, weil er am thätigsten zur Bildung dieser wohlthätigen Gesellschaft mitgewirkt hatte. Außerdem bekleidete W. viele

Jahre den Posten eines Hauptmanns der Nationalgarde und wurde später zum Bataillonschef ernannt. Endlich ward er von den Notabeln des Handelsstandes zum Richter am Handelsgerichte gewählt. Auch wurden seine mannichfachen Verdienste von der Regierung anerkannt. Der Kaiser erhob ihn zum Ritter der Ehrenlegion und Ludwig XVIII. bestätigte ihn in dieser Würde. Alle diese verschiedenartigen Würden brachten jedoch seine Geburtsstadt Straßburg und sein liebes Elsaß bei ihm nicht in Vergessenheit. Er besuchte die letztere fleißig und erholte sich in seinen malerischen Fluren von den Anstrengungen seiner Lebensweise. Als 1815 in Folge des Krieges die Alliirten 2 Dörfer in der Nähe von Straßburg in Brand steckten, eröffnete er sogleich nach hergestelltem Frieden gemeinschaftlich mit seinem Schwager eine Subskription zur Unterstützung der umherirrenden Bewohner und hatte die Freude, zu sehen, daß es den Anstrengungen beider und ihrer Familien gelang, eine sehr ansehnliche Summe zu sammeln, welche nicht nur zur Erhaltung der Abgebrannten, sondern auch zur Wiederaufbauung dieser Dörfer verwandt wurde. Mit gleichem Erfolge verwandten sich beide Gesellschafter für das herrliche Elsaß, als es 1824 durch eine unerhörte Ueberschwemmung heimgesucht wurde und auch hier gelang es ihnen, durch eine in ganz Frankreich gesammelte Subskription eine sehr beträchtliche Summe zur Unterstützung der Verunglückten beizuschaffen. Als endlich 1840 seine Mitbürger in Straßburg das europäische Gedächtnißfest der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Errichtung einer metallenen Bildsäule Gutenberg's zu feiern beschlossen, dehnte er die zur Bestreitung der Kosten in Straßburg eröffnete Subskription sowohl auf die Hauptstadt, als auf die vorzüglichsten Städte Frankreichs aus und erhielt von dem in dieser Absicht in Paris zusammengetretenen Vereine den ehrenvollen Auftrag, als Deputirter des Pariser Buchhandels der Feierlichkeit nebst mehreren Kollegen beizuwohnen, mit welchen er stolz auf seine Vaterstadt jene festlichen Tage beging. Durch alle diese Beschäftigungen wurde seine Wirksamkeit in seinem Berufe nicht gestört. Mit rastloser Thätigkeit förderte er eine Anzahl merkwürdiger Unternehmungen zu Tage: Die Voyage pittoresque de Constantinople von Melling, die histoire de l'art par d'Agincourt, die sämmtlichen Werke der Frau v. Staël in 17 Bdn., die histoire de la révolution française von Lacretelle, in 14 Bdn., die histoire des français par Sismondi in 27 Bdn., dessen übrige verschiedenen Werke in 30 Bdn., die Archives des découvertes in 30 Bdn., die legislation civile, commerciale et criminale

de la françe par Loiré in 31 Bdn., der Précis des événemens militaires par A. Dumers in 19 Bdn., De Candolle Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis, wovon bereits 9 Bde. erschienen sind, Herodote Musae in griech. Texte mit der latein. Uebersetzung, Noten u. Kommentare von Schweighäuser in 12 Bdn. und einem Lexicon Herodoteum von demselben Autor in 2 Bdn., endlich die Encyclopédie des gens du monde, wovon bereits 30 Bde. erschienen sind, und mehrere andere Werke seines reichen Verlags bezeugen den Unternehmungsgeist und die Sachkenntniß des erfahrenen Buchhändlers, so wie seinen Eifer für die Verbreitung nützlicher Werke. Er hatte eine eigene Stereotypdruckerei nach dem Processe des Hrn. Herhan errichtet, aus welcher ebenfalls bedeutende Werke, wie z. B. die Nouvelle Bibliothèque classique française in 80 Oktavbänden, die Bibel nach der französ. Uebersetzung von Martin und andere mehr hervorgegangen sind. Der Tod seines Schwagers und Gesellschafters (1826) und sein zunehmendes Alter vermochten ihn endlich, sein ausgedehntes Geschäft zu vereinfachen. Im J. 1832 überließ er die Straßburger Handlung seinem Bruder Kammerer, der ihr während 30 Jahren als darin betheiligt vorgestanden hatte, zum ausschließenden Eigenthum, im folgenden Jahr übergab er auf gleiche Weise die Londner Handlung ihrem bisherigen Geschäftsführer, Richter, und beschränkte sich auf den Betrieb seiner Pariser Handlung, jedoch immer in der engsten Verbindung mit dem Straßburger Stammhause, welches die bekannte Firma Treuttel und Würtz beibehalten hat. Er genoß nun die Früchte seiner rastlosen Thätigkeit zwar nicht in müßiger Ruhe, aber doch in Behaglichkeit, Zufriedenheit und ununterbrochener Gesundheit in der Mitte eines geliebten Familienkreises, der ihn mit kindlicher Liebe und Ergebenheit umgab; geachtet und hoch geehrt von nahen und fernen Freunden, die ihm bei jeder Gelegenheit rührende und erfreuliche Beweise ihrer Zuneigung gaben, bis ihn am oben genannten Tage der Tod nach einem kurzen, wenig schmerzlichen Uebelbefinden ganz unvermuthet dahin raffte.

* 151. Johann Gottfried Kunnert,

Pfarrer zu Markersdorf, Schöna und Hundhaupten (im Weimarischen);

geb. d. 28. Febr. 1766, gest. d. 30. April 1841.

Er war zu Oberthalheim, einem Dorf im Meißner Kreis in Sachsen, geboren, wo sein Vater, Daniel Kunnert, und seine Mutter, Anna Justine, eine geb. Gruner aus Topfseifertsdorf im Schönburgischen, ein kleines Freigut gepachtet hatten. Die früheste Kindheit verlebte er mit einer 2 Jahre jüngern Schwester im elterlichen Hause und die Sorge der Eltern, seine Gesundheit zu stärken, die durch einige Anfälle von Krämpfen erschüttert zu werden schien, wurde auf das Schönste belohnt, denn er überstand im vierten Jahre die natürlichen Blattern glücklich und leicht. Er hatte schon im väterlichen Hause buchstabiren gelernt und trat im 6. Lebensjahre wohl vorbereitet in die Schule seines Geburtsortes ein. Aber dieses Jahr war für ihn ein sehr trauriges, denn in demselben starb sein Vater, erst 34 Jahre alt, an einem nervösen Fieber. Der Pacht des Freiguts ging zu Ende und da die von Sorgen gedrückte Mutter außer Stande war, denselben zu erneuern, zog sie mit ihren beiden Kindern, den einzigen ihrer kurzen Ehe, in ihren Geburtsort und kaufte daselbst ein kleines Bauerngut, das sie bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes allein bewirthschaften zu können hoffte. Hier setzte nun unser K. seinen Schulbesuch fort und erlangte bald durch Fleiß eine gewisse Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen, so daß ihn der alte Schullehrer lieb gewann und vor seinen Mitschülern auszeichnete. Seine ganze Lektüre beschränkte sich auf die Bibel und das Gesangbuch, allein er war mit der erstern schon als Knabe so vertraut, daß er viele Psalmen ganz und die 4 Evangelien fast ganz auswendig hersagen konnte und bei den meisten Sprüchen nicht nur die Stellen, an welchen sie zu finden waren, sondern auch die Verbindung, in welcher sie standen, angeben konnte. Dadurch und durch seinen frommen Sinn zog er bald die Aufmerksamkeit des dortigen Pfarrers, M. Greif, auf sich, der ihn so lieb gewann, daß er ihn nicht nur an dem Unterrichte seiner Kinder im Lateinischen und in den für die erste Bildung geeigneten Wissenschaften Theil nehmen ließ, sondern auch später zu sich nahm; er verlebte die beiden letzten Jahre vor seiner Konfirmation ganz im Pfarrhause. Hier gewann er die Wissenschaften lieb und bekam ein sehnliches Verlangen, sich ihnen ganz zu wid-

men; allein seine Mutter hatte nicht die Mittel, ihn studiren zu lassen und widersetzte sich seinem Wunsche. Endlich willigte sie auf Zureden des Pastors Greif ein und er kam nach seiner Konfirmation im 14. Lebensjahr auf das Gymnasium in Chemnitz. Hier hatte er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine Mutter unterstützte ihn zwar mit Lebensmitteln und der Pastor Greif, mit dessen Söhnen er bei einem Verwandten der letzteren eine Wohnung bezog, mit Büchern; allein es fehlte ihm doch gar sehr an dem zum Leben Nothwendigen. Er ergriff daher, als er in die 3. Klasse versetzt wurde, mit Freuden die Gelegenheit, an dem Chore Theil zu nehmen und da er eine sehr gute Stimme besaß und nicht ohne Kenntnisse in der Musik war, fand er bald Eingang in mehreren Familien, in denen er Kinder unterrichtete, Freitische erhielt und andere Unterstützung bekam. Besonders rühmte er in dieser Hinsicht die väterliche Sorgfalt des Superintendenten Dr Mäckel und des Archidiakonus M. Winzer. Seine Lage wurde hierdurch erfreulich und er erinnerte sich mit großer Dankbarkeit gegen Gott und Menschen seines siebenjährigen Aufenthalts in Chemnitz, wo ihn der Rektor M. Rothe, der Konrektor M. Lessing und der Tertius M. Börner durch ihren von ihm gut benutzten Unterricht für die Universität wohl vorbereitet hatten. Im J. 1787 bezog er die Hochschule zu Wittenberg, reich an Kenntnissen, aber arm an Mitteln, sich auf ihr zu erhalten; denn er brachte nur 50 Thlr. mühsam erspartes Geld von Chemnitz mit. Ob er gleich durch erhaltene Empfehlungen das Konvikt bekam und die Kollegien frei hatte, waren doch seine durch große Sparsamkeit erübrigten 50 Thlr. vor Ablauf eines Jahres verbraucht und er ging, ohne Aussicht auf Unterstützung, von schwerer Sorge gebeugt, einer traurigen Zukunft entgegen. Allein voll Gottvertrauen verlor er den Muth nicht. Es schien ihm nichts übrig zu bleiben, als eine Schullehrerstelle anzunehmen. Er beschloß also, sich den nächstfolgenden Tag um eine solche in der Nähe von Wittenberg, welche eben unbesetzt war, zu bewerben, als Gott ihm Hilfe sandte. Der Universitätsverwalter Wolf, welcher seine bedenkliche Lage erfahren haben mochte, trug ihm die Lehrerstelle in seinem Hause mit 2 Thlr wöchentlichem Gehalt und den Teichwolframsdorfer Freitisch, der damals in einer jährlichen Geldsumme bestand, an. Dadurch ermuthigt, beschloß er seine akademische Laufbahn zu vollenden und strengte alle seine Kräfte an, um ein tüchtiger Gottesgelehrter zu werden. Er blieb $3\frac{1}{2}$ Jahre in Witten-

berg und hörte dort bei Tittmann, Reinhard, Schröckh, Hiller, Dresde, Ebert und Andern mit solchem Erfolge die Vorlesungen, daß er unter Hermann und Tittmann in Dresden ein vorzügliches Examen machen konnte. Er lebte 15 Jahre in Dresden als Kandidat der Theologie und gab, vom Hofprediger Dr. Hecker empfohlen, in den ersten Häusern der Stadt Unterricht. Während dieser Zeit ging sein väterliches Haus in Flammen auf und seine betagte Mutter starb in Folge des Schrecks. Er verlor in diesem Brande den größten Theil seiner Habseligkeiten, welcher in Büchern und in Wäsche bestand und sich im väterlichen Hause befand. — Auf Anrathen seiner Gönner, des Präsidenten Freiherrn v. Gärtner und des Oberhofpredigers Dr. Reinhard, bewarb er sich um die damals erledigte Pfarrstelle Markersdorf und erhielt sie, ob er gleich mehrere Mitbewerber hatte. Nach rühmlich bestandener Prüfung wurde er von Rosenmüller in Leipzig ordinirt und konfirmirt, hielt am 15. p. Tr. im J. 1805 im Beiseyn des Superintendenten M. Geithner und des Justizamtmanns Zumpe in Weida seine Probepredigt und trat 4 Wochen später sein Amt an. In diesem Jahre verheirathete er sich mit Christiane Friederike Trommer aus Zwickau, welche er im Hause des Kommandanten und Generals v. Felgenhauer in Dresden kennen gelernt hatte. Aus dieser Ehe entsproßten 2 Söhne, von denen der ältere ein Bauerngut in Hundhaupten besitzt und der jüngere Substitut seines Vaters war und noch jetzt das Pfarramt zu Markersdorf verwaltet. Er führte sein Amt mit musterhafter Treue und bereitete sich mit großem Fleiß auf seine Vorträge vor. Bald nach dem Antritte seines Amtes hatte er eine sehr schwere Zeit zu überstehen. Vor und nach der Schlacht bei Jena, am 14. Okt. 1806, wurde Markersdorf von den französ. Truppen hart mitgenommen. Er verlor nicht nur seine ganze Habe durch Plünderung, sondern mußte auch um seine Gattin die drückendste Sorge erdulden. Diese war genöthigt, mit ihrem neugebornen Kind in das entlegene Hirtenhaus zu flüchten, weil sie in der Pfarrwohnung ihres Lebens nicht sicher war, und dort in großer Entbehrung und in fortdauernder Angst ihre Wochen zu halten. Auch der Gottesdienst mußte mehrere Sonntage nach einander ausgesetzt bleiben. — Der Verstorbene erfreute sich stets einer guten Gesundheit; aber im J. 1838 fingen nach einem unglücklichen Falle seine Kräfte an sichtbar zu schwinden. Er erbat sich deswegen seinen jüngern Sohn als Kollaborator und stellte ihn den Gemeinden als solchen am Sonntage Judica vor. Trotz der nun erhaltenen Ruhe hoben sich seine

Kräfte nicht. Aus Sorge für das Wohl seines Sohnes trug er auf Substitution desselben an und hatte die Freude, ihn als seinen Substituten am 22. p. Tr. 1840 vom Superintendenten Dr. Marter zu Weida eingeführt zu sehen. — Er wurde bald immer schwächer und starb am oben genannten Tag an einem Unterleibsübel. — K. war klein von Person, früher schlank, später etwas stärker, hatte ein regelmäßiges Gesicht, braune Haare und blaue Augen. Seine Züge sprachen die in ihm wohnende Sanftmuth und Milde aus.

* 152. Johann Veit (gewöhnlich Veit Hans) Schnorr von Karolsfeld,

Direktor der Akademie der bildenden Künste zu Leipzig;

geb. d. 11. Mai 1764, gest. d. 30. April 1841.

Sein Vater war Rathsherr und Accisinspektor zu Schneeberg und hatte mit seiner Gattin, einer geb. Lorenz, in 49jähriger glücklichen Ehe, 16 Kinder, von denen Veit der 8. Sohn war. Die Familie stammte aus Schweden oder Island und der ursprüngliche Name Snorr bedeutet so viel wie Mann. Kurfürst Johann Georg III. bestätigte den Adelsbrief, den Sch.'s Ur-Urgroßvater 1687 von dem Kaiser Leopold I. erhalten und zwar mit dem Zusatze von Karolsfeld, einem Städtchen an der böhmischen Grenze. Die Kinderjahre verstrichen unserm Sch., ungeachtet der größten Wirthlichkeit, welche im elterlichen Hause herrschen mußte, weil die im Anfange des 18. Jahrhunderts reiche und bedeutende Geschäfte machende Familie großen Verlust erlitten hatte, sehr froh, wozu seine Liebe zur Kunst, die da schon sich offenbarte, ungemein beitrug. „Schon als Knabe" — so berichtete er in Meusel's teutschem Künstlerlexikon (Lemgo 1809) Bd. II. S. 303 von sich — „zeigte er große Neigung zu allerlei Künsteleien und schnitzte und malte und baute unaufhörlich. Er fertigte schon in seinem 12. Jahre, zu Jedermanns Beifall, die Husaren und Türken auf der Scheibe der Schützen seiner Vaterstadt. Er verdiente sich sogar Geld mit seinen Schnitzeleien und Pinseleien. Die meiste Zeit brachte er einsam in einer Dachkammer zu, wo er sein eigenes Kunstwesen trieb, oder er kletterte über die Gartenmauer, um seinen Weg zu dem benachbarten Uhrmacher, Tischler oder Drechsler zu nehmen, um von ihnen zu lernen oder ihnen zu helfen." Die Stadtschule besuchte er; aber seine eben erwähnten Lieblingsbeschäftigungen, welche sein Vater zu Allotriis und brodlosen Künsten zählte, fessel-

ten ihn weit mehr, so daß es diesem, der ihn den Wissenschaften und namentlich der Jurisprudenz bestimmte, fast verkam, als wolle er sich zu gar nichts entschließen. In der Absicht, ihm jene angenehm zu machen, nahm er den 15jährigen Veit Hans auf einer Geschäftsreise nach Leipzig mit sich, lehrte ihn die Universität und das Studentenleben kennen und war sehr vergnügt, den Sohn entschlossen zu finden, sich nunmehr ernstlich dem Studiren zu widmen. Eine Hauptursache dieser Sinnesänderung mochte, außer den Vorstellungen seines Vaters, der Umstand seyn, daß bei dem Besuche, den sie Oesern machten, dieser an der Federzeichnung nach einem Kupferstiche von Geyser, die ihm das junge Kunstgenie vorlegte, nichts weiter als den mühseligen Fleiß bewunderte, mit dem sie verfertigt war. Nach Schneeberg zurückgekehrt, war von nun an Sch. sowohl zu Haus als in der Schule überaus fleißig. Dieser stand damals ein tüchtiger Humanist, aus J. A. Ernesti's Schule, der wackere Rektor Reusmann vor, der durch seinen gründlichen Unterricht sich auch um Sch. verdient machte, so daß derselbe wohl vorbereitet 1784 die Hochschule Leipzig beziehen konnte. „Dort studirte er zwar einige Jahre lang die Rechte, aber lau, desto eifriger Kunst; besuchte die Akademie; machte sich nach und nach den rauhen Oeser mit seinen Arbeiten geneigter und wollte sich endlich auf Weiße's († d. 16. December 1804), seines Verwandten, Rath ganz der Kunst widmen. Aber Oeser, dem er sich deshalb entdeckte, setzte ihm solche Bedenklichkeiten entgegen, daß er lange Zeit keinen Pinsel wieder in die Hand nahm. Mit verdoppeltem Eifer trieb er nun, freilich unter Seufzen und Stöhnen, sein Jus; disputirte; ließ sich examiniren – 1787 – wo er von der Fakultät Omnino dignus empfing; ward Notar und hoffte auf Versorgung. Ueber dem ihm widerlichen Aktenlesen erwachte wieder die Liebe zur Kunst bei ihm und es begann ein quälender Kampf in seiner Seele. Von Zeit zu Zeit zeigte er Oesern seine Dilettantenarbeiten, gewann immer mehr dessen Zufriedenheit und endlich sogar Ermunterung. — Vorzugsweise kopirte er Oeser'sche Arbeiten, die von falschen Freunden für Originale verkauft wurden. — Jeden Tag wurde Oeser freundlicher und freundschaftlicher. Er gab ihm dann und wann Zeichnungen und sagte ihm seine Meinung über die Arbeit. Jetzt starb der Vater und dies gab dem Schicksale des jungen Mannes die endliche Richtung; er widmete sich nun entschlossen der Kunst und alles schien ziemlich vorwärts zu gehen, als ihn eine Liebschaft zerstreute.“ Er verheirathete sich mit der Tochter des Rektors Irmisch zu

Plauen, eines den Gelehrten rühmlich bekannten Philologen und zog bald darauf (1788) nach Königsberg in Preußen. Hier unterstützte ihn zuerst der Rath eines seiner ehemaligen Universitätsfreunde und bald fand er durch Weisse's und Oeser's Empfehlung in den Häusern von dem vortrefflichen Herzoge Friedrich von Holstein-Beck, von Hippel, Kant und anderer dortigen Honoratioren die freundlichste Aufnahme. Sein rechtlicher Charakter, so wie seine Geschicklichkeit als Zeichenmeister und Bildnißmaler wurden erkannt und belohnt. Wenn er in dieser Hinsicht nicht zu klagen hatte, fühlte sein vorwärts strebender Geist, besonders in Vergleichung mit dem Musensitze, von dem er gekommen war, den Mangel an Sinn für die Kunst und die große Kälte von Seiten der Obern in seinem neuen Wirkungskreise auf das empfindlichste und vorzüglich betrübte ihn, die kostbare Zeit ganz gewöhnlichem Broderwerb aufopfern zu müssen. Schon wollte er mit einem Hrn. v. Boskann nach Petersburg reisen, als ihm 1789 ein Ruf an die Handelslehranstalt in Magdeburg ward, den er annahm, um dadurch wieder in die Nähe seines geliebten Vaterlandes zu kommen. Weil an diesem Handelsplatze wenig Kunstsinn und viel Kälte von Seiten der Obern herrschte, hatte die neue Anstellung keine Reize für ihn; er gab sie nach Ablaufe des kontrahirten Jahres wieder auf und kehrte 1790, 26 Jahre alt, mit Weib und Kind nach Leipzig zurück, um nun endlich mit allen Kräften unter Oeser's Anleitung die Kunst zu studiren, weil er nur zu gut seiner Oberflächlichkeit, besonders im Technischen derselben, sich bewußt war. Allerdings gehörte ein so ausharrender Enthusiasmus wie der seinige dazu, als ein Lehrling sich zurück zu wagen und neben dem Studiren noch eine schnell anwachsende Familie ernähren zu wollen. Selbst Weiße war über Sch.'s unvermuthete Rückkunft betroffen und meinte, er muthe doch wohl seinem Enthusiasmus etwas zu viel zu. Aber es ging; er fand Theilnahme und thätige Unterstützung. Oeser's immer mehr zunehmendes Wohlwollen gegen ihn kam ihm sehr zu Statten, namentlich daß er den genialen Künstler arbeiten sah und dabei, z. B. in der Nikolaikirche, behilflich war. Winckelmann's Werke, die Schola picturae Italica, Romae 1773, mit Musterblättern nach den Werken der ersten Meister Italiens, wurden von Sch. in den Stunden, wo er nicht porträtirte oder Unterricht im Zeichnen gab, emsig studirt, dabei kopirt, radirt, modellirt, die wenigen Modele möglichst benützt und Anatomie getrieben. Die ausgezeichnete Gypsfigurensammlung des berühmten Kunsthändlers Rost († 1798) gewährte neue Ideen, so wie die Kon-

toure derselben, die Sch. im Auftrage ihres Besitzers gezeichnet und radirt hatte, Verdienst brachten, was auch der Fall mit Zeichnungen, Vignetten und andern von Buchhändlern bei ihm bestellten Radirungen der Fall war, die zum Theil schon damals Geist und Anmuth vereinigten und daher nebst seinen Miniaturen, wenn sie auch oft nicht sehr ähnelten, Beifall fanden. Er ward aber bei seinem damaligen Beginnen seiner Künstlerlaufbahn und seinem öffentlichen Auftreten desto unzufriedener mit seinen Arbeiten, je zufriedener andere mit denselben wurden. Der nähere Umgang mit den Professoren Erhard († d. 16. Febr. 1813) und Heydenreich († d. 26. April 1801), dem Dr. Löbel († 1799) und besonders Seume († d. 13. Juni 1810) und andern Freunden der schönen Künste, deren einer der vorzüglichsten, Hofrath Gehler, sogar bei ihm Unterricht im Miniaturmalen nahm, hatte auf Sch.'s geistige Ausbildung bedeutenden vortheilhaften Einfluß und erleichterte den schweren Druck der ökonomischen Verhältnisse des redlichen Hausvaters, der für seine zahlreiche Familie unermüdet arbeitete und auf alle erkünstelten Bedürfnisse verzichtete; jedoch an einen Kunstgegenstand wendete er, was er hatte. „Wir können Erdäpfel essen," — sagte er — „aber ich muß etwas Schönes sehen und haben: das gibt mir Nahrung, die ich brauche und ist auch ein Kapital für meine Familie." So kaufte er, als er in jener beklommenen Zeit einige hundert Thaler geerbt hatte und da ein Johannes von Guido Reni feil war, dieses vortreffliche Bild für 300 Thlr., indem sein großer Kunstenthusiasmus alle andern häuslichen Rücksichten schweigen hieß. Im stillverschwiegnen Kämmerlein, neben der Wohnstube, hing der Künstler den Gegenstand seiner geistigsten Verehrung auf, welcher ihm völlig das war, was einst dem Römer seine Laren waren. — Die Bekanntschaft mit Seume, die er bald nach dessen Rückkehr aus vielen Irr- und Drangsalen 1789 gemacht, verwandelte sich bald in feste, lebenslängliche Freundschaft. Gewöhnlich aß jener — wie sein Freund und Biograph Clodius erzählt *) — das Abendbrod bei dem heitern durch und durch guten Sch., sein Butterbrod und seine Kartoffeln, trank Wasser, wiegte die Kleinen eins nach dem anderen auf seinem Schoß und lebte und webte hier in der Kunst und in der wahren, lieblichen Natur. In diese Zeit fallen viele Zeichnungen, so wie Bildnisse in Miniatur oder mit Silberstift, die seine schnellen und glücklichen Fortschritte

*) Siehe: J. G. Seume's sämmtliche Werke. Leipz. 1827. Bd. XI., S. 184. — Clodius Biogr. f. N. Nekr. im 14. Jahrg. S. 281.

bekundeten. Mehrere derselben erwähnt Meusels oben angeführtes Werk und hier möge nur bemerkt werden, daß er Ignatz Potocki und Kosciusko, die nebst einigen andern Landsleuten in Leipzig sich aufhielten und mit Erhard insonderheit befreundet waren, 1792 porträtirte. Als Kosciusko im folgenden Jahr abreiste, waren dessen letzte Worte zu Sch.: Adieu, portez vous bien! Il me faut partir dans ce moment: Madalinski a commencé à battre! — Durch die Zeichnungen zu den Göschen'schen Prachtausgaben von Wielands Werken und Klopstocks Oden, so wie zu Siegfried's Siama und Galmory ꝛc.; durch den Vorhang des Leipziger Theaters, zu dem er den Gedanken im Postwagen auf einer Reise von Dresden nach Leipzig faßte und durch eine Empfehlung Sch.'s im neuen deutschen Merkur, Jun. 1800, S. 150—163, aus der Feder seines Freundes Seume, bevorwortet von Böttiger*): wurde der Ruf des Künstlers ausgebreiteter und er selbst angespornt, sich immermehr zu vervollkommenen. Zur Feier des neuen Jahrhunderts hatte Sch., nach des Direktors Tischbein**) Erfindung und Entwurfe, das sieben Ellen hohe und acht Ellen breite Transparent gemalt, das am 1. Jan. 1801 den Koncertsaal schmückte und eben so ein anderes nach Erhard's Angabe brav ausgeführt, das am Friedrichstage desselben Jahres bei dessen von der Universität veranstalteten Feier im Saale des Hôtel de Saxe aufgestellt war. Ueberhaupt wurde Sch.'s Talent bei Illuminationen von den Behörden und Privaten oft in Anspruch genommen und er ließ da und bei Familien- und öffentlichen Festen, wie auch zu Plafonds und Zimmerverzierungen, die nicht weniger gut erfunden als ausgeführt waren, sich stets bereitwillig finden. Im Ausgange des Jahres 1801 trat Seume seinen Spaziergang nach Syrakus an, auf dem ihn Sch. begleiten wollte, aber nur bis nach Wien mit ihm ging, weil er als Gatte und als Vater von sechs Kindern, sich auf Füger's Rath den Gefahren einer damals sehr unsicheren Reise durch Italien auszusetzen, mit Recht Bedenken trug. Nach zwei Wochen verließ Seume Wien, wo Sch. vierzehn Wochen überaus nützlich und angenehm verlebte und dann im April auf der Diligence über Linz, München, Augsburg, Straßburg nach Paris reiste, wo er an seinem Geburtstage zum ersten Male die Sonne in Paris aufgehen sah. Er hat im deutschen Merkur v. J. 1803 S. 6—33 und S. 86—98 in einem Schreiben an Böttiger

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 1011.
**) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. d. N. Nekr. S. 516.

im Oktober 1802 ausführliche Nachricht über diese Reise („Erinnerungen aus meiner artistischen Wanderschaft"), mit der er so sehr Ursache hatte zufrieden zu seyn, gegeben. Im Jahr 1816 ward er als Direktor der Akademie der bildenden Künste angestellt und hier wirkte er überaus thätig und mit großem Nutzen, so lange seine Kräfte es verstatteten. Bald nach Antritte dieser ihm angemessenen Stelle gab er seinen Unterricht in der Zeichnenkunst, mit 61 Kupfertafeln, Leipzig bei Göschen, heraus und wußte sich die Achtung und Liebe der Schüler zu erwerben. Diesen nützte er besonders durch gründlichen Unterricht in der Theorie und Geschichte der zeichnenden Künste. Die Beschränkungen, welche 1830 im Raum und in ihren Mitteln die Akademie erfuhr, hielt er für eine der schmerzlichsten Erfahrungen, deren er viele im Leben gemacht hatte. Zu ihnen gehörte auch die Scheidung von seiner ersten Gattin, der Mutter zweier noch lebenden Söhne, Ludwig und Julius, die als Geschichtmaler glänzen, und einer Tochter Ottilia, welche mit dem Direktor Blochmann in Dresden verheirathet ist und noch im väterlichen Haus eine geistreiche Miniaturmalerin war. Eine Tochter aus Sch. anderer Ehe ist die Gattin des Appellationsraths Dr. Krug in Zwickau. Das an Müllers Denkmale befindliche Porträt hat Sch. schon in früherer Zeit modelirt, ebenso zeichnete er einige zwanzig Jahre später das Denkmal auf Hillern, das Funk, ein Schüler Sch., und Wingrich ausführten. Diese beiden Monumente in den Promenaden Leipzigs, so wie die lebensgroßen Bilder Rosenmüllers und Tzschirners in der Thomaskirche, welche Sch. in Oel (ersteres nach Tischbein) malte, sind öffentliche Zeugnisse seiner Kunstfertigkeit. Die Abnahme seiner Kräfte ward immer sichtbarer und das Alter machte mit jedem Jahre seine Rechte mehr geltend. Immer aber erheiterte noch die Kunst sein Leben, selbst in Augenblicken, wo ihn Schmerz und Krankheit an sein Zimmer fesselte. Freundlich und wohlwollend stand er Allen zur Seite, die seines Rathes bedürftig sich an ihn wandten. Die Kunst verlor an ihm einen ihrer würdigsten Meister, die Stadt Leipzig einen edlen Mann von unbescholtenem Rufe. Seine kindliche Natur spiegelt sich in dem Tagebuche seiner Lebenserfahrungen ab, das noch Mskpt. ist. Seine vielen Arbeiten in Miniatur, auf Elfenbein, Kupfer, Thon, Gyps, Staffeleibilder, auch Porträts in Oel, besonders seine Zeichnungen gefielen durch Zartheit, Innigkeit und Lieblichkeit der Darstellung einzelner Figuren und Gruppen. — Von seinen schriftstellerischen Arbeiten ist noch zu erwähnen, daß er den 3. Bd. von Seumes Spaziergange mit Anmer-

kungen versah und die 2. Aufl. von Mengs prakt. Unterricht in der Malerei, a. d. Italien. übers. von J. F. Facius, mit Anmerkungen versehen herausgab.

* 153. Johann Wilhelm Renatus Beck,

Magister und Lehrer der neuern Sprachen an der Universität zu Leipzig;

geb. im Jahr 1761, gest. d. 1. Mai (5. März) 1841.

Er war zu Leipzig geboren und ein Bruder des bekannten Professor Hofrath Christian Daniel Beck *). Auf der Thomasschule und der Universität seiner Vaterstadt gebildet, ward er nach Beendigung seiner Studien Hauslehrer in Lyon, ging dann nach Paris und Amsterdam, reiste hierauf nach Leipzig zurück, wo er anderthalb Jahre lang Privatunterricht ertheilte, ward 1787 Hofmeister zu Turin, kam 1791 wieder nach Leipzig und begleitete 1793 die Grafen von Igelström — Vater und Sohn — nach Warschau, Riga und Dorpat; gab alsdann in Mitau und Riga Privatunterricht, verließ 1799 Rußland und wendete sich zum dritten Male nach Leipzig, wo er sich 1810 habilitirte und 1811 als Professor der neuern Sprachen an die Landesschule Pforta berufen wurde. Nachdem er diesem Amte bis 1824 mit Fleiß und Erfolg vorgestanden hatte, wirkte er noch 17 Jahre in gleicher Stellung bei der Universität Leipzig. — Seine Schriften sind: Mit L. Röller: Tabellen d. franz. Konjugationen. Merseb. 1780. 2. A. 1812. — Esprit de la langue française (A. u. d. T. Geist d. franz. Sprache) Leipzig 1795. 2. Aufl. mit d. T.: Dictionnaire d'Iotismes françaises etc., oder Handwörterbuch rc. Halle 1800. — *Aphorismen zur Philosophie der französischen Sprache. Leipzig 1801. — *Lebensgeschichte Napoleon Bonapartes, ersten Konsuls der franz. Republik. Wien 1803. — Quaestionum de originibus linguae franco-gallicae Specimen. Lips. 1809. — Nouv. manuel du voyageur en Europe et dans le nord de l'Asie etc. 2 Tom. Leipz. 1810. 2. E. 1813. (Auch deutsch). — Lexicon Latino-Graecum manuale in usum scholarum. Ibid. 1817. e. n. 1828. — Leitfaden f. d. ersten Unterricht in d. franz. Sprache auf deutschen gelehrten Schulen. Ebend. 1823. — Auctarium lexici Latino-Graeci manualis. Ibid. 1828. — Die Eigenthümlichkeiten d. franz. Sprache. Ebend. 1832. — Von Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs d. röm. Reichs übersetzte er den 9., 10., 11. und 12. Bd., verfertigte auch das Register über das ganze Werk,

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S 810.

hatte Antheil K. A. Cäsars Geist der neuesten Philosophie des In- und Auslandes (er lieferte beinahe die Hälfte) und schrieb mehrere Recensionen für die Leipziger Literaturzeitung u. s. w.

* 154. Johann Daniel Balthasar Schmidt,

Pfarrer zu Lehnstedt und Hammerstedt und Adjunktus der Schulaufsicht und Superintendentur der Diöces Mellingen im Großherzogthume Sachsen-Weimar;

geboren den 29. Septbr. 1754, gestorben den 1. Mai 1841.

Dieser gelehrte und würdige Geistliche, der, unbekümmert um laute Anerkennung und Lobpreisung seines Werthes und Verdienstes, zufrieden mit dem Bewußtseyn, recht und pflichtmäßig gehandelt zu haben, seine Kräfte und Kenntnisse redlich seinem Berufe widmete, war in Weimar geboren, wo sein Vater, der Strumpfwirker Christian Friedrich Schmidt und seine Mutter Maria Elisabethe, geb. Sohn in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebten. Er hatte kaum das fünfte Lebensjahr überschritten, so verlor er seinen Vater durch den Tod und nun fiel seine Erziehung seiner Mutter allein anheim, deren Fleiß, Sorgfalt und Rechtlichkeit er stets auf das Dankbarste rühmte und deren Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit auch im vollsten Maas auf ihn überging und sein Eigenthum bis zum letzten Lebensaugenblicke blieb. Um seine Erziehung und Ausbildung desto mehr zu befördern, schloß, als er zehn Jahre alt war, seine Mutter eine zweite Eheverbindung mit Georg Nikolaus Koch, einem beim Militär angestellten, im Schreiben und Rechnen sehr geschickten und allgemein geachteten Manne, der damals eine Privatschule hielt, an welchem er sieben Jahre lang einen treuen zweiten Vater besaß und dessen Verdienste um seine Ausbildung er lebenslang erhob. Leider war er in seiner frühen Jugend sehr kränklich und ein Anfall von der sogenannten englischen Krankheit bewirkte wahrscheinlich, daß sein Körper nicht zu der gewöhnlichen Mannesgröße erwuchs. Seine gelehrte Bildung begann er in Weimar auf dem dasigen Gymnasium, dessen damalige sechs Klassen er alle durchschritt. Denn bald zog er durch seine Fähigkeiten, durch seine Lust zum Studiren und durch seinen Eifer und Fleiß darin die besondere Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich und erwarb sich deren Zufriedenheit und Achtung in einem solchen Grade, daß sie selbst seiner Mutter riethen, ihn studiren zu lassen, wozu sie ihm auch die nöthige Unterstützung mit zu verschaffen suchten. Ein noch vorliegender Brief des damali-

gen Direktors Heinze, mit welchem er in einem sehr freundlichen Verhältnisse stand, enthält die Aeußerung: „Er wünsche sehr, daß das Gymnasium viele solche Schüler haben möge.“ Auch zeichnete er sich wirklich durch Kenntniß der alten und mehrerer neuen Sprachen, durch einen klassischen lateinischen und deutschen Styl und durch die Vertrautheit mit der Mathematik, Physik und andern Wissenschaften rühmlich aus, wobei ihm auch noch zur Empfehlung gereichte, daß er eine schöne Hand schrieb. Von Michaelis 1776 bis Ostern 1780 widmete er sich auf der Universität Jena mit vollem Fleiße dem Studium der Theologie und gewann auch hier die Zufriedenheit und Achtung seiner Lehrer. Durch die Belehrungen der Professoren Griesbach, Danov und Eichhorn wurde er, unterstützt durch seinen klaren Geist und eine tüchtige philologische Bildung, zu der gründlichern und fruchtbarern Erklärung der heiligen Schrift und zu der geistvollen und würdigen Auffassung der Lehren des Christenthums geführt, welcher er bis zu seinem Tode huldigte und die er in seinem Unterricht und seinen Predigten stets darzulegen bemüht war. Wie sehr er seine Mutter liebte und achtete und wie wenig er jede Mühe scheute, kann man daraus sehen, daß er alle Briefe, welche er von Jena aus an seine Mutter sendete, weil diese die gewöhnliche Kurrentschrift nicht lesen konnte, in Buchstaben schrieb, welche den gedruckten gleichen. Nach seinem Abgange von der Universität und nach wohlbestandenem Kandidatenexamen lebte er sechs Jahre lang in Weimar, wo er eine Privatschule hielt, sich im Predigen übte und seine Kenntnisse, hauptsächlich in Bezug auf die neueren Sprachen, vermehrte. Seinem Unterrichte wurden Kinder aus dem angesehnsten Familien der Stadt anvertraut, da er sich die Liebe und Achtung seiner Schüler vollkommen zu erwerben wußte und sich auch durch ein feines äußeres Benehmen empfahl. Im Jahr 1786 wurde er als Rektor der damaligen lateinischen Schule zu Buttstädt berufen und als solcher den 8. März dort eingeführt. Dieser Beruf war ihm sehr erwünscht und er widmete sich demselben mit allem Eifer und mit voller Treue. In der Erklärung der alten Klassiker beschäftigte er sich nicht bloß mit dem Grammatischen und Historischen, sondern vorzüglich auch mit der Darlegung des darin herrschenden Geistes, um so das Lesen der Alten wirklich fruchtbar für die allseitigere geistige Bildung der Jugend zu machen. Bei dem Vortrage der gewöhnlichen Schulwissenschaften suchte er stets die Praxis mit der Theorie zu verbinden und überhaupt Alles auf das Deutlichste darzulegen, weshalb er auch selbst mit unermüdetem Fleiße

verschiedene, jenen Zweck fördernde Werkzeuge und Geräthschaften ersann und aus Holz oder Pappe verfertigte. Da bei dem Abgange der Schüler auf die Universität zuweilen ein feierlicher Schulaktus gehalten wurde, so unterließ er nicht, dazu durch Programme theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache einzuladen, unter denen wenigstens die „Ueber das Lesen des Homer auf Schulen," „de vita Hieronymi Vidae" und „de Scriptis H. Vidae" einen bleibenden Werth behalten werden. Im Jahr 1787 verheirathete er sich mit Jungfrau Marie Sophie, der einzigen Tochter des Seifensiedermeisters und damaligen Rathsassessors Friedrich Leonhard Lieber zu Buttstädt, mit welcher er bis zu seinem Tod in der friedlichsten Ehe lebte, aus der vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter, hervorgingen, von denen zwei Söhne ihn überlebt haben, die ebenfalls in geistlichen Aemtern stehen. Obgleich seine Stelle nur eine geringe Besoldung gewährte, so blieb er doch aus Liebe zu seinem damaligen Beruf 17½ Jahre Rektor in Buttstädt, in welcher Zeit er Manchem auch durch Privatunterricht nützte und insonders mehreren der damals in Buttstädt verweilenden französischen Emigranten nicht unwichtige Dienste leistete, wodurch ihm nur der Vortheil wurde, daß er seine Kenntniß der französischen Sprache vervollkommnete und eine größere Gewandtheit im Sprechen derselben gewann. Als aber, nach einem höheren Beschlusse, keine Landstadt des damaligen Herzogthums Weimar eine gelehrte Schule fernerhin enthalten sollte und die Umgestaltung der lateinischen Schule in Buttstädt zu einer Realschule, wozu er einen umfassenden Plan ausgearbeitet hatte, nicht zu Stande kam, so nahm er den Antrag der Pfarrstelle zu Isserstedt bei Jena an, in welche er im Oktober 1803 eingesetzt wurde. Wie früher dem Schulamte, so widmete er sich nun dem Pfarramte mit voller Gewissenhaftigkeit. Eilf Jahre verweilte er in Isserstedt; aber dieser Zeitraum war der unruhvollste seines Lebens; denn hier erlebte er, den 14. Oktbr. 1806, die unglückliche Schlacht bei Jena mit allen ihren Schrecken, da bei dem ringsum tobenden Kampf eine Kanonenkugel durch das obere Stockwerk der Pfarrei flog und er einen bedeutenden Verlust durch Plünderung erlitt, wobei ihm sogar ein Franzose das Oberhemde vom Leib abzog. Während die meisten Einwohner das Dorf vor der Schlacht aus Furcht verlassen hatten, war er mit seiner Familie und wenigen ältern Leuten zurück geblieben, indem er den Anmahnungen zur Flucht die Aeußerung entgegengesetzt hatte, daß hier sein Posten sey, den er eben so wenig verlassen dürfe, als der Soldat

den ihm angewiesenen im Kampf. Außerdem brachten ihm die öftern Einquartirungen der französischen und anderer Truppen bis 1814 Unruhe und Nachtheil, was er aber alles mit der größten Geduld und Ergebung in Gottes Fügungen ertrug. In den Jahren 1810 und 1811 verwaltete er auch auf höheren Auftrag, während der Geisteskrankheit des damaligen Frankendorfischen Pastors, die sämmtlichen Pfarrgeschäfte zu Frankendorf, Hohlstedt und Kötschau. Da er mit der Betreibung der Feldwirthschaft wenig bekannt war, auch wenig Gefallen an derselben fand, die Pfarrei zu Isserstedt aber eigentlich beides erforderte, um ein gemächliches Auskommen zu gewinnen und da eine Verpachtung der Pfarräcker damals wenig Vortheil brachte, so folgte er, nachdem 1808 eine Versetzung nach Taupadel rückgängig geworden war, mit dem Beginne des Jahres 1815 dem an ihn ergangenen Rufe zur Uebernahme des Pfarramtes zu Lehnstedt und Hammerstedt, wobei ihm zugleich die sonst auf Kapellendorf ruhende Adjunktur der Schulaufsicht über neun Oerter der Diöces Apolda übertragen wurde, die er bis 1822 verwaltete, wo er die Adjunktur der Schulaufsicht und Superintendentur der neu gegründet n Diöces Mellingen dafür bekam. Diese Aemter verwaltete er nun mit seiner gewohnten Treue bis zu seinem Tode, nur daß er im Jahr 1837, vorzüglich auf Bitten der Seinigen, das großherzogl. Oberkonsistorium ersuchte, ihn den Geschäften der Adjunktur zu entheben, weil er auf einer Schulvisitationswanderung, von einem Gewitter überrascht, sich eine Krankheit zugezogen hatte und weil zu fürchten war, daß bei seinem hohen Alter er leicht wieder auf gleiche Weise leiden konnte. Bei dieser Gelegenheit empfing er, als Anerkennung seiner treu geleisteten Dienste, die silberne Verdienstmedaille. Schon im Jahr 1836 hätte er sein funfzigjähriges Amtsjubiläum feiern können; allein er liebte das Gepränge nicht und suchte daher eine öffentliche Feier zu verhüten, so wie er auch seine goldne Hochzeitfeier im Stillen vorüber gehen ließ, welche 1837 fiel. In seinem Geiste blieb er der Ungeschwächte und Klare bis zu seinen letzten Lebenstagen und selbst in seiner Körperkraft war er bis wenige Jahre vor seinem Tode noch sehr rüstig. Noch im Jahr 1837 machte er weitere Wanderungen zu Fuß; aber von da an begann die Regsamkeit seiner Füße mehr und mehr zu erlahmen, so daß er auf das Filial gefahren werden mußte und in der letzten Zeit sich nur mit Hilfe eines Stockes bei seinen Amtsgeschäften in der Kirche bewegen konnte. Schon früher hatte sein Gehör etwas abgenommen, aber die Schärfe seines Gesichtes blieb

ihm bis zu seinem Tod ungetrübt, so wie er auch bis dahin seine feste schöne Hand ohne Wanken und Zittern schrieb. Sein sehnlichster Wunsch, daß Gott ihn bis zu seinem Lebensende in seiner Amtswirksamkeit thätig lassen möge, wurde erfüllt. Noch am Sonntage Quasimodogeniti, den 18. April 1841, obgleich schon von der Grippe ergriffen, verrichtete er sein Amt, indem er in Hammerstedt den von ihm am zweiten Osterfeiertage konfirmirten Kindern das Abendmahl reichte. Einige Aeußerungen in der Rede, die er dabei hielt, gaben zu erkennen, daß er die Ahnung in sich trug, dieses Geschäft werde das letzte seiner öffentlichen Amtswirksamkeit seyn. Nach seiner Zuhausekunft verschlimmerte sich das Uebel mehr und mehr und ein starker Husten raubte ihm die nächtliche Ruhe; doch er suchte die Gefahr, in welcher er stand, seiner Gattin zu verbergen und erwähnte davon auch nichts in den ersten Briefen, die er regelmäßig alle Woche an seine beiden Söhne schrieb; erst aus dem letzten Billete vom 27. April erkannten diese, daß Gefahr für den geliebten Vater vorhanden seyn müsse, da die Schrift nicht mehr völlig die frühere regelmäßige war und die Aeußerungen vorkamen, daß das Ende der Woche über ihn entscheiden werde und daß sein Hoffen nach oben stehe. Wirklich entschied auch der letzte Tag der Woche über sein Leben, denn Sonnabends, den 1. Mai früh 4 Uhr entschlief er sanft, nachdem er geäußert, daß er nun zu seinem Herrn Jesu eingehe und über Nebel geklagt hatte, der seine Augen umhülle, weshalb man auch auf sein Verlangen die Fenster und Thüren hatte öffnen müssen. Die feierliche Bestattung erfolgte Dienstags darauf, den 4. Mai, Vormittags. Er entschlief im 87 Jahre seines Alters und dieses hohe Alter war bei ihm offenbar die lohnende Folge seiner einfachen, mäßigen, wohlgeordneten und immer nützlich thätigen Lebensweise und vorzüglich der Segen seiner ächt christlichen Denkart und Gesinnung, bei welcher er keinen sinnlichen Lüsten fröhnte, keiner Modethorheit huldigte, keinen Leidenschaften die Herrschaft über Geist und Leib gestattete und stets eines wohlbedachten und gottgefälligen Wandels sich befleißigte. Von den frühesten Jugend bis zum spätesten Alter lebte er äußerst mäßig. Bis zu seinem 40. Jahre war sein gewöhnliches Getränk Wasser; als aber nach einer bei ihm eingetretenen Krankheit das Wasser leicht seinen Magen erkältete, trank er zwar gewöhnlich Bier, jedoch nur wenig, Wein genoß er selten und Branntwein fast nie. Von den Speisen waren die einfachsten ihm die liebsten und selbst diese nahm er nur in geringem Maase zu sich. Wahrscheinlich deshalb wurde

er in seinem Leben nur höchst selten von Krankheiten heimgesucht. Dazu kam seine unermüdete Thätigkeit. Zwar überließ er die Besorgung der häuslichen und ökonomischen Angelegenheiten fast ganz seiner Gattin, denn das Streben, irdische Güter und Schätze zu gewinnen und zu sammeln, wurde bei ihm nicht bemerklich, aber mit rastlosem Eifer widmete er sich seinen Amtsgeschäften und den Studien, worin ihn seine nicht unbedeutende Bibliothek unterstützte. Er las fleißig die heiligen Schriften in den Ursprachen, verglich die älteren und neueren Uebersetzungen mit denselben und suchte den wahren Sinn und die nutzbare Anwendung der Aussprüche Jesu und seiner Apostel, so wie auch der ältern Offenbarungen Gottes möglichst zu erforschen; dabei achtete er auf die neueren Erscheinungen in der Theologie und dem Kirchenwesen, wovon er hörte oder las, ließ aber in der Prüfung ihres Werthes oder Unwerthes keinen andern Entscheidungsgrund als Schrift und Vernunft gelten. Die klassischen Schriften der alten Griechen und Römer nannte er seine alten würdigen Bekannten, angenehmen Freunde und verdienstvollen Lehrer und daher lagen ihm stets einige derselben zur Seite, in denen er zur Abwechselung las. Gern beschäftigte er sich mit Mathematik, Physik, Mechanik, Geographie und Geschichte; mit der französischen Literatur war er sehr vertraut und selbst das Englische, Italienische und Spanische war ihm nicht fremd. Auf seine öffentlichen Vorträge in der Kirche bereitete er sich sorgfältig vor; gewöhnlich entwarf er Sonntags nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes die Disposition seiner Predigt für den nächsten Sonntag und führte diese alsdann im Verlaufe der Woche weiter aus und prägte sie durch weiteres Nachdenken und bedachtsames Studium dem Geist ein, so daß er den Sonnabend auch zu andern Arbeiten anwenden konnte. In der frühern Zeit erschienen seine Predigten manchen Zuhörern etwas zu gelehrt, aber nachdem er Prediger auf dem Lande geworden war, wußte er sich die würdige Popularität bald anzueignen, so daß man ihn gern hörte, obschon er ohne alle Aktion, worin er Herder folgte, seine Vorträge hielt. Auch bei den gehäuftesten Amtsarbeiten nahm er keine fremde Hilfe in Anspruch und wenn seine Söhne oder andere junge angehende Prediger auf ihr Ersuchen seine Stelle vertraten, so verfertigte er nichts destoweniger seine eigene Predigt, um für den Nothfall gerüstet zu seyn. Daß er seine öffentlichen Vorträge so nützlich als möglich zu machen suchte, wird auch dadurch bestätigt, daß er die bei den Leichenpredigten üblichen Lebensläufe nicht durch den Schullehrer fertigen ließ, sondern

selbst mit dem größten Fleiß ausarbeitete. Der Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes widmete er alle Sorgfalt, indem er selbst, bei der Dürftigkeit und veralteten Form der Agende, passende Formulare zu Trauungen und Taufen, auch Kollekten und Gebete ausarbeitete und Versikel sammelte. Da er ein Mal vernommen hatte, daß von einem Geistlichen der Zeitpunkt zur Besteigung der Kanzel verschlafen worden war, so setzte er sich nie in dem geistlichen Amtsstuhle nieder, sondern stand oder ging in demselben umher, um allen Schlaf zu verhüten. Sehr gern beschäftigte er sich, auch als Landprediger, mit dem Unterrichte der Jugend. Seine beiden Söhne unterrichtete er selbst allein, bis sie in die erste Klasse des Gymnasiums aufgenommen werden konnten. In Isserstedt und Lehnstedt hatte er eine Reihe von Jahren hindurch mehrere Zöglinge bei sich und bis zu seinem Tode kamen junge Leute in einzelnen Stunden zu ihm, denen er Unterricht in Sprachen oder in der Mathematik ertheilte. So sehr ihn aber auch seine Söhne und manche Freunde ermunterten, für den Druck zu schreiben, weil er bei seinen Kenntnissen und Erfahrungen, bei seinem hellen unbefangenen Geist und reifen Urtheile Werthvolles geliefert haben würde, so trat er doch nie öffentlich, außer in den oben genannten Programmen, aus allzugroßer Bescheidenheit als Schriftsteller auf, obschon er zu manchen Büchern Vorarbeiten begann und Sammlungen anstellte. So sind von ihm noch Arbeiten zu einer griechischen Grammatik, einer Agende u. dergl. m. vorhanden. Alle seine schriftlichen Aufsätze empfahlen sich durch Gründlichkeit, Klarheit und Würde des Styls. Auch ließ er oft eine heitere Laune und Witz, besonders in seinen Briefen hervortreten. Von Charakter war er der anspruchloseste, humanste und liebreichste Mann. Alles suchte er in Güte abzuthun, wählte stets die sanftesten Worte und Ausdrücke und ertheilte selbst den Tadel auf die mildeste Weise. Zu jeder Zeit war er auf das Freundlichste bereit, Andern Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen, was besonders die Glieder seiner Gemeinden erfuhren, die durch seine Dienstfertigkeit manche Kosten ersparten. Nützlich zu werden, Gutes zu thun und seine Kenntnisse zu vermehren, das war seine Freude und in dem Gedeihen und Wohlbefinden seiner Söhne fand er seine Erheiterung. Nie suchte er Erholung und Vergnügen in den gewöhnlichen Zeitvertreiben und Zerstreuungen, eine Spielkarte z. B. hat er nie in die Hand genommen. Bei seiner Gottergebenheit konnte kein Mißgeschick ihn niederbeugen und mit der größten Geduld ertrug er jede Widerwärtigkeit, von welcher er, besonders bei der anhaltenden

Kränklichkeit seiner Gattin, nicht frei blieb. Sein Eigenthum war die größte Gemüthsruhe und eine ungestörte Seelenheiterkeit, die stets aus seinem Antlitz, auch nachdem der Tod sein Auge geschlossen hatte, leuchtete und die durch seine Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit hervorgegangen war.

Friedr. Schmidt.

* 155. Adolph Christian Graf v. Bassewitz,

großherzogl. mecklenburg-schwerinscher Kammerherr, Erbherr auf Prebberede, Gr. Dalwitz, Vietow, Wohrenstorf, Schwiessel, Neu-Heinde &c. Inhaber der meckl. goldnen Militärverdienstmedaille;

geb. im Jahr 178., gest. d. 2. Mai 1841.

Zu Schwerin geboren, war er der zweite Sohn des mecklenburgischen wirklichen Staatsministers und Geheimenrathspräsidenten Bernhard Friedrich Grafen von Bassewitz, der nach einer langen Reihe von Jahren, die er dem vaterländischen Staatsdienst in ausgezeichneter Stellung gewidmet hatte, sein späteres Alter im Ruhestande zubrachte und am 22. März 1816 mit Tod abging. Seine schon am 27. Juli 1802 verstorbene Mutter war eine geborne von Koppelow. Unter der unmittelbaren Leitung und Pflege dieser vortrefflichen Eltern wurde der Verewigte neben 6 Geschwistern*) sehr sorgfältig durch besondere Lehrer erzogen und unterrichtet und späterhin zu seiner weitern Ausbildung einem auswärtigen Gymnasium zugeführt. Hierauf trat er in würtembergische Hofdienste, in welchen er bald zum Kammerherrn und Stallmeister aufrückte, in der Folge aber diese Laufbahn wieder aufgab und sich nach Mecklenburg zurückzog, woselbst er ebenfalls die Kammerherrnwürde erhielt und nachdem er sich den 13. März 1812 zu Hohenwisch mit L., geborne von Levetzow vermählt hatte, als Privatmann auf dem käuflich an sich gebrachten Rittergute Gneven, Amts

---

*) Diese sind: 1) Karl Christoph, gestorben als großherzogl. meckl.-schwerin. geheimer Kammerrath a. D. zu Rostock d. 17. Nov. 1837 (s. Biogr. s. im 15. Jahrg. d. N. Nekr. S. 987.); 2) Friedrich, lebt als meckl.-schw. Kammerherr auf seinem Gute Perlin, bei Wittenberg; 3) Bernhard, starb als königl. preuß. Lieutenant und Adjutant des Oberstlieutenants von Lützow in der Schlacht bei Ligny d. 16. Juni 1815; 4) Heinrich A. C., auf Wardow und Burg-Schlitz, nahm nach seiner Vermählung mit der Erbtochter des geheimen Legationsrathes Grafen Hans v. Schlitz (dessen Biographie siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 665.) den Beinamen Schlitz an, den 20. Juli 1823; 5) Mariane, verheirathet im J. 1805 mit dem Justizkanzleidirektor Burchard Hartwig v. Bülow zu Schwerin und gest. zu Kaartz d. 9. Aug. 1835; 6) Elisabeth, vermählt seit dem 19. Aug. 1814 mit dem Rittergutsbesitzer August Dethloff v. Storch auf Diestelow, Zülow &c.

Crivitz, lebte. Im Jahr 1814 verließ er seine selbst gewählte Einsamkeit, die Einladung eines neuen Herrn, des verst. Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, annehmend und wurde nun, bei Errichtung der vier Landwehrbataillons, worüber derselbe den persönlichen Oberbefehl führte, von selbigem zu seinem Adjutanten, mit dem Charakter eines Majors, ernannt. Nach Beendigung des Feldzuges verweilte er wieder auf seinem Gute Gneven bis 1816, wo er bei der Theilung der väterlichen Verlassenschaft im Besitz der auf ihn gekommenen Güter Gr. Dalwitz, Stechow, Stierow und Rückberg gelangte und nun diese bezog. Den 20. Febr. 1818 überließ ihm sein älterer Bruder, der geheime Kammerrath v. B., welcher ohne Lehnserben war, hiezu noch das Stammgut Prebberede mit den Pertinenzien Grieve und Jahmen, Amts Güstrow, ferner kaufte er noch an sich den 19. Sept. 1828 das Gut Poggelow, den 19. Oktbr. 1838 Schwiessel, so wie den 20. Oktbr. desselben J. Neu-Heinde mit der Pertinenz Kl. Bützin, letztere Besitzungen von dem k. k. österreichischen Feldmarschall Grafen von Wallmoden-Gimborn; ingleichen war er auch durch das Ableben seines Bruders, des vorgedachten geheimen Kammerraths, mit den Fideikommiß- und Senioratsgütern Vietow und Wohrenstorf c. p. Horst und Weitendorf belehnt worden, auch in den Mitbesitz des Allodialguts Reetz c. p. Viegeln gekommen. Alle diese Güter, mit deren Bewirthschaftung er sich unausgesetzt beschäftigte, erhielten durch ihn durch Neubauten eine wesentliche Verschönerung, wie er auch deren Ländereien in hohe Kultur setzte. Im Jahr 1824 trennte er die beiden Pertinenzien Stechow und Stierow von dem Hauptgute Gr. Dalwitz, so wie Jahmen von Prebberede und ward es ihm landesherrlich gestattet, solche als besondere Hauptgüter benutzen zu dürfen. Insonderheit aber gründete er an den genannten Orten, zur Veredlung der Schafzucht in Mecklenburg, mehrere spanische und Merinoschäfereien und auf dem Stammgute Prebberede unterhielt er ein Gestüte von 138 Pferden, wovon 55 Vollblut waren und welches nun erst nach seinem Tode, wo es den 30. Aug. 1841 meistbietend verkauft wurde, wieder einging.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 156. Franz Christian Ferdinand v. Grün,

fürstl. reuß-plauenscher Regierungs-, Konsistorial- und Kammerpräsident zu Greitz;

geb. d. 24. Juni 1758, gest. d. 3. Mai 1841.

Er war zu Hechenburg in der Grafschaft Sayn — jetzt zum Herzogthume Nassau gehörig — geboren und war der einzige Sohn Heinrich Detmars von Grün, Kanzleidirektor im Dienste der Burggrafen zu Sayn, nachmals wirklicher geheimer Rath und bevollmächtigter Gesandter des Reichsfürsten- und Grafen-Standes der Wetterau am Reichstage zu Regensburg. Schon in den ersten Jahren der Kindheit verlor er seine Mutter, Tochter des oranien-nassauischen Kammerdirektors Bömer im Haag. Von einem Erzieher unterrichtet, wuchs er unter unmittelbarer Aufsicht seines Vaters heran, unter dessen Leitung der Sinn und die Liebe für alle Erscheinungen im Reiche der Natur in dem Knaben geweckt und gepflegt und so tief in ihn gepflanzt wurden, daß sie ihn durch sein ganzes Leben begleiteten. Seine wissenschaftliche Ausbildung zu beginnen, wurde er, in Begleitung seines Lehrers, nach Weilburg geschickt, wo er während mehrerer Jahre das Gymnasium besuchte. Sein Vater, im J. 1767 im Auftrage mehrerer Reichsfürsten und Grafen zur Reichskammergerichtsvisitation von Wetzlar gesandt, wo er neun Jahre zubrachte, ließ den abwesenden Sohn zuweilen zu sich kommen, der in jugendlicher Heiterkeit der frohen Tage im Kreise von vier Schwestern sich erfreute. Zum Jünglinge gereift, bezog er die Universität Göttingen, wo er vier Jahre lang, ohne ins väterliche Haus auch nur auf kurze Zeit zurückzukehren, dem Studium der Rechtswissenschaft sich mit Fleiß und Ernst widmete. Hier, nach einem forcirten Ritte von Göttingen nach Kassel, wurde der Keim zu einem körperlichen Gebrechen gelegt, das ihn bis an sein Lebensende nicht verließ: Erhitzung und darauf erfolgte Erkältung veranlaßten eine Harthörigkeit, die, im Anfang unbedeutend, trotz aller angewandten Mittel, mit den Jahren zunahm und in hohem Alter in fast gänzliche Taubheit überging. Nach vollendeter Studienzeit ging er nach Regensburg, dem damaligen Aufenthalte seines Vaters, beschäftigte sich fortgesetzt mit seiner Wissenschaft und suchte lehrend zu lernen, indem er sich dem Unterrichte junger Leute widmete, denen er unendgeltlich Vorlesungen über juristische Gegenstände hielt. Neben der Wissenschaft aber pflegte er auch angenehme und interessante gesellige Verbindungen. Der

Aufenthalt in Regensburg, damals ein Sammelplatz der bedeutendsten deutschen und ausländischen Staatsmänner und Gelehrten, bot dem jungen Manne reichliche Gelegenheit dar, sich für seine Geselligkeit auszubilden, indem er ihren edelsten Freuden sich hingab. Auf Verwendung seines Vaters, der auch die Stimme des fürstlich reußischen Hauses am Reichstage zu vertreten hatte, fand er eine Anstellung im Dienste des Fürsten Reuß älterer Linie, Heinrich des XI. zu Greiz. Es wurden ihm die Geschäfte eines Regierungsraths und Privatsekretärs übergeben und er hatte die ausgebreitete, zum gr ßen Theile französische Korrespondenz seines fürstlichen Herrn zu führen. Er rühmte dankbar noch in späten Jahren, wie er, unerfahren und neu im Dienstverhältniß, in der ausgezeichneten Persönlichkeit jenes würdigen Fürsten, durch sein Beispiel, seine Lehre und unter seiner speciellen Leitung eine wichtige Vorbereitung für folgende größere Thätigkeit gefunden habe; und was damals der Herr an seinem Diener gethan, gereichte in der Zukunft den fürstlichen Kindern und Enkeln des Ersten zum Nutzen. Als die Stelle eines Präsidenten fürstlicher Regierung erledigt war, wurde ihm dieselbe übertragen und er bekleidete sie von 1782 bis zu seinem Ende, unter vier auf einander folgenden Landesherren. Im Jahr 1798 verheirathete er sich mit Philippine Rosine von Struve, jüngster Tochter des kaiserlich russischen Gesandten am Reichstage zu Regensburg und gründete mit dieser Verbindung das häusliche Glück seines Lebens. Schmerzliche Erfahrungen in demselben waren ein Brandunglück, welches im J. 1802 die Stadt Greiz und auch seine Wohnung traf, so wie der zu gleicher Zeit erfolgte Tod seines Schwiegervaters, v. Struve, der vom Dienste zurückgezogen in Greiz seinen Aufenthalt gewählt hatte. In den darauf folgenden Jahren brachte der Krieg auch dem reußischen Lande Unruhe und Lasten und dem Geschäftsmann ernste Sorgen und vermehrte Arbeit. Im Jahr 1819 entriß ihm der Tod seine Gattin und seinen sieben, zum Theile noch unerzogenen Kindern eine treue zärtliche Mutter. Noch kräftig an Geist und Körper feierte er im Jahr 1832 sein funfzigjähriges Dienstjubiläum und im Jahr 1839 die Jubelfeier seiner Ernennung zum Präsidenten, bei welcher Gelegenheit ihm das Komthurkreuz des herzoglich sächs. Hausordens ertheilt wurde, so wie viele Beweise aufrichtiger Theilnahme und Anerkennung. Nach einer fast 60jährigen Laufbahn im Dienst und im 83. Jahre seines Alters sollte er nicht sanft sein langes und erfahrungsreiches Leben beschließen. Bei völligem Wohlseyn unternahm er am 1. Mai eine Spazierfahrt und kaum

hatte man ihn zur Stadt hinaus fahren sehen, als die in wilder Flucht mit dem leeren, zerbrochenen Wagen zurückkehrenden Pferde das Schrecklichste vermuthen ließen. Schwer verletzt und bewußtlos fand man ihn auf der Chaussée unweit der Barriere an der Landstraße nach Reichenbach, wo er nach dem Scheuwerden und Durchgehen seiner Pferde vom Wagen herabgestürzt und wahrscheinlich an eine Mauer geschleudert worden war. Durch geleistete Hilfe wurde derselbe zwar bald wieder zum Bewußtseyn zurückgebracht, doch nur auf kurze Zeit. Der Hirnerschütterung und dem Wundfieber erlagen bald die schwachen Lebenskräfte des Geistes und er entschlummerte sanft zu einem bessern Leben. — An der Spitze dreier Dikasterien und berufen, das Recht des Landesherrn eben so sehr, als das der Unterthanen zu verwalten, hat er, treu in der Erfüllung seiner Pflicht, doch ohne Servilität, sich in einer langen Reihe von Jahren, das Vertrauen des Einen sowohl als das der Andern erworben und erhalten und um so sicherer, da er nicht nach Gunst trachtete. Er hat sich nach bester menschlicher Einsicht selbst unter verwickelten und schwierigen Verhältnissen mit gutem Gewissen seiner Aufgabe entledigt. Da er als Privatmann das Recht übte, konnte er auch öffentlich es vertreten. Er wußte Gerechtigkeit mit Milde zu vereinigen und mit unermüdeter Geduld jedes ihm vorgestellte Anliegen anzuhören und zu erwägen; war stets mit offner Hand zur Hilfe bereit, als Mensch und als Diener. Haben Andere über weite Kreise ihr Wirken erstreckt, so war das seinige auf einen beschränkteren koncentrirt, aber war da um so tiefer eindringend. Im Privatleben war er liebenswürdig im Umgange, selbst als Greis noch heiter. Bei einem klaren und hellen Verstande, reinem regsamen fein ausgebildeten Geiste, der außer der einen erwählten Wissenschaft viele Zweige menschlichen Wissens ergriff und vorzüglich das Reich der Natur mit aufmerksamen und liebendem Auge betrachtete, bei einem großen Reichthume von Kenntnissen, hatte er ein warmes theilnehmendes Herz für die Leiden und Freuden Anderer und Nachsicht für ihre Schwächen bewahrt; hatte sich frei erhalten von aller kleinlichen Eitelkeit und jenen genannten Vorzügen, theils selbst erworbenen, theils von der Natur ihm verliehen, gab wahre natürliche Bescheidenheit den besten Reiz.

157. Franz Löwenheim,

Doktor der Philosophie und Theologie, geistl. Rath und Pfarrer zu Eßleben (Baiern);

geb. d. 14. Juni 1762, gest. d. 3. Mai 1841 *).

Geboren zu Jettelbach, wurde er 1786 in Würzburg zum Priester geweiht, 1787 Kooperator zu Himmelstadt und schon nach vier Monaten Kaplan zu Volbach, 1788 Hofmeister bei der freiherrlichen Familie von Lochner, 1791 Kaplan zu Wiesentheid, 1798 Kuratus zu Zeilitzheim, 1801 Pfarrer zu Oberpleichfeld, 1807 Regens des bischöflichen Seminars, Professor der Theologie und geistlicher Rath zu Würzburg und 1815 Pfarrer zu Eßleben. In allen diesen Aemtern bewies der Verewigte unermüdlichen Eifer zu allem Guten, treue Pflichterfüllung, innig religiösen, ganz der Kirche anhänglichen Sinn und tiefe wissenschaftliche Bildung. Zwei Drittheile seines beträchtlichen Vermögens vergabte der fromme, wohlthätige Priester zu kirchlichen, Schul- und andern wohlthätigen Zwecken.

* 158. Franz Joseph Benedikt Bernold,

Altstatthalter und Altkantonsrath zu Wallenstadt (Kanton St. Gallen);

geb. d. 9. August 1765, gest. d. 4. Mai 1841.

Er stammte aus einem alten, angesehenen Geschlechte des Kantons Glarus, welches sich bald Bernold, bald Bernet schrieb. Sein Großvater war der um sein Vaterland hochverdiente Glarner Landammann Johann Leonhard Bernold. Sein Vater ließ sich in Wallenstadt nieder und dort wurde auch unser B. geboren. Im väterlichen Hause trefflich erzogen, widmete er sich an den höhern Lehranstalten von Solmansweiler, Freiburg in der Schweiz und Besançon den Studien und machte auch treffliche Fortschritte. Allein der frühzeitige Tod seines Vaters unterbrach seine gelehrte Laufbahn und rief ihn nach Hause zurück, um im Gasthofe, den seine Eltern besaßen, seiner Mutter an die Hand zu gehen. Hier übergab ihm das Vertrauen seiner Mitbürger bald nach einander die höchsten Stellen des städtischen Gemeindewesens, die Würden eines Schultheißens und Friedensrichters und bald bekleidete er auch die Stelle des Landeshauptmanns der Grafschaft Sargans. Als aber 1798 mit dem Einmarsche der Franzosen auch in der Schweiz große Umwälzungen vor

*) Nach dem Kirchenkorrespondenten 1841, Nr. 31.

sich gingen, der Fürstabt von St. Gallen vertrieben und das Land als eigener Kanton mit der Schweiz vereinigt wurde, ward er noch höher erhoben und zum Statthalter des Bezirks Mels ernannt. In dieser unruhigen Zeit, wo bald Franzosen, bald Oesterreicher das Land feindlich durchzogen und innere Parteiung noch größeres Uebel drohte, als die feindlichen Heere, wandte sein kräftiger Geist viel Unheil von seinem Vaterland ab und suchte mit Aufopferung der eigenen Sicherheit Ruhe und gesetzmäßige Ordnung zu handhaben. Ihn selbst traf mannichfaltiges Unglück. Im großen Brande von Wallenstadt 1799 ging auch sein trefflich eingerichtetes Gasthaus in Flammen auf und er selbst wurde deportirt und mußte längere Zeit fern von seiner Familie und seiner unglücklichen Vaterstadt zubringen, die er sonst nie auf einige Dauer verließ. Doch gerade damals zeigte sich seine Kraft und Thätigkeit im schönsten Lichte; denn kaum zurückgekehrt, war er schon wieder als Beamter thätig, dem Unglücke zu steuern und schien ob dem allgemeinen Unheile sein eigenes zu vergessen. Seit 1803 der Konstituirung des Kantons St. Gallen in verschiedenen Stellen, besonders als Bezirksammann und Kantonsrath wirkend, trug er auch zur Unternehmung des edeln Escher's von der Linth, der großartigen Linthkorrektion, das Seinige bei und erwarb sich dadurch neue Verdienste um seine Vaterstadt, deren Umgebung von der Ueberschwemmung des Wallenstädtersees schon ganz versumpft war und der selbst baldiger Untergang drohte. Endlich, nachdem er 50 Jahre lang seine Talente und Erfahrungen unter den schwierigsten Verhältnissen mit Treue und Hingebung dem Staate gewidmet, erklärte er 1834 vor der versammelten Bezirksgemeinde zu Mels seinen Rücktritt von allen seinen Staatsämtern in einer ergreifenden Rede, in der er Worte des Dankes und rührende Ermahnungen an seine lieben Mitbürger richtete und lebte von nun an nur seiner Familie und seinen zahlreichen Freunden. Er hatte sich nämlich 1790 vermählt und war in glücklicher Ehe Vater einer liebenswürdigen Familie geworden, von der jetzt noch zwei Söhne, die als Oberstlieutenant und Major im vaterländischen Dienste stehen, und zwei Töchter am Leben sind. Der älteste Sohn *), der sich dem Staatsdienste gewidmet hatte und Regierungsrath geworden war, ging dem Vater ein Jahr im Tode voran. Tief schmerzte ihn dieser Verlust, aber sein religiöses Gemüth fand Trost im Vertrauen auf das höhere Walten und Erholung in der Poesie,

*) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 152.

die in allem Unglück ihm ein tröstender Engel war. Schon vom Knabenalter an war B. nämlich der Dichtkunst hold und ihr weihte er auch im reifen Alter alle Erholungsstunden von seinen anstrengenden Amtsgeschäften. Es war aber auch der Name des Barden von Riva, wie er sich unter seinen meist in Zeitschriften erschienenen Gedichten nannte, über die Grenzen der Schweiz bekannt und kein gebildeter Reisender passirte wohl Wallenstädt, ohne ihn zu besuchen. Mit den ausgezeichnetsten Männern, mit dem Geschichtsschreiber Joh. von Müller, Antistes Heß *), Altregierungsrath Heinrich Füßli **), dem Physiognomen Lavater, dem Dichter von Salis-Seewis ***), dem Naturforscher von Salis-Marschlins rc. war er bekannt, mit Landammann Müller-Friedberg †) durch innige Freundschaft verbunden. Er war aber auch ein liebevoller, hingebender Freund und ein geist- und gemüthvoller Gesellschafter, der Jeden anzog, welcher mit ihm zusammentraf, der Jeden ganz an sich fesselte, welcher ihn näher kennen lernte. Bis in sein hohes Alter rüstig und heiter, veranstaltete er den Tag vor seinem Todestag ein freundschaftliches Mahl für seine nähern Bekannten; den nächsten Morgen um vier Uhr traf ihn ein Schlaganfall, um sechs Uhr kamen Krämpfe dazu und nach einigen Stunden endigte er ruhig und sanft sein edles Leben. Seine zerstreuten Gedichte, die sich durch blühende Phantasie und leichte, gefällige Form auszeichnen, deren Sammlung er aber aus Bescheidenheit während seines Lebens nie zugab, sollen von einem seiner Söhne, einem tüchtigen Kenner deutscher Literatur, gesammelt und herausgegeben werden.

* 159. M. Adolph Gottfried Wilhelm Lipsius,

Oberpfarrer zu Bernstadt in der sächs. Oberlausitz, Mitglied der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften;

geb. d. 13. Novbr. 1768, gest. den 6. Mai 1841.

L. ward zu Gießmannsdorf bei Luckau in der Niederlausitz geboren. Sein Vater war der Pfarrer daselbst, M. Christian Gottlob Lipsius, seine Mutter Johanna Beata geborne Beckmann aus Lübten. Den ersten Unterricht empfing er im elterlichen Hause, seine gelehrte Bildung aber auf dem Lyceum zu Lübben und auf den Universitäten zu Leipzig (1788

*) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 431.
**) — — — 10. — — — — S. 841.
***) — — — 12. — — — — S. 95.
†) — — — 14. — — — — S. 446.

bis 1789) und Wittenberg (1790). In Lübben waren Thieme und Suttinger, in Leipzig Beck, Platner, Keil, Morus und Rosenmüller, in Wittenberg besonders Schröckh, Reinhard u. A. seine Lehrer. Nachdem er 1790 zu Wittenberg Magister geworden war und 1793 vor dem Oberkonsistorium zu Dresden das theologische Examen ehrenvoll bestanden hatte, kam er als Hauslehrer auf das Rittergut Schöllnitz bei Kalau, darauf zu dem Superintendenten Typke nach Dobrilugk und von da als Privatlehrer nach Dresden, wo er in den angesehensten Häusern, besonders in vornehmen polnischen Familien Unterricht in verschiedenen Sprachen ertheilte und in so angenehmen Verhältnissen lebte, daß er sich dieser Zeit noch in spätern Jahren mit besonderem Vergnügen erinnerte. Im Jahr 1798 ward er als Diakonus nach Großhennersdorf bei Herrnhut berufen und erfreute sich hier nicht allein einer glücklichen und gesegneten Amtsführung, sondern begründete auch sein häusliches Glück durch die am 1. Mai 1800 geschlossene Verbindung mit Magdalena Elisabeth, geb. Garre, einer Tochter des königl. hanöverschen Rentbeamten Heinrich Philipp Garre zu Jeinsen bei Hanover. Im Jahr 1807 ward er als Diakonus nach Bernstadt auf dem Eigen in der sächsischen Oberlausitz versetzt und wirkte auch hier nicht nur in seinem Amt als Prediger und Seelsorger mit unermüdeter Treue, sondern schuf sich auch, durch tüchtige Sprachkenntnisse und eine treffliche Lehrgabe unterstützt, einen neuen Wirkungskreis durch den Unterricht seiner eignen Söhne und vieler fremder Zöglinge, die er für das Gymnasium oder für andere Berufsarten vorbereitete. Schon sein Predigtamt war mit zahlreichen Arbeiten und Beschwerden verbunden, dennoch unterrichtete er seine Zöglinge, deren Zahl sich zu gleicher Zeit gewöhnlich auf 4 bis 6 belief, ganz allein in allen Hauptfächern des Elementar- und gelehrten Unterrichts und ertheilte in der Regel 6 bis 8 tägliche Lehrstunden. Erst im J. 1838, nachdem er durch solche Anstrengung bereits den bessern Theil seiner Kräfte zugesetzt und noch überdies während der zuletzt vorhergegangenen Jahre seinen kranken Kollegen mit eigner Aufopferung unterstützt hatte, rückte er durch den Tod des letztern in die Stelle des Oberpfarrers auf. Auch in diesem neuen Amte verkündigte er noch über ein Jahr das Wort Gottes mit Kraft und Freudigkeit, bis eine chronische Heiserkeit, eine Folge der früheren übergroßen Anstrengung, ihn nöthigte, der ihm so theuern Kanzel zu entsagen. Er hielt seine letzte Predigt am 2. Epiphaniassonntag 1840 über den Text: Sey getreu bis in den Tod rc.; aber um so eifriger gab er sich jetzt den übrigen Geschäften seines Amtes

hin, welche die noch fortdauernde Frische seines Geistes und die im Uebrigen noch ungeschwächte Kraft seines Körpers ihm noch zu verrichten erlaubten. Doch seit dem März des Jahres 1841 wurde sein Zustand immer bedenklicher und immer deutlicher traten die Symptome eines unheilbaren Luftröhrenleidens hervor. Er schlief, vom Schlage getroffen, sanft ein zum besseren Leben den 6. Mai Nachmittags 1½ Uhr, im 73. Lebens- und 43. Amtsjahre. Die allgemeine Trauer bei seinem Begräbnisse bewies deutlich, was er seiner Gemeinde und ein doppelter Nachruf seiner ehemaligen Zöglinge (Leipz. Zeitung 1841, Nr. 141. Sächs. Postillon 1841, Nr. 19.), was er auch diesen gewesen war. Sein ganzes Wirken war still und geräuschlos und seine Geistesrichtung eine durchaus praktische, daher er, außer einem Aufsatz in der vormaligen Lausitzer Monatsschrift und einigen Amtsreden (vgl. Ottos Lexikon der oberlausitz. Schriftst. 2. Bd. S. 491 und Schulzes Supplementband S. 251 f. nichts Literarisches hinterlassen hat*). Doch besaß er Gelehrsamkeit genug, um seine Zöglinge meist bis zur Prima vorzubereiten und auch seine Predigten zeichneten sich eben so sehr durch Klarheit des Denkens und streng logische Disposition, als durch Wärme des Gefühls und ansprechende Herzlichkeit aus. Der Segen seiner Amtsführung aber wurde noch erhöht durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters. Denn Alle, die ihm nahe standen, kannten und liebten sein immer heiteres Gemüth, seinen geraden, biedern Sinn, seine große Herzensgüte, seine unermüdete Berufstreue, seine Dienstfertigkeit gegen Jedermann; seinen Hinterlassenen aber wird noch überdieß seine aufopfernde Liebe gegen die Seinen und die fromme Ergebung, mit welcher er noch sein letztes Leiden ertrug, ohne irgend einem der Seinen beschwerlich zu werden, stets unvergeßlich seyn. Im Kreise dieser seiner Familie hatte der Vollendete selbst seine theuersten Freuden und Erheiterung von den Sorgen gefunden, von denen auch sein äußeres Leben nicht frei war. Denn ungeachtet seiner angestrengten Thätigkeit gelangte er doch, bei dem spärlichen Einkommen seiner beiden ersten Aemter, bei den Opfern, die er der Erziehung seiner Söhne gebracht hatte, bei der großen Uneigennützigkeit aller seiner Bemühungen und der zuweilen über-

---

*) Hierbei ist noch nachzutragen: Denkmal der am 24. August 1823 in der Kirche zu Bernstadt begangenen Schulfeier, gestiftet von J. K. Dehmel (Dessen Biogr. s. im 16. Jahrg. d. N. Nekr. S. 1030), Pastor, M. A. G. W. Lipsius, Diakonus und A. Th. Borott, Direktor. Zittau, gedruckt bei Seyfert.

großen Liberalität seiner Gesinnung, nur mühsam zu einigem Wohlstande, den noch überdies das große Brandunglück, von welchem im Jahr 1828 das arme Bernstadt heimgesucht wurde, zum größten Theile wieder vernichtete. Der Vollendete hinterließ, außer seiner Witwe, zwei erwachsene Söhne: M. Gustav Herrmann Julius Lipsius, geb. den 15. Juli 1804 und den Unterzeichneten, geb. den 19. Januar 1805, von denen jedoch der erstere seitdem bereits seinem Vater, wie im Amte, so auch im Tode gefolgt ist. (S. dessen Nekrolog unter dem 4. Decbr. dieses Jahrgangs.) Drei andere Söhne waren schon in frühem Alter, theils in Großhennersdorf, theils in Bernstadt dem Vater in die Ewigkeit vorangegangen. Den Grabhügel des Vollendeten aber, den er sich selbst inmitten seiner Kirchkinder bestellt hatte, schmückt als Ausdruck dessen, was die Seinen von ihm dachten und hofften, die Inschrift: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich" (Dan. 12, 3).

M. Karl Heinrich Adelbert Lipsius,

Tertius und Religionslehrer an der Thomasschule zu Leipzig.

* 160. Joseph Scharff,

Pfarrer zu Lohndorf (Baiern);

geb. d. 8. Sept. 1777, gest. d. 8. Mai 1841.

Sch., geboren zu Bamberg, stammt von einer sehr achtungswerthen Bürgerfamilie und zeichnete sich durch bestes Betragen, unermüdeten Fleiß und größte Gutmüthigkeit gegen alle Leute von erster Jugend aus, weswegen er vorzüglich von seinen Mitschülern geliebt wurde. Als Kleriker wurde er den 26. Sept. 1800 zum Priester geweiht und am 23. März 1801 für die Seelsorge bevollmächtigt. Als Kaplan verweilte er am längsten zu Scheßlitz an der Seite des Pfarrers Behr und des Kaplans Joh Röder, seines Mitschülers, welcher jetzt noch Pfarrer zu Wartenfels ist. Als Pfarrer empfahl er sich durch großen Amtseifer zu Arnstein, Schönbrunn und Lohndorf. In früher Jugend hatte er sich auch unter dem berühmten Musiklehrer Backoffer im Spiele der Flöte und Violine geübt und blieb für dasselbe bis in sein höheres Alter sehr eingenommen. Dieses erprobte sich besonders zu Scheßlitz durch seinen Einfluß auf die bürgerlichen Jünglinge, sie zu einem ganzen Musikkorps zu bilden. Er blieb bis zum Tod unerschütterlich in seiner Gutmüthig-

keit überhaupt und besonders in seiner Liebe zu seinen Mitschülern und anderen Jugendfreunden.

Jäck,
königl. Bibliothekar.

161. Joachim Wilh. Gottfried v. Souhr,

königl. Major a. D. und Ritter des königl. schwed. Schwertordens, zu Stralsund;

geb. d. 26. Mai 1765, gest. d. 8. Mai 1841 *).

v. S. ward in Stralsund geboren, wo sein Vater, Joachim Wilhelm Souhr, damals Kapitän war im Psilanderhjelm'schen (später von Engelbrechten'schen) Regimente. Seine Mutter, Beata Margaretha, war eine geb. Westphal. — Die Vorfahren unsers v. S. waren französ. Edelleute, verließen aber im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, um als Protestanten den damaligen Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen zu entgehen, ihr Vaterland und ihre Güter, anderswo ihr Glück suchend. Der Urältervater des Verstorbenen, Franz Ludwig, trat nach seiner Auswanderung aus Frankreich in k. polnische Militärdienste; sein Sohn Franz Kasimir nahm anfangs auch k. polnische, später aber königl. schwed. Dienste im Militär und starb als Rittmeister. Sein Sohn Christian, der Großvater unseres verst. Freundes, diente anfangs ebenfalls im schwed. Kriegsheer als Lieutenant, verließ aber bald darauf den Soldatenstand und nahm im Herzogthume Mecklenburg-Schwerin Civildienste. Auch Joachim Wilhelm Souhr, Christians Sohn, trat nach dem Beispiele seiner Vorfahren (etwa ums J. 1747) in schwed. Militärdienste. Nachdem derselbe 36 Jahre hindurch in Kriegs- und Friedenszeiten treu gedient, auch mit dem Schwertorden belohnt und bis zum Kapitän aufgestiegen war, suchte er in des heiligen römischen Reiches Adelsstand aufgenommen zu werden, welches Gesuch ihm auch der Kaiser Joseph II. gewährte (1. Juli 1783). Unser v. S. erhielt seine erste Bildung ohne Zweifel durch Privatlehrer, da er das Gymnasium seiner Geburtsstadt nicht besucht hat. Schon im Knabenalter trat er in dasselbe Regiment, bei welchem auch sein Vater stand. In Folge seines Wohlverhaltens ward er mittelst Patents d. d. Gripsholms Slott, 19. Okt. 1779 vom König Gustaf III. zum Fähnrich ernannt. Er hat

*) Nach: Bericht des literarisch-geselligen Vereins zu Stralsund über sein Bestehen während der J. 1839, 1840 u. 1841. Stralsund 1842.

als aktiver Soldat allen jenen Affairen beigewohnt, welche Schweden von 1788—1809, namentlich mit Rußland, zu bestehen hatte. Schon in den neunziger Jahren ward er zum Stabskapitän und mittelst Patents d d. Stockholms Slott, 1. Mai 1810 vom König Karl zum Major befördert. Wenige Tage darauf ward er zum Ritter des Schwertordens ernannt und mit den Insignien desselben geschmückt. In demselben Jahre (1810) kehrte er aus Schweden nach Stralsund zurück, um nie wieder dorthin zu gelangen. Als im J. 1812 sein Regiment durch die Franzosen entwaffnet wurde, ward auch er mit vielen seiner Kameraden gefangen nach Frankreich abgeführt. Im J. 1814 kehrte er wieder ins Vaterland zurück. Nachdem das ehemalige schwedische Pommern an die Krone Preußen übergegangen, hielt er in einem Gesuche vom 2. Dec. 1815 bei dem verst. Könige Friedrich Wilhelm III.*) um seinen Abschied an. Mittelst allerhöchster Kabinetsordre d. d. Berlin, 12. März 1816 ward er denn auch in Folge seines Ansuchens in den Ruhestand versetzt; zugleich wurden ihm auch die als Wartegeld ausgesetzten 400 Rthlr. als jährliches Gnadengehalt gelassen. Verheirathet hatte sich der Verstorbene am 22. Oktober 1804 mit der Witwe des Hauptmanns Köppen (geb. Motett), mit welcher er bis zu ihrem Tod (19. Nov. 1836) in schöner, obwohl kinderloser Ehe lebte. Aus ihrer ersten Ehe hatte seine Frau (von der noch vor Kurzem Schwestern in Rußland lebten) eine Tochter Johanna, die an den Herrn v Köhler, Hauptmann im 34. Regimente, verheirathet war. Nachdem dieser am 26. Juli 1823 gestorben, nahm der stets väterlich gegen seine Stieftochter gesinnte Major v. S. sich nicht nur der Witwe aufs thätigste an, sondern er trug auch für die beiden Söhne derselben (Wilhelm und Hugo v. K.) die großväterlichste Sorge, wozu er dadurch in den Stand gesetzt war, daß er außer einer zwiefachen Pension (von Schweden und Preußen) auch ein kleines Vermögen erspart hatte. Nachdem nun auch die Stieftochter am 12. April 1834 gestorben, sorgte er mit verdoppelter Liebe für die Ausbildung seiner Enkel, von denen der ältere sich der Landwirthschaft, der jüngere dem Kriegsdienste gewidmet hat. — Unser v. S. erfreute sich eines kernhaften, tüchtigen Körpers, der ihm selbst bis in sein hohes Greisenalter die Genüsse der Tafel selten schmälerte. Im Winter von 1840 auf 1841 kränkelte er mehrmals; die eigentliche Krankheit zum Tode trat jedoch erst später ein und endete am erwähnten

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

Tage sein Leben. — Der verstorbene v. S. gehörte zu den gebildetsten Officieren seiner Zeit. Sein wissenschaftlicher Sinn ließ ihn selbst an den neuesten Erscheinungen der Literatur, besonders der belletristischen und historischen, lebhaften Antheil nehmen. Obgleich sehr kurzsichtig, las er dennoch stets viel. Das hervorstechendste unter seinen Talenten war jedoch ohne Zweifel das poetische. Auch stand ihm treffender, von Manchen gefürchteter Witz zu Gebote, den er in fließende Verse zu kleiden verstand. — Er lieferte Beiträge zu verschiedenen schönwissenschaftlichen Zeitschriften, als dem Morgenblatte, der Sundine ꝛc. und zwar meist pseudonym als „Rolf,“ „Schwanau“ und „v. Hullworsheim.“ Unter den wenigen von ihm hinterlassenen Papieren finden sich noch viele bisher ungedruckte Gedichte, namentlich auch Uebertragungen Tegner'scher Poesieen. Mehrere dieser Dichtungen dürften wohl der Veröffentlichung werth seyn. Der Verstorbene war der schwed. Sprache fast eben so mächtig wie der deutschen; auch das Französische war ihm durchaus geläufig. Eine große Vorliebe hatte er für die Heraldik, in welcher er auch nicht ungewöhnliche Kenntnisse besaß. Eine seiner Haupterholungen war das edle Schachspiel, das er auch in einem langen Gedichte gefeiert hat. Im Umgange war v. S. von kindlicher Liebenswürdigkeit, heiter und offen, so daß er leicht die Herzen derer gewann, die irgendwie in nähere Berührung mit ihm kamen.

162. August Gottlieb Spilleke,

Professor u. Direktor des königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, der Real- u. Elisabeth-Schule, Ritter des rothen Adlerordens 3. Kl. mit der Schleife, zu Berlin;

geb. d. 2. Mai 1778, gest. d. 11. Mai 1841 *).

Er war zu Halberstadt geboren, verlor seinen Vater, welcher Brauer war, schon in früher Jugend und wuchs nun unter der strengen und einfachen Erziehung einer trefflichen Mutter als einziges Kind heran. Die erste Schulbildung verdankte er dem Domgymnasium seiner Vaterstadt, welches unter Fischer's Rektorat damals zu großem Ruhme gelangt war. Er that sich früh unter seinen Mitschülern hervor und auch ihn begleitete, als er Ostern 1796 die Universität Halle bezog, Gleim's Fürsorge, so wie sich J. A. Eberhard daselbst seiner mit väterlicher Freundschaft annahm. Dem

*) Nach der Beilage z. kön. privilegirten Berlinischen Zeitung 1841, Nr. 114 u. Privatmittheilungen.

Entschlusse, Theologie zu studiren, blieb er treu, wiewohl auch ihn F. A. Wolf's Anziehungskraft ergriff und zu eifrigen philologischen Studien anregte, zumal da sein schon von Kindheit an gehegter Wunsch, Schulmann zu werden, sich allmälich in ihm zu einem deutlichen Bewußtseyn seines eigentlichen Berufs ausgebildet hatte. Auf F. A. Wolf's Empfehlung nahm ihn im J. 1798 der berühmte Pädagog, Oberkonsistorialrath Gedike in Berlin zum Erzieher seines Sohnes, des vor Kurzem in Italien verst. Kammergerichtsraths Gedike*), in sein Haus und zugleich in das pädagogische Seminar auf und so begann er in demselben Jahr als Seminarist seine öffentliche Unterrichtsthätigkeit an dem Gymnasium zum grauen Kloster. Aus diesem Verhältnisse trat er zu Ostern 1800 als Kollaborator an das Friedrich-Werder'sche Gymnasium über, wurde ebendaselbst 1803 zum Subrektor erwählt und 1804 zugleich zum Frühprediger an der Friedrich-Werder'schen und Dorotheenstädter Kirche. Im J. 1807 verheirathete er sich mit einer Tochter des Ephorus Küster, aus welcher Ehe zwei Söhne und zwei Töchter leben. Neben den genannten Aemtern bekleidete S. von 1810 bis 1827 eine Lehrerstelle an der königl. Kriegsschule zu Berlin, wo er sich vornehmlich durch seine Vorträge über die Geschichte der deutschen Literatur großen Beifall erwarb. In das durch Bernhardi's Tod erledigte Direktorat des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und der mit demselben vereinigten Anstalten der Real- und Elisabethschule wurde er am 26. Febr. 1821 eingeführt. — Dies ist der einfache äußere Lebensgang eines Mannes, der nun plötzlich abgerufen ist aus einem Leben, dem es gerade jetzt für die Hoffnungen kräftiger Wirksamkeit noch auf lange nicht an Raum zu fehlen schien. Die Früchte seiner Thätigkeit liegen der Welt vor Augen: drei Anstalten von ganz verschiedener Tendenz zu einem Flor erhoben, der jede in ihrer Art den ausgezeichnetsten in Preußen an die Seite stellt und deren äußerer Umfang schon Staunen erregt, indem in den drei Anstalten zusammengenommen jetzt über 1400 Zöglinge in 33 Klassen von 62 Lehrern unterrichtet werden. Diese Schulwelt so zu regieren, daß sein Geist die Einrichtungen bis in das Kleinste umfaßte und durchdrang, das war die große Gabe, die ihm Gott verliehen hatte. In ihm wohnte ein entschiedenes Talent, zu organisiren, neu zu gestalten und scheinbar Getrenntes zusammen zu halten im Dienst einer höhern Einheit. Daß seine Schüler auch in ihm diese Ein-

*) Dessen Biographie siehe im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 640.

heit des ganzen Menschen und rückhaltlose Liebe zu ihnen und dem Gegenstande sich gegenüber fühlten, machten seinen Unterricht so belebend und fruchtbar. Indem er von dem Geiste des Ganzen, was er behandelte, vor ihnen ergriffen erschien, nichts bloß aus dem Gedächtniß als fertige Formel Genommenes gab, theilte sich ihrem Geist unvermerkt dieselbe Angeregtheit mit und blieb ein Impuls zu selbstthätigem Studium und lebendiger Auffassungsweise. Die Phantasie war in ihm so vorherrschend, daß sich ihm die abstrakte Bezeichnungsweise fast wider seinen Willen in die anschauliche Darstellung verwandelte; daher mußten auch seine Reden oft von begeisternder Wirkung seyn: er fühlte es selbst, daß es ihm gegeben sey, durch sein Wort die Gemüther der Menschen zu bewegen und so meldete er sich 1813 zu einer Feldpredigerstelle, von deren Annahme ihn nur der ausdrückliche Wille der Behörde zurückhalten konnte. Alle, die in derselben großen Zeit seine Schüler im Geschichtsunterricht auf dem Werder'schen Gymnasium waren, haben von diesen Stunden einen unvergeßlichen Eindruck bewahrt. Eben so war sein Religionsunterricht im höchsten Grad anregend und erhebend; Viele sind später durch eignes Studium in ganz andere Bahnen geführt worden, als sein Unterricht sie zunächst anzuweisen schien: aber sie Alle werden gestehen, in diesen Stunden erfüllt worden zu seyn mit einer für das ganze Leben nachwirkenden Ehrfurcht vor dem Göttlichen und wahrhaft Großen. Seine Behandlung der philosophischen Propädeutik trug denselben Charakter: die Unabweisbarkeit philosophischer Forschung wollte er den Schülern zum Bewußtseyn bringen und den Trieb dazu in ihnen erwecken. Bei des Philosophen H. Ritter's Abgange nach Kiel wurde an seine Statt S. zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für Philosophie und Pädagogik ernannt. — Der wachsende Umfang seiner Direktoratsgeschäfte zwang ihn allmälich, seinen Unterricht auf wenige Stunden zu beschränken; er beklagte dies oft, so wie die unausweichlich immer größere Entfernung von wissenschaftlichen Studien, für die er sich nun selbst Stunden der Nachtruhe entzog, wie er denn bis zum Augenblicke seines Todes ein Muster der beharrlichsten Arbeitsliebe war. Zu schriftstellerischer Thätigkeit hatte er ohne Zweifel vor Vielen Beruf, aber abgesehen von großer Strenge gegen sich selbst, die ihm eigene Befriedigung sehr erschwerte, war ihm nie die erforderliche Muße dazu vergönnt und so zog er es vor, auf das Eine alle seine Kraft zu verwenden. Außer der Abhandlung über Spinoza (Berl. Monatschr. 1808) ist in die-

ser Beziehung nur noch die Sammlung seiner Schulschriften (1824) und die Herausgabe zahlreicher Programme zu nennen. So koncentrirte sich denn alle seine Thätigkeit immer mehr in der Direktion der 3 Anstalten, in deren gemeinsamer Leitung er seine tiefe Einsicht in die Bedeutung der pädagogischen Fragen bewährte, deren Lösung unsere Zeit sucht. Wie die Erkenntniß von der Schwierigkeit eines solchen Amtes, die schon in den mannichfaltigen Beziehungen zu den Behörden und dem Publikum, so wie zu den Lehrern und den Schülern liegt, das Urtheil über Leistungen in demselben vorsichtig machen muß, so fordert andererseits eine so glückliche Beherrschung aller dieser Schwierigkeiten zur Bewunderung auf. Und wiederum war es hier das gänzliche Durchdrungenseyn von der Idee seines Amtes, was ihn zu ihrer Darstellung so tüchtig machte; sie lebte so groß in seiner Seele, daß nie kleinliche oder niedrige Beweggründe sein Handeln bestimmen konnten und daß es ihm gelang, auch die schwere Tugend, sich verkennen zu lassen, mit freudiger Selbstentäußerung zu üben. Sein Blick und seine Sorge war beharrlich auf das Ganze gerichtet und so war es ihm möglich, überall mit klarer Entschlossenheit aufzutreten und wenn, bei seiner sonst großartigen Umsicht, ihn bisweilen Eindrücke des Augenblicks mit Lebhaftigkeit zu ergreifen schienen, so durfte man seinem Verfahren den Vorwurf der Inkonsequenz doch nur machen, wenn man der Wahrheit, daß oft im Wechsel der Entschließung die größeste Beständigkeit liegt, keinen Raum geben wollte. Durch diesen Blick auf das Ganze erhielt er sich frei von allem Pedantismus, ohne doch jemals zu verkennen, wie erst im Einzelnen das Allgemeine zur Erscheinung kommen kann. Ein wesentlicher Zug in seiner Leitung der Schulen war die überall wohlthätig sich offenbarende religiöse Gesinnung; er verstand es wie Wenige, alle Epochen im Schulleben, vorzüglich auch durch Anwendung des heiligen Gesanges, für die Erhebung des Geistes seiner Schüler zu benutzen. Nicht minder gelang es ihm, die Würde der Anstalten mit seltener Geschicklichkeit zu repräsentiren, worin ihm eben so wie für die freie Rede die langjährige Uebung im geistlichen Amte sehr zu Statten kam. Mit derselben Liebe, mit der er sich ungetheilt seinem Amte hingab, umfaßte er Alle, die mit ihm an demselben Werk arbeiteten; mit ihnen sich in den höchsten Bestrebungen Eins zu wissen, ihnen durch seine reiche Erfahrung und durch thätigen Beistand nützlich werden zu können, machte sein größtes Glück aus; er hatte ein so uneigennütziges Herz, daß er, ohne auf Dank zu rechnen, in steter Sorge für ihr Wohl

sich selbst vergaß. Wie ihm ferner seine Milde und Freundlichkeit und seine nie verkümmerte eigne Jugendfrische die Herzen aller Schüler gewann, das konnte man erkennen, so oft er unter sie trat, das zeigten die vielen Beweise der Pietät, die sie ihm darbrachten, davon wird in der Nähe und Ferne ihr liebevolles Andenken ein lebendiges und dauerndes Denkmal seyn. Wie gewinnend war die Humanität und Liebenswürdigkeit, welche er die Eltern seiner Zöglinge und Jeden bei persönlicher Begegnung empfinden ließ. Nur eine ausführlichere Darstellung könnte zeigen, was er seinen Freunden durch seine hingebende Liebe und die immer rege Theilnahme seines Geistes für sie und alles Bedeutende im Leben gewesen ist und wie er endlich in seinem ehelichen und häuslichen Leben sein Glück nur in dem der Seinigen fand. Er starb in Folge eines Schlagflusses, mitten unter Amtsgeschäften an seinem Arbeitstisch, am 9. Mai 1841, zugleich am Stiftungstage der drei unter ihm vereinigten Anstalten. Durch diesen plötzlichen Tod, der aber bei ihm kein unvorbereiteter war, wie sein ganzes Leben bewies, erfüllte ihm Gott den Wunsch, vor langwieriger Krankheit und kraftlosem Greisenalter bewahrt zu bleiben. Merkwürdig ist, daß er nicht lange zuvor, im Bewußtseyn, daß seine Schulen zu einem bisher unerreichten Flore gediehen waren, zu einem Freunde sprach, jetzt wünsche er zu sterben, besser werde es unter ihm doch nicht. — Zu den Beweisen, wie allgemein man die Größe des Verlustes empfand, gehörte auch die ungemeine Theilnahme an seinem Leichenbegängniß; eine außerordentlich zahlreiche Begleitung von Personen aus allen Ständen hatte sich eingefunden, ein vieljähriger Freund des Verstorbenen, der Oberkonsistorialrath Hoßbach, gab in einer aus tiefbewegtem Herzen kommenden Rede der allgemeinen Trauer Worte und der Gesang der sich wie verwaist fühlenden Schüler rief dem geliebten Lehrer das letzte Lebewohl in die Gruft nach, deren Wände, so wie der Sarg von den Schülerinnen mit Blumen geschmückt waren.

* 163. Joachim Konrad Bargum,

Hauptprediger zu Borsfleth in der Holsteinischen Probstei Münsterdorf;

geb. d. 18. Juli 1765, gest. d. 12. Mai 1841.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts wanderte aus dem Schleswigschen Kirchdorfe Bargum ein Handwerksgesell, Namens Carstens, nach Kopenhagen, wo er Arbeit fand. Da unter seinen Genossen sich mehrere fanden, die den Namen Carstens führten, so nannte man den Unsrigen der

Unterscheidung wegen gewöhnlich Bargum, nach seinem Geburtsorte. Er ließ es sich gefallen, ja sein Sohn, der ein angesehener Kaufmann in Kopenhagen wurde, pflegte sich Bargum, Carstens Sohn, zu schreiben. Dieser hinterließ wieder einige Söhne, die sich schlechtweg Bargum nannten. Einer derselben, Ludolf Konrad, erwählte die gelehrte Laufbahn. Er studirte Theologie, ward 1752 Prediger zu Rorup und Glim auf Seeland und verheirathete sich hier mit Christ. Nolds, Mag. und Predigers zu Karrebek, Tochter Botilla Sophia, nach deren Tod er ihre Schwester Margaretha heimführte. Im J. 1758 wurde er Feldprediger bei der Armee in Holstein, 1763 aber Hauptprediger zu Apenrade, so wie Kirchenprobst in den Aemtern Apenrade und Lygumkloster, erhielt 1777 den Titel Konsistorialrath und starb 1798. Sein jüngster Sohn von der ersten Frau war unser Joachim Konrad Bargum, der zu Apenrade geboren wurde. Sein Vater war ein eben so strenger, als gelehrter Mann und hielt seine Söhne namentlich von Kindheit auf dazu an, immer mit ihm Lateinisch zu sprechen, wodurch sie denn in dieser Sprache sehr bald sich fertig auszudrücken lernten. Unser Joachim Konrad und seine beiden älteren Brüder mußten alle nach des Vaters Willen sich dem Predigerstande widmen, obgleich sie bei ihrem lebhaften Temperamente sehr wenig Neigung dazu verspürten. Schon mit 17 Jahren, 1782, mußte der Unsrige die Universität Kopenhagen beziehen, wo er bei einem Oheime freie Wohnung hatte. Hier benutzte er die ihm gewordene Freiheit gehörigermaasen und erst in Kiel, wohin er 1784 ging, legte er sich mehr auf die ihm angewiesenen theologischen Wissenschaften und es gelang ihm bald bei seinem guten Kopf und seinen schönen Vorkenntnissen, sich darin gehörig festzusetzen. Nach einigen Jahren wurde er Lehrer bei den Kindern des Oberpräsidenten v. Schack daselbst und als solcher auch bekannt mit dem damals durch seine freisinnigen Schriften berühmten Grafen Woldemar Fr. v. Schmettow in Plön († 1794), mit dem er einige Briefe wechselte. Im J. 1789 erhielt er im theologischen Amtsexamen den ersten Charakter und 1791 wurde er zum Prediger in Hürup bei Flensburg ernannt und verheirathete sich jetzt mit Dorothea, einer Tochter des angesehenen Holzhändlers Diederichsen in Kiel. Im J. 1802 wurde er nach Horst in der holstein. Probstei Münsterdorf versetzt, wo er zu Anfang 1803 antrat und 16 Jahre später erhielt er die sehr einträgliche Pfarre Borsfleth in derselben Probstei. Allen 3 Stellen stand er mit Würde und Eifer vor und wußte sich die Liebe seiner Gemeine immer in hohem

Grade zu erwerben. Seine Predigten waren, obgleich sein Organ nicht das günstigste schien, sehr besucht. Bei seinen vielen Kenntnissen und seiner reichen Erfahrung wurde er oft auch von seinen Vorgesetzten um Rath gefragt, den er auch bereitwillig ertheilte. Im Begriffe, sein 50jähriges Amts- und Ehejubiläum zu feiern, wurde er nach einem schweren Krankenlager von 6 Wochen am oben genannten Tage den Seinigen entrissen. Von 10 Kindern überlebten ihn 8 nebst seiner Witwe. Sein ältester Sohn, Ernst, ist Deputirter, Bürger und Kaufmann in Kiel; der zweite, Christian, Doktor der Medicin und Arzt in Wandsbeck; der dritte, Jakob, Apotheker in Crempe; der vierte, Heinrich, Seemann. Seine älteste Tochter, Marie, ist verheirathet mit Pastor Martensen in Beyenfleth; die zweite, Johanna, mit dem Organist Lorenzen in Wandsbeck; die dritte, Henriette, mit dem Doktor der Philosophie Schröder in Crempdorf bei Glückstadt; die vierte, Louise, mit dem Doktor der Philosophie Thormählen in Altona.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

164. Amand Joseph Pelz,

Maler u. Mitglied der königl. Akademie zu Düsseldorf;

geboren den 11. Sept. 1812, gestorben den 14. Mai 1841 *).

P. wurde zu Alt-Weistritz bei Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz geboren, woselbst sein Vater, Anton Pelz, eine Freigärtnerstelle und Leinwandbleiche besitzt. Schon in seinen Jugendjahren, während er die Elementarschule seines Geburtsortes und darauf die nahe Stadtschule besuchte, zeigte er viel Talent und große Lust zum Zeichnen, worin er sich auf dem Gymnasium zu Glatz, welches er von 1826—1830 besuchte, unter der Leitung des damaligen Professors Blaschke immer mehr vervollkommnete. Dieser erkannte bald die seltenen Fähigkeiten seines Schülers und gewann ihn, zumal er damit eine große Bescheidenheit und kindliche Pietät verband, sehr lieb; aber auch der Schüler bewahrte bis zu seinem Tode das Andenken an seinen väterlichen Freund und Lehrer in dankbarem Herzen. — Zwei Jahre lang, 1831 und 1832, war P. Zögling des Malers König in Breslau. Ueber die von ihm während dieser Zeit gefertigten und in dem Atelier dieses Künstlers zur Ausstellung gekommenen Zeichnungen spricht sich ein Recensent in den „Palmen" vom 16. Juni

*) Schles. Prov.-Bl. 1841, August.

1832 S. 31 also aus: „Herr Pelz hat eine seltene Fähigkeit im Kreidezeichnen, seine Kopieen nach Kupferstichen lassen die Originale beinahe zurück und sein „Leinweber" nach einem Oelbilde ist eine wackere Zeichnung. Möge es Herrn Pelz im Oelmalen eben so glücken, wie im Crayoniren." Gleiches Lob spendet dem jugendlichen Künstler ein gewisser H. im „Breslauer Morgenblatt" vom 5. Juli 1832, wo es S. 112 heißt: „Herr Pelz bildet in seiner Zeichenfertigkeit und Auffassungsgabe allein die juste milieu, d. h. er vereinigt mit dem Begreifen und richtigen Wiedergeben der Idee des Originals die sauberste, sicherste und korrekteste Ausführung, sowohl in Bearbeitung der Massen, als ihrer einzelnen Theile." Große Hoffnungen knüpften sich demnach an den wackern Zeichner, als derselbe nach so rühmlich gemachten Vorstudien sich im Frühjahr 1833 nach Berlin begab, um die dortige königl. Akademie zu besuchen. Nach einjährigem Verweilen daselbst machte er in Begleitung seines hohen Gönners, des Fürsten zu Putbus, in dessen Schlosse er einige Tage die gastfreundlichste Aufnahme fand, eine Reise nach der Insel Rügen und nahm zur großen Freude desselben sowohl die Insel, als mehrere seiner Landschaften auf und schied von dem fürstl. Mäcen mit dem Versprechen, ihn wieder zu besuchen. Dieser Reiseausflug wurde gewissermaasen dadurch romantisch, daß das Schiff, worauf sich unser P. befand, scheiterte und er nur durch des Höchsten Schutz vom drohenden Tod errettet wurde. Im J. 1834 bezog er die königl. Akademie zu Düsseldorf und betrieb seine weitere Ausbildung mit rastlosem Eifer. Mit welchem Geschick er nach kurzer Zeit den Pinsel führte, zeigten die schon 1835 auf die Kunstausstellung zu Breslau gesendeten Gemälde. Das hierüber gefällte Urtheil in der Schles. Zeitung vom 1. Juli 1835 lautet, wie folgt: „Betrachten wir einmal gegen die Studien des Cretius und Keil aus der Wach'schen Schule (in Berlin) diejenigen des Pelz, Schall und Hopoll aus der Düsseldorfer Schule und man wird den gewaltigen Unterschied zwischen sogenannten und wirklichen Studien nach der Natur leicht einzusehen vermögen. In letztern, namentlich dem vorzüglichen Kopfe von Pelz, welche Wahrheit des Kolorits und doch wie edel ist das Modell nach den Anforderungen des Schönen modificirt, welche luftige Lockerheit des greisen Haares, während bei den Rittern in obigen Bildern das, wenn auch jugendliche, Haar zierlich gerollt und bandartig geringelt erscheint; hier blicken durch die Haut Schädel- und Backenknochen natürlich durch, dort sind nur

feist genährte Muskeln zu sehen; kurz hier ist mit einem Worte Natur, dort nachgeäffte, geleckte Kultur." — Der bekannte Berichterstatter und Kunstkenner in der Breslauer Zeitung vom 2. Juli 1835 äußert sich in folgender Weise: „Mit wahrem Vergnügen begrüßen wir auch drei junge Künstler, die nun ihre Studien in Düsseldorf machen und uns die Früchte ihrer ersten Bestrebungen vor Augen stellen; es sind Raphael Schall, Amand Pelz und Philipp Hoyoll. Indem wir nicht ununterrichtet über dasjenige waren, was sie vor kaum 2 Jahren zu leisten vermochten, erfreuen wir uns der Vortheile, welche sie aus dem gediegenen Unterrichte der Düsseldorfer Hochschule davongetragen haben, eben so ihres sichtbaren Fleißes und der ernsten Bestrebungen, die aus ihren Arbeiten hervortreten, und des reinen Geschmackes, der aus denselben hervorblickt. — Die beiden Köpfe von Pelz geben den schönsten Hoffnungen Raum und namentlich zeigt die Studie: Kopf im Kostüm eines griech. Bischofs, daß der junge Künstler, indem er malte, auch dachte und das ist an einem jungen Künstler sehr zu loben. Gegenseitig haben sich diese jungen Freunde in einem Bilde porträtirt;— mögen Beispiel und Fleiß des einen auf den andern segnend einwirken. Bedenkt man zuletzt, daß alle drei die höheren Stufen der Erkenntniß noch nicht betreten haben, sondern sich erst unter der Vorhalle befinden, so darf man um so mehr hoffen, daß sie das noch Mangelnde ergänzen und sich nicht begnügen werden mit dem, was sie gegenwärtig geleistet." — In immer erhöhterm Grade zogen die Gemälde von Pelz in den folgenden Ausstellungen die Aufmerksamkeit der Kunstkenner auf sich. Wir erinnern nur an seine vortreffliche Winterlandschaft und verweisen der Kürze halber auf die Recensionen in den öffentlichen Blättern. Als Anerkennung seines Fleißes und seiner Tüchtigkeit wurde ihm das akademische Stipendium auf 3 Jahre verliehen. Das Lob, welches er vielfach erntete, erweckte, wie dies im Leben so häufig geschieht, den Neid Anderer und, was ihn am meisten schmerzte, auch den eines für aufrichtig gehaltenen ältern Freundes, dessen lieblose Gesinnungen, wie sie namentlich in der letztern Zeit in Briefen sich kund gaben, sein zartfühlendes Herz tief verwundeten. Bei einem Besuche, womit er die Seinigen im J. 1836 erfreute, malte er das Bildniß seines hochverehrten Seelsorgers, des Großdechanten und Prälaten Dr. Knauer zu Habelschwerdt, was von Allen, die es gesehen haben, als etwas Ausgezeichnetes gerühmt wird. Auch malte er noch vor seiner Rückreise nach Düsseldorf, die zu Anfang 1837 erfolgte, seine Eltern. Schon im

folgenden Jahre zeigten sich die ersten Anfänge der Schwindsucht, der er zuletzt unterlag; doch hielt er dieselben für unbedeutend und gefahrlos und lag mit unermüdeter Thätigkeit und dem herrlichsten Erfolge den Arbeiten seines Berufes ob, dem er aus ganzer Seele ergeben war. Im Herbst 1841 gedachte er in seine Heimath zurück zu kehren und dann den heißesten Wunsch seines Herzens: Italien, das Vaterland seiner Kunst, zu besuchen und dort die Meisterschaft zu erringen, in Ausführung zu bringen. Allein das geheimnißvolle Walten der Vorsehung hatte anders über ihn verfügt. Schönere Gefilde und liebreizendere Gestalten, als die Erde zu bieten und die Kunst zu schaffen vermag, Ideale der Vollkommenheit, wie sie eines Sterblichen Hand und Pinsel nimmer verkörpern können, sollte sein Geist schauen. Am oben genannten Tage segnete er, fromm ergeben und mit den heiligen Sterbesakramenten versehen, das Zeitliche.

* 165. Peter Busch,

Maler zu Stuttgart;

geb. d. 24. Mai 1813, endete freiwillig d. 19. Mai 1841.

Ein interessantes, zerrüttetes Künstlergemüth, das, in seinen Hoffnungen vom Schicksale getäuscht, sich selbst und die Menschheit täuschte. Im Frühjahr 1837 kam der junge Maler nur mit einigen Empfehlungsschreiben an Künstler nach Stuttgart, wo sein stilles, solides Betragen, seine Kenntnisse, sein Fleiß und unbescholtener Charakter ihm bald Bekannte und den Zutritt in geachtete Familien, so wie den Umgang mit geschätzten Künstlern verschafften. Man erfuhr, daß er durch Unterstützung von bemittelten Häusern seiner Vaterstadt Bonn, da er frühe Neigung zur Kunst zeigte, an der unter Schadow neuaufgeblühten Malerakademie zu Düsseldorf herangebildet worden und seine Mitelevén rühmen seinen rastlosen Fleiß in seiner armseligen Lage. Nie erfuhr man von ihm, wer seine Eltern waren und mit tiefen Seufzern wich er dieser Frage aus. Sein Ehrgeiz wollte die Unterstützungen aus Bonn nicht mehr ansprechen und um auf jede anständige Weise seine Existenz selbst zu begründen, begab er sich nach Köln, woselbst er in der lithographischen Anstalt C. J. Kehr's sich diesem Fache widmete und seine eigentliche Kunst, die Historien- und Genremalerei, aufgab. Von Köln folgte er über Frankfurt einem Schreiben des Lithographen Federer in Stuttgart, der einen tüchtigen Gehilfen suchte und, als er B.'s vorwaltende Neigung für die Oelmalerei und Kompositionen hierfür kennen lernte, ihm

gern zur Ausbildung und zu pekuniärem Verdienst an die Hand ging. Von schwacher Körperbildung, engbrüstig, stets mit Brust- und Lungenleiden kämpfend, sollte er, auf dringendes Anrathen seines Arztes, Dr. Oesterlin, welcher sagte, daß er sonst den Winter 1841 nicht erleben würde, in den ersten Frühlingstagen eine durchgreifende Kur auf dem Lande beginnen und bereits war an ihn die Einladung von dem Sohne dieses menschenfreundlichen Arztes, eines würtemb. Amtsarztes im Remsthale, ergangen, die Kur bei ihm zu gebrauchen. B. freute sich auf die Herstellung seiner Gesundheit, aber pekuniäre Umstände verschoben die Reise von Woche zu Woche. Mit allem Fleiße hatte er mehrere Bilder vollendet, worunter eines: „des Sängers Fluch," nach Uhland's Ballade, auf dem Stuttgarter Kunstverein ausgestellt wurde. Er hegte die feste Hoffnung, daß derselbe es ankaufen werde, aber die bei dem Ausschusse nicht selten vorgekommene Parteilichkeit und Rücksichtslosigkeit auf jüngere Talente, welche Jahr und Tag in Schwabens Hauptstadt sich aufhalten und zur Mehrung des Kunstsinnes nicht wenig beitragen, zeigte sich diesmal auf eine auffallende Weise, die ihn um so düsterer machte, da er nach seiner Genesung, auf sein Talent und einige werthvolle Empfehlungen rechnend (worunter er den Namen des gefeierten S. in Bonn mit sonderbarer Erhebung nannte), sich nach Berlin begeben wollte, um unter dem erst dorthin berufenen Cornelius sich vollends heran zu bilden. Theilnehmenden an seinen Verhältnissen gab er kurze Antworten, räthselhaft manchmal; gern ließ er sich in Gespräche über die Macht des Schicksals und höheres Walten ein, man sah ihm Melancholie und Seelenleiden tief mitfühlend an, wenn aus seinen schönen Augenwimpern eine Thräne über die bleichen Wangen rollte, aber sein ehrgeiziger, verschlossener Charakter ließ ihn keinem Zweiten Vertrauen schenken. Er sagte, daß er von seinen Verwandten, welche reich und hochgestellt wären, seit Jahren keine Unterstützung genossen habe und beklagte sich nun, da er nach so langer Zeit wieder einmal, und zwar zum letzten Male, sich an sie gewendet, keine Antwort bekommen zu können. Laut sprach er den Wunsch zu sterben aus und mit Mühe konnten seine Freunde ihm in Stuttgarts schönen Umgebungen die holden Maitage erheitern. Am 18. Mai besuchte er einige bekannte Familien, denen, wie seinen Hausleuten, sein Wesen auffallender verstört vorkam, als sonst; im Gespräche drückte er seine Sehnsucht nach der Friedensruhe des Grabes aus, weil ihn das Geschick von der Wiege her verfolge, er das köstlichste Gut des Lebens,

die Gesundheit, nimmer zu finden und in der von ihm so gern ausgeübten Kunst sich keinen großen Namen zu erringen vermöge. Man bemühte sich, ihn zu trösten; er nannte aber alle Hoffnungen vereitelt. Den Abend brachte er mit einigen Freunden und Kunstgenossen in einem Gasthause zu, woselbst er, was er nie that, bis gegen 11 Uhr verweilte und, stille Momente abgerechnet, heiter schien. Einem Künstler, der mit ihm in Düsseldorf war, schenkte er, wie er sich lächelnd ausdrückte — „weil ich gut aufgelegt bin, zum Andenken" — ein Cigarrenetui, einem Andern seine Brieftasche, in der sich kein Fleckchen Papier befand. Man trank und schwätzte und als das Gespräch auf die bildende Kunst kam, sprach er mit flammender Begeisterung. — Es war der letzte Strahl seines Lebens. Als sich die Gesellschaft vor dem Nachhausegehen wegen eines Spazierganges am folgenden Tage verabredet hatte, sagte er zu seinen Freunden, die ihn abzuholen versprachen, mit einem nachdrücklichen, wehmuthvollen Tone: „Ich werde morgen immer zu Hause zu treffen seyn!" — und schied mit festem Händedrucke. Die Hausmagd brachte ihm jeden Morgen um 7 Uhr das Frühstück; diesmal war, wie sonst nie, die Thüre von innen verschlossen, aber der Schlüssel steckte. Es war gegen 9 Uhr und auffallend geworden, daß B. nichts von sich hören ließ. Man wurde im Haus einen Brandgeruch gewahr, der vom Zimmer des jungen Malers ausging. Die Thüre wurde erbrochen: im Bette lag er vom Kohlendampf erstickt! Die Kohlen, welche in dem auf den Fußboden, dicht an das Bett gestellten blechernen Waschbecken glimmten, hatten dasselbe durchgeglüht und bereits brannte ein Bret, so daß, um gefährlichen Brand zu verhüten, schleunigst gelöscht werden mußte. Mit sanften Zügen, die langen, schwarzen Locken über den Nacken gebreitet, unverändert, wie sich der junge Mann zu Bette gelegt haben mußte, lag er entseelt darin; die schnell angewandten Rettungsversuche blieben erfolglos. Die begonnene Skizze zu einem Gemälde „Tilly's Einzug in Magdeburg" war auf der Staffelei, seine wenige Habe in größter Ordnung und auf dem Schreibepulte ein Brief, adressirt: „An den hochwohlgeborenen Professor Dr. A. W. v. S., Ritter verschiedener Orden in Bonn," woraus sich der mit entsetzlicher Besonnenheit ausgeführte Entschluß offenbarte. Die geheimnißvollen Aeußerungen und Andeutungen, die der Unglückliche seinen vertrautesten Freunden gab, ließen vermuthen, daß S. sein Erzeuger gewesen; der Brief enthielt keine besondere Anrede, nur, daß B. vergebens mit gespanntester Sehnsucht auf Antwort gewartet habe, daß

nun, da der 15. des Monats vorüber, seine Lage die Grenze der Verzweiflung überschritten und er sein qualvolles Leben bereits abgeschüttelt habe. Zugleich bat er um Sorge für seine Ehre und legte die Zahlung seiner Schulden ans Herz. Das Schreiben endete: „Möge Gott Ihnen bessere Tage geben, als die Meinen waren! Ihr unglücklicher Busch.“ Der geöffnete Leichnam hätte nach Brauch an die medicinische Fakultät zu Tübingen geführt werden sollen, in Berücksichtigung seiner soliden Lebensart und der vermeinten Abkunft des Selbstmörders und auf Verwendung mehrerer Bekannten ertheilte die Behörde die Erlaubniß zur Beerdigung auf dem neuen Friedhofe, welche von dem katholischen Geistlichen feierlich vollzogen wurde und zahlreich folgten Künstler und Schriftsteller, seine Freunde und eine Menge Theilnehmender. Nach geschehener kirchlicher Einsegnung hielt einer seiner Freunde eine ergreifende Rede, worin er den Verlebten den natürlichen Sohn eines unnatürlichen Vaters nannte, der nie den süßen Vaternamen über die Lippen bringen durfte, worin er seine Talente schilderte und dreimal Wehe über das lieblose, heuchlerische Geschlecht aussprach, das jeden emporstrebenden Geist, der bis zum Grabe rastlos zu kämpfen hat, mit den schmutzigen Klauen seiner Gemeinheit anzutasten und in die unsaubern Regionen seiner Trivialität herab zu ziehen wagt. Thränen der Rührung wußte der Redner der Versammlung zu entlocken; Kränze und Blumen fielen mit den ersten Schollen auf den Sarg des allgemein bedauerten Künstlers, dessen Tod der Hartherzigkeit der Menschen und seinem vermeinten Vater zugeschrieben wurde. Die Beerdigungskosten wurden durch eine Kollekte getilgt, aber der Nachlaß reichte nicht, die Gläubiger zu befriedigen; obwohl man glaubte, daß das Ende des Künstlers größere Aufmerksamkeit der Kunstfreunde und Kauflustigen erregen möchte, kamen die von ihm ausgeführten Bilder in der Auktion zu Spottpreisen in fremde Hände und machen das verlorene, verkümmerte, vergebens aufgestrebte Talent beklagen, das in Wahnsinn gleicher Melancholie und fixer Idee selbst endete. S. befand sich damals in Berlin und des jungen Mannes nach Bonn gerichtete Briefe hatte er noch nicht empfangen, als er dessen Selbstmord aus den Zeitungen erfuhr. Natürlich fehlte es darin nicht an Hindeutungen auf seinen Namen. Wir fügen hierauf bezüglich nur noch hinzu: B. wurde 1813 geboren und S. kam erst im Jahr 1819 in dessen Vaterstadt, wo viele andere junge Leute ihre Ausbildung und Unterstützung dem großen Dichter und Gelehrten verdanken, darunter auch

B., der laut Auszügen des Civilregisters das vierte eheliche Kind des Strumpfwebers Joseph Busch war, der, 1805 nach Elberfeld gezogen, mit Anna Katharina Droger verehelicht war.

G. F. Nord.

* 166. Ernst v. Schiller *),

königl. preußischer Appellationsgerichtsrath zu Köln;

geb. d. 1. Juli 1796, gest. d. 19. Mai 1841.

v. Sch., der zweite Sohn des Dichters, war zu Jena geboren, wo sein Vater seit dem J. 1789 als Professor der Philosophie und Geschichte lebte. Er schreibt an Goethe **) den 11. Juli 1796, Montag Nachmittags 3 Uhr: „Vor 2 Stunden erfolgte die Niederkunft der kleinen Frau über Erwarten geschwind und ging unter Stark's ***) Beistand leicht und glücklich vorüber. Meine Wünsche sind in jeder Rücksicht erfüllt, denn es ist ein Junge, frisch und stark, wie es das Ansehen gibt. Sie können wohl denken, wie leicht mir ums Herz ist, um so mehr, da ich dieser Epoche nicht ohne Sorge entgegensah. Jetzt also kann ich meine kleine Familie anfangen zu zählen; es ist eine eigene Empfindung und der Schritt von Eins zu Zwei ist größer, als ich dachte." — v. Sch. war noch nicht 9 Jahre alt, als der Tod ihm seinen Vater entriß. Er wuchs heran unter der Pflege und Aufsicht seiner Mutter, die in einem noch erhaltenen Briefe seine Folgsamkeit rühmt. „Bei Ernst," schreibt sie, „habe ich nie etwas zu rügen. Alles erfüllt er mit Liebe und Ordnung." Durch einen Hauslehrer, Martens mit Namen, gebildet, studirte Sch. zu Heidelberg und seit dem J. 1816 zu Jena die Rechte. In diese Zeit fällt die Bekanntschaft des Verfassers dieser biographischen Skizze mit dem talentvollen und liebenswürdigen jungen Manne. Ich hatte gehört, daß er in der sogenannten Wucherei wohne, einem großen, gewöhnlich von vielen Studirenden bewohnten Gebäude am Fürstengraben, dem botanischen Garten gegenüber. Persönlich kannte ich ihn nicht und wagte nicht, mich ihm zu nähern. Einige Male hatte ich ihn gesehen auf einem hübschen Reitpferde, das er sich damals hielt. Seine hohe

---

*) Nach einem Briefe seines Vaters an Goethe, vom 12. Juli 1796, erhielt Sch. in der Taufe noch den Namen Wilhelm. (S. den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Stuttgart 1828. S. 142.)

**) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

***) — — — 15. — — — S. 1089.

Gestalt, die Haltung seines Körpers, seine Gesichtszüge, besonders die ziemlich stark vortretende Unterlippe riefen das Bild seines unvergeßlichen Vaters in mir zurück. Der Zufall vermittelte unsere nähere Bekanntschaft. Außerhalb der Stadt, nahe an der Chaussee, die von Jena nach Weimar führt, liegt der freundliche Garten der Oelmühle, ein vielbesuchter Vergnügungsort der Jenenser. v. Sch. pflegte sich bisweilen dort einzufinden und Kegel zu spielen. Da geschah es, daß er einst, als eben die Partie beendet, an den Tisch hintrat, wo ich zufällig ganz allein saß. Sein Auge fiel auf meinen Pfeifenkopf und auf das darauf befindliche Porträt seines Vaters. Es war eine sehr gelungene Kopie des bekannten Oelgemäldes der Madame Simanowitz in Stuttgart, von dem verst. Porcellanmaler Zerener in Jena mit großer Sorgfalt ausgeführt. v. Sch. richtete einige Worte an mich über den hübschen Pfeifenkopf. Das Gespräch lenkte sich dadurch unwillkürlich auf seinen Vater und ich bemerkte an der Röthe, die sich über seine bräunliche Gesichtsfarbe zog, deutlich seine innere Freude, in mir einen begeisterten Verehrer des großen Dichters zu finden. Unser Gespräch war kurz, denn v. Sch. wollte bald wieder in die Stadt zurück. Ich mußte ihm meinen Namen nennen und zugleich versprechen, ihn nächstens zu besuchen. Einige Tage nachher befiel mich mein altes Uebel, ein hartnäckiger Katarrh, und fesselte mich über eine Woche lang an mein Zimmer. Als ich es wieder verließ, war mein erster Gedanke, v. Sch. zu besuchen. Ich fand ihn nicht mehr in seiner alten Wohnung am Fürstengraben. Er war ausgezogen und hatte sich mit seinem Diener in einem dem Postmeister Becker *) gehörigen Gartenhause eingemiethet, an der Chaussee gelegen, die von Jena nach Löbstädt führt. Es war ein freundliches Zimmer, mit einem kleinen Balkon, von welchem man die Aussicht auf einen daranstoßenden Obst- und Gemüsegarten hatte. „Kommen Sie?" sagte v. Sch., „das ist schön!" Mit diesen Worten richtete sich seine hohe imposante Gestalt in einem hellgrauen langen Hausrocke von dem Sopha empor, auf welchem er gelegen. Unter mehreren Büchern, die ich auf dem vor ihm stehenden Tisch erblickte, glänzten mir mit ihrem Goldschnitt auch einige Taschenbücher entgegen. In einem derselben hatte v. Sch. geblättert. „Wir wollen es uns bequem machen," sagte er, mich nöthigend, neben ihm auf dem Sopha Platz zu nehmen. Er neigte den Kopf ein wenig auf die Seite und entsendete stärkere Wölkchen seinem

*) Dessen Biogr. s. im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 921.

langen Pfeifenrohr. „Sie rauchen doch auch?" So fragend griff er, ohne meine Antwort abzuwarten, in eine Zimmerecke, wo mehrere gestopfte Tabackspfeifen standen, und reichte mir eine. „Sie ist etwas lang," sagte er, riß von einem Papier einen Streifen ab und zündete sie mir selbst an. Ohne sich vom Sopha zu erheben, auf welchem er eine halb liegende Stellung eingenommen, griff er nach einem an der Wand befindlichen Klingelzuge, der in den Hausraum führte, und schellte ein paar Mal ziemlich stark. Sein Diener kam. Es war ein ältlicher Mann, der, wenn ich nicht irre, früher in seines Vaters Diensten gestanden und manche schlaflose Nacht bei ihm durchwacht. v. Sch. flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Der Diener entfernte sich, kam jedoch bald wieder und brachte in einem Korbe mehrere Flaschen Wein, von denen er einige auf den Tisch stellte, den Korb mit den übrigen aber in eine Zimmerecke schob und sich dann wieder entfernte. v. Sch. schenkte mir und sich selbst ein. Wir tranken; er sehr reichlich und ich, mit so gutmüthiger Treuherzigkeit aufgefordert, seinem Beispiele zu folgen, ließ mich bald auch nicht mehr nöthigen. „Nehmen Sie eine andere Pfeife, lieber D.," sagte v. Sch., als er bemerkte, daß der Taback in der meinigen sich zu Ende neigte; denn er war ein gewaltiger Raucher. Ich hatte das Büchlein ergriffen, worin er geblättert. Es war das neueste Taschenbuch der Liebe und Freundschaft von St. Schütze *). „Ich habe diesen Schriftsteller sehr gern," sagte v. Sch.; „es ist ein so reiner, ungekünstelter Humor in allen seinen Sachen. Auch in diesem Taschenbuche finde ich wieder gar artige Gedichte von ihm und eine recht gemüthliche Erzählung." Ich glaube es waren „die Nachbarskinder," späterhin wieder abgedruckt in St. Schütze's „heitern Stunden." v. Sch. schien das Meiste und Bedeutendste von Schütze gelesen zu haben. Er nannte mir seinen Roman „den unsichtbaren Prinzen," den „Wintergarten," auch mehrere einzelne Gedichte, die ihm vorzüglich gefallen. „Aber seine „abentheuerliche Reise von Weimar nach Karlsbad," sagte v. Sch., plötzlich vom Sopha sich erhebend und ein paar Mal mit großen Schritten in dem Zimmer auf- und abgehend — „das ist doch die Krone von allem, was er geschrieben. Es ist ein so köstlicher Humor darin. Ich glaube, ich habe sie 3 Mal gelesen." Er war ins Fenster getreten und sah plötzlich ernst und nachdenkend hinaus in den Garten. „Ich habe," sagte er halb abgewandt, „eine ganz besondere Anhänglichkeit an

*) Dessen Biogr. s. im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 315.

Schütze, seit ich aus seinem eigenen Munde gehört, daß er meinen Vater zu Grabe getragen." — Das Gespräch lenkte sich auf einige andere weimar. Dichter. Ich erwähnte unter andern Falk*), gegen dessen Produkte v. Sch. jedoch eine unüberwindliche Abneigung zu haben schien. Den „heiligen Gräbern zu Rom," dem „Prometheus" und einigem andern, was Falk geschrieben, gestand er zwar einzelne poetische Schönheiten zu, meinte aber doch, Falk sey eigentlich gar kein Dichter. „Ich habe ein Mal," sagte v. Sch., „einen Jahrgang seines satyrischen Taschenbuchs gelesen und mit einem zweiten möcht' ich wahrlich nicht die Zeit verderben." „Gehen Sie mir mit Ihrem Landsmann!" sagte er, gutmüthig lächelnd, als ich ihm gesagt, daß Falk und ich in einer und derselben Stadt, in Danzig, geboren. Er brach das Gespräch schnell ab. Es mochte unterdeß 12 Uhr geworden seyn. Da entschuldigte sich v. Sch., sein Pferd werde ihm um diese Zeit gebracht und es sey einmal seine Gewohnheit, vor Tisch auszureiten. So schieden wir diesmal. Ich besuchte ihn seitdem öfter und fand immer einen freundlichen Empfang. Das Gespräch lenkte sich mehrmals auf seinen Vater. Er lächelte selbstzufrieden über meine glühende Begeisterung für den großen Dichter, die nur wenig anderen Poeten Gerechtigkeit widerfahren ließ, ohne mir beizustimmen, wie sich denn dies auch kaum anders erwarten ließ. Desto unerschöpflicher war er im Lobe Goethe's. Vorzüglich waren Hermann und Dorothea und die römischen Elegien seine Lieblingsprodukte. Die letzteren schienen ihm als Muster bei einigen von ihm selbst verfaßten Distichen vorgeschwebt zu haben. Sie waren an Friederike F. gerichtet, die zweite Tochter des verst. Justizraths F. in Jena, und v. Sch. mochte nicht ahnen, daß er jene Liebesgedichte seinem Nebenbuhler zeigte. Sehr übereilt aber war es von mir, einst das vielbesprochene Thema zu berühren, wer größer sey als Dichter, Schiller oder Goethe. „Lassen Sie das," sagte er mit seinem gewöhnlichen gutmüthigen Lächeln. „Goethe ist ein ganzer Dichter. Aber, lieber D., Sie müssen mehr von ihm lesen, müssen ihn fleißiger studiren!" fügte er halb vorwurfsweise hinzu. — Oft hatte ich ihn um einige Zeilen von der Hand seines Vaters gebeten. Er bedauerte, mir nicht damit dienen zu können. Seine Mutter, sagte er, habe ihm oft erzählt, wie nach seines Vaters Tod auch das kleinste Blättchen von ihr unter seine zahlreichen Freunde und Verehrer vertheilt worden. Auch in Weimar, wohin ich

*) Dessen Biogr. siehe im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 40.

zu Anfange des J. 1817 gegangen war, um, durch Ludwig Wieland aufgefordert, an der Redaktion des Oppositionsblattes Theil zu nehmen, richtete ich meine frühere Bitte an v. Sch., den ich dort wiedersah. Er war aus Kapellendorf, wo er sich damals unter der Leitung des Justizamtmanns Urlau *) in der juridischen Praxis übte, nach Weimar gekommen, um seine Mutter zu besuchen. Im Landes-Industrie-Komptoir, wo ich damals wohnte, überraschte mich eines Tages ein Blättchen von v. Sch's Hand. Er meldete mir unterm 22. Juli mit wenigen Zeilen, daß er „so glücklich gewesen, eine Handschrift seines verst. Vaters zu finden; ich möchte zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags ihn besuchen und das Blättchen abholen. Ich eilte nach seinem elterlichen Haus an der Esplanade und empfing die Handschrift. Es war ein Quartblatt, auf beiden Seiten beschrieben, ein Bruchstück aus der Phädra, mit mehreren Abänderungen der Verse und einzelnen durchstrichenen Zeilen. Ich bewahre das Blättchen noch unter meinen Papieren als eine Reliquie. Mit Ehrfurcht betrat ich an v. Sch.'s Hand das Zimmer, das einst sein Vater bewohnt. Noch stand dort, fast in der Mitte, der Tisch, an welchem er geschrieben, der Stuhl, auf dem er gesessen. An einer Wand sah ich ein Repositorium mit Büchern. v. Sch. zog einen Folianten hervor. Es war die Schweizerchronik von Tschudi. Ich sah darin mehrere lange Papierstreifen, von dem Dichter selbst hineingelegt, unter andern bei der Abbildung, wo Tell den Apfel vom Haupte seines Sohnes schießt. — Mein Aufenthalt in Weimar dauerte bis zu Ende des J. 1817. In dieser Zeit sah ich v. Sch. öfters, bald im elterlichen Hause, bald in Oberweimar, Belvedere und Tiefurt. Als ich wieder nach Jena zurückgekehrt war, kam ich mit ihm außer aller persönlichen Berührung. Doch erfuhr ich einige Jahre später, daß er auswärts eine Anstellung erhalten. Er war in den preuß. Staatsdienst getreten und 1819 bei dem Landgerichte zu Köln Assessor geworden. Als er Weimar verließ und die geliebte Mutter und die Schwestern, denen diese Trennung besonders schmerzlich war, nahm ihn Goethe bei Seite, sprach von der Neigung der Rheinländer, selbst über politische Dinge frei und offen ihre Meinung auszusprechen, so wenig rathsam und vortheilhaft dies auch meistens sey, und verwarnte ihn in dieser Hinsicht mit den Worten: „Ernst, vergiß nie, was ich Dir hier sage." — Einige Jahre nachher kam v. Sch. als Staatsprokurator nach Bonn. Dort

*) Dessen Biogr. siehe im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 1135.

verheirathete er sich im Herbst 1823. Sein älterer Bruder Karl, der jetzige Oberförster in Lorch, der damals noch unverheirathet im Würtembergischen lebte, eilte herbei, der Hochzeit beizuwohnen und den geliebten Bruder nach sechsjähriger Trennung wieder zu sehen. Später ward v. Sch. Landgerichtsrath in Trier und kam zuletzt als Appellationsrath wieder nach Köln zurück. Heiter trat in sein ernstes Geschäftsleben das Schillerfest in Stuttgart am 8. Mai 1839. Er war mit seiner Gattin und Stieftochter, Therese v. Mastiaux, nach Stuttgart gereist. Am Abende jenes Tages äußerte er mit unbeschreiblicher Rührung, daß ihm nach diesem Tage nichts zu wünschen übrig bleibe und daß das Leben ihm nichts mehr gewähren könne. Aber harte Leiden trafen ihn bald nachher. Er war selbst im Winter 1839 von einer lebensgefährlichen Lungenentzündung ergriffen worden, als ein früher Tod, in Folge eines rheumatischen Fiebers, ihm seine geliebte Stieftochter entriß, die bei allen, die sie kannten, als ein durch Geist und Herz gleich ausgezeichnetes Mädchen galt. Sein eigenes Körperleiden war dadurch schmerzhafter und beunruhigender geworden. Aber die nachfolgenden Worte in einem seiner damaligen Briefe erweckten die Hoffnung, daß seine Gesundheit und sein Geist obsiegen werde. „Der nächste Winter," schrieb er, „wie die nächste Zukunft überhaupt, wird es zeigen, in wie weit wir ohne unsere selige Therese leben können. Bis jetzt waren Krankheit, Theilnahme, Aushilfe und Besuche so zahlreich, daß wir nicht recht zu uns selbst kamen. Ich hoffe alles Gute und ein vernünftig leidliches Leben, da doch immer noch Streben und geistige Regsamkeit bei uns vorhanden ist." Gegen Ostern 1841 hatte ihn sein Arzt, zur Stärkung seiner Gesundheit, aufs Land geschickt. Er kam nicht wieder nach Köln zurück. Das Uebel hatte seine zerrüttete Gesundheit, seine trauernde Seele tödtlich erfaßt. Bereits im Wonnemond, Morgens um 2 Uhr, war er im Hause seines Schwagers zu Vilich, Bonn gegenüber, in den Armen seiner treuen Gattin, im 45. Lebensjahr, also beinahe an dem Todestage seines Vaters und nur wenige Monate jünger als dieser, verschieden. So zeigte auch die von ihm gewünschte Oeffnung seiner Leiche beinahe dasselbe Resultat, wie bei dem Dichter. Sein zweiter Wunsch war, daß er an der Seite seiner im Jahr 1826 ihm entrissenen Mutter auf dem Kirchhofe zu Bonn beerdigt werden möchte. Oft hatte er es gesagt, er werde nicht älter werden, als sein Vater. Aber erkannt hatte er den nahenden Tod nur wenige Stunden vor seinem Scheiden und hatte ihn dann gefaßt und ruhig er-

wartet. Es war vielleicht nur eine zufällige Aeußerung, ohne Beziehung auf sich selbst, als er einst mit einem Freund über die Krankheit seines Vaters, über die Sektion und den Zustand der Lunge sprach und sich darüber näher belehren wollte in der Biographie seines Vaters von Karoline v. Wollzogen, dies Buch jedoch vergebens suchte, das er wahrscheinlich ausgeliehen. Sein Bruder Karl, der auf die Nachricht von seiner bedeutenden Krankheit aus Würtemberg herbeigeeilt war, kam eben noch früh genug, um sich am 22. Mai dem Leichenzug anschließen zu können. — v. Sch. war, wie bereits früher angedeutet worden, in seiner äußern Erscheinung seinem Vater sehr ähnlich, von beinahe gleicher Größe und Körperbildung, einer ganz ähnlichen Gesichtsform und fast ganz derselben Haltung, die nur etwas vorgebeugt war. Aber wie der Vater in der Ideenwelt lebte, so zeigte sich der Sohn im Weltwesen und Geschäftsgang erfahren, kenntnißreich und gewandt. Seine Mutter, die ihn 1821 in Köln besucht, schrieb am 17. November des genannten Jahres: „Ueber Ernst habe ich mich sehr gefreut. Sein Amt ist ihm über Alles wichtig; er scheut keine Thätigkeit, wo er nützen kann. Seine Ideen sind so klar, so geordnet, daß ich mich sehr daran ergötzte und recht viel von ihm dabei gelernt habe. Zugleich ist er gemüthlich, mild im Leben und für alles Große und Schöne empfänglich." Es ist nicht die liebende Mutter allein, die dies aussprechen konnte. Wer ihn irgend näher gekannt, wird diese Aeußerungen bestätigen. Allgemein hätte v. Sch., wie er es wirklich war, für einen ausgezeichneten Menschen gegolten, wenn das halb vergötterte Bild seines Vaters, der gleichwohl in gemischter Gesellschaft kaum so bedeutend erscheinen konnte, nicht öfters ungerecht gegen den Sohn gemacht hätte. Dieser war durch treffenden Witz und gutmüthigen Humor der beste Gesellschafter und sein Umgang in hohem Grade lehrreich. Bei großer Klarheit besaß er, wie Wenige, die Gabe der Rede und zu diesem schönen Talente, das man in der Unterhaltung mit ihm immer von neuem bewundern mußte, gesellte sich sein reiches, viel umfassendes Gedächtniß. Als Lehrer der Geschichte würde er sehr ausgezeichnet geworden seyn; auch hatte er eine große Liebe für das Fach und eine seltene Kenntniß der Geschichte, besonders der neuesten, bis in die kleinsten Details. Wer ihn irgend hatte erzählen hören, von Goethe z. B. und den Weimarischen Verhältnissen, so anschaulich und voll Leben, mit so vieler Heiterkeit und Laune, wird nicht leicht vergessen, was er von ihm gehört. In der letzten Zeit seines Lebens war sein Geist viel feiner und schärfer, sein ganzes Wesen

inniger; er war minder reizbar und schien ernsten Widerspruch leichter zu ertragen, als früher. Das Gespräch lenkte er jetzt gern auf höhere Dinge, auf die Religion, auf unsere Pflichten, unsere Hoffnungen. Doch auch von Politik sprach er noch gern. Unter andern äußerte er sich noch das Jahr vor seinem Tode, von ganz eigenthümlichen Gesichtspunkten ausgehend, über die bei der Huldigung König Friedrich Wilhelms IV. erneuerten Erzämter. Er war in seinen politischen Ansichten entschieden loyal gesinnt und ein unbedingter Anhänger der hohenzollernschen Dynastie. Auf seinen Adel konnte er, bei bürgerlicher Denkweise, keinen Werth legen und hielt es, nach einem Briefe vom 15. Juli 1839 an einen Freund, für einen großen Fehler seines Vaters, daß er seine Nobilitirung nicht abgelehnt. „Dadurch," äußerte er, „sei die Familie in eine schiefe Stellung gekommen und habe davon nur den Einen Vortheil gehabt, daß seiner Schwester Emilie ein trefflicher Gatte (der Freiherr v. Gleichen auf Bonnland in Baiern) sey zugeführt worden." — Ungeachtet seiner gemäßigten Ansichten wußte sich v. Sch. in seinen Lebensgewöhnungen nicht vor Extremen zu bewahren. Einen stärkern Tabaksraucher z. B. als er konnte es nicht leicht geben und der Arzt sah seine diätetischen Vorschriften, spazieren zu gehen, sich Bewegung zu machen u. s. w. leicht ins Uebermaas getrieben. So wenig als seinem Vater war es ihm gegeben, sich zu schonen und auch er untergrub seine Gesundheit durch Nachtwachen, wo ihn mannichfache Pläne und Entwürfe beschäftigten und er auch wohl seinem großen, aber unkultivirten Talente zur Musik leidenschaftlich nachhing. Zu seinen vertrautesten Freunden in den letzten Jahren seines Lebens gehörte der Direktor des Gymnasiums zu Kreuznach, Dr. Karl Hoffmeister, der bekannte Biograph seines Vaters. An ihn schrieb v. Sch. im Febr. 1838: „Es hat mir einen großen Genuß gewährt, das erste Heft Ihres Werkes über meinen Vater zu lesen und die Tiefe und Gründlichkeit zu bewundern, mit welcher Sie die bis dahin berührten Werke v. Schillers aus seinem Leben, seinem Charakter und seinen Verhältnissen konstruirt haben. Die Behandlungsweise wird nicht allein das Studium und Verständniß der Werke v. Schillers außerordentlich fördern, sondern es ist auch meiner Ueberzeugung nach darin eine edle Feier des Andenkens unseres verewigten Dichters, in welchem ich mit Ihnen den edeln Menschen und als Sohn den Vater verehre. In diesem letztern Verhältnisse wollen Sie es mir noch besonders gestatten, Ihnen für die liebevolle Ansicht zu danken, mit welcher Sie den Verewigten betrachtet haben

und wollen mir auch den Wunsch zu äußern erlauben, daß eine nähere Bekanntschaft unter uns Statt finden möchte." Dr. Hoffmeister besuchte v. Sch. bald nachher zu Köln, begleitete ihn im Mai 1839 nach Stuttgart zum Schillerfest und blieb seitdem mit ihm theils in persönlicher Berührung, theils in fortgesetztem Briefwechsel. Einen schönen Beweis seines Vertrauens gab ihm v. Sch. dadurch, daß er alles, was aus der Verlassenschaft seines Vaters oder aus den betreffenden Manuskripten und Briefen noch aufzutreiben war, auslieferte, um sie theils für die Fortsetzung des Werkes über seinen Vater, theils für die in der Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Nachträge zu v. Schillers Werken zu benutzen.

Jena. Dr. Heinrich Döring.

* 167. Johann Knus,

Pfarrer zu Schönholzersweilen (Schweiz).

geb. im J. 1795, gest. d. 20. Mai 1841.

Zu Winterthur im Kanton Zürich geboren, bereitete er sich in den Schulen seiner Vaterstadt auf höhere Studien vor, bezog 1812 das Gymnasium von Zürich und absolvirte schon 1816 auf die ehrenvollste Weise seine theologischen Kurse. Bis 1818 wirkte er als Lehrer zu Weinfelden im Kanton Zürich und zwar mit solcher Thätigkeit und Liebe zu seinen Zöglingen, daß neben andern gebildeten Männern mehrere ausgezeichnete Staatsmänner ihn bis zu seinem Tod als ehemaligen Lehrer hochschätzten und verehrten. Im December 1818 erhielt er die Pfarrei Hüttlingen und im Sommer 1824 Schönholzersweilen im Thurgau. Obschon die Arbeiten im Weinberge des Herrn ihn sehr in Anspruch nahmen und er als Pfarrer seine Pflichten treu und redlich und zu allgemeiner Zufriedenheit der Gemeinde erfüllte, fand er doch noch Zeit, seinem geliebten Lehrstande sich zu widmen. Er bereitete nämlich talentvollere Zöglinge auf die theologischen Studien vor und erwarb sich dadurch noch besondere Verdienste um den Kanton Thurgau, der fühlbaren Mangel an Geistlichen hat. So vielfach segensreich wirkend, wurde er von einem entzündlichen Gallenfieber befallen, das nach wenigen Tagen seinem thätigen Leben ein Ende machte, der Gemeinde ihren wakern Pfarrer und seinen vielen Freunden den edeln, geist- und gemüthreichen Freund entriß.

168. Heinrich Magdalener,

Pfarrer zu Pretzfeld, Dekanat Forchheim;

geb. den 8. Mai 1770, gest. den 22. Mai 1841 *).

Nach einiger Vorbereitung auf der Rektorsschule seines Geburtsortes Scheßlitz besuchte er das Gymnasium zu Bamberg, welches er im November 1783 betrat und im November 1788 verließ. In der Philosophie genoß er die erste Belehrung des Professor Daum, nach kantischer Theorie, und in der Mathematik des Rektors Joh. Jakobs. Im zweiten philosophischen Kurse gab seine feine Bildung und gute Latinität Veranlassung, daß er vom Professor Sommer für 7 seiner Schüler mit deren Privatunterrichte beauftragt wurde, welchen er während seines theologischen Kurses bis zum Eintritt in das Priesterhaus höchst ehrenvoll fortsetzte. Am 11. Okt. 1794 wurde er auf landesherrlichen Tischtitel zum Clerus aufgenommen, den 21. März 1795 zum Priester geweiht und am 4. Sept. d. J. zur Seelsorge bevollmächtigt. Nach einigen Jahren dieser Leistung wurde er wegen vielfacher Auszeichnung zur selbstständigen Kaplanei in Staffelstein befördert. Im Jahr 1807 wurde er Pfarrer zu Leutenbach, im Dekanate Neukirchen am Brande und nach einer großen Reihe von Jahren im Dekanate Forchheim zu Pretzfeld, wo er sein Leben beschloß. Als Aufseher der Schuljugend war er überall durch seine vielseitige Bildung, durch seine Sanftmuth u. Thätigkeit allgemein beliebt geworden. Als Pfarrer genoß er wegen seiner eifrigen Pflichterfüllung um so größere Achtung, als er sich von derselben nur durch die härtesten körperlichen Leiden abhalten ließ. Als Gesellschafter hatte er wegen seiner vorherrschenden guten Laune, großen Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft die höchste Zuneigung Aller gewonnen, die sich ihm nähern konnten. Als Leidender war er das bewunderns würdigste Beispiel der ruhigsten Ergebenheit bei fast ungetrübter Laune seit mehr als drei Jahrzehnten gewesen. Er hatte nämlich den 6—8 Oktober 1806 sein eigenes Bett der zahlreichen Einquartierung vertheilt und erst am dritten Tag, als er sich des Schlafes nicht mehr entschlagen konnte, sich mehrere Stunden in das noch warme Bett seines an Gicht leidenden geistlichen Gastes gelegt. Von diesem Versehen mußte er für den Rest seines Lebens nicht nur außerordentliche Gichtschmerzen leiden, sondern er bekam auch Verwachsungen an mehreren Theilen seines Körpers in dem Grade, daß er z. B. von seinen gekrümmten Fingern

*) Tagblatt der Stadt Bamberg 1841, Nr. 144 u. 145.

sehr oft Kalkkugeln in der Größe von Groschen zur Ueberzeugung seiner Aerzte und Freunde abklopfen konnte. Deswegen mußte er den größten Theil der letzten Jahre aus gänzlicher Lähmung im Bette liegen. Trotz dieses fast beispiellosen Unglücks blieb er heiter und munter und stets sehnsuchtsvoll nach neuen literärischen Erscheinungen der Theologie, Geschichte, Politik, wie der schönen Künste, welche er seit seiner Jugend pflegte.

* 169. Franz Xaver von Baader,

königl. baier. Oberbergrath, Professor der Dogmatik und Ritter des Civilverdienstordens zu München;

geb. d. 27. März 1765, gest. den 23. Mai 1841.

v. B. war zu München von bürgerlichen Eltern geboren, der dritte Sohn des dortigen kurfürstl. Leibarztes, Franz Paula B. und ein dritter Bruder des im Jahr 1838 verstorbenen Clemens v. B. *), des Herausgebers des baierschen Gelehrtenlexikons, so wie des berühmten Mechanikers Joseph v. B. **), der 1835 zu München gestorben. Früh entwickelten sich seine Geistesanlagen und seine rege Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur. Seine Erziehung war geeignet, diese Gefühle zu wecken und zu nähren. Gestört und zum Theil vernichtet aber wurden seine Geistesanlagen durch eine Gehirnentzündung, die in seinem siebenten Jahr ihm alle Lust zum Lernen raubte. Immer deutlicher zeigten sich die Symptome einer wachsenden Beschränktheit seiner Verstandeskräfte. Sein Vater, einer der einsichtsvollsten Aerzte, erkannte in dem bedenklichen Zustande des Knaben eine vorübergehende Krisis des Gehirns, die durch verständige Behandlung wohl beseitigt werden könnte. Aufs Ernstlichste verbot er, den Knaben zum Lernen zu zwingen. So waren einige Jahre verstrichen, als der Anblick der geometrischen Figuren in Euklid's Lehrbuche seine schlummernde Geistesthätigkeit plötzlich wieder weckte. Die Krisis war vorüber und sein Fleiß kannte jetzt keine Grenzen. Er machte so rasche Fortschritte in seiner wissenschaftlichen Bildung, daß er, kaum sechzehn Jahre alt, mit seinem Bruder Joseph die Universität zu Ingolstadt besuchen konnte. Dort widmete er sich der Arzneikunde und erlangte nach drei Jahren die Doktorwürde. Zu seiner höheren Ausbildung ging er hierauf nach Wien, wo der berühmte Stoll einer seiner vorzüglich-

---

*) Dessen Biogr. siehe im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 1041.
**) — — — 13. — — — S. 1041.

sten Lehrer war. In München unterstützte er hierauf seinen Vater in seiner ausgebreiteten Praxis mit vieler Einsicht und Geschicklichkeit. Doch ward ihm bald fühlbar, daß er zu einem praktischen Arzte nicht geschaffen war. Der Anblick der Kranken wirkte jetzt nachtheilig auf seine schwächliche Konstitution. Er ward selbst krank durch zu große Theilnahme an den Leiden Anderer, die er heilen sollte. Er gab daher seinen bisherigen Beruf wieder auf, um sich dem Bergwesen zu widmen, von dem er sich auch Stärkung seiner Gesundheit versprach. Nachdem er eine Zeit lang Berg- und Hütteneleve in Baiern gewesen war, besuchte er 1788 die Bergakademie zu Freiberg. Dort gewann besonders Werner einen entschiedenen Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung und durch den Unterricht jenes berühmten Mannes erwarb er sich gründliche Kenntnisse in Oryktognosie und Geognosie. Doch konnte er sich mit manchen Ansichten Werners nicht befreunden, besonders in dem mechanischen Theile der Geologie, in der von Werner aufgestellten Theorie der Gänge rc. v. B. befolgte bei seinen Studien die eigenthümliche Methode, daß er sich erst mit jedem Zweige der Technik des Berg- und Hüttenwesens empirisch bekannt machte, ehe er nach der Theorie desselben forschte. Auf diesem Wege gelang es ihm, manche technische Verbesserungen zu entdecken. Drei Jahre war B. in Freiberg gewesen und hatte von dort aus mehrere Berg- und Hüttenwerke in Norddeutschland besucht, als er im Jahr 1791 sich nach England begab, um das dortige Berg- und Hüttenwesen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Sein Bruder Joseph begleitete ihn auf jener Reise. Nachdem v. B. auch Schottland besucht, kehrte er 1798 nach Baiern zurück. Er ward dort zum Generaldirektorialrath ernannt und erhielt mit dem Charakter eines Oberberg- und Hüttenmeisters zugleich die praktische Leitung der Berg- und Hüttenwerke. Seine Verdienste sah er belohnt durch das Kreuz des Civilverdienstordens, durch den er zugleich in den Adelstand erhoben ward. Als Mitglied der königl. baier. Akademie der Wissenschaften widmete er sich der Naturwissenschaft um so eifriger, da der Büreaudienst und die damit verbundenen mannichfachen Reskripte seiner Neigung wenig zusagten. Eine Reihe von schätzbaren Abhandlungen über Natur- und Religionsphilosophie, die er bald nach seiner Rückkehr aus England drucken ließ, zeigt den unverkennbaren Einfluß der Schellingschen Philosophie auf die Richtung seines Geistes. Er erhielt eine Professur der spekulativen Dogmatik, um die er, bald nach der Errichtung der Universität zu München, sich eifrig beworben hatte.

Mehrere seiner philosophischen Schriften und Aufsätze, besonders seine zu Stuttgart, späterhin zu Münster herausgegebenen Vorlesungen über spekulative Dogmatik sprachen die allmälich in ihm zur völligen Klarheit gewordene Ueberzeugung aus, daß die besonders seit Cartesius eingetretene Trennung des Naturalismus und Spiritualismus, die beide in ihrer Abstraktheit verdorben habe, erst auf eine frühere Verbindung beider gefolgt sey, die namentlich in Deutschland bestanden. Er war der Meinung, daß man auf diese frühere Epoche der Wissenschaft zurücksehen müsse, wenn der Dualismus, der die einzelnen philosophischen Systeme noch immer feindselig trenne, beseitigt werden sollte. In ihm lebte die Ueberzeugung, daß die Principien einer altgermanischen Naturkunde (Physiosophie), die zugleich Theologie gewesen, bald Theosophie, bald Alchymie, bald Magie genannt, unverkennbar, wenn auch verborgen zu finden bei Jakob Böhme, Theophrastus Paracelsus u. a. Mystikern. In dieser Naturwissenschaft beurkundete sich ihm die ursprüngliche Empfänglichkeit der Deutschen für Natur und Religion. Er meinte aber, mit dem Erlöschen jener Wissenschaft sey die Physiologie irreligiös und antireligiös geworden und die Theologie flach und naturlos, seit sie mit stützender Gelehrsamkeit sich bemüht, jenes frühere Wissen völlig zu vertilgen. Ein geistreicher Schriftsteller, Fr. Hoffmann, hat in seiner Vorhalle der spekulativen Lehre Fr. v. Baaders (Aschaffenburg 1836) seine philosophischen Bestrebungen ausführlich gewürdigt, durch die er im Wesentlichen eine Wiedervereinigung des Naturalismus und Spiritualismus bezweckt zu haben scheint. Sein längerer Aufenthalt in England, der ihn mit mehreren ältern Mysteriologen in Verbindung brachte, hatte auch dazu gedient, seinen Rechts- und Freiheitssinn zu wecken und zu schärfen. Er war der erklärteste Gegner des Servilismus und sprach sich oft lebhaft darüber aus in seinen Schriften. Besonders aber nahm er die Freiheit der Wissenschaft in Schutz gegen jede weltliche und geistliche Beschränkung. Die erste Grundlage zu einer Reunion des Naturalism und Spiritualism enthält seine Schrift: Ueber einige in der Philosophie noch geltende unphilosophische Vorstellungen. Noch im höheren Alter kämpfte er mit ungeschwächter Geisteskraft und frischer Jugendbegeisterung für seine Ueberzeugung und nahm fortwährend lebhaften Antheil an den Ereignissen der Gegenwart, wie dies seine zahlreichen Flugschriften beweisen. Schon sein Aeußeres, sein lebhaftes und durchdringendes Auge, die stark markirten Züge verriethen den denkenden Kopf und tiefsinni-

gen Forscher. Seine Gestalt und Haltung hatten etwas wahrhaft Ehrfurchtgebietendes. — Seine zahlreichen Schriften sind: Vom Wärmestoff, seiner Vertheilung, Bindung und Entbindung, vorzüglich beim Brennen der Körper. Wien und Leipzig 1786. Beiträge zur Elementar-Physiologie. Hamburg 1797. Zweite Aufl. Ebd. 1809. — Ueber das pythagoräische Quadrat in der Natur, oder die vier Weltgegenden. Tübingen 1798. — Versuch einer Theorie der Sprengarbeit. Ebd. 1798. — Ueber das sogenannte Freiheits- oder das positive Staatswirthschaftssystem. München 1802. — Beiträge zur dynamischen Philosophie im Gegensatze der mechanischen. Berlin 1809. — Ueb. d. Begründung d. Ethik durch d. Physik. Münch. 1813. — Ueb. das durch d. franz. Revolution herbeigeführte Bedürfniß e. neuen u. innigern Verbindung der Religion mit d. Politik. Nürnb. 1815. — Ueb. d. Bliz als Vater d. Lichts. Münch. 1816. — Ueb. d. Exstase od. Verzücktheit d. magnetischen Schlafredner. Ebd. 1817—18. 2 Stück. — Sur la notion du tems. Ibid. 1818. — Ueb. d. Vierzahl d. Lebens, aus einem Schreiben an den Herrn Grafen v. Stourdza. Berlin 1818. — Sätze aus der Bildungs- und Begründungslehre des Lebens. Ebd. 1820. — Ueber die Verbindung der Donau mit dem Main und Rhein und die zweckmäßige Ausführung derselben. Sulzbach 1822. — Ueber Divinations- und Glaubenskraft. Ebd. 1822. — Fermenta Cognitionis Fasc. I—IV. Berol. 1822—1824. — Neues System der fortschaffenden Mechanik, oder vollständige Beschreibung neu erfundener Eisenbahnen und Wagen mit verschiedenen andern neuen Vorrichtungen, mittelst welchen der innere Transport aller Waaren und Produkte fast überall so gut und mit weit geringern Schwierigkeiten, als durch schiffbare Kanäle befördert und erleichtert werden kann. München 1822. Mit 16 Kpfrn. — Bemerkungen über einige antireligiöse Philosopheme unserer Zeit. Leipzig 1824. — Vom Segen und Fluche der Kreatur; drei Sendschreiben an Herrn Professor Görres. Straßburg 1826. — Ueber die Freiheit der Intelligenz; eine Rede bei Eröffnung der Ludwig-Maximilians-Universität in München. München 1826. — Vorlesungen über spekulative Dogmatik. Stuttgart 1828—1835. 4 Hefte. — Vorlesungen über religiöse Philosophie im Gegensatze der irreligiösen, älterer und neuerer Zeit. München 1828. — Ueber den Begriff des gut- oder positiv- und des nichtgut- oder negativgewordenen endlichen Geistes. Luzern (Leipzig) 1829. — Ueber die Zeitschrift: Avenir und ihre Privilegien; aus einem Sendschreiben an den Herrn Grafen L. Montalembert zu

Paris. München 1831. — Ueber die Gebrechen der neuen Konstitutionen; aus einem Sendschreiben an Se. Durchl. den Erbprinzen Konstantin Löwenstein-Werthheim. München 1831. — Vierzig Sätze aus der religiösen Erotik. Ebend. 1831. — Philosophische Schriften und Aufsätze. Ebd. 1831 bis 1832. 2 Bde. — Ueber das Revolutioniren des positiven Rechtsbestands, als Kommentar der Schrift: Einiges über den Mißbrauch der gesetzlichen Gewalt. Ebd. 1832. — Ueber eine bleibende und universelle Geistererscheinung hienieden; aus einem Sendschreiben an die Gräfin von Wielhorski, geborene Fürstin Biron von Kurland. Ebd. 1833. — Ueber das Verhalten des Wissens zum Glauben; auf Veranlassung eines Programms des Abbé Bautin: Enseignement de la philosophie en France. Strasb. 1833; aus einem Sendschreiben an Herrn C. Schlüter in Münster. München 1833. — Ueber den christlichen Begriff der Unsterblichkeit, im Gegensatze der ältern und neuern nichtchristlichen Unsterblichkeitslehren. Würzburg 1835. — Ueb. d. dermal. Verhältniß des Vermögenslosen oder Proletärs zu den Vermögen besitzenden Klassen der Societät in Betreff ihres Auskommens. München 1835 — Ueber die Einführung der Kunststraßen (Eisenbahnen) in Deutschland; aus einem Sendschreiben an den Herrn Direktor v. Widmannstätten in Wien. Leipzig 1836. — Ueber die Inkompetenz unserer dermaligen Philosophie, zur Erklärung der Erscheinungen aus dem Nachtgebiet der Natur; aus einem Sendschreiben an Justinus Kerner. Stuttgart 1836. — Ueber das Leben Jesu von Strauß; aus einem Sendschreiben an Herrn Dr. v. Malfatti in Wien. München 1836. — Vorlesungen über eine künftige Theorie des Opfers oder des Kultus; als Einleitung und Einladung zu einer neuen, mit Erläuterungen erschienenen Ausgabe der bedeutendsten Schriften von Jakob Böhme und S. Martin. Münster 1836. — Theoretisch-praktische Erziehungs- Unterrichtsmethode für Schullehrer und Schulpräparanden. Augsburg 1837. 2 Bde. (der zweite in 3 Abtheilungen). — Ueber den Paulinischen Begriff des Versehenseyns des Menschen im Namen Jesu von der Weltschöpfung; drei Sendschreiben an die Professoren Molitor in Frankfurt und Fr. Hoffmann in Würzburg. Würzb. 1837. — Grundzüge der Societätsphilosophie. Ebd. 1837. — Ueber mehrere in der Philosophie noch geltende unphilosophische Begriffe oder Vorstellungen, mit Berücksichtigung älterer Philosophen; aus einem Sendschreiben an Nimptsch von Strehlenau, genannt Lenau. Münster 1838. — Ueber die Vernünftigkeit der drei Fundamentaldoktrinen des Christenthums

vom Vater und Sohn, von der Wiedergeburt und von der Mensch- und Leibwerdung Gottes; aus einem Sendschreiben an den Freiherrn v. Stransky auf Greifenfels. Nürnberg 1838. — Erinnerungen an J. A. v. Riegg*), Bischof von Augsburg; eine kurze Geschichte seines Lebens und Wirkens. Augsb. 1839. — Revision der Philosopheme der Hegelschen Schule; bezüglich auf d. Christenthum; nebst zehn Thesen aus einer religiösen Philosophie. Stuttg. 1839. — Ueber die Thunlichkeit oder Nichtthunlichkeit einer Emancipation des Katholicismus von der römischen Diktatur in Bezug auf Religionswissenschaft; aus einem Sendschreiben an Se. Durchlaucht Fürst Elim von Meschtschersky, kaiserl. russ. Kämmerer. Nürnberg 1839. — Der morgenländische und abendländische Katholicismus mehr in seinen innern wesentlichen als in seinem äußern Verhältnisse dargestellt; nebst mehreren Beweisen, daß Schrift und Natur sich nur wechselseitig auslegen. Stuttgart 1841. — Außerdem lieferte er Gedichte und Aufsätze zu verschiedenen Jouralen.

Jena. Dr. Heinrich Döring.

* 170. M. Karl Friedrich Sterzel,

Lehrer an der Bürgerschule zu Chemnitz;

geb. d. 22. Sept. 1798, gest. d. 25. Mai 1841.

St. ward zu Leipzig geboren, besuchte die St. Nikolaischule daselbst und war zwar ein mehr stiller, aber um desto fleißigerer Schüler derselben. Nachdem er die nöthigen Vorkenntnisse sich erworben hatte, ging er zur Universität über und studirte vor allem Theologie und zwar mit solchem Erfolge, daß er den 29. April 1822 schon das Examen pro Candidatura machen konnte. Hierauf ward er 1823 Magister der Philosophie und predigte nicht ohne Beifall. An eine immerwährende Thätigkeit gewöhnt, war es ihm unlieb jahrelang vergebens auf eine leidliche Pastorstelle zu warten, deswegen zog er es vor, Philologie zu treiben und so ward er Jugendlehrer, erst längere Zeit in Leipzig, sodann folgte er einem Ruf an die neuerrichtete Chemnitzer Bürgerschule und fand hier neben einer festen Anstellung ein großes Feld der Thätigkeit, welches er auch zur Zufriedenheit seiner Oberen bis an sein Ende rastlos verwaltete. St. hatte einen kleinen und schwachen Körper und wurde viel von Krankheit heimgesucht, was dagegen seinen Geist betrifft, so verdient er in jeder Hinsicht das Zeugniß, in seinem Berufe sowohl als auch als Mensch einen gleich braven und tüchtigen Charakter

*) Dessen Biogr. siehe im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 513.

an den Tag gelegt zu haben. — Seine Frau ist eine geb. Solbrig und von 4 Kindern hat ihn nur ein Sohn überlebt.
Dr. Z.

171. Ernst Wilhelm Arnoldi,

Finanzrath zu Gotha;

geb. den 21. Mai 1778, gest. den 27. Mai 1841 *).

A. war zu Gotha geboren, widmete sich der kaufmännischen Laufbahn und trat, nach mehrjährigem Aufenthalt in Hamburg, als Theilhaber in das Handelshaus seines Vaters. Seine Aufmerksamkeit wendete sich hier vorzüglich auf diejenigen Zweige des Handels, durch welche die Erzeugnisse des inländischen Gewerbfleißes weiter vertrieben werden und namentlich verschaffte er dem Schubhandel Gothas neue und vortheilhafte Auswege. Er errichtete 1804 die unter der Firma „Ernst Arnoldi's Söhne" rühmlich bekannte Farbenfabrik. Vier Jahre später wurde unter seiner Mitwirkung die treffliche Elgersburger Steingutfabrik begründet und es gelang ihm, dieselbe auch unter den schwierigsten Zeitverhältnissen aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen. Als das Verlangen nach Freiheit des Binnenhandels in Deutschland sich seit 1816 laut und mehrseitig ankündigte, war A. eines der thätigsten Organe dieser Meinung und wirkte für den damals sich bildenden deutschen Handelsverein, sowohl durch seine kaufmännischen Verbindungen als durch eine Reihe ideenreicher und kraftvoller Aufsätze. Er übergab 1819 der Bundesversammlung eine von 5051 Fabrikanten und Gewerbtreibenden unterzeichnete Vorstellung, um die Aufhebung der Hemmungen des innern Verkehrs und eine höhere Besteuerung fremder Erzeugnisse herbeizuführen. Wie richtig A. das Bedürfniß der Zeit schon damals begriffen, zeigen die später zu Stande gekommenen Handelsverträge und Vereine deutscher Staaten. Zu der 1817 erfolgten Gründung des kaufmännischen Instituts der Innungshalle zu Gotha und der damit verbundenen, vortheilhaft bekannten Lehranstalt gab er die erste Veranlassung und verschaffte derselben ein treffliches Lokal. Seine glückliche Idee, den Grundsatz der Gegenseitigkeit auf eine Feuerversicherungsanstalt für den deutschen Handelsstand anzuwenden und dadurch auswärtige Assekuranzkompagnien entbehrlich und den Aufwand für Versicherungen so gering als möglich zu machen, gedieh

*) Nach dem Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur und dem der Gegenwart.

1821 zur Ausführung und war von glänzendem Erfolge. Später und zu einem glücklich gewählten Zeitpunkte faßte er den Gedanken, zu ähnlichem Zweck auch eine gegenseitige Lebensversicherungsgesellschaft zu errichten, bei dessen Ausführung ihn der Ober-Medicinalrath v. Froriep in Weimar thätig unterstützte. Diese Anstalt wurde 1829 unter dem Namen Lebensversicherungsbank für Deutschland eröffnet und gewann in wenig Jahren eine beträchtliche Ausdehnung. Als der große deutsche Zollverein zum Abschlusse gedieh, strebte A., die in landwirthschaftlicher und kommercieller Beziehung so wichtige Bereitung von Zucker aus Runkelrüben über ganz Deutschland zu verbreiten und seine Empfehlung der Sache war so wirksam, daß in einem Jahre (1836) gegen hundert Fabriken in Thätigkeit traten, worunter auch eine von ihm selbst bei Gotha begründete. Wurde auch die von ihm empfohlene Zier-Hanewaldsche Bereitungsweise später mehrfach angefochten, so bleibt A. doch das Verdienst, durch sein Vortreten eine Menge höchst nützlicher Unternehmungen belebt zu haben. Diese großartigen Unternehmungen hinderten A. nicht, seinen erfindungsreichen Geist auch den Angelegenheiten seiner Vaterstadt zuzuwenden und seine Mitwirkung bei Allem, was das Wohl seiner Mitbürger fördern konnte, sichert ihm bei ihnen ein ehrenvolles Andenken. — Im Druck erschien von ihm: Konkordia, Taschenb. f. Freunde d. deutschen Handelsverein &c. Gotha 1820. — Mit Fr. List u. E. Weber, Mittheilungen aus Nordamerika. Hamb. 1820. — Nachtr. zum ersten Hefte d. Mittheilungen aus Nordamerika. Ebend. 1830. —

* 172. Gottlob August Preller,

Doktor der Medicin, großherzogl. mecklenburg-strelitzischer Rath und ausübender Arzt zu Neubrandenburg, ordentliches Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde &c.;

geb. im Jahr 179., gest. d. 27. Mai 1841.

Der Geschiedene war zu Halle geboren und unter sehr tüchtigen Lehrern auf dem dortigen Gymnasium und der Akademie für sein Studium, der Medicin und Chirurgie, gebildet worden. Nach vollendeter Universitätszeit und nach einem abgelegten Examen und öffentlicher Vertheidigung seiner Probeschrift vor der medicinischen Fakultät daselbst erhielt er den 31. August 1822 unter des berühmten Anatomen Meckel's Dekanat den Doktorgrad seiner Wissenschaft, worauf er sich dann im folgenden Jahr als ausübender Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer in Neubrandenburg fixirte und

das Glück genoß, durch gleichartiges Gelingen in seiner Praxis sich bald das Zutrauen und die Achtung seiner Mitbürger zu erwerben. Im Januar 1830 wurde ihm, als Anerkennung und Belohnung seiner unermüdeten Berufsthätigkeit, von dem Großherzoge der Charakter eines mecklenburg-strelitzischen Rathes ertheilt. Er unterlag am oben genannten Tag einer Brustkrankheit und hinterläßt aus seiner, den 26. Oktober 1827 eingegangenen, sehr glücklichen Verbindung mit Adolphine, der Tochter des Rittergutsbesitzers Merker auf Göhren, vier unmündige Kinder, nämlich einen Sohn und drei Töchter. — Als Schriftsteller gab er nur heraus: Dissertatio inaugural.: de Partu praematuro arte effecto. Neobrandenburgi 1823. — Anweisung über den Gebrauch der Mittel, deren man sich zur Heilung der asiatischen Cholera bedienen soll, in den Fällen, in welchen man ärztliche Hilfe entbehren muß. Neustrelitz und Neubrandenburg 1831.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 173. Andreas Peter Benedikt Paysen,

königl. dän. Justizrath, Amtsverwalter und Gerichtshalter zu Plön;

geb. den 25. Juli 1786, gest. den 29. Mai 1841.

P. war der Sohn des als Kanzelredner zu seiner Zeit rühmlichst bekannten Predigers Matthias Friedrich P. und wurde zu Kiel, wo sein Vater damals Kloster- und Garnisonsprediger war, geboren. Später kam er mit dem Vater nach Flensburg und nach Schleswig und wurde auf den dortigen Gelehrtenschulen gebildet, endlich auch nach Kopenhagen, wo er wahrscheinlich seine Studien der Rechte begann und dann zu Kiel fortsetzte. Nach beendigten Universitätsjahren und rühmlichst bestandenem Amtsexamen ward er 1809 Auditeur beim königl. dän. Infanterieregiment Oldenburg; hierauf war er von 1815—1818 fungirender Generalauditeur beim dän. Kontingente der Okkupationsarmee in Frankreich. Darnach wurde er 1819 mit dem Titel Oberauditeur als Amtsverwalter und Aktuarius im Amte Plön angestellt, als welcher er in der Stadt Plön wohnte. Später kamen zu diesen Aemtern noch die Gerichtshalterschaften mehrerer adelicher Güter hinzu. Am 28. Okt. 1836 wurde er zum königl. dän. wirklichen Justizrath ernannt, ein Beweis, daß er seine Aemter zur Zufriedenheit seines Landesherrn verwaltet hatte. Am 25. Mai 1841 plötzlich vom Schlage getroffen, starb er am 29. Mai, im noch nicht vollendeten 56. Lebensjahr, also im kräftigsten Mannesalter. Er hinterließ eine Witwe und mehrere Kinder. — P. war nicht

nur ein tüchtiger Beamter, sondern auch ein kenntnißreicher Schriftsteller. Er hat nämlich drucken lassen: Ueber die Verjährung in peinlichen Sachen, aus dem Gesichtspunkte der Rechtsphilosophie und älterer und neuerer positiver Gesetzgebungen. Ein Versuch. Altona 1811. — Den Danske militaire Criminal-Rets-Grundsätninger. Rendsb. 1819. — Auszug aus den königl. dän. Kriegsartikeln, Gesetzen und Verordnungen; zum Gebrauche für Unteroffiziere und Soldaten. Itzehoe 1819 (auch dän., übersetzt vom Verf. Rendsb. 1814). — *Erheiterungsstunden für Rechtsgelehrte. Itzehoe 1819. — Instruktion für die Kommunvorsteher und Bauervögte des Amtes Plön. In den schleswig-holst.-lauenb. Provinzialberichten 1826 H. 3 (auch einzeln abgedruckt). Instruktion für Vormünder. Das. 1827 H. 2 (auch besonders abgedruckt). — Kleine Beiträge zu Falcks staatsbürgerlichem Magazin.

Crempdorf. Dr. H. Schröder.

* 174. Christian Friedrich Unger,

Doktor der Medicin, Stadtphysikus und ausübender Arzt zu Pirna im Königreiche Sachsen;

geb. d. 25. Dec. 1770, gest. d. 31. Mai 1841.

Er ward zu Frankenthal, einem Dorfe bei Gera, geboren. Seine Eltern waren wenig bemittelte Landleute. Da er aber vorzügliche Talente kund gab, in der Ortsschule sich durch seine Fortschritte hervorthat und früh einen aufstrebenden Sinn zeigte, welchem die Eltern viel nachgaben, so entschlossen sich diese, seinen Wunsch zu erfüllen und ihn studiren zu lassen. Er besuchte demnach die gelehrte Schule zu Gera und bezog die Universität Jena im Jahr 1788 und erwarb im Jahr 1792 die medicinische Doktorwürde daselbst. Nachdem er in der voigtländischen Stadt Weida seine ärztliche Praxis begonnen und nach einigen Jahren eine kurze Zeit in Wurzen an der Mulde gelebt hatte, nahm er im Jahr 1802 seinen Aufenthalt in Pirna bei Dresden. In demselben Jahre verheirathete er sich mit Wilhelmine Ernestine Henriette geb. Luther, verehligt gewesenen Wintruff und ward bald darauf Stadtphysikus daselbst. Er erwarb sich bald in der Stadt selbst und in der Umgegend eine ausgebreitete Praxis, so wohl durch unermüdete Thätigkeit und sehr gewissenhafte Sorgfalt für seine Kranken, als auch durch das glückliche Gelingen seiner Bemühungen. Besonders zeichnete er sich durch einen schnellen richtigen Blick, rasche Ent-

schlossenheit und entschiedene Bestimmtheit aus. In den Kriegsjahren 1812 u. 1813, welche für Sachsen so vielfache Bedrängnisse brachten und das Land mit Tausenden von Kranken erfüllten, befand sich auch in Pirna ein ausgedehntes Lazareth. Diesem stand er als erster Arzt mit unermüdeter Thätigkeit, mit dem lebhaftesten Eifer und mit eben so reiner Uneigennützigkeit als mit furchtloser Verachtung der großen Gefahr vor, von dem verheerenden Lazarethfieber selbst ergriffen zu werden. Er entging auch bei seinem anhaltenden Aufenthalt in den verpesteten Räumen, denen er durch seine größten Anstrengungen ihre verheerenden Wirkungen nicht zu entziehen vermochte, der Ansteckung nicht, sondern dem Typhus erliegend, kam er dem Tode nahe und nur seine kräftige Konstitution und die sorgsame Pflege liebender Hände retteten ihn. Die Naturwissenschaften achtete er vor allem hoch und er nahm lebhaften, ja enthusiastischen Antheil an den großen Fortschritten derselben in unseren Zeiten. Dabei neigte sich sein Sinn, wie es denen leicht zu begegnen pflegt, welche sich als Aerzte und Naturkundige mit den Kräften derselben anhaltend beschäftigen, in religiöser Beziehung zu materialistischen und pantheistischen Ansichten und er liebte Schriften, welche in diesem Geiste geschrieben waren. Die positive Religion stand bei ihm wenig in Ehren und ihre Formen und Diener erfuhren nicht selten harte Ausfälle, denn eine hitzige Leidenschaftlichkeit und eine wenig Rücksicht nehmende Freimüthigkeit, durch das Gefühl einer innern Wahrhaftigkeit gemehrt, welche sich nicht zu verstellen brauchte, ließen ihn nicht leicht etwas verhehlen, was er fühlte und dies führte ihn nicht selten zu Verletzungen, welche er nicht beabsichtigte und die ihm manchen Nachtheil brachten. Daß aber dabei in seinem Herzen der Kern ächter Religiosität lebe, bewies er nicht nur durch seinen ausgezeichneten Pflichteifer, sondern auch durch eine unerschütterliche Rechtlichkeit und eine große Wohlthätigkeit. Seine ärztliche Pflicht und die besondere Obliegenheit seines Physikats ging ihm über Alles und jede Mahnung der Seinen, sich doch hie und da eine Schonung zu gönnen, wies er entschieden mit der Erklärung ab: „meine Pflicht gebietet.“ Seine Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit zeigte er besonders bei der Verwaltung der Kriegslazarethe: er war so weit entfernt, sich dabei irgend einen Vortheil zu machen, daß zu derselben Zeit, wo ganze Fässer Wein einen andern Weg fanden, als den bestimmten ins Krankenhaus, die Seinen nicht den kleinsten Lappen Flanelles zu eigenem Nutzen verwenden durften; der bloße Gedanke daran versetzte ihn in den heftigsten Zorn.

So wies er auch, als ihm in den Kriegsjahren für ein unbegründetes ärztliches Zeugniß, womit ein reicher Geschäftsmann im Bedrängnisse schlimmer Anschuldigungen sich eine rettende Frist schaffen wollte, die sehr ansehnlichen Geldanerbietungen, wie die flehendsten Bitten mit größtem Unwillen zurück. Gegen Arme war er nicht nur immer mit seiner ärztlichen Hilfe bereit, sondern er unterstützte auch Dürftige nicht nur in Krankheit mit Arznei, sondern auch sonst mit voller Hand, wie er es überhaupt liebte, sich in allem, wo er gab, splendid und großmüthig zu zeigen. Er konnte wohl den Armen, der ihn um etwas anging, oder auch jeden Niedern, mit gar harten Worten anfahren, wenn er ihm unbequem kam, oder unverständige Aeußerungen von sich gab, oder seinen Sinn für Reinlichkeit verletzte, der sehr groß war und in dem, was er Unreinlichkeit nannte, sonderbar weit ging, aber wenn er sich ausgepoltert hatte, empfing der Bittende oft mehr, als er gebeten und erwartet hatte. Seine Ehe war nicht glücklich und er brachte die letzten Jahre seines Lebens sehr einsam zu; er hatte keinen Sohn und von seinen Töchtern blieb ihm nur eine, welche auswärtig verheirathet, seine Liebe mit gleicher Innigkeit vergalt. Sein ungemein starker und gesunder Körper fühlte in den letzten Jahren immer wachsende Beängstigungen der Brust und erstarb am oben genannten Tag in den Armen seiner herbeigeeilten Tochter an der Wassersucht des Herzbeutels, nachdem er bis eine Viertelstunde vor seinem Tode noch alle Kraft des Geistes besaß. Bei der Sektion fanden sich alle sonstigen Organe und der ganze starke Körper in einem so gesunden und kräftigen Zustande, daß er ohne jenen Fehler noch viele Jahre hätte leben können.

* 175. Karl Friederich Heinrich v. Jasmund,

vormaliger großherzogl. mecklenburg-strelitzischer Oberhofmeister und Ritter des k. preuß. Johanniterordens;

geb. im Jahr 177., gest. zu Parchim im Mai 1841.

Er stammte aus einem altadelichen Geschlechte. Seine Vorfahren waren Landvoigte auf Rügen und kamen von da nach Mecklenburg und Hessen. Geboren ward der Verewigte zu Kassel, wo sein Vater, Ludwig Hellmuth Heinrich v. Jasmund*), damals kurhessischer Oberappellationsgerichtspräsident, geheimer Rath und Kammerherr war, hernach (im Jahr 1806) aber von dort als Staatsminister in die königl.

*) S. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 1620.

würtembergischen Dienste übertrat und als solcher im Jahr 1825 zu Stuttgart mit Tod abgegangen ist. Nachdem er sich dem Forst- und Jagdwesen, zu welchem er eine große Neigung gehabt, mit Eifer gewidmet hatte, trat er zuerst in die kurfürstl. hessischen Dienste als Hof- und Jagdjunker, quittirte aber selbige bald wieder und wurde nun in gleicher Eigenschaft den 3. Sept. 1798 zu Neustrelitz angestellt. Den 26. Jan. 1802 wurde er sodann zum herzogl. mecklenb.-strel. Forstmeister in Stargardt befördert und hierauf unterm 23. März 1803 als Kammerherr, Oberforstmeister und wirkliches Mitglied des Kammer- und Forstkollegiums nach Neustrelitz zurückberufen. In der Folge erhielt er die Charge als Oberhofmeister, welche er bis zum Jahr 1818 bekleidete, worauf er, nachdem er gleichzeitig sein Rittergut Godenschwege im Mecklenburg-Strelitzischen verkauft und dagegen wieder die Güter Gr. Bäbelin im mecklenburg-schwerinschen Amte Stavenhagen und Brutzen in Westpreußen akquirirt hatte, sich zu Gr. Bäbelin häuslich niederließ. Späterhin wandte er sich nach Dobbin, dann nach Linstow, welche Güter seine ihn überlebende Gattin, eine geb. von der Goltz, in Pacht übernommen hatte und zuletzt zog er endlich nach dem Städtchen Parchim, wo er, mit Hinterlassung mehrerer Kinder, sein wechselvolles, tiefbewegtes Leben in einem Alter von einigen 60 Jahren beschloß. — Schriftstellerische Arbeiten von ihm, soweit sie uns bekannt geworden, sind folgende: Wie lehrt man auf eine leichte, schnelle und durchaus nicht kostspielige Art dem Schützen das Treffen? Zum Gebrauch und Unterrichte für Jäger und Soldaten geschrieben. Neubrandenburg 1813. — Eine Million und mehr. Umsonst und zinstragend. Ebd. 1829. — Das wasserdichte und feuerfeste flache Dach nach einer bisher unangewandten, wohlfeilen Bauart. Mit 4 lithographirten Tafeln. Güstrow 1840.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 176. Johann Osenbrüggen,

Kantor und Lehrer an der Fleckenschule zu Uetersen in Holstein;

geb. d. 19. Nov. 1773, gest. im Mai 1841.

O. wurde zu Uetersen in Holstein geboren und widmete sich nach der Konfirmation auf dem Schullehrerseminar zu Kiel dem Volkslehrerstande. Nachdem er sodann an verschiedenen Stellen Hauslehrer gewesen war, wurde er im Jahr 1806 Kantor und Lehrer an der Fleckenschule seines Geburtsorts und wirkte als solcher 35 Jahre segensreich für die dortige Jugend. Er starb zu der oben angegebenen Zeit,

im 68. Lebensjahr und hinterließ einen einzigen Sohn Eduard, der als Doktor der Rechte und der Philosophie und Privatdocent, so wie Unterbibliothekar, zu Kiel lebt. Unser Kantor war auch Schriftsteller. Er gab nämlich heraus: Ueber den Hang zur Geistesträgheit und zum Sinnengenuß von Seiten einzelner Glieder des Schulstandes. Hamb. 1825. Ist wieder abgedruckt in der Literaturzeitung für Volksschullehrer. Ilmenau bei Voigt 1833 3. Quartal S. 104—24. — Auch lieferte er Gedichte und mathematische Aufgaben zum Altonaer Merkur und Itzehoer Wochenblatte, so wie Recensionen zu Seebodes kritischer Bibliothek.

Crempdorf. **Dr. H. Schröder.**

* 177. Wilhelm Stiemer,

k. p. Oberstlieutenant a. D. u. Ritter des Ordens pour le mérite, des eisernen Kreuzes 1. Klasse, zu Tilsit;

geb. d. 31. Dec. 1777, gest. den 2. Juni 1841.

St. trat am 2. Januar 1794 in das 5. königl. preuß. Husarenregiment ein, welches bald darauf den General v. Blücher zum Chef erhielt und ging im Herbste des Jahres 1805 mit seinem Regimente nach Westphalen, wo damals der General v. Blücher von Münster aus die Demarkationslinie befehligte, am 1. Aug. 1806 marschirte das Regiment nach Jena und Auerstädt, wohnte den beiden Schlachten bei, machte den Rückzug des Gen. v. Blücher nach Lübeck mit und bestand dabei sehr bedeutende Arrieregardengefechte. In dem Dorfe Ratikau angekommen, bestimmte General v. Blücher ihn persönlich zur Feldwache gegen die Franzosen und es ward nun am 7. Novb. 1806 die Kapitulation von Ratikau geschlossen. Von der Feldwache abgelöst, beschloß er mit noch 100 Mann sich zu rantioniren, ward der Führer des Ganzen, ging durch die französische Armee und das besetzte Lübeck, sodann über Schwerin, Wittstock, Neu-Ruppin, Angermünde, Berlin rechts lassend, bis in die Gegend von Schwedt an der Oder, passirte schwimmend diesen Strom und gelangte nach Naugardt in Pommern, in von den Franzosen unbesetzte Gegenden. Von Osterode aus erließ der König eine höchst gnädige Kabinetsordre an ihn und als er darauf nach Königsberg kam, wurde er zum Officier ernannt. Am Feldzug in Preußen nahm er einer anderweitigen Bestimmung wegen nicht Theil. Als in Folge des Kontinentalsystems die Ostseeküste bis zum Dec. 1808 besetzt wurde, bekam er den ganz besondern Auftrag, sich in Dirschkeim aufzuhalten und täglich dem die Küstenbe-

satzung befehligenden General v. York *) nach Königsberg schriftlich zu melden, was auf der See vorginge. Am 10. März 1812 wurden 2 Eskadrons des Regiments mobil gemacht, um mit 2 Eskadrons des Brandenburgischen, jetzigen 3. Husarenregiments vereinigt die russische Kampagne mit zu machen. Seit 1808 Regimentsadjutant, machte er in dieser Funktion auch den furchtbaren Krieg mit. Das Regiment, und mit ihm also auch er, kam bei dem Ausbruche des Krieges sofort zu dem v. Mürat befehligten Avantgardekorps. Am 14. Sept. kam das Regiment als Spitze der Avantgarde vor Moskau an, am 16. Septbr. passirte es während des schrecklichen Brandes Moskau und schlug die Straße nach Kasan ein. Er erlebte bei diesem Regimente während der Kampagne in 4 Monaten 45 bedeutende Affären und von diesen 29 in eben so viel auf einander folgenden Tagen, wovon die Kriegsgeschichte wohl noch kein Beispiel hat. Das Regiment hatte aber noch nicht Alles überstanden, sondern machte am 28. November jenen ewig denkwürdigen Uebergang über die Berezina mit. Als er anfangs Januar 1813 mit dem kleinen Reste der beiden Eskadrons zu Belgardt in Pommern ankam, berief ihn der General v. Borstell zu sich nach Kolberg als Adjutant. Am 23. Febr. 1813 hatte er die Ehre, von dem Könige mit einem offnen Schreiben nach England gesandt zu werden, worin der Beschluß des Königs der englischen Regierung bekannt gemacht wurde, daß Preußen nunmehr an dem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen werde; zugleich ward auch bei der engl. Regierung darauf angetragen, für 50,000 Mann Armatur und Montirungsstücke nach Kolberg zu senden. Nach seiner Rückkehr aus England trat er wieder in sein früheres Verhältniß bei dem General v. Borstell ein. Er traf denselben am 23. Mai zu Luckau in Sachsen und machte dann die Kriege von 1813 bis 1814 im dritten, den von 1815 im zweiten preußischen Armeekorps mit. Nach beendigtem Kriege kam er im März 1816 zur Landwehrinspektion nach Marienwerder, woselbst er bis zum Jahr 1820 blieb, ward in demselben Jahre Major und Adjutant der 2. Landwehrbrigade, unter dem Befehle des Prinzen von Hohenzollern, kam 1822 zum Kommando der 2. Kavalleriebrigade, die damals Graf Lottum führte, und im Frühjahr 1823 wurde er zum Kommando der 2. Division versetzt, die damals der Generallieutenant von Holtzendorff **), später der Generallieutenant v. Lossow be-

*) Dessen Biogr. siehe im 8. Jahrg. d. N. Nekr. S. 781.
**) — — — — 6. — — — S. 712.

fehligte. Mittelst Kabinetsordre vom 11. Nov. 1826 wurde er zum 1. Dragoner Regimente versetzt, in dem er bis zum November 1834 blieb, in welchem Jahr er seiner durch Kriegsstrapazen herbeigeführten Kränklichkeit wegen um seinen Abschied einkam, den ihm der König auch als Oberstlieutenant gnädigst bewilligte. Von Ehrenzeichen wurden ihm folgende zu Theil: für das Gefecht bei Repcki in Rußland der Orden pour le mérite, für die Schlacht bei Dennewitz das eiserne Kreuz 2. Klasse, für die Schlacht von Ligny das eiserne Kreuz 1. Klasse, für das Gefecht bei Havre den St. Wladimirorden; außerdem die Kriegsdenkmünze und das goldene Dienstkreuz. Er hat während seiner Dienstzeit in 8 Hauptschlachten, 75 bedeutenden Affären, ohne die Vorpostengefechte zu rechnen, mitgefochten und ist bei der Eroberung von 6 Festungen gewesen. Seiner Familie war er mit treuer Liebe ergeben, Alle, die ihn kannten, liebten und achteten ihn. Sein Wort galt ihm über Alles und Nichts war vermögend, es zu erschüttern. Er besaß während seiner Dienstzeit im hohen Grade die Liebe aller seiner Untergebenen und die Achtung seiner sämmtlichen Vorgesetzten, wovon er viele schmeichelhafte Beweise erhielt. Seine Pflicht war ihm heilig und mit ganzer Seele war er Soldat.

* 178. Johann Michael Palmié,

Pastor der französischen Kirche auf dem Werder, k. Konsistorialrath der Provinz Brandenburg, Ritter des rothen Adlerordens, zu Berlin;

geb. — ? — gest. d. 3. Juni 1841.

Er war vormals Direktor des französischen Gymnasiums zu Berlin, hatte dies Amt jedoch seit einigen Jahren niedergelegt. Dessenungeachtet aber fuhr er bis zu seinem Tode fort, mit Rath und That sich an dem Wohle der Anstalt zu betheiligen, die ihm so viel zu verdanken hatte. — Im Druck ist von ihm erschienen: Sermon, prononcé le 10. Juillet 1831 à la fète de la dedicace du nouveau temple du Werther. Berl. 1831.

* 179. Joseph Pschorr,

Bierbrauereienbesitzer zu München;

geb. d. 2. Juni 1770, gest. d. 3. Juni 1841.

Unter Münchens ausgezeichneten Bürgern der gewerbtreibenden Klasse nimmt P. einen verdienten ehrenvollen Platz ein. Dieser würdige Mann hat einen erfreulichen Beweis geliefert, was Rechtschaffenheit, Thätigkeit, Ordnungs=

liebe und Sparsamkeit im bürgerlichen Leben mit geringen Mitteln vermögen. — Seine Eltern waren wackere nicht unbemittelte Bauersleute zu Kleinhadern im Landgerichtsbezirke München, welche dem mit guten natürlichen Anlagen ausgestatteten Sohn eine gewissenhafte sittlich-religiöse Erziehung gaben. Er hatte Vorliebe zum Brauwesen und widmete sich diesem Geschäfte. Zu München in dem Oberkandler Brauhause trat er in die Lehre und machte darin bald ausnehmende Fortschritte. Nachdem er in diesem Haus etliche Jahre in Diensten gestanden, kehrte er wieder einige Zeit zum Betriebe der Landwirthschaft auf sein väterliches Hofgut zurück, übernahm aber in der Folge das Hacker'sche Brauhaus in der Sendlingerstraße zu München durch Heirath der Tochter seines Vorfahrers, Therese Hacker. Sein Vermögen mochte damals beiläufig 10,000 Fl. und das seiner Gattin ungefähr in halb so viel bestanden seyn. Als sie ihr Brauanwesen antraten, war es sehr verschuldet, ja dem Ruine fast nahe gekommen. — Aber durch kluge Leitung, beharrlichen Fleiß und strenge Ordnung hob P. mit ausgezeichneter Geschicklichkeit in kurzer Zeit seinen Gewerbsbetrieb auf eine hohe Stufe. Das Hacker Bier gewann allenthalben den besten Ruf, P.'s Wohlstand stieg sichtlich, so daß er bald auf die Vergrößerung seiner Brauerei bedacht seyn konnte. Zur Verdoppelung der Quantität seiner Biererzeugung begann er das Sudwerk auf 2 Pfannen zu führen. Im J. 1813 unternahm er außer der Stadt vor dem Karlsthor am Ende der jetzigen Baierstraße auf einem meist öden oder zu ungeheuern Sandgruben benutzten Grundstücke von 8—10 Tagwerken zwischen der Hochstraße nach Landsberg und dem Marsfeld auf dem Platze, welcher in der Vorzeit der Galgenberg hieß, die Errichtung eines so großartigen Kellergebäudes in 2 Hauptabtheilungen mit Remisen, Holzmagazinen, Gartenanlagen u. s. w., wie man desgleichen vorher zu München noch nicht gesehen hatte, alles nach eigenen Angaben und mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten, welche in dem ungünstigen Terrain lagen. Die erste Abtheilung desselben brachte er noch im J. 1813 zu Stande, die andere und den ganzen Bau vollendete er erst im J. 1824. Die Baukosten werden auf eine Summe von 400,000 Fl. angeschlagen. Beiläufig 60,000 Eimer Bier können in diesen Kellern gelagert werden. Im J. 1840 wurde ganz in der Nähe der Bahnhof der Münchner-Augsburger Eisenbahn angelegt. Inzwischen kaufte P. im J. 1820 in der Stadt die kleine fast ganz in Verfall gerathene Braustätte, genannt

zum Bauernhansel, in der Neuhausergasse, nebst 4 anstoßenden kleinen Wohnhäusern, ließ diese Gebäude sämmtlich demoliren und baute auf deren Stelle mit einem Kostenaufwande von beiläufig 250,000 Fl. ein kolossales Brauhaus, das allgemein bekannte Pschorr'sche Brauhaus. Im J. 1825 wurde jedoch P.'s Glück auch durch ein herbes Mißgeschick getrübt. Am 13. März d. J. entstand Nachts in seinem Brauhaus in der Sendlingergasse ein großer Brand, welcher es nebst den bedeutenden Vorräthen zu Grunde richtete. Bei diesem Unglücke bewies er einen hohen Grad seltener Geistesstärke. Stets gegenwärtig da, wo die Gefahr am größten war, ordnete er mit eben so viel Umsicht als Fassung und Ruhe die Arbeiten, um dem Brande sowohl im Innern so viel möglich Einhalt zu thun, als dessen Verbreitung auf die Nachbarschaft zu verhindern. Er hatte einen Schaden von mehr als 80,000 Fl. Allein der thätige und umsichtsvolle Mann war dadurch nicht entmuthigt; er bedurfte auch nicht einmal der ihm vielfältig dargebotenen, aber von ihm erkenntlich abgelehnten Hilfe, er kaufte vielmehr noch 2 kleinere Nebengebäude zum Abbruch und errichtete ein stattliches sehr großes Brau- und Wohngebäude, forthin das Hacker'sche Brauhaus in der Sendlingergasse genannt, mit einem Aufwande von beiläufig 150,000 Fl. Das Sudwerk hatte er mit solcher Schnelligkeit wieder hergestellt, daß schon ein Paar Wochen nach dem Brande wieder gebraut wurde. So wirkte P. rastlos bis in das J. 1834. Am 21. Sept. dieses Jahres übergab er seinen 2 jüngeren Söhnen die beiden großen Bierbrauereien. Matthias erhielt das Hacker'sche, Georg das Pschorr'sche Brauhaus. Ueber die 2 Hälften des großen Kellergebäudes ließ er das Loos entscheiden. Der nördliche Theil fiel an Matthias, der südliche an Georg. Schon mehrere Jahre vorher nach jeder Bauvollendung hatte er Jedem derselben die völlige Verwaltung einer der beiden Brauereien mit förmlicher Besoldung, unter seiner Direktion, übertragen. Diese beiden thätigen Männer fahren in ihrem Geschäftsbetriebe ganz im Geist und nach dem Vorbild ihres Vaters fort. In welchem Flore sie ihr ausgebreitetes Geschäft erhalten haben, erhellet aus der großen Quantität ihres Gerstenmalzverbrauches; so hat z. B. das Hacker'sche Brauhaus für das Sudjahr 1839 — 1840 in 400 Suden 7606, für 1840 — 1841 in 404 Suden 7568 und für 1841 bis 1842 in 418 Suden 7716 Scheffel, die Pschorr'sche Brauerei für das Sudjahr 1839 — 1840 in 382 Suden 7200, für 1840 — 1841 in 357 Suden 6749 und für 1841 — 1842

in 441 Suden 8040 Scheffel*) Gerstenmalz verbraucht, sonach für das letzte Sudjahr beide zusammen 15,756 Scheffel und folglich, da nach den Angaben in öffentlichen Blättern der Gesammtverbrauch aller Privatbrauereien braunen Bieres in der Stadt München (ohne die Vorstadt Au) für dieses Jahr 107,176 Scheffel Malz betrug, allein mehr als der siebente Theil des von denselben überhaupt erzeugten Bieres geliefert. P.'s älterer Sohn, Kaspar, hatte sich schon lange vorher nach Wien begeben, wo er als Essigfabrikant ein ansehnliches Haus in der Vorstadt Landstraße besitzt. Als P. sich von dem Hauptgeschäfte zurückzog, erbaute er für sich noch ein besonderes großes Haus im schönen Baustyl auf dem Hauptmarktplatze Münchens (Schrannenplatze) an der Stelle von 2 zu diesem Zweck angekauften Häusern mit einem Aufwande von beiläufig 250,000 Fl., das eine Zierde dieses Platzes ist. Alle von ihm ausgeführten Bauten tragen das Gepräge außerordentlicher Festigkeit, Dauerhaftigkeit und Großartigkeit an sich, so auch sein Familiengrabmonument mit Gruft, welches er auf dem allgemeinen Leichenacker mit einem Kostenaufwande von 6000 Fl. errichtete. Er endete sein Leben an Altersschwäche, mit der Beruhigung, die Seinigen zum sorgenfreien Wohlstande gebracht und in seinem Wirkungskreis Alles geleistet zu haben, was ihm möglich war. Er besaß einen festen, nicht zu erschütternden Charakter, was er einmal aus reiflich überlegten Gründen beschlossen hatte, das mußte zur Ausführung kommen. Er war eben so wohlthätig als religiös. Schon einige Jahre vor seinem Ableben hatte er sich seinen Sarg verfertigen und in einem Gemache seines Wohnhauses aufstellen lassen, mit solcher Ruhe sah er dem Tod entgegen. Durch letztwillige Verordnung vermachte er 800 Fl. zum allgemeinen Krankenhause, 800 Fl. dem Waisenhause, 800 Fl. dem Blindeninstitute, 800 Fl. dem Armenfonde, 800 Fl. der Kleinkinderbewahranstalt zu München und 800 Fl. jener in der Vorstadt Au, dann 1600 Fl. zur Verbesserung des Beneficiums der St. Stephanskirche am Gottesacker zu München, mit der Verbindlichkeit eines solennen Jahrtagsgottesdienstes an seinem Sterbetage. Jedem der Dienstboten in seinen und seiner beiden Söhne Diensten zur Zeit seines Ablebens vermachte er eine vollständige Trauerkleidung und denen, welche schon 4 Jahre in Diensten standen, 200 Fl., denen zwischen 3 und 4 Jahren 150 Fl., denen zwischen 2

*) Ein baier. Scheffel hat 4,0457 preuß. Scheffel oder 2,2236 franz. Hektoliter.

und 3 Jahren 100 Fl. und den übrigen unter 2 Jahren Jedem 25 Fl. P. war 4 Mal verehelicht. Er sah bei der Wahl seiner Gattinnen nicht auf Vermögensverhältnisse, sondern nur auf Sittsamkeit, Rechtschaffenheit und häusliche Tugenden. Seine erste Gattin verlor er schon nach 5 Jahren glücklicher Ehe; die vierte, Elisabeth Blaß, hinterließ er als 43jährige Witwe mit einem ansehnlichen Witwengehalt und dem Besitze des oben erwähnten schönen Hauses auf dem Schrannenplatze. Außer den oben genannten 3 Söhnen aus P.'s erster Ehe hinterblieben aus der zweiten und dritten noch 4 Töchter, von denen eine unter dem Namen Theresia Augustina den Schleier als Nonne des Ordens der Salesianerinnen in dem Kloster zu Dietramszell in Oberbaiern genommen hat.

180. v. Stoffregen,

kais. russ. Geheimerrath u. Leibarzt, Ritter vieler Orden, zu Dresden; geb. im J. 1766, gest. d. 4. Juni 1841 *).

Er war in Eimbeck geboren und kam sehr jung nach Riga, studirte dann in Göttingen unter Richter und erlangte als Arzt in den Ostseeprovinzen bald einen solchen Ruf, daß er die Aufmerksamkeit der Bewohner von St. Petersburg erregte. Dorthin versetzt, wurde ihm die Auszeichnung, zum Leibarzte der Kaiserin Maria, Gemahlin des Kaisers Alexander, ernannt zu werden, die er daher auf ihren Reisen nach Deutschland, zum Kongreß in Wien und endlich nach Taurien begleitete. In Taganrog ward er zum sterbenden Kaiser Alexander berufen. Seit einer Reihe von Jahren seiner frühern Thätigkeit entbunden, lebte er den Wissenschaften zu Dresden, wo die Liebenswürdigkeit seines Charakters und sein wissenschaftlicher, humaner Sinn ihm viele Freunde und Verehrer zu den schon früher ihm zu Theil gewordenen erwarben. Seine Söhne widmeten sich sämmtlich dem russ. Staatsdienst und die noch davon lebenden — einer blieb 1813 auf dem Schlachtfeld, ein zweiter ward in Persien mit der dortigen russ. Gesandtschaft ermordet — sind auf den entferntesten Punkten durch ehrenvolle Thätigkeit zerstreut. Stets praktisch beschäftigt, hat er sehr wenig geschrieben und seine wohlthätige Wirksamkeit ist daher unbemerkt von denen geblieben, die nur schriftstellerischen Ruhm für des Aufzeichnens werth halten und darum vielleicht glücklicher vorübergegangen.

*) Leipzig. Ztg. 1841, Nr. 148.

181. Heinrich Gustav Plitt,

Kaufmann u. Senator zu Lübeck;

geb. d. 8. Sept. 1777, gest. d. 5. Juni 1841 *).

Seine Mutter war Anna Margaretha geb. Scheffel, zweite Ehefrau seines Vaters Johann Herrbold Plitt, gebürtig aus Oberhessen, Pastor zu Neuenkirchen und Hohenluckow im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin. Nachdem die Mutter frühzeitig gestorben, brachte der Vater zu Pfingsten 1787 den erst neunjährigen Knaben nach Wismar in das Haus eines Oheims, wo er Schulunterricht genoß und bis Michaelis 1791 blieb, worauf er in das väterliche Haus zurückkehrte, um auf Ostern 1792 zur Konfirmation vorbereitet zu werden. Es konnte bei dem damaligen Stande des öffentlichen Unterrichts und wie er denselben nur so kurze Zeit benutzen durfte, nicht anders seyn, als daß seine allgemeine Vorbildung sehr mangelhaft bleiben mußte, nur auf die ersten Anfangsgründe sich erstrecken konnte; ein Mangel, den er oft schmerzlich fühlte und beklagte und darum an die Ausbildung der eigenen Kinder hernach desto mehr wandte. Doch war er dadurch wenigstens auch vor jener traurigen Verbildung bewahrt geblieben, daran in unserer Zeit die Jugend so häufig leidet, weil sie allzuviel erzogen und mit todtem Wissen überladen wird, daß die Eigenthümlichkeit sich nicht frei und kräftig darunter entwickeln kann und bei seinen natürlichen Gaben, seinem hellen Verstande, seiner schnellen Auffassungsgabe, seinem unverdrossenen Fleiß und Eifer konnte es ihm nicht schwer fallen, das Fehlende so weit nöthig zu ersetzen. Die Gelegenheit zu seiner ferneren Ausbildung ward ihm aufs schönste geboten, als er am 13. April 1792 in Lübeck anlangte, um bei Daniel Jakobj die Handlung zu erlernen, wozu er sich auf 7 Lehrjahre verbunden hatte. Denn nach der früher allgemeinen guten Sitte wurde er sogleich als ein Glied der Familie im Haus aufgenommen und fand so in der fremden Stadt Ersatz für die Entbehrung des väterlichen Hauses; eine unschätzbare Wohlthat gerade in den Jahren, wo der Charakter sich erst ausbilden und festigen und der Grund für das ganze Leben gelegt werden soll und doch die Neigung am stärksten zur Selbstständigkeit treibt und allzuleicht auf Abwege verführt. P., dies er-

*) Nach: Lebenslauf u. Leichenrede zum Gedächtniß des wohlseligen Hrn. Senators Heinrich Gustav Plitt. Von C. G. Plitt, Pastor zu Genin. Lübeck 1841.

kennend, fühlte sich daher auch bald in kindlicher Liebe und Dankbarkeit, die nie erloschen ist, an das Haus gefesselt, das ihm gleich bei seinem Eintritte so viel leistete und noch viel mehr in jeder Beziehung werden sollte. Nicht als im Fremden, sondern als im Eigenen arbeitete er mit unverdrossenem Fleiß und verrieth schon in so früher Jugend jenen Drang zu rastloser Thätigkeit, der ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnete; hatte er im Geschäfte nicht zu thun, so benutzte er seine Zeit zur Nachübung, besonders in den neueren Sprachen und dadurch eben so sehr, wie durch seine Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit, seine Anhänglichkeit und Herzlichkeit wußte er sich das Vertrauen seines Lehrherrn in solchem Maase zu erwerben, daß derselbe um Ostern 1798 seine Lehrzeit als beendigt ansah, unter der Bedingung, daß er auch ferner in dem Geschäfte verbleiben sollte. Für dasselbe unternahm er denn auch im J. 1800 mit einem Freunde eine Geschäftsreise, die in die Häfen der Ostsee über Berlin, St. Petersburg bis nach Moskau berechnet war; doch hielt es zu der Zeit unter der Regierung des Kaisers Paul allzuschwer, in Rußland Eingang zu finden und so mußten auch sie von Königsberg unverrichteter Sache zurückkehren. Dies ist die einzige größere Reise, die P. gemacht hat, hernach war er nur selten und immer nur auf wenige Tage zu bewegen, die gewohnten Beschäftigungen zu verlassen. In demselben Jahre noch trug ihm Jacobj in Anerkennung seiner persönlichen Tüchtigkeit und Anhänglichkeit einen Antheil in seiner Handlung an und als ihm darauf am 4. Sept. 1803 auch die älteste Tochter des Hauses, Sophia Friederika, unter freudiger Zustimmung der Eltern die Hand zur Ehe reichte, da war sein Lebensglück, das er in dieser Verbindung bis ans Ende so reichlich gefunden, begründet und der Weg, den er wandeln sollte, entschieden. Bis dahin war sein Gang einfach und sicher unter der Leitung der gütigen Vorsehung gewesen. Als aber nach wenigen Jahren schon die harten Drangsale des Krieges über Lübeck kamen, da trat auch für ihn eine Zeit vielfacher Verwicklungen und Kämpfe ein, durch welche er in das öffentliche Leben eingeführt und zur Tüchtigkeit für dasselbe ausgebildet werden sollte. Freilich konnte er nach seinen Jahren und übrigen Verhältnissen in der Zeit französ. Herrschaft noch keine bedeutende Stellung einnehmen; indessen scheuete er es auch nicht, unter jenen schwierigen Umständen an seinem Theile mitzuwirken, um die Leiden Lübecks möglichst zu lindern, wozu sich ihm in seiner Stellung von 1806 bis 1811 als Mitglied der Einquartirungskommission und von 1811

bis 1813 als Kontrolleur an der Oktroi mannichfache Gelegenheit bot. Und obgleich er auch je zuweilen dem bösen Verdachte der Fremden nicht entging, so wußte er durch sein offenes, biederes Wesen doch eben so sehr die Achtung der Gewalthaber als das Vertrauen seiner Mitbürger sich zu erhalten. Ihm aber verschaffte diese schwere Zeit zuerst Gelegenheit, sich einen reichen Schatz an Kenntniß der Verhältnisse und Menschen zu erwerben, daß er wohl zu sagen pflegte, er möchte, was er da gelernt, um vieles nicht hingeben. Inzwischen hatte seine Thätigkeit auch nach anderen Seiten hin sich erweitert. Die Leitung der Geschäfte seines Handlungshauses fiel ihm bei zunehmendem Alter des Schwiegervaters mehr und mehr zu und wußte er mit Umsicht und unternehmendem Geiste dieselben auch unter den ungünstigen Zeitverhältnissen auszubreiten. Seit 1802 Mitglied des Schonenfahrerkollegiums, ward er 1810 zum Aeltermann erwählt und sowohl in dieser Stellung als auch als Vorsteher des St. Annenklosters bewies er seine besondere Einsicht und Tüchtigkeit in Wahrnehmung öffentlicher Angelegenheiten. Dagegen an den bald nach wieder errungener Freiheit eingeleiteten Verhandlungen über Verfassungsänderungen nahm er weniger Antheil, theils weil ihm dazu die wissenschaftliche Vorbildung fehlte, theils weil ihm dergleichen Principienfragen überhaupt mehr fern lagen und ziemlich gleichgültig waren. P. war ein durchaus praktisch gebildeter und gesinnter Mann, der die Verhältnisse, wie sie gegeben waren, überall nahm und bei allen Mängeln immer noch viel Gutes darin fand und daraus zu machen wußte; er wollte mehr auf dem lebendigen Wege der Erfahrung umbilden und das Fehlerhafte im Einzelnen abstellen, als nach todten Abstraktionen etwas ganz Neues an die Stelle setzen, wovon noch nicht voraus zu sehen war, daß es sich bewähren werde. Und gewiß, bei seiner tüchtigen Persönlichkeit hatte er darin für sich das Rechte erwählt und wußte doch auch in allen Verhältnissen sich so zu bewegen, daß er ungehemmt immer etwas Gutes und dem Gemeinwohle Förderliches zu wirken verstand. Es ist daher nicht unwichtig für den Entwickelungsgang unseres P., daß jene Neuerungsversuche scheiterten und die früheren Einrichtungen allmälich wieder hergestellt wurden, denn in diese hatte er sich eingelebt und war hinlänglich vorbereitet, um in ihnen Größeres denn bisher zu wirken. Und dazu empfing er die Berufung, als der Rath ihn nebst 2 schon entschlafenen Freunden, während er Wortführer im Schonenfahrerkollegium war, am 15. Juni 1817 zu seinem Mitglied erwählte. Hatte er, seit dem Tode sei-

nes Schwiegervaters im Jahre vorher, mit der Wahrnehmung einer bedeutenden Handlung hinlänglich beschäftigt, der Wahl vorher auf alle Weise widerstrebt, sobald sie ihn getroffen, war er auch in sich entschieden und entschlossen, des öffentlichen Wohles mit derselben Kraft und Liebe und völligen Hingebung, wie des Eigenen sich anzunehmen. Und er war der Mann dazu, der beiden Theilen vollkommen genügen konnte, ohne daß Eins unter dem Andern leiden durfte. Denn es war ihm zum Bedürfnisse geworden, ununterbrochen thätig zu seyn, so daß er kaum im Kreise seiner Familie sich längere Zeit Erholung gönnen mochte. Mit der größten Leichtigkeit ging er von Einem zum Andern über, ohne erst der Sammlung zu bedürfen und konnte die verschiedenartigsten Gegenstände zu gleicher Zeit behandeln, ohne dadurch gestört und verwirrt zu werden. Sein klarer, umsichtiger Blick machte es ihm leicht, sich alsbald durch jedes, auch das schwierigste Geschäft hindurch zu finden, daß er von einer Mühe und Anstrengung, den Stoff zu bewältigen, kaum etwas wußte, sondern denselben vollkommen beherrschte, wenn auch Ausdruck und Form ihm noch Schwierigkeiten machten. Um das bestätigt zu finden, dürfen wir nur auf die Reihe öffentlicher Verwaltungen, an denen er gestanden, zurückblicken und wie er noch vor kurzer Zeit in voller Kraft darin gewirkt, uns vergegenwärtigen. Am Finanzdepartement stand er von 1817 — 1824, an der Steuerdeputation für das Land 1817 — 1822, an Zoll und Zulage 1818 — 1823, an der Konsumtionsaccise 1817 — 1825, am Militärdepartement unter schwierigen Verhältnissen 1817 — 1833; an der Wette 1825 — 1830; am Stadtgericht und insbesondere der Polizei 1831 — 1833 und nach mehrmaliger interimistischer Verwaltung von 1839 wieder bis an sein Ende. Dabei saß er lange Zeit im Obergericht, in der Vormundschaftsbehörde, in der für Handlung und Schifffahrt, war Mitglied der Bergedorfer Visitation und vieler anderer untergeordneten Verwaltungen, daß nicht leicht ein Zweig, außer denen für das Land, dem er immer fremd geblieben, zu finden seyn dürfte, darin er nicht thätig gewesen. Außerdem war er seit 1826 Vorsteher der St. Petrikirche und in Verbindung damit der zugehörigen Ziegelei, auch des St. Jürgenhospitals seit 1834. Und wie er in dem Allen gewirkt, was er darin geleistet, das wäre überflüssig zu sagen, da sein Andenken noch zu lebendig in Aller Herzen lebt, die Spuren seiner Wirksamkeit uns überall begegnen und die allgemeine Liebe und Verehrung an seinem Ende zu lautes Zeugniß dafür abgelegt hat. Aber desto wichtiger ist es, darnach zu

forschen, wie P. zu solcher Stellung gelangt, wodurch es ihm gelungen ist, so viel und Großes zu wirken, solche allgemeine Anerkennung zu finden? Und da tritt besonders Zweierlei neben seiner unermüdlichen Arbeitsamkeit hervor, was ihn auszeichnete und so hoch in der Achtung und Liebe seiner Mitbürger stellte. Zuerst sein durchaus aufrichtiger, rechtlicher Sinn und untadeliger Wandel, dadurch er rein und makellos stand in seinem häuslichen und öffentlichen Leben. Daß er immer nach dem Rechte ging, offen und gerade, ohne irgend Künste zu gebrauchen, nie etwas für sich suchte, sondern ohne Ansehen der Person die Sache allein ansah und behandelte, das wußte Jedermann von ihm. Daher dieses unbedingte Vertrauen, das ihm bewiesen wurde in öffentlichen und Privatangelegenheiten, weil er so ohne alles Arg und Falsch war und die fremde Sache wie die eigene und möglichst treuer noch wahrnahm — und er hat mit Wissen und Willen dieses Vertrauen niemals zu Schanden gemacht. Das Andere aber hing eng mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit zusammen, daß er nämlich immer möglichst in ein persönliches gegenseitiges Verhältniß mit Jedermann zu treten suchte. Er verschmähte den gewöhnlichen entferntern und weitläuftigern Geschäftsgang, obgleich derselbe bequemer gewesen wäre, sondern wollte die Leute selbst kennen lernen und sprechen. Denn in dem lebendigen Wort und persönlichen Umgang, obgleich er dabei nicht viel auf Formen achtete, darin bestand seine Ueberlegenheit und Gewalt über Andere. Und darum konnte er auch außer den gewiesenen Wegen persönlich so Vieles ausrichten und schlichten, konnte Manchem bieten, was einem Andern nicht erlaubt gewesen wäre, weil er Jedem durch seine Art doch wieder Ehrfurcht und Liebe abnöthigte. Und was ihm auf die Weise gelungen war, selbst vielleicht in gewagtem Versuche, das gewährte ihm selbst die schönste Befriedigung und gewiß Viele werden es ihm noch danken, was er auf die Weise an ihnen gethan hat. Während P. in der Art öffentlich viel beschäftigt wirkte in großem Segen, wußte er doch noch Zeit genug zu erübrigen, um auch für das eigene Haus zu sorgen. Und freilich gab es da der Sorgen genug bei 9 Kindern, mit denen seine Ehe gesegnet war und welche allmälich herangewachsen nun des Beistandes und der Hilfe vom Vater um so mehr bedurften. Hatte er dabei doch auch den Schmerz, daß er seine liebevolle Gattin und thätige Hausfrau, nachdem er kurz vorher das silberne Hochzeitsfest mit ihr gefeiert hatte, im J. 1829 plötzlich von einem bösartigen Gichtübel befallen und fast gelähmt sehen mußte, das aller angewandten

Kunst und Mühe ungeachtet nicht wieder weichen wollte. Und nicht lange darnach traf ihn noch härter der schwerste Schlag, daß er seinen zweiten Sohn, Heinrich Wilhelm *), auf den er die meisten Hoffnungen gesetzt und erwartet hatte, derselbe werde ihm gerade als Jurist besonders hilfreich zur Seite stehen können, nach kaum vollendetem ehrenvollen Examen an unheilbarer Krankheit dahinschwinden und ins Grab sinken sah, im Februar des J. 1831. Zu der Zeit schien der Schmerz ihn ganz überwältigt zu haben und seine Lebenskraft gebrochen zu seyn; wie denn auch die bisherige Heiterkeit und Freude am Leben seitdem fast ganz erloschen war, nur selten noch hindurchbrach, sein ganzes Wesen vielmehr etwas Ernstes, Zurückgezogenes annahm, darum er in das Gewühl der äußeren Geschäfte sich hineinstürzte und nur noch wenig sich mittheilte. Und dennoch wirkte er noch 10 Jahre hindurch, eine schwere Zeit der härtesten Prüfungen und Kämpfe für ihn nach innen und außen, darunter die Kraft des alternden Mannes oft erliegen zu müssen schien. Er aber, wie hart auch angefochten und schwer beladen, ließ sich durch alles dies Ungemach nicht aufhalten in seinem Laufe, noch niederbeugen, sondern ging still und sicher seinen Weg fort, nur freilich immer einsamer und in sich verschlossener. Hatte er doch noch im J. 1833 Muth genug, um in Gemeinschaft mit seinem ältesten Sohn ein neues Handelsgeschäft unter eignem Namen zu errichten und obgleich er auch hierin nur wenige Hilfe annahm, sondern alles selbst und allein beschaffen wollte, wie bewährte sich doch eben dadurch sein heller, umsichtiger und unternehmender Geist auf glänzende Weise, daß er in wenigen Jahren sein neues Geschäft so sicher zu stellen und mit Erfolg auszubreiten wußte. Wie er im Uebrigen unermüdlich thätig war, so war auch im Handel sein Grundsatz: „rasch umsetzen," damit gleichsam das Blut desto schneller und frischer durch alle Adern strömen könne und nirgends Stockung erleide und so ein gesundes, kräftiges Leben nach allen Seiten verbreitet werde. Was er dadurch Lübeck geleistet, besonders der arbeitenden Klasse, der er bei seinem Geschäftsbetriebe doppelten Verdienst geben konnte — und er zahlte nichts lieber als Arbeitslohn, kürzte daran auch nicht leicht etwas — das beweist hinlänglich die aufrichtige Liebe und Verehrung, deren er besonders bei den Verlehnten genoß. Und nicht weniger Achtung und Vertrauen wurde ihm doch auch von dem gesammten Handelsstande bewiesen, weil er neben dem eigenen doch immer auch

*) Siehe N. Nekr. 9. Jahrg. S. 1173.

das allgemeine Interesse möglichst wahrnahm und vertrat. Wo es galt, dem Handel neue Mittel und Wege zu eröffnen oder Erleichterungen zu gewähren, Anstalten und Einrichtungen, welche den Wohlstand der Stadt heben konnten, zu begünstigen, da war er alsbald bereit und kein Opfer däuchte ihm zu groß, wenn dem allgemeinen Wohle wirklich ein Nutzen daraus erwachsen konnte. Deshalb begünstigte er auch aus besonderer Vorliebe für alles Seewesen hauptsächlich die Rhederei und konnte nicht leicht, wenn er darum angegangen wurde, seine Theilnahme versagen. Für die St. Petersburger Dampfschifffahrt interessirte er sich aufs lebhafteste und hat lange Zeit im Komitée derselben gesessen. Auch ergriff er lebhaft die Idee einer Lebensversicherungsgesellschaft, als ihm dieselbe von befreundeter Seite mitgetheilt wurde, und gehörte zu den ersten Stiftern der Anstalt, welche seitdem in immer größerem Umfange sich ausgebreitet und befestigt hat. So stand P. noch in voller Kraft und Wirksamkeit, obgleich er mit den 60ger Jahren auch das Alter herannahen fühlte und wohl merkte, daß er so vielfachen Geschäften nicht lange mehr werde vorstehen können. Und überdies wurde er in den letzten Jahren mehrmals plötzlich von bedenklichen Krankheitszufällen ergriffen, die er sich großentheils durch Mangel an nöthiger Schonung zu rechter Zeit zugezogen hatte. Indessen wie er mehrmals glücklich wieder hergestellt war und hernach kein Siechthum übrig blieb, sondern immer mit gleicher Kraft und Frische sein Werk wieder aufnahm und forttrieb, so hoffte man auch, ihn noch länger leben und wirken zu sehen. Anders jedoch war es von der göttlichen Vorsehung über ihn beschlossen. Schon in der Woche vor Pfingsten fühlte er eine bedeutende Schwere in allen Gliedern, ohne sich indeß dadurch stören zu lassen, und hoffte, wenn er sich in den Pfingsttagen ganz ruhig hielte, wieder seine Geschäfte in gewohnter Weise wahrnehmen zu können. Statt dessen aber zeigte sich schon am Dienstage die Krankheit entschiedener als ein gefährliches Fieber, welches aller angewandten Mittel und Sorgfalt ungeachtet mit reißender Schnelligkeit überhand nahm und am oben genannten Tage sein thätiges Leben endete.

* 182. Friedrich Albert Frohwein,

Diakonus zu Neustadt a. d. O.;

geb. den 8. Nov. 1809, gest. den 8. Juni 1841.

Er war zu Dornburg an der Saale geboren, wo sein vor einigen Jahren verstorbener Vater, Johann David Gottlob Frohwein, Justizaktuarius war. Seine in Buttstädt jetzt noch lebende Mutter ist Wilhelmine Frohwein, eine geborne Reimann. Er hat noch zwei Brüder, von denen der eine Kaufmann in Buttstädt, der andere Pfarrer in Pfuhlsborn ist. — Seine erste Bildung erhielt er im väterlichen Hause. Da er große Liebe zu den Wissenschaften zeigte und sehr gute Anlagen besaß, trug sein Vater kein Bedenken, seinem heißen Wunsche, die wissenschaftliche Laufbahn zu betreten, nachzugeben. Er erlaubte ihm deswegen, im Jahr 1825 auf die Domschule Naumburg's zu gehen. Hier zeichnete er sich durch seinen Fleiß, sein gesittetes Betragen und seine Fortschritte so rühmlichst aus, daß er von seinen Lehrern sehr geschätzt und geliebt und bei seinem Abgang im J. 1831 mit den besten Zeugnissen entlassen wurde. In demselben Jahre bezog er die Universität Jena, hörte daselbst die Vorlesungen Schott's, Baumgarten-Crusius's, Haase's und Anderer und benutzte sie so, daß er in den theologischen Wissenschaften sehr gute Fortschritte machte und für seinen künftigen Beruf wohl vorbereitet und durch die besten Zeugnisse empfohlen, die Hochschule im J. 1834 verließ. — Nach vollendeten Studien nahm er eine Hauslehrerstelle beim Doktor jur., Gerichtsdirektor und Advokaten Reiz zu Greiz im Voigtlande an, wo es ihm sehr wohl ging. Allein nach Verlauf eines halben Jahres gab er diese Stelle auf und ging, um sich den theologischen Wissenschaften ganz widmen zu können, zu seiner Mutter nach Buttstädt. — Im Jahr 1837 meldete er sich zu dem damals erledigten Diakonate zu Neustadt a. d. O. und hielt am Sonntage Estomihi eine Gastpredigt in der Stadtkirche daselbst. Diese Predigt, seine liebenswürdige Persönlichkeit und seine guten Zeugnisse bewogen den Stadtrath daselbst, welcher als Kirchen- und Schulpatron diese Stelle zu besetzen hat, ihm vor allen andern Bewerbern den Vorzug zu geben und ihn zum Diakonus in Neustadt zu erwählen. Er hielt schon am Sonntage Misericordias Domini eine Probepredigt und Probekatechisation, welche viel Beifall fand, wurde hierauf von dem Oberkonsistorium in Weimar nach rühmlich überstandenem Examen konfirmirt und trat am

2. Sonntage nach dem Dreieinigkeitsfeste sein Amt an. Er verwaltete dieses Amt mit dem größten Eifer, der lobenswerthesten Treue und einer fast ängstlichen Pünktlichkeit. Er arbeitete seine öffentlichen Vorträge nicht nur mit der größten Sorgfalt aus, sondern memorirte sie auch wörtlich und war betrübt, wenn ihn sein Gedächtniß nur in soweit verließ, daß er sie nicht gerade so, wie sie im Konzepte standen, wiedergeben konnte. Diese Betrübniß würde sich in der Folge gewiß verloren haben; denn er würde bei längerer Führung seines Amtes eingesehen haben, daß auch der gewissenhafte Prediger oft mit Vortheil sein Konzept verlassen kann. Allein eine weitere Fortbildung seines Predigertalentes wurde ihm nicht zu Theil. — Im J. 1838 vermählte er sich mit Johanna Sophie Pauline Wunder, Johann Christian Wilhelm Wunder's, vormaligen Polizeidirektors in Baireuth, einziger Tochter, welche er, weil sie mit ihm verwandt war, früher kennen gelernt und ihrer Anmuth und Herzensgüte wegen lieb gewonnen hatte. Er lebte mit ihr sehr glücklich und wurde durch die Geburt eines Sohnes hoch erfreut. Aber dieses Glück sollte nicht lange dauern. Schon früher war seine Lunge nicht völlig gesund gewesen. Durch die Anstrengung aber in der großen, für den Prediger schlecht gebauten Neustädter Stadtkirche wurde sie bald zu Grunde gerichtet. Er war schon im J. 1840 leidend, aber zu Anfange des Jahres 1841 fühlte er sich so schwach, daß er um einen Gehilfen beim Oberkonsistorium in Weimar anhalten mußte. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Der Kandidat Karl Julius Schwabe aus Buttstädt wurde ihm als Kollaborator beigegeben. Allein seine Kräfte schwanden so schnell, daß er schon am 8. Juni desselben Jahres an Lungenschwindsucht starb. Bei seinem Leichenbegängnisse zeigte sich, wie schon früher bei seiner Krankheit und seinem Tode, die allgemeinste Theilnahme. Es war deswegen dem Archidiakonus Dr. Wilhelm leicht, durch seine geistreiche Rede am Grabe Aller Herzen zu ergreifen; denn die Bewohner Neustadt's und der Filiale wußten den Werth des treuen, redlichen und eifrigen Geistlichen, dessen Worte durch sein musterhaftes Verhalten die rechte Kraft erhielten, nach Gebühr zu schätzen. F. war ein Mann von angenehmem Aeußern; er hatte mittlere Größe, eine schlanke Gestalt und ein regelmäßiges Gesicht mit blühender Farbe und sanften Zügen, in denen sich die Freundlichkeit seines Wesens deutlich aussprach. —

* 183. Jakob Nagel,

Doktor der Medizin, Altlandammann zu Teufen (Kanton Appenzell);
geb. im J. 1790, gest. den 8. Juni 1841.

Geboren zu Teufen im Kanton Appenzell, von, wie es scheint, wohlhabenden Eltern, studirte er Medizin und galt, nach seiner Rückkehr ins Vaterland, bald als tüchtiger praktischer Arzt. Später durch das Zutrauen seiner Mitbürger auch in den Staatsdienst berufen, bekleidete er seit 1829 die zweite Staatswürde seines heimathlichen Kantons, die des Landeshauptmanns, und stieg 1831 zur ersten empor. Aber schon bevor er Landammann wurde, wirkte er als einer der einflußreichsten Männer in seinem heimathlichen Kanton. Als im J. 1829 Mösli in Speicher den ersten Schritt zur Revision und Verbesserung der Verfassung that, als Männer wie Dr. Tobler und Dr. Heim durch Schrift und Wort öffentlich dafür auftraten, vereinigte auch N. seine Stimme mit der ihrigen und ließ im December 1830 seine Schrift: „Auch ein Wort über Revision" erscheinen. Seinem Einfluß und Ansehen gelang, was die andern wohl nicht allein vermocht hätten. Eben so thätig wirkte er 1833, als Vieles von dem Neuaufgebauten schon wieder zusammengestürzt war. Ueberhaupt haftet in der Geschichte seines Kantons sein Name an allen Fortschritten der 12 letzten Jahre, am schönsten aber an Allem, was zur Förderung der Volksbildung geschah. Sein schneller und richtiger Blick, seine Thätigkeit und Beredtsamkeit gaben ihm in allen Behörden ausgezeichnetes Gewicht und durch den Eifer, mit welchem er überall die pünktlichste Gerechtigkeit und das allgemeine Beste zu handhaben suchte, erwarb er sich das größte Ansehen. Sein Wahlspruch war: „Eine Regierung muß sich stets über das Parteiwesen zu erheben wissen." Aber nicht nur in seinem engern Vaterlande galt N's. Name so Vieles, daß nichts Wichtiges ohne ihn unternommmen wurde und er in allen Behörden, so noch 1840 in der wichtigen Revisionskommission, als Präsident oder Mitglied saß, sein Name hatte auch eidgenössischen Klang. Oft war er Tagsatzungsgesandter und oft wurde er zu den einflußreichsten eidgenössischen Missionen gewählt. So, als der Kanton Basel, in innere Parteien zerrissen, sich theilte und auch in Schwyz der Bürgerkrieg auszubrechen drohte. Vieles trug seine unparteiische, vermittelnde Sprache zur endlichen Beilegung der Zwistigkeiten bei. So lebte N., von allen Parteien geachtet, von seinen Freunden seines edeln Herzens wegen innig geliebt,

ein leider nur zu kurzes Leben. Schon lange litt er an Brustbeschwerden, die ihn kurz vor seinem Tode bewogen, alle seine Aemter und Würden niederzulegen. Eine Auszehrung endigte sein Leben.

184. Ernst Herrmann Joseph v. Münch,

geh. Hofrath und Bibliothekar zu Stuttgart, Ritter mehrerer Orden;

geb. den 25. Okt. 1798, gest. zu Rheinfelden den 9. Juni 1841 *).

v. M's. Vaterland war eine Republik: er ward zu Rheinfelden im Aargau geboren. Halten wir den zufälligen Umstand der Geburt fest, denn die heimathliche Liebe zur freien Schweizererde war der Grundton von Allem, was er schrieb und that. Eigene Verkettung des Schicksals! Dieselbe Wiege, die ihn gebar, hatte ihm die Todtenbahre aufbewahrt. Die streng katholischen Eltern schickten den Knaben auf das Gymnasium zu Solothurn, wo er als Kostgänger in die Familie des Seminardirektors Scherer aufgenommen wurde. Der Aufenthalt in diesem Hause wirkte entscheidend auf die geistige Richtung des Kindes. Der jesuitisch ultramontane Heerd, welcher daselbst mit weiser Berechnung auf Verbreitung über Stadt und Kanton genährt wurde, sollte auch ihn zum Opferdienste weihen. Doch so gutwillig gab sich der junge Münch nicht zum Finsterlinge her. Es erfolgten heftige Scenen, besonders dem Sohne seines Kostherrn gegenüber, demselben, der durch die Redaktion „der Schildwache im Jura" noch vor Kurzem eine traurige Berühmtheit erlangte. Die Eltern sahen sich veranlaßt, den Sohn aus dem Scherer'schen Hause wegzunehmen. Doch hatte man daselbst ihm eine gute Rechnung aufgeschrieben, die man zu gelegener Zeit wohl anzubringen wußte. Im J. 1816 bezog er die Universität Freiburg und studirte die Rechte. Die Josephinischen Ideen über Kirche und päpstliches Regiment waren in Freiburg zur Blüthe gediehen, aus ihnen heraus bildete sich das Glaubensbekenntniß des Jünglings. Die politische Begeisterung der damaligen Jahre ergriff auch sein lebhaftes Gemüth; im Bunde mit Rotteck **) stiftete er den engern Verein der Burschenschaft in Freiburg. 1819 kehrte er in seine Vaterstadt Rheinfelden zurück und versah daselbst nur wenig Monate das Amt eines Gerichtssekretärs. Die Rechtswissenschaft widerstand ihm, er warf sie über Bord. Es kam nun jene Entwicklungs- und Ueber-

*) Deutscher Courier 1841, Nr. 30.

**) Dessen Biographie s. im 18. Jahrg. d. N. Nekr. S. 1597.

gangsperiode jedes menschlichen Geistes von nur einiger Kraft, welche für den Beruf der Zukunft entscheidet. Reiche Phantasie und eine gewisse Gefühlsüberschwänglichkeit, die ihn nie ganz verließen, zogen ihn zur Poesie, deren erste Versuche „die Epopöne, die Jugendbilder und Jugendträume und die Schwarzwaldrosen" wurden. Die dramatische Dichtkunst, der er sich am liebsten hingab, bahnte ihm den Weg zur Geschichte und hier blieb sein Geist stehen und schlug sich ein festes Lager auf. Er wurde in kurzer Zeit der fruchtbarste Historiker und Publizist in Deutschland. 1819 bis 21 als Geschichtslehrer an der Kantonsschule in Aarau angestellt, kam er daselbst in engen Verkehr mit Zschokke, Görres und Menzel, deren Tendenzen damals in Eins zusammenfielen. Auch der Freundschaftsbund mit Wessenberg schreibt sich aus jener Zeit. 1822 verließ er die Schweiz und ging nach Deutschland, zunächst nach Freiburg über, wo er 1824 die Professur der historischen Hülfswissenschaften erhielt. Jetzt entwickelte er in einer Reihenfolge von Werken seine schriftstellerische Productivität. Bei der beispiellos seltenen Treue des Gedächtnisses, bei der Ausdauer in der Arbeit, bei dem hellen klaren Ueberblicke des Gedankens und dem kräftigen Hebel eines schönen Talentes flog ihm die Arbeit nur so aus der Feder hervor und brachte in den ersten Produkten wenigstens an Inhalt und Form Gediegenes hervor. Die „Ausgabe der Gesammtwerke Hutten's, des Franz von Sickingen, König Enzio, die allgemeine Geschichte der neuesten Zeit und die zwei Sendschreiben eines deutschen Publizisten an einen Diplomaten über die großen Fragen am Wiener Kongresse" gehören zu den besten Arbeiten, deren sich die deutsche Geschichte und Publizistik in neuester Zeit rühmen darf. Hauptsächlich aber war M. der eifrigste und unermüdlichste Vorfechter für die kirchlichen Kulturinteressen seiner Glaubensgenossen, dem römischen Kurialismus und Jesuitismus gegenüber. Dies ist sicherlich sein größtes und eigenstes Verdienst, darin steht er lauter und unbefleckt da. Die drohende Gefahr seiner scharfen Waffe weckte ihm die mächtigsten Feinde. Sie zeigten sich sogleich thätig, als er 1828 durch die Berufung als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts nach Lüttich in die Höhle des Löwen gerieth. Man agitirte den fanatischen Pöbel gegen ihn, als einen Ketzer voll Irrglauben und Atheismus, verwickelte ihn in die heftigste Polemik und selbst seine persönliche Sicherheit schien gefährdet, als ihn der König von Holland 1830 nach dem Haag als Bibliothekar berief. Die belgische Revolution brach aus. M. erklärte sich entschieden dagegen,

doch darum allein, weil sie, aus pfäffischen Beweggründen entsprungen, nach pfäffischen Tendenzen strebte, nicht darum, weil sie das Prinzip der Regierungslegitimität vernichtete und Volkssouveränität begründete. Seine Feinde nutzten die damalige Theilnahme der Liberalen für die belgische Revolution, M. als anti-liberal als absolut monarchisch zu verdächtigen. Es gelang ihnen zum Theil recht wohl, denn zu jener Zeit war man eben nicht geneigt, lange zu prüfen und zu wählen. Daß er 1831 die Stelle eines geheimen Hofraths und Bibliothekars in Stuttgart annahm, wo er im Interesse der Regierung wirken sollte, legte ihm dieselbe als eine offenkundige Resignation seiner zeitherigen Glaubensweise aus. Doch verblieb er in Stuttgart nicht in der zugedachten Stellung. Bald gewann die Regierung die gesetzliche Oberhand und bedurfte, da die größte Hälfte der Gemüther bereits beruhigt, die andere im Beruhigen war, keines öffentlichen Organs zu ihrer Rechtfertigung. Das ministerielle Blatt ging ein. In Stuttgart, wo der politische Haß sich greller und schroffer als nur irgendwo in Deutschland heraushebt, war am wenigsten der Ort zum Friedensschluß und zur Aussöhnung. Man vermied absichtlich jede Gelegenheit, sich gegenseitig ein mildes, friedfertiges Wort zu sagen und wickelte sich für das augenscheinlichste Verdienst in einen starren Egoismus. M. trug daran die geringste Schuld, er war ein Mann, dem das Herz zu schnell überlief, als daß er im Stande gewesen, Groll und bissigen Hader zu verhalten. Unverträglichkeit lag nie in seinem Charakter, der weich und mild sich nur zu oft den ersten Eindrücken hingab und ganz arglos in das Netz der Intrigue fiel, welches ihm seine Gegner gesponnen. M. besaß, und das werden die Vielen, welche sich irgend eines Freundschaftsdienstes von ihm erfreuten, dankbar anerkennen, eine gegen Jedermann gleiche Humanität der Gesinnung, auf deren Werkthätigkeit man sich nicht lange zu berufen brauchte. Die ausgebreitetste Bekanntschaft im In- und Auslande führte ihm eine Menge Schutzempfohlener zu und ohne Unterscheidung der Person nahm er sich Aller mit derselben Dienstfertigkeit an. Er war ein guter Gesellschafter, von heiterem Temperament, das sich schnell und ohne Hehl anschloß; voll Witz und Laune wußte er das Gespräch in steter Bewegung zu erhalten. Diese Elastizität seines Charakters ließ ihn mit Männern von sonst schneidendem Kontrast in der politischen Ansicht doch immer in freundschaftlichem Verkehre bleiben. Nur im Zusammenhange der Zeitereignisse, unter denen M. lebte und wirkte, nicht nach seinen einzelnen

Erscheinungen ist unparteiisch und wahr über ihn zu urtheilen. Es war eine vielfach bewegte Natur, die, wie Varnhagen von Ense treffend bemerkt, „ein tüchtiges Stück Leben und zwar ein deutsches Leben" durchbracht hat. Darum Friede ihm und ein ehrenhaftes Gedächtniß. Des Lebens versöhnender Schluß bleibt immer der Tod. M. besaß außer verschiedenen Verdienstmedaillen und zahlreichen Diplomen gelehrter Gesellschaften den niederländischen Löwen-, den griechischen Erlöser-, den weimarischen Falken-, den würtembergischen Kronen- und den schwedischen Nordsternorden. Die würtembergische Dekoration gab ihm, wie gebräuchlich, den Verdienstadel. Er hinterließ vier unmündige Kinder, welche, da sie zwei Monate zuvor auch die Mutter verloren, nun als Waisen am Sarge beider Eltern weinen. — Seine Schriften sind: Gedichte. Basel 1819. — Die Türkenkriege. Aarau 1821. — Vollständige Ausgabe der Werke Ulrich's von Hutten. 5 Bde. Berl. 1821—25. — Eidgenössische Lieder. Basel 1822. 2. Ausg. 1826. — Charitas Pirkheimer. Nürnb. 1822. — Auserlesene Schriften Hutten's. 3 Bde. Leipz. 1822—24. — Die Heerzüge des christlichen Europa's wider die Osmanen und die Versuche der Griechen zur Freiheit. 5 Bde. Basel 1822—26. — Die Schicksale der alten und neuen Kortes in Spanien. 2 Bde. Stuttg. 1824—27. — Franz von Sickingen. 3 Bde. Stuttgart 1824—29. — Ueber d. Schenkung Konstantin's. Freib. 1825. — Wilibald Pirkheimer's Schweizerkrieg ꝛc. Basel 1826. — Epistolae obscurorum virorum. Leipz. 1827. — Geschichte von Portugal. 3 Bdchn. Dresd. 1827. — König Enzius. Ludwigsb. 1827. — Grundr. d. deutsch. Alterthumskunde. Freib. 1827. — Olympia Fulvia Morata. Freib. 1827. — Beitr. zur Geschichte Deutschland's. 2 Bde. Stuttg. 1827. — Grundzüge des Repräsentativsystems in Portugal. Leipz 1827. — Geschichte von Columbien. 3 Bdchn. Dresd. 1828. — Vermischte histor. Schriften. 2 Bde. Ludwigsb. 1828. — Geschichte d. Mönchthums. Stuttg. 1828. — Aletheia, Zeitschrift. Aachen 1829—30. — Jugendbilder u. Jugendträume. Lüttich 1829. — Geschichte des Hauses u. Landes Fürstenberg. 3 Bde. Aachen 1829—32. — Die Geschichte von Brasilien. 2 Bdchn. Dresden 1829. — Tuba mirum sgargens sonum. Haag 1830. — Sammlung d. alten und neuen Konkordate. 2 Bde. Leipz. 1830—31. — Helvetische Eichenblätter. Schaffhaus. 1830. — Histor. Rückblicke. 1s Heft. Braunschw. 1831. — Deutschland's Vergangenheit u. Zukunft. Haag, (Brnschw.) 1831. — Das Großherzogth. Luxemburg als integrirender

Theil des deutschen Bundes, in seinen geschichtl. u. staatsrechtl. Beziehungen. Haag 1831. — Karl Rotteck, geschildert nach seinen Schriften. Ebend. 1831. — Schwarzwaldrosen. Aachen 1831. — Erinnerungen an ausgezeichnete Frauen Italien's. 2 Bde. Aachen 1831–34. — Geschichte d. Hauses Nassau-Oranien. 3 Bde. Aachen 1832–34. — Denkwürdigkeiten. Stuttg. 1832. — Die Fürstinnen des Hauses Burgund-Oesterreich in den Niederlanden. 2 Bde. Leipz. 1832. — Lukrezia u. Gasparo. Ludwigsb. 1833. — Margaretha von Oesterreich. 1r Thl. Stuttg. 1833. — Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. 7 Bde.*). Stuttg. 1832–35. Wohlf. Ausgabe 1838. (Der Supplementband hierzu erschien von Fr. Kottenkamp 1837 zu Stuttg.) — Historisch-biographische Studien. 2 Bde. Stuttg. 1836. — Erinnerungen, Lebensbilder u. Studien a. d. ersten 37 Jahren eines deutschen Gelehrten. 3 Bde. Karlsruhe 1836–38. — Römische Zustände u. kathol. Kirchenfragen. Stuttg. 1838. — Uebersetzung von Hutten's lat. Gedichten. Stuttg. 1838. — Fra-Paolo Sarpi u. sein Kampf mit dem Kurialismus u. Jesuitismus. Stuttg. 1838. — Mahmud II., Padischah der Osmanen. Ebend. 1839. — Denkwürdigkeiten zur politischen Kirchen- und Sittengeschichte der drei letzten Jahrh. Stuttg. 1839. — Denkwürdigkeiten zur Geschichte d. Häuser Este u. Lothringen im 16ten u. 17ten Jahrh. Ebend. 1840. — Ausgewählte sämmtliche Dichtungen. Ebend. 1840. — Geschichte des Emser Kongresses u. seiner Punktate. Karlsr. 1840. — Margariten. 2 Thle. Canstatt 1840–41. — Die letzten Zeiten der Hohenstaufen. Stuttg. 1841. Erinnerungen, Reisebilder, Phantasiegemälde u. Fastenpredigten. 2 Bde. Ebend. 1841. — Auch die zwei Sendschreiben eines deutschen Publicisten an einen Diplomaten über die großen Fragen am Wiener Kongreß 1839 sollen von v. M. herrühren und an Prokesch von Osten, mit dem er durch die Herausgabe der Schneller'schen**) hinterlassenen Werke, 4 Bde., Leipz. u. Stuttg. 1834, in Verbindung kam, und dessen Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, 3 Bde., Stuttg. 1836, er herausgegeben hat, gerichtet gewesen seyn. Ebenso schreibt man ihm die Schrift: Aus dem Portfolio eines pensionirten Hauptmanns der päpstlichen Schweizergarde über den neuesten Stand der Kölner Wirren zu. Sein niederländisches Museum ist bis zum zweiten Bande vorgerückt. Vom deutschen Museum erschienen 3 Bde. (Freib. 1824–25) u. vom Pantheon der Geschichte d. deut-

*) Es erschien auch 1834–35 eine Ausgabe in 6 Bdn.
**) Sch.'s Biogr. siehe im 11. Jahrg. des N. Nekr. S. 360.

schen Volks 2 Bde. (Ebend. 1825—33.) Aus dem dänischen übersetzte er: Hjort, den belgiske Revolution (Kopenh. 1831); gab 1836 mit A. Müller Allgemeine Bibliothek f. d. europ. Kirchenwesen aller Nationen u. Konfessionen heraus, schrieb die Vorrede zu Flindts de Hive of Literature, zu Wanker's gesammelten Schriften Wanker's Biographie und Zschokke's Biographie zu dessen ausgewählten Schriften. In Verbindung mit Bacherer setzte er das Menzel'sche historische Taschenbuch der neuesten Zeit, Karlsr. 1834—36, fort.

* 185. Dr. Johann Ernst Theodor Janke,

Regierungsrath, Ritter des St. Wladimirordens u. Inhaber der Kriegsdenkmünze von 1813—14, zu Leopoldsfried bei Colberg;

geb. den 30. Oct. 1781, gest. den 12. Juni 1841.

Das Leben vieler Menschen bietet der ernsten, aufmerksamen Betrachtung so manches unaufgelöste und unentwirrbare Räthsel, daß nur die innige, unerschütterliche Ueberzeugung, der Tod schließe nicht die Entwickelung des menschlichen Seyns, uns mit einem Leben versöhnen kann, dessen höchste Zwecke scheinbar verfehlt wurden, welches in seiner kräftigsten Entwickelung plötzlich gehemmt und zu einer ebenso bedauernswerthen als unerklärlichen Unthätigkeit verdammt wurde. Es wiederholt sich hier im Kreise der Menschheit dieselbe scheinbare Verschwendung der Kräfte, welche wir in der Natur bemerken. Wie dort eine unübersehbare Fülle von Pflanzen und Thieren fröhlich aufblüht und sich regt, um ungenutzt, wie wir meinen, und spurlos zu verschwinden, so sehen wir auch in der Menschenwelt eine Ueberfülle von Kräften, welche zwecklos da zu seyn scheint. Aber seltener, als bei der Naturbetrachtung, werden wir hier uns dieses Gedankens bewußt und es bedarf der einzelnen trüben Erfahrung, der eigenen Anschauung eines Lebens, das uns verfehlt erscheint und zu erkennen, wie unerforschlich die Wege des Schicksals sind. Das Geschick des Mannes, dessen Leben wir hier skizziren wollen, ist ein solches Räthsel; es ist nicht Schuld, es ist eine unglückselige Verkettung der Verhältnisse, was ihn mitten auf einer ehrenvollen Laufbahn aufhielt, seinem nützlichen Wirken ein Ziel setzte und Kräfte lähmte, die für das Wohl von Tausenden noch hätten thätig seyn können. Janke, der Sohn eines unbegüterten Gutsbesitzers in Pommern, ward zu Bärwalde geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf den Gymnasien zu Neu- und

*) Dessen Biogr. siehe im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 168.

Alt=Stettin; die vorhandenen Schulzeugnisse sprechen sich über Talente, Fleiß und sittliche Ausbildung des Jünglings sehr günstig aus. Er bezog die Universität Halle und studirte Theologie, ward später bei einem Herrn von Bonnie Hauslehrer und ging nach Warschau, wo er die Stelle des Konrektors an der lutherischen Stadtschule übernahm. Zugleich erhielt er die Anwartschaft auf die Stelle des ersten Predigers bei der lutherischen Gemeinde, welche eben so sehr durch den Einfluß, den sie gab, als durch die reiche Besoldung (3000 Thlr.) wünschenswerth erschien. Ohngeachtet dieser blendenden Aussichten verließ J., in welchem die Liebe zum Vaterlande lebendig war, im J. 1807 eine ihm angenehme Stellung, eine Gemeinde, welche Hochachtung und Vertrauen zu dem Lehrer ihrer Kinder in jeder Weise bewies und ihm für die Zukunft jene Pfarrstelle versprach; denn er konnte und wollte nicht, er ein Pommer, dem übermüthigen Besieger Preußen's Treue schwören. Er ging nach Königsberg und erhielt sich durch Stundengeben so lange, bis er zum Schulkollegen an der dortigen Kathedralschule ernannt wurde. Im J. 1809 trat er in das Verhältniß eines Lehrers der Fürstl. Radziwilschen Kinder und hatte in dieser Stellung das Glück, dem Fürsten Hardenberg bekannt zu werden, sein Wohlwollen und seine Achtung zu erwerben. Bald nach dem Tode der Königin Louise stiftete er im Vereine mit Andern die Louisenstiftung und gab zwei Jahre lang daselbst unentgeldlich Unterricht; in zwei Druckschriften („Einige Worte, gesprochen am 19. Juli 1811," und „Denkmal der Preußen") theilte J. die Bedeutung und den Zweck, so wie die Allerhöchste Anerkennung der Stiftung dem Publikum mit. — Durch eine königl. Kabinetsordre (aus dem August 1812) wurde er zum k. Dienst berufen, auch mit dem Titel eines Hofraths im Bureau des Staatskanzlers als Expedient angestellt. Hier trat nun für J. ein verhängnißvoller Augenblick ein; er fühlte sich in seinem Gewissen zu einer Handlung verbunden, an welche nach einer Reihe von Jahren eine unglückselige, ihm verderbliche Verwicklung sich knüpfen sollte. J. war nämlich überzeugt, es sey seine Pflicht, bei dem Eintritt in den preuß. Staatsdienst seinem fürstl. Chef, an dessen Person ihn ohnehin innige Dankbarkeit und unbegränztes Vertrauen fesselten, sein bisheriges Leben unbedingt und gänzlich zu enthüllen. In dieser Darstellung mußte nun auch J's. Theilnahme an dem „deutschen Bunde" erwähnt werden; er war nur kurze Zeit Bundesglied gewesen und hatte sich von der Verbrüderung, deren Zwecke ihm revolutionär und staatsgefährlich

erschienen, früh losgesagt, jedoch genügende Kenntniß der Führer und Leiter erhalten. Ihm war es unzweifelhaft, daß er jetzt, dem Staat auch als Beamter verpflichtet, nicht nur seine eigene vorübergehende Theilnahme an jenem Bunde bekennen, sondern auch den Fürsten Staatskanzler auf die politische Gefährlichkeit des Vereins aufmerksam machen und diejenigen bezeichnen müsse, in deren Papieren sich die nöthigen Aufschlüsse über die Tendenz des Ganzen finden würden. Es mögen Viele eine abweichende Ueberzeugung haben, aber Keiner auch von diesen wird eine Handlung, deren Ursache strenge Gewissenhaftigkeit war, in irgend einer Art anzugreifen wissen. Und doch sollte J. so viele Kränkungen und so harten Kummer aus dieser Handlung des Vertrauens und ängstlicher Gewissenhaftigkeit erwachsen sehen. Zwar für jetzt erntete er nur Lob und Dank; obwohl nicht alle Papiere, deren Beschlagnahme J. als wichtig bezeichnet hatte, von den Behörden eingezogen wurden, so bestätigten doch die, deren man sich versichert hatte, vollständig die Angaben J's.; er wurde vom Staatskanzler mit einer vertraulichen Mission an den Fürsten von Metternich beehrt, welche die Auslieferung des Staatsraths Gruner und seiner Papiere bezweckte, aber nur die Verhaftung desselben und Einziehung seiner Papiere zu den österreichischen Akten erreichte. Der Staatskanzler bezeugte in einem Erlasse vom 17. Nov. 1812 seine volle Zufriedenheit mit der Ausführung jenes Auftrags. — Als nun aber die Stunde der Befreiung für Preußen schlug, des Königs Aufruf an sein Volk erschien, da verließ auch J. seine angenehme Stellung und trat als Freiwilliger in das Jägerkorps ein, ward nach der Schlacht bei Lützen Unteroffizier und bald darauf Offizier, Adjutant des General Röder und von diesem dem General Milradowitzsch in gleicher Eigenschaft zugeordnet; die Verleihung des Wladimirordens IV. Klasse erkannte seine geleisteten Dienste an. Aus dem Kriege zurückgekehrt, verheirathete J. sich in Berlin und erwarb sich in Vorlesungen Berliner Professoren, namentlich des G. R. Schmalz*), und durch angestrengtes Privatstudium die wissenschaftlichen Vorkenntnisse zum höheren Civilstaatsdienste, während er wiederum im Bureau des Staatskanzlers arbeitete. Nach solchen Vorbereitungen überwies ihn der Staatskanzler im J. 1815 an die Regierung zu Potsdam, indem er ihn zum Regierungsassessor cum voto ernannte, um sich im Departement der Kirchen- und Schulsachen die nöthige Geschäftsübung zu erwerben. Er

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 438.

arbeitete jedoch auch in der Polizeideputation und ein Zeugniß des Chefs derselben, des nachmaligen Ministers Maaßen*), bezeugt J's. regen Eifer und ungemeinen Fleiß. Aber leider hatte er nicht verstanden, das Vertrauen des vorgesetzten Ministers des Innern, v. Schuckmann**), zu erlangen; kleine Mißhelligkeiten, vielleicht auch die Gnade des Fürsten Hardenberg, deren sich J. erfreute, erzeugten sogar Mißtrauen und zuletzt entschiedenes Uebelwollen des Ministers gegen seinen Untergebenen, welches sich schon in seiner Anstellung bei der Regierung zu Magdeburg (Frühjahr 1816) als Assessor sine voto aussprach. Das Votum erwarb sich J. jedoch bald wieder und bestand auch am 25. März *1818* das große Examen, in Folge dessen er zum Regierungsrathe befördert wurde. — Im September 1819 erhielt er eine Aufforderung des Staatskanzlers, schleunigst nach *Glienecke* zu kommen, indem eine Versetzung in das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten in Aussicht gestellt wurde. Hiervon war jedoch, als J. ankam, keine *Rede*, sondern er erhielt den Befehl, sich bei dem Minister Fürsten von Wittgenstein und dem Oberpräsidenten von Bülow***) einzufinden. Hier erfuhr er nun, daß sowohl seine Denkschrift v. J. 1812 über den „deutschen Bund", als auch andere wichtige Papiere aus den Akten entwendet seyen, daß aber gerade jetzt die Vervollständigung der Akten erforderlich und dem Fürsten v. Hardenberg selbst es höchst wünschenswerth sey, von J. eine Darstellung jener Verhältnisse, wie er sie 1812 gegeben, nochmals zu erhalten. Vergeblich stellte J. vor, wie er 1812 nur aus Gewissenhaftigkeit ein Bekenntniß abgelegt, wie nach so langer Zeit *ihm* Vieles ganz entschwunden, das Meiste unklar geworden sey und wie wenig er die Lücken in den Akten ausfüllen könne, die durch Nichtbeschlagnahme wichtiger Papiere im J. 1812 und durch Untreue eines Beamten entstanden seyen. Die Vorstellungen des verehrten Staatskanzlers selbst, die Versicherung, er werde nie dadurch kompromittirt werden, unterdrückten *sein* ihn warnendes Gefühl und er schrieb das verlangte Memoire. Aber nach kurzer Frist forderte ihn die Ministerialuntersuchungskommission auf, über seine „Denunciation" Rede und Antwort zu stehen. Nach der ausdrücklichen Bestimmung des Staatskanzlers war jenes Memoire nur für ihn abgefaßt; eine Denunciation konnte es wohl schon darum nicht

---

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 933.
**) — — — 12. — — — S. 742.
***) — — — 5. — — — S. 804.

seyn, weil es nur in Folge amtlicher Aufforderung geschrieben war und nur Thatsachen angab, von denen die Regierung längst Kenntniß und Beweise in Besitz gehabt hatte. Auf welche Weise nun auch diese Schrift an jene Kommission gebracht worden war, J. sollte seine Aussagen beweisen und Dokumente für jeden einzelnen Punkt beibringen, — Dokumente, die er nicht besaß, noch besitzen konnte. Er war von dem unerwarteten Verfahren zu überrascht, von seiner Stellung als Denunciant, in die er sich gezwängt sah, zu sehr erschreckt und verwirrt, als daß er ein den Richtern auffälliges Schwanken in seinen Antworten hätte vermeiden können. Denn leider war er auf Antworten eingegangen und nicht auf der Protestation, daß sein Memoire keine Denunciation sey und also nicht vor dies Forum gehöre, stehen geblieben. So war denn unausbleiblich die Meinung gegen ihn, er galt für einen Denuncianten, der überdieß seine Aussagen unerwiesen gelassen habe. Selbst der Staatskanzler zürnte ihm und Vorwürfe traten an die Stelle jenes wohlwollenden Lobes von 1812; ihn von seiner Schuldlosigkeit zu überzeugen, gelang J., wie unter andern aus einem wohlwollendern Erlaß des Fürsten v. 13. Aug. 1821 hervorgeht. Aber anders verhielt es sich mit Andern und es konnte kaum in anderer Weise erwartet werden, da J. leider kein Mittel, sich öffentlich zu rechtfertigen, besaß. Das Betrübendste war der Umstand, daß das längst gehegte Mißtrauen seines vorgesetzten Ministers, Hrn. v. Schuckmann, durch diese Vorfälle verstärkt und unzerstörbar wurde. Auch andere Mitglieder des Ministeriums mochten, es zu theilen, sich veranlaßt glauben. Die Folgen zeigten sich alsbald. Bei der Magdeburger Regierung hatte J's. Dienstverhältniß aufgehört und die Anstellung in Berlin oder Potsdam verzögerte sich ungewöhnlich. Zwar sicherte der Staatskanzler ihm den Fortbezug seines Gehaltes mit der ausdrücklichen Klausel, daß dies kein Wartegeld sey; aber J. wurde vorläufig nur als Hilfsarbeiter bei dem Konsistorium zu Berlin beschäftigt und 1822, ebenfalls als nichtetatsmäßiger Beamter, nach Cöslin gesendet. Uebrigens hatte der Fürst schon am 12. Febr. 1820, wie folgt, an J. reskribirt: „Ew. Wohlgeb. gegenwärtige Geschäftslosigkeit im Staatsdienste, worüber Sie sich in Ihrem Schreiben an mich vom 9. d. M. beklagen, ist nicht durch Sie veranlaßt, sondern eine Folge unvorhergesehener, vorübergehender Verhältnisse, und es wäre unbillig und ungerecht, wenn Jemand Sie dieserhalb verkennen oder anfeinden wollte. Allerdings muß Ihre gegenwärtige hiesige Lage ohne Dienstgeschäfte, für

Sie sehr unangenehm seyn; ich werde also dahin wirken, daß, sobald es die Umstände gestatten, eine Ihren Verhältnissen angemessene Amtsthätigkeit Ihnen angewiesen werde." Und doch wurde erst nach zwei Jahren J. in einen Wirkungskreis versetzt, welcher seinen Kräften entsprach, sie ganz in Anspruch nahm und seine Thätigkeit für den ganzen Regierungsbezirk segensreich werden ließ. J. übernahm nämlich nicht nur die ganze indirekte Steuerverwaltung, sondern auch die Klassensteuerangelegenheiten des Cösliner Departements. Die erstere war, als er sie übernahm, in großer Verwirrung und die schlechtbeaufsichtigten Steuerbeamten ziemlich ordnungslos. J. entdeckte Defekte und brachte nur tüchtige Ersatzmänner an die Stelle der kassirten Beamten in Vorschlag, unterwarf die Beamten einer strengen Aufsicht, revidirte häufig die Kassen, wandte Alles an, für bewährte Beamte Anerkennungen und Gratifikationen auszuwirken, vermehrte die Einkünfte des Staats durch sorgfältigere Aufrechthaltung der Steuergesetze, ordnete den Gränzaufsichtsdienst neu und zweckmäßig und erhob den ganzen Dienst der indirekten Steuerverwaltung zur Ordnung, Uebersichtlichkeit und Regelmäßigkeit Mit gleichem Eifer nahm er sich der Klassensteuerpartie an, offenbar des schwierigsten und dornigsten Verwaltungszweiges. Er war unermüdlich, die Vertheilung der Steuer gleichmäßiger und soweit es möglich ist, auf durchgehends allgemeine Grundsätze zu begründen. Daß es an Veranlassungen, sich Feinde zu machen, nicht gefehlt hat, kann man sich denken. Damals war Maaßen, als Generalsteuerdirektor, der nächste Vorgesetzte J.'s und es erscheint billig und zweckmäßig, einige briefliche Aeußerungen dieses Mannes, den Preußen nicht nur als einen aufgeklärten Beamten, sondern auch als einen unbestechlichen, wahrhaftigen Mann in rühmlichem Andenken verehrt, hier einzuschalten. Er schrieb z. B. am 26. Dec. 1822 an J.: „Je mehr ich Ursache habe, mit Dank es zu erkennen, daß Ew. Wohlgeb. sich so thätig und nützlich der Steuerverwaltungssachen dort annehmen, desto mehr muß mir daran gelegen seyn, Ihrem Wunsche und Befürwortung zum Besten des — — zu entsprechen" u. s. w.; — am 6. April 1825: „Manche (Mängel der Verwaltung) werden sich wahrscheinlich und hoffentlich mit den bevorstehenden Personen- und Verwaltungsveränderungen verwischen, bei denen ich nur wünschen kann, daß sie für Sie eine Stellung herbeiführen, wo Sie mit freierer Wirksamkeit das, was nützlich ist und eine gute Administration erfordert, leichter erreichen können." So lebte J. 4 Jahre, seinem Amte sich gänzlich hingebend,

fröhlich die Erfolge seiner Mühen sehend, von seinem Vorgesetzten geschätzt und ausgezeichnet, von seinen Bekannten geachtet und gesucht. Da erfuhr er auf sichere Weise, daß die Minister des Innern und der Finanzen seine Pensionirung bestimmt hätten. Diese Nachricht war eben so erschreckend als unglaublich; ein Schreiben des Generalsteuerdirektors Maaßen vom 27. Dez. versicherte, daß er, der nächste Vorgesetzte J.'s, nichts von einem solchen Schritte der Minister wisse und daß die Nachricht wohl falsch sey. Und doch war sie richtig. Unter dem 2. Dec. hatte der Minister v. Schuckmann in einem Berichte, welcher gegen J. gerichtet war, auf dessen Dienstentlassung angetragen. Hierin wurde er in den dunkelsten Farben geschildert und auch sein Benehmen vor der Immediatuntersuchungskommission (1819) als Grund der Entlassung angeführt. Das Staatsministerium war diesem Antrage beigetreten nnd eine Kabinetsordre v. 4. Jan. 1826 genehmigte J.'s Entlassung mit einer Pension von 400 Thlr. Unterdessen hatte J. unter d. 27. Dec. 1825 sich mit einer Vertheidigungsschrift an die beiden Disciplinarminister gewendet, war aber beschieden worden, daß das gesammte Staatsministerium die Sache schon dem Könige*) vorgelegt habe; deshalb legte J. am 9. Jan. 1826 dem Könige selbst eine Bitt- und Vertheidigungsschrift zu Füßen, erhielt jedoch am 7. Febr. durch den Chefpräsidenten der Regierung zu Cöslin die officielle Anzeige von seiner Pensionirung. In einer zweiten Petition an seinen Monarchen stellte er vor, daß seine Dienstentlassung ausgesprochen sey, ohne daß die gesetzliche Untersuchung vorher stattgefunden habe und daß, im Fall dieselbe als Pensionirung betrachtet werden müsse, auch dann die Gesetze verletzt seyen. Hierauf wies eine Kabinetsordre die Angelegenheit zur gesetzlichen Erledigung an das Staatsministerium zurück. Auf die Beschwerde wegen Verzögerung befahl eine k. Kabinetsordre v. 16. Aug. dasselbe. Dennoch verzögerte sich die Sache bis zum November; endlich eröffnete ihm am 30. Nov. das Staatsministerium, daß der Geh. Reg. Rath Tzschoppe beauftragt sey, ihm die actenmäßigen Gründe zu seiner Pensionirung mitzutheilen und seine Vertheidigung zu Protokoll zu nehmen. Da das Gesetz es dem Beamten freiläßt, die mündliche oder schriftliche Vertheidigung zu wählen, so protestirte J. gegen diesen Beschluß, erhielt jedoch einen abweisenden Bescheid; dennoch hatte er nach allem Vorhergehenden vorzüglich Ursache, das mündliche Verfahren, bei

*) Dessen Biographie siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

welchem die Wortfassung der Vertheidigung in der Hand des Protokollanten liegt, zu perhorresciren. Eine neue Immediatbeschwerde blieb ohne Erfolg; die k. Kabinetsordre vom 25. J. 1827 bestätigte den Beschluß des Staatsministeriums und genehmigte nur, eine schriftliche Vertheidigung dem Protokolle beizufügen. Nachdem nun das protokollarische Verfahren stattgefunden, wurde die Sache mit mancherlei Zwischenfällen hingezogen und erst am 29. Febr. 1828 erfolgte der Bescheid des Staatsministeriums, daß des Königs Majestät geruhet habe, den Beschluß des Staatsministeriums, „J. von seinen Funktionen als Hilfsarbeiter bei der k. Regierung zu Cöslin zu entbinden und mit einem Wartegelde von Eintausend Thalern zur weiteren Disposition zu stellen," mittelst Allerhöchster K. O. v. 3. Febr. 1828 zu bestätigen. So war denn trotz aller Schwierigkeiten die Dienstentlassung in Disponibilität, die Pension von 400 Thlr. in ein Wartegeld von 1000 Thlr. umgewandelt und lag hierin eine das Selbstgefühl beruhigende Rechtfertigung, freilich verbunden mit dem bittern Gefühle, vor den Augen der Welt beschuldigt zu bleiben, die Einnahme (bei einer starken Familie) um ⅓ vermindert zu sehen und endlich — aus einer segensreichen und mit Liebe gepflegten Berufsthätigkeit entfernt zu seyn. Alle Vorstellungen, nicht müßig einen Gehalt beziehen und wiederum thätig seyn zu dürfen, blieben bis an seinen Tod fruchtlos; dagegen wurde durch eine k. K. O. v. 10. Sept. 1833 die Zahlung des vollen Gehaltes von 1500 Thlr. anbefohlen. Es war hiermit J.'s Leben abgeschlossen. Von nun an ist er nur das Schattenbild seiner selbst; er verzehrte sich allmälich in seiner gezwungenen, von der Masse der Menschen natürlich zu seinem Nachtheile gedeuteten Unthätigkeit. Er versuchte es, nachdem er schon früher eine kleine Schrift: „Erinnerungen an den Frhrn. v. Stein"*) und eine andere: „Preußen im J. 1807 und jetzt" herausgegeben hatte, ein Journal über Kommunalangelegenheiten zu begründen. Es sind nur 2 Bände zu 4 Heften erschienen. Wie erfolgreich seine Thätigkeit in der Beamtenpraxis gewesen war, wie umfassend und ausgedehnt seine Kenntnisse und sein Streben dort gewesen, so daß sein Chef daran dachte, ihm einen freieren Wirkungskreis zu eröffnen (s. o.); so war sein Geist vielleicht weniger für das Schriftstellerthum geeignet. Nicht Alles ist Allen gegeben. Es gehört ein frischeres Gemüth, ein ungebeugter Geist, den J. nach seinen Erfahrungen nicht besitzen konnte, dazu, um als

---

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S 572.

Schriftsteller lebendig zu wirken. Nach einer schweren Krankheit ging er 1827 mit seiner Familie nach Dresden, wo er ein Jahr in stiller Zurückgezogenheit lebte. Hierauf wohnte er bei so mancher erlittenen Kränkung und einem gehabten Unglücksfalle, der ihn um einen Theil seines Vermögens brachte, bis zum Herbst 1836 in Berlin und seit dieser Zeit in Naumburg a. d. S. Dort entwickelte sich, langsam vorschreitend, eine Geisteskrankheit, welche sich zuletzt als Trüb- und Blödsinn festsetzte. Er ward nach Leopoldsfried bei Colberg in ärztliche Pflege gebracht und starb daselbst im 60. Jahre. So trüb und dunkel, so unerklärlich und bedauernswerth endete in 13jähriger Selbstverzehrung ein Leben, welches so rüstig begonnen, so muthig und glücklich fortgesetzt war!

186. Fäßler,

Oberstlieutenant von der großh. bad. Artillerie zu Karlsruhe, Ritter mehrerer Orden;

geb. d. 19. April 1783, gest. d. 16. Juni 1841*).

Zu Ichenheim, Amts Lahr, geboren, wurde er im J. 1802 durch Konskription zum Militär berufen, in jener verhängnißvollen Zeit, wo die badische Wehrverfassung eine gänzliche Umgestaltung gewann. Von der Pike dienend, lernte er unter Mühen und Anstrengungen die ersten Elemente seines Standes kennen, sie mit Eifer und Pünktlichkeit ausüben. Dadurch gewann er das Vertrauen seiner Obern und wurde den 1. Juli 1804 zum Oberkanonier und den 11. Nov. 1805 zum Unterofficier befördert. In dieser Eigenschaft bewegte er sich mehrere Jahre, lernte im Garnisonsleben Dienstkenntniß, in den Feldzügen von 1806 und 1807 Kriegserfahrung. Durch die Aussicht zu höherer Beförderung angeregt, war er bemüht, bei fortwährender praktischer Ausbildung im neuen Berufe, dem er sich mit Liebe und Freude gewidmet, das nachzuholen, wozu in der Jugend, bei seiner frühern Lebensbestimmung, ihm keine Gelegenheit sich dargeboten. Ein schöner Erfolg krönte sein Bemühen. — Im Feldzuge von 1809 seinen hervorglänzenden Muth in ausgezeichnetem Wirken bethätigend, ward er im Laufe dieser Kampagne zum Officier befördert. Ausgezeichnete Verdienste im Felde der Ehre hatten seine Schultern mit den Epauletts, seine Brust mit dem Ritterkreuze des Karl-Friedrich-Militärverdienstordens geschmückt. Mit Würde wußte er sich in

*) Karlsruher Zeitung vom 18. Juni 1841, Nr. 166.

der neuen Sphäre zu bewegen; die Kameraden lernten die Rechtlichkeit seines Charakters, seine Geradheit und seinen biedern Sinn, welche Eigenschaften er im Leben fortwährend zeigte, kennen und schätzen. In Bälde brachten die ununterbrochenen Kriegszeiten ihm neue Beförderungen und schon im Jahr 1813 stand er, nachdem er den 5. April 1811 zum Premierlieutenant avancirt war, als Hauptmann an der Spitze einer Batterie. — Der schlesische Feldzug sollte ein hervortretender Glanzpunkt seiner militärischen Laufbahn werden. Bei verschiedenen Anlässen wußte er in Schlachten und Gefechten seine mit Entschlossenheit, unerschütterlichem Muth und ruhiger Besonnenheit gepaarte Kriegserfahrung zu bethätigen und namentlich erfreute er sich der Sicherheit seines praktischen Blicks und seiner Geschicklichkeit wegen, womit er in der Schlacht bei Lützen mit seinen Geschützen zu manövriren, sie auf die wirksamste Art zu placiren wußte, auf dem Schlachtfeld eines wiederholten freudigen Zurufs der französ. Generalstabsofficiere. Sein verdienstvolles Wirken während dieser Kampagne wurde mit dem Ritterkreuze der französ. Ehrenlegion anerkannt. Der russ. St. Annenorden und das Ritterkreuz vom Zähringer Löwen sind Beweise seiner ausgezeichneten militärischen Eigenschaften, die er in beiden Feldzügen gegen Frankreich bethätigte. — Auch in langdauernden Friedensjahren wußte er durch Dienstkenntniß und durch seine in 6 Feldzügen gesammelte Kriegserfahrung auf die praktische Ausbildung seiner Untergebenen mit großem Nutzen einzuwirken und seine ausgezeichneten Verdienste als Führer der reitenden Batterie werden in den Reihen der großherzoglichen Artillerie in schöner Erinnerung fortleben. Und gewiß ist der sichere praktische Blick, welchen dieser würdige, von der Natur mit ächt militärischen Eigenschaften ausgestattete Veteran in sturmbewegten Zeiten sich angeeignet, eine treffliche Schule für die jungen Officiere gewesen. Unter seiner geschickten Leitung hatten ihre theoretischen Kenntnisse eine praktische Grundlage gewonnen. Seine Beförderung zum Stabsofficier (1833), der Charakter als Oberstlieutenant (1838), das mit Eichenlaub ihm verliehene Ritterkreuz vom Zähringer Löwen sind huldreiche Beweise fürstl. Anerkennnng für sein verdienstvolles Wirken im Frieden. Auch im Familienleben erfreute den Hingeschiedenen ein freundliches Geschick, welches den Abend seines thätigen Lebens mit Blüthen des häuslichen Glücks verschönert hat und tief betrübt über seinen Verlust weinen seinem Andenken eine trostlose Witwe und 3 unmündige Kinder Thränen des schmerzlichsten Kummers. In den Reihen des Officierkorps spricht sich für den Verstorbenen

eine allgemeine Theilnahme aus; seine Obern, deren Achtung im verdienstvollen Wirken er sich erwarb, seine Kameraden, die einen erprobten Freund in ihm schätzten; seine Untergebenen, deren Vertrauen und Liebe seine menschenfreundliche, mit militärischem Ernst gepaarte Behandlung gewann, werden sein Gedächtniß in bleibender Erinnerung bewahren. Und in den Annalen der badischen Kriegsgeschichte wird sein Name, der im schönen Wiederhall erprobter Rechtlichkeit und Geradheit klingt, mit Auszeichnung unter jenen braven Veteranen aufgezeichnet bleiben, welche durch hervorglänzende Tapferkeit und rühmliche Ausdauer in langjähriger Kriegsepoche ihre Treue für Fürst und Vaterland bethätigten, welche durch ruhmvolle Thaten den badischen Kriegsruhm begründen halfen. Sein Begräbniß war höchst feierlich. Sämmtliche in Karlsruhe anwesenden Generale, Stabs- und Oberofficiere, so wie die Officiere der Durlacher Garnison, denen viele Unterofficiere und Soldaten aller Waffen sich anschlossen, folgten dem Leichenkondukt, welcher von dem gesammten Korps gegeben wurde, worin der Verstorbene 39 Jahre seine Treue für Fürst und Vaterland im verdienstvollen Wirken bethätigte. Ein Kamerad des Verstorbenen, welcher nach seinem Hinscheiden am längsten in den Reihen der großherzoglichen Artillerie dient und welcher mit ihm die Beschwerlichkeiten des Dienstes und die Strapazen der ersten Feldzüge getheilt hat, der Oberst Schuberg, befehligte den Kondukt. Die tiefe Bewegtheit, welche in dem feierlichen Zuge nicht zu verkennen war und die am Grabe ausgesprochene Theilnahme sind sichtbare Beweise wahrhafter Anerkennung, welche das badische Militär dem ausgezeichneten Veteranen bewahrt. An der Ruhestätte, welche den Verstorbenen aufnahm, wurden die Personalien von einem Officier abgelesen, worauf der Kommandeur der großh. bad. Artillerie, Generalmajor v. Lassolaye, eine Gedächtnißrede hielt, worin er mit gefühlter Wärme das ehrenvolle Wirken des hingeschiedenen Kameraden schilderte. Seiner Rede hatten sich die wahrhaft ergreifenden Worte des Geistlichen angereiht. — Außer den genannten Orden schmückten seine Brust noch der Karl-Friedrich-Militärverdienstorden, das Dienstauszeichnungskreuz und die Felddienstauszeichnung.

187. Michael Morgenbesser,

Rektor der Bürgerschule zum heil. Geist zu Breslau;

geboren den 19. Juni 1782, gestorben den 16. Juni 1841 *).

M. wurde in Breslau geboren. Sein Vater war Joh. Gottfr. M., Arzt und Professor der Anatomie; seine Mutter Juliane Charlotte, geb. Goschky. Beide Eltern unterließen nichts, was diesen Sohn, so wie dessen 3 ältere und 4 jüngere Geschwister, zur Brauchbarkeit für das Leben bilden konnte. Ihrer Pflege und aufopfernden Liebe verdankt er die Erhaltung seines Lebens, welches theils durch Schwächlichkeit in den ersten Jahren, theils durch die Pocken, theils durch ein bösartiges Scharlachfieber sehr ernst bedroht wurde. Zugleich aber erkannte er während dieser Krankheiten so klar die Spuren einer auch über ihn waltenden Hand Gottes, daß auch späterhin diese Erfahrungen ihm zur Stütze seines Glaubens gedient haben. Die im elterlichen Hause herrschende Gottesfurcht ohne Frömmelei, verbunden mit seinen Erfahrungen, wozu besonders 2 Todesfälle unter seinen Geschwistern gehörten, begründeten in ihm eine vernünftige und lebendige Gottesfurcht und machten ihn aller Scheinfrömmigkeit feind. Die erste öffentliche Schulanstalt, welche er besuchte, war die mit dem damaligen königl. Seminar für Stadtschullehrer verbundene Schule unter Leitung des würdigen Gedike, den er noch jetzt zu seinen Freunden zählen zu dürfen sich rühmen kann. Nachdem er nachher noch einige Jahre mit seinen Geschwistern Privatunterricht genossen, wurde er im August 1794 in die 4. Klasse des Elisabethaneums aufgenommen. Hier zog ihn der Unterricht David's, Etzler's und Schneider's in den mittleren Klassen vorzüglich an. Damals wollte er die Baukunst erlernen. Doch dieser Gedanke änderte sich plötzlich, als er aus Tertia nach Sekunda versetzt werden sollte. Der erhaltene Konfirmationsunterricht war so zelotisch und polemisch gewesen, daß er die strengste, damals geltende Orthodoxie hervorbringen sollte; aber zugleich war er so wenig begründet, daß dadurch in dem reifenden Nachdenken gerade die Lust zur eigenen Prüfung rege wurde. Dieses Verlangen nach gründlicher Einsicht in die christliche Wahrheit wurde jetzt unüberwindlich und daher änderte sich der Vorsatz des Jünglings, die Baukunst zu erlernen, zu großem Staunen der Seinigen, aber doch sehr erklärlich, auf einmal in den festen Entschluß um, Theolo-

*) Nach Nowack's Schles. Schriftstellerlexikon Hft. 2.

gie zu studiren. Neben der Theologie war es die Mathematik und deren Anwendung auf die Physik, die ihn vorzüglich ansprachen. Letztere wurde jedoch auf dem Gymnasium nicht zweckmäßig betrieben; dagegen gewährte Nickel's gründlicher Unterricht in Sekunda und Scheibel's Unterricht in Prima so viel, daß M. späterhin durch Selbststudium sich fortbilden konnte. Mehr Nahrung fand seine Wißbegierde in den zur Theologie vorbereitenden Fächern. Besonders nützlich wurde ihm Fülleborn's Unterricht, der nicht bloß Kenntnisse mittheilte, sondern auch arbeiten lehrte und Denken, so wie Anordnung und Ausdruck der Gedanken auf mancherlei Weise übte. So kam das J. 1801 herbei, in welchem M. zu Michaelis die Universität in Halle bezog. Mit Freude erinnert er sich noch des Lichtes, welches in seinen theologischen Ansichten durch Knapp und Nösselt verbreitet wurde und eben so der Vorlesungen über klassische Philologie bei Wolf. Während seines Aufenthaltes in Halle ward die neue Leipziger Bürgerschule unter Gedike gegründet. Durch das damals rege Treiben im sächs. Schulwesen angezogen, wurde er veranlaßt, um einmal die Resultate desselben in seine Heimath zu bringen, sich selbst im Unterrichten zu versuchen. Ein in Halle unter Manitius entstandenes Privatinstitut für Elementarunterricht gab ihm bald Gelegenheit dazu, ließ ihn aber auch bald am Unterrichten so viel Vergnügen finden, daß das Studium der Pädagogik in den Kreis seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen eintrat. Daß er dabei die Theologie nicht vernachlässigte, erhellet daraus, daß er einmal den ersten Preis für eine theologische Abhandlung als Mitglied des theologischen Seminars davon trug. — Seine Mutter war schon 1802 gestorben; 1804 im Februar starb auch sein Vater. Dies nöthigte ihn, seinen sehnlichen Wunsch, in Leipzig der akademischen Laufbahn sich zu widmen, aufzugeben und im Juli 1804 nach Breslau zurück zu kehren. Hier fand er durch Privatunterricht in angesehenen Häusern und in 2 Privatlehranstalten sein Auskommen; damit ward aber auch seine Zeit so sehr in Anspruch genommen, daß er sich in einem Hauptfache fortzubilden nicht im Stande war, indem der verschiedenartige Unterricht seine Studien sehr zersplitterte. Eben sollte er im J. 1806 Generalsubstitut in Breslau werden, als ihm zu derselben Zeit die Proreektorstelle an der Stadtschule zu Glogau unter der Bedingung einer Probelektion angetragen wurde. Wie damals die Schule in Glogau beschaffen war, konnte er diese Stelle immer nur als eine Durchgangsstelle ansehen. Aus Liebe für das Schulwesen begab er sich dahin und ward nach

dem günstigen Erfolge der Probelektion Schullehrer. Der bald darauf eintretende Abgang des Rektors Gründler als Pastor nach Quaritz verschaffte ihm 1807 das Rektorat. Diesem stand er vor, bis ihm sein gegenwärtiges Amt zu Theil wurde, welches er im Sept. 1811 antrat. Was ihn bewog, dieses geringere Amt, in welchem er am 3. Oktober 1836 sein 25jähriges Amtsjubiläum als Rektor feiern zu können die Freude hatte, anzunehmen, war theils der Wunsch, in seine Vaterstadt zurück zu kehren, theils Verhältnisse, die er ahnete und fürchtete. Die Ahnung hat ihn nicht getäuscht und er hat das Glück gehabt, durch Vorsorge der Breslauer Behörden die unter seiner Leitung stehende Schule so weit zu heben, daß er sich mit Dank gegen Gott freute, in diesen Wirkungskreis gestellt worden zu seyn. Zwar hat er mehrmals noch gewünscht, seine äußeren Verhältnisse zu verbessern, aber es glückte ihm nicht. Doch ist dies nur einmal ihm schmerzlich gewesen und niemals hat es seine Zufriedenheit gestört, weil er hinterher immer einsah, daß die Erfüllung seiner Wünsche ihn nicht zu dem gehofften Ziele geführt haben würde. Seine Studien erhielten freilich durch diesen Gang seiner Schicksale eine veränderte Richtung, denn er hatte nie geglaubt, daß er der wissenschaftlichen Studien wegen da sey, sondern hatte seine Studien immer nach den Forderungen seines Amtes eingerichtet; aber Theologie war, so wenig wie Mathematik und Physik, ihm fremd geworden; nur hatte die Befriedigung des Bedürfnisses für sein Amt und seine Person das Maas der Zeit bestimmen müssen, die er auf diese Studien wenden konnte. — Mit seinem genannten Amte war auch das eines Bibliothekars zu St. Bernhardin verbunden und dieses war es, was auch zum Studium der Geschichte Schlesiens ihn veranlaßte und ihm dasselbe möglich machte. — Von 1826 an war er 6 Jahre hindurch Mitglied der städtischen Schulendeputation und arbeitete in dieser Zeit mit an der gegenwärtigen Einrichtung der Wilhelmsschule, so wie an einem Plane zu einer höhern Bürgerschule, zu der er einen selbstständigen Entwurf dem damaligen Oberbürgermeister Baron v. Kospoth vorgelegt hatte, auf welchen der im Namen der Schulendeputation ausgefertigte Plan nachher gegründet wurde. Er konnte sich eine solche Schule stets nur als eine allgemeine Bildungsanstalt vorstellen und nie sich mit der Idee befreunden, sie bloß zu einer Art Gewerbschule oder zu einem polytechnischen Institute zu machen, weil dabei ein großer Theil der Bildung bedürftigen Jugend unbefriedigt gelassen werden muß. Indeß ist der von ihm entworfene Plan nicht zur Ausfüh-

rung gekommen. — Was er geschrieben, hat den Grund der Entstehung meistens in Verhältnissen seines Amtes und seiner Stellung und in dem Wunsche, seine Kräfte gemeinnützig anzuwenden. — Seine Schriften sind: Was läßt sich von uns. Schule verlangen u. was leistet sie? Ein Progr. ꝛc. Glogau 1808. — Einige Nachrichten üb. die Glogauische evang.-luth. Schule aus dem Zeitraume von 1708—1709. Progr. Ebend. 1809. — Geschichte der ev.-luth. Schule zu Groß-Glogau. Ebend. 1809. (Die vorige Schrift in erweiterter Form). — Progr. z. Mich.-Prüf. 1810. Enth. Nachrichten von den Ostern 1810 getroff. Veränd., besond. v. der Klassenvermehrung u. dergl. Das letzte Progr. von M. erschien Ostern 1811, welches e. Forts. dieser Nachrichten enthält. — Geschichte des Hospitals u. der Schule zum heil. Geiste, so wie auch der Bibliothek zu St. Bernhardin zu Breslau, zum Andenken der 600jähr. Dauer des Hosp. Bresl. 1814. — Biblische Geschichten aus dem alten und neuen Testam. Ebend. 1815. 16. Aufl. Ebend. 1836. — Anweisung f. Volksschullehrer zum richt. Gebrauch u. zum Verständnisse meiner Bearbeitung der bibl. Geschichten. Ebd. 1817. 2. Aufl. 1822. — Schulgesänge zum Gebrauche f. Volksschulen gesammelt. Ebend. 1820. 3. verm. Aufl. Ebd. 1836. — Geschichte der christl. Kirche. Für gebild. Christen. 2 Thle. Ebend. 1824. — Schlesischer Kinderfreund, ein Lese- u. Lehrbuch. 1. Th. Ebend. 1826. 2. Th. 1827. (1. Th. 1834 in der 5. Aufl. 2. Th. 1834 in der 4. Aufl.) — Erstes Lesebuch. Ebend. 1829. Die 5. Aufl. Ebend. 1836. — Geschichte Schlesiens. Ein Handbuch. Ebend. 1829. 2. verb. Aufl. Ebend. 1833. (Mit e. Vorwort von K. A. Menzel). — Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Bürgerschule zum heil. Geiste. Progr. Ebend. 1829. — Breslau u. seine Merkwürdigkeiten. Ebend. 1831. — Wandfibel in 13 Tafeln. Ebend. 1834. — Bemerkungen über das Verhältniß der Bürgerschule zum heiligen Geiste zu unseren Gymnasien. Progr. Ebend. 1835. — *Aufgaben zur Erlernung u. Uebung der im bürgerl. Leben vorkommenden Rechnungsarten. Ebend. 1833. 3 Hefte, wovon das 1ste 1835 e. 2te, 1837 e. 3te u. das 2te 1837 e. 2te Aufl. erhalten hat. (M. hat hierbei nur die Anordnung übernommen, nicht d. Ausarbeitung, welche einige seiner Kollegen ausgeführt haben; M.'s Name steht unter d. Vorrede). — Geschichte Schlesiens. Ein Leitfaden f. Schüler. Ebend. 1836. 2. Aufl. 1837. 3. Aufl. 1839. — Geschichte der evangel. Haupt- u. Pfarrkirche zu St. Bernhardin in Breslau. Ebend. 1838. — Einen Nachtrag zu der von ihm 1814 herausgegebenen Ge-

schichte der Bibl. zu St. Bernhardin lieferte er im 108. Bde. (Juli 1838) S. 53 — 55 der Schles. Prov.-Bl., die ihm mehrere interessante Beiträge verdankten. — Außerdem lieferte er Beiträge zu einigen period. Schriften.

188. Johann Heinrich Benjamin Fortlage,

Direktor des Rathsgymnasiums zu Osnabrück;

geb. d. 1. Jan. 1770, gest. d. 17. Juni 1841*).

F. wurde zu Osnabrück geboren. Der Vater, Bernhard Friedrich, Uhrmacher daselbst, hatte zum Urgroßvater einen aus Oldenburg eingewanderten Kupferschmied, der sich in Osnabrück niederließ; die Mutter dessen, von dem wir hier Nachricht geben, Agnese Elisabeth Meyer, Tochter des zweiten Pastors zu Buer, war eine treffliche, tüchtige Frau, im vollsten Sinne des Worts Mutter und wurde deshalb von dem Sohne sein Leben lang mit ächter Pietät verehrt. Wenn wir das Leben von Menschen betrachten, die auf irgend eine Weise, sey es in einem größern oder kleinern Kreise, bedeutend wurden, so finden wir meistens, daß sie ihre sittliche und geistige Bildung vorzüglich einzelnen, wenigen Personen verdanken. Hatte in den Jahren, wo die eigentliche geistige Bildung begründet wird, Heyne auf Fortlage den entschiedensten, sein ganzes Leben hindurch wirkenden Einfluß, so war es gewiß die Mutter, die ihm früh die sittliche Haltung, den Ernst, die große Kunst, sich auf das Wesentliche und Nothwendige zu beschränken, gab; und so finden wir abermals bestätigt, daß, nächst der angebornen Natur, die Mutter hauptsächlich die Richtung des Menschen für das Leben bestimmt. Nachdem derselbe in der Kirchspielschule an St. Marien den ersten Unterricht erhalten, wurde er Ostern 1776 von dem Rektor, Professor Johann Franz Wagner, in die damals sogenannte Infima (jetzt Sexta) des Rathsgymnasiums eingeführt, der sein älterer Bruder, Franz Arnold, als Lehrer, wie man zu der Zeit sagte, als Kollega, vorstand. Nachdem er hier in verschiedenen Klassen eine tüchtige Vorbildung genossen hatte, bezog er im J. 1789 die Universität Göttingen, um Theologie verbunden mit Philologie zu studiren. F.'s Leben in Göttingen war ein sehr fleißiges; denn er war einer von denen, die, was sie ergreifen, mit Ernst

*) Nach: Einladung zu der öffentlichen Prüfung der Schüler der vier untern Gymnasialklassen, welche Mittwoch, den 29. September, Morgens um 9 Uhr im Hörsaale des Rathsgymnasiums Statt finden wird. Von B. R. Abeken, Rektor des R. G. Osnabrück, 1841.

und Konsequenz durchführen. So erzählte er einst, daß er die Vorlesungen über Dogmatik, denen er beigewohnt, stets in lateinischer Sprache für sich oder mit Andern repetirt habe. Die Neigung, sich im Lateinischen die möglichste Fertigkeit zu verschaffen, waltete in ihm vor und dieser Zweig des philologischen Wissens blieb ihm sein Leben hindurch vor allen andern am Herzen liegend. Als er wenige Wochen vor seinem Tode die Bücher der Gymnasialbibliothek, die er in seinem Hause gebraucht, zurücksandte, behielt er das Forcellinische Lexikon allein zurück, welches auch bis zu seinem Ende in seiner Nähe blieb. Im Anfange des sechsten akademischen Semesters (1791) erhielt F. von Bürgermeister und Rath der Stadt Osnabrück eine Vokation an das dortige Rathsgymnasium, des Inhalts, daß er den Kantor Michaelis als Adjunktus unterstützen, einen Theil des Unterrichts in der damaligen Sexta übernehmen, auch in besonderen Privatstunden Gymnasiasten im Französischen unterrichten, überhaupt in Allem, was Schule, Kirche und Singechor erfordere, Hülfe leisten möge. Er nahm diesen Ruf an und traf am 7. April 1792 in Osnabrück ein, leistete am 24. den Bürgereid und wurde an demselben Tage von dem Superintendenten Klußmann und Rektor Kleuker als Kantoradjunktus in das Gymnasium eingeführt. Aus Neigung und weil es bei seinem spärlichen Gehalte nöthig war, ertheilte er auch Privatunterricht, dem er selbst die frühen Morgenstunden vor der Schulzeit, von 6—7, widmete. Bald sollte indeß F. seinem Wirkungskreis entzogen werden. Im Oktb. 1795 starb der Superintendent Klußmann, worauf jener am 7. April des nächsten Jahres von der zu öffentlicher Wahl versammelten Gemeinde der Marien-Kirche durch Mehrheit der Stimmen zu ihrem dritten Prediger gewählt wurde. Es folgte darauf die feierliche Weihung und Einsetzung, nach welcher F. am 8. Mai seine Antrittspredigt hielt. Dieselbe Gewissenhaftigkeit und Treue, die er an der Schule bewiesen, bewährte er nun in dem neuen Amt, als Prediger, als Seelsorger, als Lehrer, da mit der neuen Stelle der Religionsunterricht und die Konfirmation verbunden war. Dabei war er äußerst streng in Beachtung des Dekorums, fast zu ängstlich selbst für eine Zeit, die noch mehr Gewicht auf das Aeußere, die Form legte, als das gegenwärtige Geschlecht. Er, der Sechsundzwanzigjährige, nicht längst von der Universität Zurückgekehrte erkannte den Werth der Form und die Beachtung des Aeußern blieb ihm in hohem Grad eigenthümlich bis an sein Ende. Inzwischen fühlte er doch bald, daß der geistliche Stand nicht eigentlich

der sey, wozu Anlage und Neigung ihn bestimmten. Auch mochten die zu engen Schranken, die er sich gesetzt, dem jungen Manne drückend seyn und über eine gewisse Aengstlichkeit beim Predigen vermochte er nicht Herr zu werden. Da kam ein Ereigniß seinem im Stillen gehegten Wunsch entgegen. Der Rektor des Osnabrückschen Rathsgymnasiums, Kleuker, wurde zu einer Professur der Theologie an der Universität Kiel berufen und nahm den Ruf an. Diesem gelehrten, vielseitig gebildeten Manne hatte die Schule nicht genügt; sie war gesunken und eine Regeneration war durchaus nothwendig. Dies erkannte der damalige, um das Wohl der Stadt Osnabrück hochverdiente Bürgermeister Stüve. Er wandte sich mit besonderem Vertrauen privatim an F. und forderte ihn auf, in Verbindung mit seinem Bruder und mit ihm selbst eine neue Organisation für das Gymnasium zu entwerfen; ferner, da der ältere Bruder in die Stelle des Rektors aufrückte, die nächste Stelle, das Konrektorat, zu übernehmen. Es bedurfte keines Zuredens, keiner langen Ueberlegung und Wahl. F.'s eigentlichster Wunsch war erfüllt; er erklärte sich bereit, die Stelle, wenn sie ihm vom Magistrat angeboten werden sollte, anzunehmen, obgleich diese nach der Ansicht des Publikums an Würde und Ansehn unter der stand, die er aufgab. Die neue Organisation des Gymnasiums wurde nun mit Ernst vorgenommen und der von den beiden Brüdern so hochverehrte Heyne ward über manche Punkte zu Rathe gezogen. Im Frühjahr 1798 war der neue Schulplan zur Ausführung gediehen, so daß F. am 2. Mai *) zu Vorbereitung auf den Beginn der neuen für das Rathsgymnasium getroffenen Ordnung in St. Marien die (nachher gedruckte) Predigt: „Die Dankbarkeit und Freude des Christen über wohl eingerichtete Schulen, halten konnte. Am 14. August erfolgte die Wahl des Konrektors von Seiten des Magistrats, von welchem F. zugleich eine Summe Geldes erhielt zum Behuf einer Promotion; denn man wollte ihm den Titel Magister, den er, nach der Weise Osnabrücks, als Prediger führte, erhalten. Er meldete sich daher bei der philosophischen Fakultät in Göttingen, schickte eine Inauguraldissertation ein: De veterum Romanorum orationibus funebribus und erhielt im Herbste desselben Jahres das Diplom der Doktor- und Magisterwürde. Am 19. Oktober hielt er als Konrektor vor einer großen Versammlung seine Antrittsrede: „Die Anmuth und Würde der hu-

*) Welcher Tag noch jetzt jährlich von Lehrern und Schülern durch einen Auszug ins Freie gefeiert wird.

manistischen Wissenschaften" und trat dann sein Amt an, neben welchem er noch bis Ostern 1799 das des Predigers versah. Durch jene glückliche Fügung sah sich F. nunmehr mit einem Mal in das Element versetzt, dessen er seiner ganzen Natur nach zu freiem Athmen und Wirken bedurfte. Hatte er, der junge Mann, sich als Prediger einigermaasen gedrückt gefühlt — jetzt fühlte er sich freier; er warf die Fesseln, die ihm, bei einer zu weit gehenden Aengstlichkeit von seiner Seite, das geistliche Amt auflegte, freudig ab, zeigte sich in der Gesellschaft und anderweitig sehr heiter und auch in der Weise, sich zu kleiden, sprach sich diese Heiterkeit, dieses Erwachen zu einem neuen Leben aus. Nun dachte er auch an Gründung eines Hauswesens und sah sich demzufolge nach einer Gattin um, die mit ihm ein solches zu gründen im Stande wäre; wobei ihm zur Ehre gereicht, daß er mit der Verwirklichung des vielleicht schon längere Zeit gehegten Wunsches wartete, bis er von der Kirche abgegangen war. Denn der Prediger konnte mit größerer Sicherheit auf die Hand einer Osnabrückschen Bürgerstochter aus den vornehmeren Ständen rechnen als der Schulmann. F. richtete seine Gedanken auf die einzige Tochter des Kaufmanns F. A. Schwartze. Er warb um sie, sie ward ihm von den Eltern zugesagt und am 17. December 1799 wurde die Hochzeit eines durch gegenseitige Neigung glücklichen Paares gefeiert. Aber bald sollte der Himmel des häuslichen Glücks getrübt werden. Die junge Gattin wurde nicht lange nach der Hochzeit von Krämpfen befallen, die während jenes furchtbaren Sturmes vom 9. Novemb. 1800 sich gewaltsam äußerten *). Die einst so Blühende nahm an Kräften sichtbar ab, so daß sie einen traurigen Anblick gewährte. Eine im Sommer 1801 unternommene Badereise nach Pyrmont fruchtete nicht; der liebevolle Gatte wurde auf die härteste Probe gestellt. Aber er bestand dieselbe männlich; sein Ernst, seine sittliche Haltung bei Uebernahme der wechselnden Lebensschicksale zeigte sich im vollen Lichte. Was er gelitten, seine Geduld und Ergebung wurden erst nach sechs Jahren, die durch die im Sommer 1803 beginnenden Kriegslasten schwerer wurden, belohnt, als ihm am 12. Juli 1806 das erste Kind, ein Sohn, geboren ward. Wie auch F. durch dieses häusliche Leid, durch den Druck der französischen Okkupation, der länger als zehn Jahre dauerte, bedrängt wurde — dennoch trat in seiner Thätigkeit für die Schule, der er sich gewidmet

*) Den Schwiegervater hatte F. schon am 4. Januar desselben Jahres verloren.

hatte, keine Aenderung ein. Mit wie vielen Schwierigkeiten er aber zu kämpfen hatte, wie die unaufhörlichen Einquartirungen und Truppenbewegungen, wie die Politik, die damals alle anderen Interessen fast verschlang und vor allem einer Schule der Humanität nachtheilig seyn mußten, wie die Osnabrückische nahe daran war, die geliebte Muttersprache mit einer fremden vertauschen zu müssen, das hat er in dem von ihm im J. 1815 verfaßten Programme: De Gymnasii illustris civitatis Osnabrugensis per novissimos annos vice et fortuna dargestellt. Er erhielt sich Muth und Heiterkeit auch für außerordentliche Geschäfte, die der Schule frommen konnten. Die Schwierigkeiten für F. wuchsen, als sein Bruder*), dessen Geschäfte er schon früher oft hatte übernehmen müssen, in solche Schwäche, geistige und körperliche, verfiel, daß er vom Jahr 1810 an neben seinem eigentlichen Amte das Direktorat verwalten mußte. Gewiß, die Arbeiten der Schule waren nicht gering und dazu kamen noch anderweitige; so wurde er zu der Kommission gewählt, die den Auftrag erhalten, die Osnabrückischen Maaße, Gewichte und Münzen auf die französischen zu reduciren. Die Freude über die Geburt des ersten Sohnes, dem bis 1818 vier Kinder nachgeboren wurden, mehrte seine Heiterkeit. Auch hatte er am 17. Okt. 1809 die Freude, thätig zu wirken für das Jubelfest seines Kollegen, des Kantors Michaelis, dem er vier Jahre lang adjungirt gewesen war. Dieses wurde auf dem ehemaligen alten Rathhause vor einer glänzenden Versammlung, an deren Spitze der königl. westphälische Präfekt Delius, feierlichst begangen. F. hielt dabei die Jubelrede: „Ueber die eigenthümlichen Freuden eines wohlverdienten Lehrers der Humanität, auch noch im hohen Alter**).“ Nicht minder half ihm Geselligkeit über trübe Stunden und Ereignisse weg; wie denn in der damaligen bedrängten Zeit, unter der Fremdherrschaft gleichgestimmte Freunde sich inniger verbanden und zusammenhielten. Und nun kam die Zeit heran, die nach langen, schweren Jahren der Stadt Osnabrück Erholung, der Regierung und dem Magistrate Muße gewähren sollte, wiederum Sorge auf das Gymnasium zu wenden. Am 24. Juli 1814 wurde drei Tage nach einander, indem die schönste Witterung die Anstalten einer wohlgesinnten Obrigkeit förderte, das ersehnte Friedensfest gefeiert. F. dichtete für das-

*) Er starb den 29. Januar 1816.

**) Der Ueberschuß des Betrags der zum Drucke verlangten Rede wurde zum Ankaufe von optischen Instrumenten, die der Jubilar selbst verfertigt, für das Gymnasium angewandt.

selbe eine Ode und gab eine Beschreibung der Feier. Beide wurden gedruckt und der Ertrag der letztern gab eine Summe von 500 Thlrn., wodurch, zum Andenken an das herrliche Fest, ein jährlicher Friedensthaler für zwanzig der würdigsten Armen gestiftet ward. Schon vor dieser Feier war von Hanover aus, auf Vorstellung der neu eingesetzten Regierung zu Osnabrück, eine Schenkung zum Besten des Gymnasiums erfolgt, die am 25. März sämmtlichen Lehrern auf dem Rathhause durch den Bürgermeister Aug. Eberh. Stüve — der Bruder desselben, der sich im J. 1798 so sehr um die Lehranstalt verdient gemacht, sollte leider den Frieden nicht erleben; er starb 1813 — bekannt gemacht wurde. Dem Gymnasium ward eine der Kurien des früheren Domkapitels zum Lokale geschenkt, welche der Magistrat zu dem beabsichtigten Zweck auszubauen übernahm. Zum Rektor wurde F. mit einer Gehaltszulage von 150 Thlrn. ernannt und eine gleiche Summe dem neuen Konrektor zuerkannt. Von so angenehmen Ereignissen und Aussichten war auch für das Gymnasium das Friedensfest begleitet. Die Gedanken des Rektors wie der übrigen Lehrer waren nun vorzüglich auf das neue Lokal gerichtet; denn das bisherige, ein altes morsches Gebäude, war für die zunehmende Schülerzahl zu eng geworden, überhaupt in hohem Grad unbequem; so daß der an das jetzige Lokal gewöhnte Lehrer kaum begreift, wie er es in dem frühern habe aushalten können*). Von großem Werthe für die neue Stiftung war der Umstand, daß der damalige erste Bürgermeister Stüve so baulustig und einsichtsvoll als wohlgesinnt gegen die Lehranstalt überhaupt war. Nicht allein für Erweiterung des Lokals der von der Regierung geschenkten Kurie wurde gesorgt, so daß Lehrzimmer, Bibliothek, naturhistorisches Kabinet, Hörsal stattliche Räume gewannen; auch für die Bibliothek, das Kabinet, die Aufsicht über das Gebäude u. s. w. ward auf das liberalste Sorge getragen. Im Herbst 1817 war der neue Bau fertig, so daß am 24. Okt., einem für Osnabrück bedeutungsvollen Tage, da an ihm vor 169 Jahren der für Deutschland so wichtige Friede von dem Rathhause herab, auf welchem er geschlossen war, verkündigt wurde, der Umzug von dem alten Gymnasialgebäude in das neue gehalten und das letztere eingeweiht werden konnte. Die Einladung zu diesem Feste geschah von Seiten des Rektors durch eine lateinische Denkta-

*) Der Subkonr. Leger, dessen Lokal sich unter dem nicht eben sollden Dache befand, pflegte zu sagen: im Sommer unterrichte er in zona torrida, im Winter in frigida.

fel in vortrefflichem Lapidarstil und eine ausführliche Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung des Rathsgymnasiums zu Osnabrück. Als ein Zug von F.'s Pietät werde hier noch angeführt, daß, als Aller Augen und Gedanken nur auf das neue Gymnasium gerichtet waren, er den Gedanken faßte und ausführte, die Begrüßung des neuen dürfte erst Statt haben nach einem Gruße des Abschieds von dem alten, zweihundert und zweiundzwanzig Jahre bestandenen. So hielt er auf diesem vor den versammelten Schülern und einer anderweitigen großen Versammlung die Abschiedsworte, worauf Lehrer und Schüler geordnet nach dem neuen Lokale zogen, welches vor einer noch größeren und glänzenderen Versammlung durch eine lateinische Rede des Superintendenten Mertens geweihet wurde, nach welcher F. eine deutsche hielt, in der er seinen Dank für das verliehene Gut, seine Wünsche und Hoffnungen aussprach *). In der Woche darauf wurde in dem neuen Auditorium der erste eigentliche Schulaktus gehalten, indem die dritte Säkularfeier der Reformation das Gymnasium zu thätiger Theilnahme aufforderte. Die Einladung dazu geschah von Seiten des Rektors durch eine lateinische Ankündigung eines Actus oratorius ad tertia Saecularia Reformationis Sacrorum pie celebranda**).

---

*) Eine detaillirte Schilderung des neuen Lokals befindet sich in der oben erwähnten Nachricht.

**) F.'s Programme und anderweitige Schulschriften sind, außer den im Text erwähnten, folgende: De veterum Romanorum pietate in parentes, Einladung zu einem Redeaktus, den er am 4. April 1814, noch als Konrektor, hielt. — Einige Gedanken über die für ein Gymnasium nöthigen Lehrmittel. Einladungsschrift zu einem Redeaktus, angestellt zur Geburtstagsfeier des Prinzen Regenten, 12. August 1816. — De Occasione, opere Lysippi. 1820. — De melioris literarum disciplinae in hac urbe primordiis. Einladungsschrift zu einem Redeaktus, angestellt zur Geburtstagsfeier König Georg's IV. 1822. — Ueber Schulgesetze und die Bedingungen ihrer Kraft und Wirksamkeit. Bei gleicher Gelegenheit. 1823. — De Salute Dea. Bei gleicher Gelegenheit. 1825. — De Templo Honoris atque Virtutis Marcelliano. Bei gleicher Veranlassung. 1826. — De Matheseos usu et fructu ad studiosam juventutem. Einladung zum Frühlingsexamen. 1827. — Nachricht von dem erweiterten und verbesserten Lehrplane des Rathsgymnasiums. Gleiche Einladung. 1831. Und so die folgenden. De praeceptis Horatianis ad artem beate vivendi spectantibus. 1832. — De publicis bonarum literarum praeceptoribus, eorumque habitu, dexteritate ac fide. 1841. — Auf die im Text erwähnten Nachrichten von der gegenwärtigen Verfassung des Rathsgymnasiums 1817 folgten nun Fortsetzungen derselben unter dem Titel: „Chronik des evangelischen Gymnasiums der Stadt Osnabrück," die erste im J. 1822, enthaltend das Wichtigste, was sich für die Lehranstalt von Michaelis 1817 bis dahin 1821 ereignet; dann erste Fortsetzung von Michaelis 1821 bis dahin 1824; zweite Fortsetzung von Michaelis 1824 bis Ostern 1828; dritte Fortsetzung bis Michaelis 1828; worauf diese Chronik immer zu Michaelis erfolgte, die letzte 1840.

Und nun durfte F. bei vorrückenden Jahren auf ein heiteres Alter, auf eine immer gesegnetere Wirksamkeit hoffen. Die Zahl der Schüler des Gymnasiums, die im Anfange des Jahres 1798 auf 58 heruntergekommen war*), hatte sich auf 161, worunter 44 fremde, gemehrt und sie blieb noch eine Reihe von Jahren hindurch im Steigen**); der Ruf des Gymnasiums war begründet, so sein eigener; denn wie viele Schüler zählte er nicht schon, unter ihnen so viele, die zum Theil als Hausgenossen seiner besondern Sorge anvertraut, seinen väterlichen Ernst, seine Gewissenhaftigkeit, seine Liebe in treuem Herzen bewahrten. Auch häuslicher Wohlstand war eine Folge der Blüthe des Gymnasiums und er wußte, in Verbindung mit der gleichgesinnten Gattin, denselben durch Wirthschaftlichkeit zu mehren. So durfte er sich manchen Genuß erlauben, den er früher sich streng versagte. Im Sommer 1821 machte er mit seiner Gattin, seinen beiden Söhnen und der Witwe seines Bruders, gegen die er den Dank wendete, den er jenem nicht mehr abstatten konnte, eine Reise nach Holland, die ihm, bei der Achtung, die er gegen diese Nation und ihre Institute hegte, einen großen und dauernden Genuß gewährte. Doch welches menschliche Leben bliebe ohne Wechsel, ohne Verluste? Das Schmerzlichste erfuhr er durch den Verlust seiner innig geliebten Gattin, am 25. März 1822. Ihr war am 1. Septemb. 1816 die älteste Tochter vorangegangen und zwei Töchter verließen den verwitweten Vater noch in den Jahren 1826 und 1837, so daß er in einer Zeit, wo herangewachsene und ausgebildete Töchter die Stelle der Gattin vertreten können, sich ohne Tochter sah. Solche Unglücksfälle trug F. mit Ergebung; er war früh in Ertragung derselben geübt worden und sein Benehmen im Leide bewährte die Tüchtigkeit der früheren Erziehungsweise. Er ward, mochte ein Unfall ihn noch so hart treffen, nicht hart gegen die Menschen, nicht schroff gegen die Welt, vielmehr wurde er milder, Ansprüche an die Welt hatte er nie gemacht; über vereitelte Hoffnungen, von denen man so oft Menschen reden hört, die in sich des Grundes für solche Hoffnungen ermangeln, hörte man ihn nie klagen. Indem wir auf F. den Schulmann, den Direktor — denn dieser Titel war ihm im J. 1820 ertheilt worden — zurückzukommen im Begriffe sind, fällt uns eine Stelle aus Döderleins pädagogischen Bemerkungen und Be-

*) Die damalige Quarta hatte 2 Schüler.

**) Im Semester Michaelis 1824 bis Ostern 1825 waren 228 Schüler.

kenntnissen *) in die Augen, die so ganz auf jenen sich anwenden läßt, so ganz zu Bemerkungen stimmt, die er oft machte, daß wir sie hier herzusetzen uns nicht enthalten können: „Ein guter Schul- und Gymnasiallehrer muß kein genialer Kopf seyn; ja er soll es nicht einmal seyn, wenigstens wird ihm seine beneidenswerthe Geistesorganisation mehr Schwierigkeit als Förderung in seinem nächsten Berufskreise gewähren. Denn erstens wird er sich zu der unausweichlichen Wiederholung des bereits vorgetragenen mehr moralischen Zwang anthun müssen, als mit der beim Unterricht unentbehrlichen Freudigkeit verträglich ist; zweitens muß er sich genirt fühlen, denn das Beste, was er weiß, seine neuen und originellen Ansichten, „darf er den Buben doch nicht sagen," weil auf der Schule nur gelehrt werden soll, was bereits gilt; drittens fehlt ihm der Maasstab für die Würdigung und Behandlung der Mittelmäßigkeit und das Talent, sich schnell und gern in die Lage des Irrenden oder Unklaren zu versetzen. Glücklicher Weise gibt es aber zwischen Genialität und Geistlosigkeit noch eine ganze Reihe ehrenwerther Mittelstufen. — Ich kann mir einige Anlage und Neigung zum Pedantismus kaum von dem Charakter eines guten Schulmannes getrennt denken, wünsche ihr jedoch dringend eine Beimischung von Humor, nebst der Kunst, beides zur rechten Zeit walten zu lassen. Habe ich indessen nur die Wahl zwischen einem reinen Pedanten oder einem reinen Humoristen, so wähle ich doch den ersteren. Jener wird in puncto der Ordnung, dieser in puncto der Freiheit des Guten zu viel thun. Nun ist's aber für den Uebergang von pedantischer Ordnung zu genialer Freiheit bei Empfang des Maturitätszeugnisses gewiß noch nicht zu spät; dagegen nach früh genossener Freiheit gewöhnt sichs schwer noch an Ordnung." Ferner: „Wen das Subjekt des Lernenden mehr interessirt als das Objekt des Lehrstoffs, der ist ein geborner Schulmann." Das letztere läßt sich in Wahrheit von F. sagen. Was das erstere, die an Pedantismus streifende Neigung zur Ordnung betrifft, der Döderlein die gebührende Ehre zuerkennt, so übte über jenen, wie über die bei weitem größte Zahl der Menschen, die Gewohnheit eine große Gewalt. Nicht gern ging er von etwas ab, was er als das Rechte gefunden, woran er sich gewöhnt hatte; dazu hielt er streng an einer einmal angenommenen Form. Wer die obige Bemerkung Döderlein's beherzigt, wird einen Schul-

*) Einer kleinen Schrift, die jeder Schulmann täglich und stündlich vor Augen und im Herzen haben sollte.

mann wegen einer solchen Eigenthümlichkeit nicht vorschnell tadeln; wer erkannt hat, wie die Jugend, vor allen die Jugend unserer Tage, so gern über Maas und Schranke hinausgeht, der wird in dem festen Anhalten an die Form in der Schule ein heilsames Gegengewicht finden gegen jenen Leichtsinn, jene Formlosigkeit, die nur zu sehr unser Zeitalter charakterisiren. Gebührende Ehre werde dagegen F. zu Theil, der sich in so manches fand, der so manches einführte und förderte, was das Zeitalter forderte. Durch ihn, oder unter seiner Mitwirkung wurde der mathematische und physikalische Unterricht auf dem Gymnasium erweitert, die vier untern Klassen erhielten (im J. 1831) eine Organisation, wodurch für solche, die sich nicht den Studien widmen wollten, besser gesorgt wurde, Tertia bekam, zum Vortheil der eben genannten, zwei Abtheilungen, die Schulgesetze wurden revidirt und erneuert, die Censuren erhielten eine bessere Form, wie für eine größere Wirksamkeit derselben gesorgt wurde. Er machte die Einrichtung, daß jeden Ostern ein Programm von einem der Lehrer zu Einladung auf das Frühlingsexamen geschrieben, Michaelis zur Einladung auf die Herbstprüfung eine Chronik des Gymnasiums, von ihm verfaßt, ausgegeben wurde. Ferner führte die Einsetzung des Oberschulkollegiums und die mit ihr aufkommende Maturitätsprüfung manches Neue für das Gymnasium herbei und das in einer Zeit, wo F. in das höhere Alter eingetreten war. Er fand sofort die Form, in der die neuen Geschäfte geübt werden mußten und brachte dieselbe mit Ernst in Gang. Seine Geschäfte wurden vielfältig gemehrt; man hörte ihn nie darüber klagen. Dabei waltete von Anfange der Maturitätsprüfungen an die gewohnte Milde und Humanität gegen die Schüler; denn er fühlte, wie sehr diese einer solchen bedürften, da ihnen mit einem Mal und von oben her ein großer Ernst entgegentrat. Auch der öftere Wechsel der Amtsgenossen, der mehr oder minder eine frühere Ordnung und Gewohnheit störte, konnte ihm nicht erfreulich seyn. Doch blieb er in seinem Benehmen gegen sie sich immer gleich, immer gleich milde und theilnehmend, väterlich gegen jüngere Lehrer, wie gegen solche, die ein Probejahr auf dem Gymnasium zu bestehen hatten. In jeder Hinsicht bewährte sich bei ihm die Macht der alten Erziehung und das Wort seines Cicero: Qui modeste paret videtur qui aliquando imperet dignus esse. Was die Weise seines Unterrichts betrifft, so war diese einfach und entsprach dem alten Worte: multum, non multa. Auf dem weiten Felde, welches in neuerer Zeit der Pädagogik und Philologie eröffnet worden, fühlte er sich

nicht behaglich, obgleich er sich mit dem, was die erstere betrifft, gern aus Zeitschriften und andern Büchern bekannt machte. Großes Gewicht legte er auf feste Einprägung des Nothwendigen und auf häufige Wiederholung. Im Lateinischen, seiner Lieblingssprache, in der er es zu großer Virtuosität gebracht, bemühte er sich, im Unterrichte das Grammatische auf die Logik zu gründen und durch sie zu erläutern; auch war er gewandt und geschickt in Entwicklung der synonymen Bedeutung der Wörter. Unter den Schriftstellern waren seine Lieblinge Cicero und Horaz *); er konnte heftig werden, wenn man diese, wie in unserer Zeit oft geschehen, antastete. Auch den Virgil, für den Heyne ihm besondere Liebe eingeflößt, erklärte er gern. Die griechischen Autoren hatte er in späterer Zeit seinen jüngeren Kollegen überlassen. Einsam war es indeß um ihn geworden, die liebsten Freunde hatten ihn verlassen. Im J. 1833 suchte er eine solche noch auf einer Reise, die er in Begleitung der jüngsten Tochter und einiger Freundinnen unternahm, um den Rhein zu sehen und seinen ältesten Sohn, der als Privatdocent in Heidelberg lebte, zu begrüßen. Sie gewährte ihm großen Genuß, denn er hatte Auge und Herz frei und reingestimmt für Naturschönheiten bewahrt; heiter und gestärkt kehrte er von ihr zurück. Doch war ihm nach dieser Freude noch manches Schmerzliche aufbehalten: schwere Krankheiten in den Jahren 1834 u. 1838, deren letztere ihn sechszehn Wochen lang an Haus und Stube bannte, Verluste der ältesten und lieb-

---

*) Einer seiner früheren Schüler, der gegenwärtig in Italien lebt, schreibt, nachdem er die Nachricht von des verehrten Lehres Hinscheiden erhalten: „Zu den Erinnerungen meiner friedlichen und so glücklichen Jugend gehört auch das Bild unsers guten Direktors. Wie oft hab' ich seiner in Italien gedacht! und gerade an Orten und zu Zeiten, wo ich besonders glücklich war. Es mag wohl eine höhere Weise geben, die Alten zu lesen und in ihr Verständniß einzuführen; aber die seine hatte auch manches Gute. Seine Lektionen hatten etwas von der Art der alten Uebersetzungen des Livius, die recht in unser eigentliches deutsches bürgerliches Wesen herübergetragen sind und in denen Bürgermeister und Rathsherren die Plätze der Konsuln und Senatoren einnehmen. Das thut aber nichts; im Gegentheil, ein Leben, aus der nächsten beschränkten Gegenwart genommen, ist besser als gar keins und ich bin sicher, daß ein einmal angezündetes Leben sich die höhern und weitern Kreise selber findet, während der für den Schüler doch immer abstrakte Boden der reinen Klassicität gewiß zu nichts als gelehrter Pedanterie führt. So ist mir's wenigstens gegangen und ich danke Gott, daß ich mir den Horaz als guten deutschen Poeten zwischen deutschen Bauern unter deutschen Eichen gedacht habe, sonst würde der im Glanze der römischen Urbanität auf seinem lorbeerbeschatteten Gütchen ausruhende Dichter nicht eine so menschlich wohlthuende Empfindung in mir wecken, sobald ich ihn auf römischem Boden aufschlage."

sten Freunde *), das Hinscheiden der letzten ihm noch übrigen Tochter, der Schwiegermutter, deren Haus fast das einzige war, das er häufiger besuchte **); auch daß der jüngste Sohn, der sich dem Handel gewidmet, sich weit in die Ferne, nach Valparayso begab, mußte dem Vater Sorge machen, wie weit er auch entfernt war, dem Glücke des Sohnes ein Hinderniß in den Weg zu legen. Was ihn unter so manchen Unglücksfällen und Sorgen aufrecht erhielt, war seine Schule, war die Pflicht, dann die Achtung seiner Mitbürger, die Zufriedenheit, die ihm das Oberschulkollegium bezeigte, die Anhänglichkeit seiner Kollegen, die Dankbarkeit und Liebe seiner zahlreichen Schüler. Welche Achtung er genoß, davon zeugen auch die Aufforderungen zu höheren Würden, die ihm gemacht wurden. Unter dem 8. Mai 1815 findet sich von ihm aufgezeichnet: „Nachricht wegen der Direktorstelle des Lyceums zu Hanover und dankbare Ablehnung," unter dem 13. Mai 1825: „Einladung zur Konsistorialrathswürde am Osnabrückischen Landkonsistorium an des verstorbenen C. R. Gruner's ***) Stelle und dankbare Ablehnung." Inzwischen nahmen F.'s Kräfte mehr und mehr ab. Schon im J. 1837 war die Schwäche des Körpers groß, man mußte befürchten, daß der Tod der jüngsten Tochter ihn ganz niederwerfen werde. Doch erholte er sich; die Anwesenheit des ältesten Sohnes, der eben mit der jüngst ihm vermählten Gattin den Vater zu besuchen gekommen war, die Rückkehr des jüngsten, der im väterlichen Hause die Verlobte fand, nun dem Vater zu Liebe sich in Osnabrück niederließ, die Geburt eines Enkels, den er vor seinen Augen aufblühen sah, gaben ihm wieder Heiterkeit. Man durfte hoffen, er werde das Frühjahr 1842 und mit ihm das wohlverdiente Jubelfest erleben. Es würde ein schönes geworden seyn, ausgezeichnet durch Theilnahme der Obern, der Mitbürger, so vieler Hunderte von Schülern, die er gebildet. Ihm selbst dünkte ein solches Fest, und mit vollem Rechte, etwas Großes, wie er sich denn wiederholt bei derartigen thätig erwiesen †). Aber die

---

*) Die Universitätsfreunde, der Kreiseinnehmer Warnecke, Amtmann Meesmann zu Malgarten und der Doktor de Ruyter, Arzt in Quakenbrück, starben in den Jahren 1838, 1840 u. 1841.

**) Sie starb im neunundachtzigsten Jahre 1838.

***) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 1401.

†) Wir gedenken hier der oben erwähnten Jubelfeier des Kantors Michaelis, der vortrefflichen Denktafeln in Lapidarstil, die er bei Gelegenheit der gleichen Feste des im 8. Jahrg. d. N. Nkr. S. 454 biographirten Superintendenten Krochmann (1830) und des geh. Raths von Bar (1836) verfertigte. Viele werden sich auch der lateinischen Rede am Säkularfeste der Georgia Augusta erinnern, wie der Votivtafel, die F. verfaßte, als das Denkmal Justus Mösers (1836) geweihet ward.

Vorsehung hatte es anders beschlossen. Den Winter vom Jahr 1840 auf 41 hindurch hielt sich F. zwar so, daß man sich auf ein längeres Leben Hoffnung machen durfte; aber im Februar erkrankte er, schien endlich zu gesunden, erlitt aber einen Rückfall und endete schon am oben genannten Tage sein Leben. — Der Konsistorialrath Kerksieg hielt die Leichenrede.

* 189. August Wilhelm Friederich Hartwig von Bülow,

vormaliger mecklenburg-schwerinscher Vicepräsident des Hof- und Landgerichts zu Güstrow, Erbherr auf Gr. und Kl. Kelle, Ehrenmitglied der mecklenburgischen naturforschenden Gesellschaft, ordentliches Mitglied des mecklenburgischen patriotischen Vereins rc.;

geboren d. 18. April 1769, gest. auf dem Gute Winkelhof bei Röbel den 18. Juni 1841.

Er wurde zu Prützen bei Güstrow, wo sein Vater als Rittergutsbesitzer lebte, geboren und hier gemeinschaftlich mit seinen Brüdern*) sehr sorgfältig durch geschickte Privatlehrer erzogen und unterrichtet. Hierauf widmete er sich auf der Universität zu Göttingen insbesondere den Rechtsstudien und nach Absolvirung derselben fand er sofort eine Anstellung als Auditor bei dem ehemaligen Hof- und Landgerichte zu Güstrow, in welcher Eigenschaft er den 11. Jan. 1791 introducirt ward. Schon am 3. Juli 1792 erfolgte seine Ernennung zum supernumerären Assessor bei diesem hohen Gerichtshofe, so wie den 9. Juli 1793 die Beförderung zum schwerinschen ordentlichen Assessor und endlich den 14. Juli 1797 zum Vicepräsidenten bei demselben. In dieser Stellung genoß er jeder Zeit die ungetheilte allgemeine Achtung, welche seine gediegenen Rechtskenntnisse, seine rastlose Thätigkeit, seine strenge Rechtlichkeit und Berufstreue im vollen Maaße verdienten. Um Ostern 1800 schied er jedoch wieder freiwillig aus diesem Wirkungskreis und zog sich nun auf die bereits im Jahr 1798 gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Forstmeister Georg Bernhard von Bülow, akquirirten, im ritterschaftlichen Amte Wredenhagen belege-

---

*) Von diesen haben ihn überlebt: 1) Cord Hans v. Bülow, mecklenburg-schw. Justizrath auf Wehningen und Jasebeck im Lauenburgischen; 2) Ernst Gottfried Georg v. Bülow, meckl.-strelitzischer Stallmeister auf Gummerow in Hinterpommern, bekannt als politischer Schriftsteller unter dem Namen Bülow-Gummerow.

nen Güter Gr. und Kl. Kelle, nebst Ziersow zurück, welche er seitdem fortwährend selbst bewirthschaftete und durch weise Benutzung eigener und fremder Erfahrungen und unermüdeten Eifer zur möglichsten Vollkommenheit empor zu bringen strebte. Indessen blieb er auch noch als Staatsdiener thätig, indem er bald hernach die Stelle eines Deputirten der ritterschaftlichen Eingesessenen des wredenhagener Amts zu den Landeskonventen übernahm, ferner vom 3. Juli 1813 bis 1816 die Kreishauptmannschaft im röbelschen Kreise, so wie vom 19. September 1814 bis zum 15. März 1817 das Amt eines landwirthschaftlichen Taxators bei gerichtlichen Güterabschätzungen im warenschen Distrikte bekleidete. Eine reiche Quelle der Erheiterung fand der Verewigte in seinen Lieblingsbeschäftigungen mit den Naturwissenschaften und lieferte öfter für die Redaktion der landwirthschaftlichen Analen des mecklenburgischen patriotischen Vereins und andere ökonomische Zeitschriften gehaltvolle Aufsätze; auch war er seit dem 4. Januar 1804 Ehrenmitglied der mecklenburgischen naturforschenden Gesellschaft in Rostock. Mit gleichem Eifer verfolgte er nicht minder bis in sein spätestes Alter die Ausgrabungen fossiler Reste auf seinen Feldmarken und bereicherte somit die Schätze der vaterländischen Museen. Er vollendete in einem Alter von 73 Jahren. — Was seine Familienverhältnisse anbetrifft, so war er verheirathet mit Friedericke v. Bassewitz, der Tochter der verst. Kammerherrn v. B., welche ihn nebst einer zahlreichen Nachkommenschaft an Kindern und Enkeln überlebt hat. Sein ältester Sohn, Hans Georg, früher Auditor bei der Justizkanzlei zu Rostock, ist gegenwärtig großherzogl. mecklenburg-schwerinscher Kammerherr und Rittergutsbesitzer von Winckelhof; von den Töchtern ist die älteste, Louise, seit dem 23. November 1821 an den Forstrath Ludwig Fried. Passow in Schwerin vermählt, eine andere, Ernestine, ist seit dem 15. April 1825 die Gattin des mecklenb. Gutsbesitzers Wilhelm Ferdinand Karl v. Hartwig auf Daschow, bei Plau.

Schwerin. Fr. Brüssow.

* 190. Johann Ritter v. Rittersberg,

k. k. Hauptmann zu Prag;

geboren d. 9. Okt. 1780, gest. d. 18. Juni 1841.

Er war zu Prag geboren; sein Vater, Maximilian Ritter v. R., war k. k. Artilleriehauptmann und die Mutter, Anna, stammte aus dem uralten Geschlechte der Geronis von Libussin. Der Aufruf der Landesregierung an die studirende

Jugend in Böhmen, durch freiwilliges Einreihen in die Schaaren der Vaterlandsvertheidiger im J. 1800 der Nation ein dem Zeitdrang entsprechendes, zur Nachahmung reizendes Beispiel zu geben, führte unsern v. R. aus den juridischen Hörsälen unter die Fahnen der von dem Erzherzog Karl in jener Zeit errichteten böhmischen Legion, deren Koncentrirungsplatz Budweis war. Hier diente er im Bataillon der Akademiker und wurde in der Kanzlei des Generals F. Z. M. Grafen Sztaray, welcher in Budweis sein Hauptquartier hatte, verwendet. Nach Auflösung der böhmischen Legion folgte v. R. der Aufforderung dieses ausgezeichneten Generals und trat als Kadet in das 33. ungarische Linieninfanterieregiment, welches Sztaray's Namen trug. In diesem Regimente wurde er im Jahr 1804 zum Lieutenant befördert. Der im Jahr 1805 ausgebrochene Krieg gab ihm als Adjutanten des Grenadierbataillon seines Regimentes zum ersten Male die erwünschte Gelegenheit, den klassischen Boden Italiens zu betreten. Dieser kurze Krieg, in welchem er mehrmal den Dienst eines Brigade- und Divisionsadjutanten zu verrichten hatte, erwarb ihm die Gunst des damaligen F. M. Freiherrn v. Vogelsang, welcher bei eingetretenem Frieden die Versetzung v. R.'s zu seinem Regimente bewirkte und ihn als Inhabers- und zugleich Divisionsadjutanten zu sich nahm. Vor dem Feldzug 1809 heirathete v. R. eine Tochter dieses Generals, aus welcher Ehe dermal zwei Kinder den Verlust ihrer Eltern beweinen. Während des Waffenstillstandes traf ihn die Reihe der Beförderung zum Hauptmann. 1813 u. 1814 wurde er in der wichtigen Epoche, wo F. Z. M. Marquis v. Chasteler *) den Befehl des Graf Klenau'schen Armeekorps vor Dresden übernommen hatte, zur Dienstleistung in dessen Hauptquartier nach Zehist und Dresden berufen, hierauf von dem kommandirenden General Fürsten Schwarzenberg mit der Einrichtung des Platzkommandos in Montbelliard in Frankreich in einem der schwierigsten Momente dieses Feldzuges beauftragt. Nach Vollzug dieses Geschäftes wurde er bis zum Abzuge der Truppen aus Frankreich in dem schreibenden Hauptquartiere der Armee zu Vesoul und Dijon verwendet. 1815 zog er mit dem 3. Bataillon seines Regiments abermals über den Rhein, wo dieses Regiment eine kurze Zeit die feste Pfalzburg berennte und später das in Straßburg eingeschlossene französische Armeekorps des General Rapp im Zaume hielt. Vor dem Feldzuge gegen Neapel im Jahr 1821 erbat sich v. R. die

*) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. des R. Nekr. S. 528.

Versetzung vom 3. zu den ausmarschirenden Feldbataillons. Nach dem Friedensschlusse zwang ihn seine schon seit längerer Zeit sehr leidende, bei der Besetzung von Neapel mehr durch bösartige Einwirkung des südlichen Klimas, als durch Beschwerlichkeiten des Feldzuges hart mitgenommene Gesundheit, den Dienst zu verlassen. Er wählte Prag zum Orte seines Aufenthalts und widmete von nun an, nachdem er vergeblich um eine Anstellung bei dem Kriegsarchive sich bewarb, die Stunden seiner Muße literarischen, vorzüglich militär-historischen Arbeiten; auch war seine Zeit nützlichem Kunststreben geweiht. Ein enthusiastischer Freund der Tonkunst und der bildenden Kunst und ein Kenner beider, dankte er ihnen stets die heitersten Genüsse seines Lebens. Die Anerkennung seiner Kunstliebe und richtigen Kunsturtheils wurde die Veranlassung, daß ihn der Verein der Kunstfreunde für Kirchenmusik in Böhmen, zu dessen Begründung v. R. vorzüglich mitwirkte, im J. 1826 zu seinem Geschäftsleiter und Ausschußmitglied und die seit dem J. 1786 bestehende Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag im Jahr 1824 zu ihrem Ausschußmitglied und 1831 an die Stelle des zum Präsidenten erwählten, als Menschen- und Kunstfreund allgemein rühmlichst bekannten Grafen Christian Clam-Gallus zum Referendar wählte. 1835 schickte ihm der sächs. Kunstverein sein Diplom als auswärtiges Ehrenmitglied zu. Viel früher schon ernannte ihn die Landwirthschaftsgesellschaft in Steyermark ebenfalls zu ihrem Mitglied. In Prag zählten ihn überdies die Gesellschaften des vaterländischen Museums und der Tonkünstler-Witwen und Waisen zu ihren beitragenden Mitgliedern. Von größeren Werken v. R.'s erschienen: a) Ein historischer Militäralmanach des 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf das letztere und den österreichischen Kaiserstaat mit 15 Porträten. b) Geschichte des k. k. 47. Baron Vogelsang'schen Linieninfanterieregiments seit dessen Errichtung im Jahr 1682 bis auf die neueste Zeit, mit welcher zugleich eine kurze Uebersicht der Kriegsgeschichte Oesterreichs in jener Epoche verbunden ist. 1827. c) Biographien der ausgezeichnetsten Feldherren der k. k. österr. Armee aus der Epoche der Feldzüge 1788 bis 1821 mit treuen Abbildungen derselben. 1829. 2 Theile in 12 Lieferungen 97 Bogen stark, mit 37 Porträts. Dieses Werk ist vom Verfasser dem österreichischen Heere gewidmet und eigentlich die Fortsetzung der von Reilly im J. 1813 zu Wien herausgegebenen skizzirten Biographien der berühmtesten Feldherren Oesterreichs von Maximilian I. bis auf

Franz II.*). d) Sechzig Abbildungen k. k. österreichischer Generale von älteren bis auf gegenwärtige Zeiten, 1831, in Folio. Der zum Werke gehörige Text unter dem Titel: Biographische Skizzen ꝛc. ist separat abgedruckt. Viele dieser Abbildungen, welche zu den besten der Sammlung gehören, sind von Ludwig Ritter v. Rittersberg, einem Sohne des Herausgebers. Die hier genannten Werke, welche wegen Richtigkeit ihrer Angaben künftigen Geschichtsschreibern als gute Quellenwerke dienen können, wurden in mehreren in- und ausländischen Zeitungen vortheilhaft besprochen und empfohlen. Der Verfasser erhielt darüber von den hochgestelltesten Personen ehrenvolle Beweise höchst erfreulicher Anerkennung. Selbst der König von Preußen und Ferdinand Großherzog von Toskana zeichneten ihn, ersterer durch das werthvolle Geschenk einer goldenen Dose, letzterer durch Uebersendung eines kostbaren Brillantenrings, deshalb aus. Kleinere Aufsätze von diesem Schriftsteller finden sich zahlreich in den österreichischen Zeitschriften, die meisten in Hormayer's Archiv, in der österr. milit. Zeitschrift, in der Zeitschrift des böhmischen Museums, in der Wiener- und allgemeinen Theaterzeitung, in den Prager Unterhaltungsblättern und der Bohemia. Diese Beiträge enthalten Biographien, historische Schilderungen, Reisebilder, Kunstnachrichten und Kunstbeurtheilungen, Gedichte, Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Französischen, Italienischen, Böhmischen und Gelegenheitsgedichte. Unter den vielen Biographien haben besonders jene des berühmten Historikers und slavischen Literators Abbé Jos. Dobrowsky**) und des Direktors der Akademie der Ges. d. b. Kste. Jos. Bergler***), des Präsidenten der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag, des Grafen Chr. Chr. Clam-Gallus besonders angesprochen. Eine Geschichte der Tonkunst in Böhmen, welche mehrere Blätter eines Jahrgangs von Hormayers Archive füllt, ist von großem Interesse; von den Reisebildern verdient die poetische und erhabene Schilderung Roms und des Wasserfalls bei Terni vorzüglich erwähnt zu werden. Unter den Gedichten zeichnen sich die Vision, Mozarts Requiem, Nachhall aus Böhmen 1833, Fürst Karl Lichtenstein†) und des Heeres Musterung und Schwur besonders aus. v. R. versuchte sich auch im Fache dramatischer Dichtung nicht ohne Glück und seine

---

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 227.
**) — — — 7. — — — — S. 64.
***) — — — 7. — — — — S. 513.
†) — — — 14. — — — — S. 315.

Arbeiten fanden bei Aufführungen auf mehreren Bühnen Beifall. Mehrmal ergriff er die Feder, um unwürdige Angriffe böswilliger Journalisten des Auslandes von achtbaren und ausgezeichneten Literaten und Künstlern des Vaterlandes kräftig zurück zu weisen, wo diese in ehrendem Selbstgefühl es unter ihrer Würde fanden, auf lächerliche Pasquille anders als mit dem Stillschweigen verdienter Verachtung zu antworten. Es bedurfte nur eines leisen Anklangs und v. R. bot seine Kräfte an, um eine gute Sache zum glücklichen Gelingen zu führen. So gab auch er den ersten Impuls zur Errichtung eines Denkmals in Prag für W. A. Mozart und leitete die Geschäfte des zusammengesetzten Komitées der Art, daß außer dem Hauptzwecke des Denkmals „alle Werke des unsterblichen Tonmeisters, so weit solche zu eruiren sind, zum allgemeinen Gebrauche zu sammeln," auch dessen wohlgetroffene Büste vom Bildhauer Max von weißem Marmor in einem Saale der kaiserl. Bibliothek aufgestellt ist. Er liebte eine heitere Gesellschaft und seine Lebenserfahrungen, seine muntere Laune und Witz machten ihn zum angenehmen Gesellschafter. v. R. starb jähling in Folge eines zufälligen Sturzes vom Wagen durch scheugewordene Pferde, wodurch ihm der Kopf zerschmettert wurde, nahe an dem Neuthore Prags.

* 191. Christian Gotthelf Straßberger,

Zeichenlehrer an der Raths-, Frei- und Armenschule zu Leipzig; geb. zu Frauenstein im Erzgebirge d. 23. Sept. 1770, gest. d. 18. Juni 1841.

St.'s Vater, Christian Sigismund, ein redlicher Fleischer und Viehhändler, konnte, weil er unbemittelt war, seinen 7 Kindern nur eine kärgliche Erziehung geben und deshalb genoß dieser sein Sohn nur den ersten Unterricht in der Schule seines Geburtsortes und nebenbei mußte der Knabe noch etwas mit Hüten des Viehes verdienen und daß er sich dabei, das Wetter mochte seyn, wie es wollte, im Freien aufhalten mußte, hatte unstreitig auf seinen Körper lebenslänglich ersprießlichen Einfluß. Hierauf war er 6½ Jahre auf dem Gymnasium zu Freiberg und verschaffte sich da, weil ihn der Vater nicht zu unterstützen vermochte, was er zum Leben bedurfte, durch Unterricht kleiner Kinder. Da fand er auch am Zeichenmeister der Bergakademie, Siegert, einen Gönner, der, weil er an ihm Talent und Lust zum Zeichnen bemerkt hatte, ihn darin übte. Von jeher hegte St. große Neigung zur Kunst und wäre gern Maler gewor-

den, hätte sich nicht sein Vater dagegen gesträubt. Er benützte indeß diesen Unterricht zur Freude seines liebevollen Lehrers so viel als möglich und erinnerte sich dessen noch als Greis mit dankbarer Freude. Wohl vorbereitet bezog er die Hochschule zu Leipzig, auf der er 3 Jahre Theologie studirte, dann sich in Dresden der Prüfung des Oberkonsistoriums unterwarf, die zweite Censur erhielt, als Candidat wieder in Leipzig lebte, Unterricht gab, oft predigte und auch einige Zeit die Stelle eines Hilfspredigers in dem benachbarten Dorfe Propstheyde versah. Leichten Sinnes und an wenige Bedürfnisse gewöhnt, zog er ein mühevolles Leben in dem sich immer verschönernden Leipzig, dem alten Sitze der Wissenschaft und Kunst, dem glänzendern und bequemen eines Hauslehrers bei einer gräfl. Familie in Polen, was er damals werden sollte, um so mehr vor, da er so glücklich gewesen war, die nähere Bekanntschaft des zu der Zeit zwar schon alten, am Geist aber noch immer jungen und in seiner Kunst überaus thätigen Oeser's zu machen, der ihn, so wie einst Goethen, „gleich den ersten Augenblick angezogen *)." Im Umgange mit dem vortrefflichen Greise wachte in St. plötzlich die Liebe zur Kunst wieder auf, in der er wohl nicht leicht einen bessern Lehrer und Rathgeber finden konnte. Von nun an widmete er sich dem Zeichnen und Malen ausschließlich und eifrigst. Durch die Familie Oeser lernte er auch die Tochter des Eisleber Generalsuperintendenten Friderici kennen, welche er, von ihren liebenswürdigen Eigenschaften bald angezogen, heirathete und mit der er, da sie sich in sein sanguinisch-cholerisches Temperament zu schicken wußte, eine glückliche Ehe, ungeachtet der Nahrungssorgen führte, die ihren Himmel, besonders als St. noch nicht fest angestellt war, oft umwölkten. Sie zu verscheuchen, legte sich der neue Ehemann ganz auf das Kupferstechen und verfertigte für Buchhändler viele Platten zu mathematischen und physikalischen Schriften; trieb dabei einen Kunsthandel; gab überdies noch Kindern im Zeichnen Unterricht und weil, sich darin zu einem tüchtigen Lehrer zu bilden, sein eifriges Streben war, so gab er in der damals eben errichteten Rathsfreischule, deren Hauptlehrer seine Freunde waren, 8 Jahre hinter einander unentgeldlich Zeichenstunde. Durch einen dieser Lehrer ward ihm auch eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Gumbinnen angetragen; er zog es aber auch jetzt vor, in Leipzig zu bleiben. Endlich fand seine Geschicklichkeit in die-

---

*) S. „Aus meinem Leben," Thl. II. S. 231. — Goethe's Biogr. f. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 197.

ser Stadt auch Anerkennung und so war er in den errichteten Privatlehranstalten von Plato, Heinze und Hempel vom J. 1812 an bis zu ihrer Auflösung als Zeichenmeister angestellt. Dabei malte er Porträts auf Porzellain und Glas und gab, wie zuvor, im Zeichnen Privatstunden. Im J. 1819, wo er in die zweite Leipziger Freimaurerloge: Balduin zur Linde, aufgenommen worden war, ward er zugleich als Lehrer des Zeichnens an die von ihr gestiftete Sonntagsschule für junge Handwerker gesetzt; im J. 1830 kam er in derselben Funktion an die Stadtarmenschule und darauf im J. 1835 eben so an die Rathsfreischule. In diesen fortwährend gute Frucht bringenden, ausgezeichneten Anstalten wirkte er bis gegen das Ende seines mühseligen Lebens eben so eifrig als thätig und schaffte daher reellen Nutzen. Von seinen vielen Schülern haben sich zwei geborene Leipziger, Schmiedeke, der den Unterricht der Rathsfreischule genoß und jetzt in Rußland lebt, und Kietz, der in Plato's Institute war und Bildnißmaler zu Paris ist, einen Namen in der Kunst erworben. Bei seiner heitern Laune, die ihn selten verließ und zum guten Gesellschafter machte, war er, einige Magenleiden abgerechnet, stets wohl, bis ihn die erwähnten Leiden auf ein fünfwöchentliches Krankenlager warfen, auf dem er, gepflegt von seiner guten Gattin, ruhig starb. Von 6 Kindern überleben ihn 2, eine unverheirathete Tochter und ein verheiratheter Sohn (geb. d. 14. Okt. 1796), der ebenfalls ein tüchtiger Zeichenmeister und besonders als Pferdemaler rühmlich bekannt ist. Dieser mit seinen Kindern und viele Brüder und Bekannte des Verstorbenen begleiteten ihn, nebst vielen seiner Schüler, gerührt zu seinem Grabe.

* 192. Johann Friedrich v. Zahn,

kön. sächs. Geheimerath u. Direktor der zweiten Abtheilung des Finanzministeriums zu Dresden, Komthur des Civilverdienstordens;

geb. d. 5. Juni 1766, gest. d. 19. Juni 1841.

Der Vater des Geheimeraths v. Z. war der Amtmann und Kammerkommissionsrath Friedrich Benjamin Z. zu Dippoldiswalde. Gleich nach beendigten akademischen Studien, bei denen er sich der Jurisprudenz widmete, trat der nachherige Geheimerath v. Z. nach dem Ableben seines Vaters im J. 1784 in den Pacht der Aemter Dippoldiswalde und Altenberg, die er vom J. 1786 bis 1814 mit dem Prädikat eines Amtsinspektors, gleichzeitig mit der Verwaltung der reservirten Amtsintraden, fortsetzte. Schon frühzeitig bot sich ihm hier die Gelegenheit dar, mit den inneren Zuständen

und Kulturverhältnissen des Landes durch eigene Anschauung vorzugsweise vertraut zu werden, vornämlich aber jene Empfänglichkeit für praktische Einrichtungen zu nähren und auszubilden, die dessen amtliche Wirksamkeit durchgehends ausgezeichnet hat. Dies erkennend, fand das vormalige geheime Finanzkollegium sich veranlaßt, nicht nur seit dem J. 1809 bei mehreren allgemeinen Landesangelegenheiten sich seines Beirathes zu bedienen, sondern auch neben anderen nicht unwichtigen Aufträgen ihm im J. 1811 die Vorarbeiten zu Reorganisation der gesammten Forst- und Floßverwaltung im Lande zu übertragen, nach deren Beendigung er unter Beibehaltung seiner rentamtlichen Funktion im J. 1812 zum Vorstande der damals neu errichteten Finanzforstrechnungsexpedition, mit dem Titel eines Forstkommissionsraths, ernannt wurde. Aufgerückt zu der Stelle eines geheimen Finanzraths im Monat Mai 1814, in welcher Eigenschaft er zugleich im J. 1819 der Oberrechnungsdeputation als Mitglied beigesetzt ward und seit dem Monat Februar 1824 bis Ende Okt. 1830 das Vicedirektorium bei der damaligen Landes-, Oekonomie-, Manufaktur- und Kommerziendeputation bekleidete, wendete er seine Aufmerksamkeit zunächst der Umgestaltung des indirekten Abgabenwesens zu. Er war es, der an der Gesetzgebung der J. 1820 — 1824 über diesen Gegenstand den unmittelbarsten Antheil nahm und die wenig dankbare Aufgabe, den durch Mißbräuche und Indulgenzen aller Art erschlafften Elementen eines mehr auf historischer als volkswirthschaftlicher Grundlage beruhenden Abgabensystems, ohne wesentliche Eingriffe in Letzteres, hauptsächlich nur im Wege veränderter Regieeinrichtungen, neue Geltung zu verschaffen, in einer Weise löste, wie sie nach damaliger Sachlage nur immer für befriedigend angesehen werden konnte. Als gegen das Ende des J. 1830 das Direktorium des zweiten Departements des geheimen Finanzkollegiums (nachmals der zweiten Abtheilung des Finanzministeriums) zur Erledigung gelangte, ward solches ihm anfänglich interimistisch und später, seit dem 1. Dec. 1831, definitiv übertragen. Unter den mehrfachen Merkmalen allerhöchster Zufriedenheit, deren der Verstorbene sich zu erfreuen hatte, ist namentlich zu gedenken: der Verleihung des Ritterkreuzes des sächs. Civilverdienstordens im J. 1821, der Beilegung des Geheimenrathstitels im J. 1828, der Erhebung in den Adelstand im J. 1829, der Ernennung zum Mitgliede des Staatsraths im J. 1831, ingleichen zum Komthur des vorgedachten Ordens im J. 1835. Reich an Erfahrungen eines vielbewegten Geschäftslebens, wie an geselligen Tugen-

den, widmete er der sorgfältigsten Erziehung seiner 5 Söhne, von denen 4 sich im unmittelbaren Staatsdienste befinden, ein vorzügliches Augenmerk. Der Erfolg, womit ihm dies gelungen, sichert ihm den Anspruch auf dankbare Anerkennung nicht minder, als der Rückblick auf dessen amtliches Wirken in der Erinnerung derer, die ihm näher standen, stets fortleben wird.

Isidorus orientalis.

* 193. Karl Bernhard Garve,

Prediger zu Herrnhut;

geb. d. 24. Jan. 1763, gest. d. 21. Juni 1841.

Zu Jeinsen, einem Kirchdorf unweit Hanover, besaß der als hanov. Minister und Kurator der Universität Göttingen ruhmvoll bekannte Gerlach Adolf Freiherr v. Münchhausen ein Landgut, welches er dem königl. Amts Calenbergischen Hausvogt Hennich Philipp Garve, als seinem frühern treuen und vertrauten Haushofmeister, pachtweise überlassen hatte. Dieser rechtschaffene und fromme Mann lebte daselbst mit seiner gleichgesinnten Gattin, Katharine Eleonore geb. Schulz aus Burgdorf, die einer sehr bedeutenden Wirthschaft vorzustehen hatte und eine eben so kluge Hausfrau wie verständige Mutter war, in glücklicher und gesegneter Ehe. Das war die Heimath, das waren die stets von ihm mit kindlicher Liebe geehrten Eltern unsers Karl Bernhard, der, als das vierte von 9 Kindern und der dritte von 4 Söhnen, geboren wurde. Da seine Eltern mit der Brüdergemeine in naher Verbindung standen, so ließen sie ihre Söhne durch einen Informator aus derselben, den nachmaligen Bischof Joh. Dan. Köhler, unterrichten, im J. 1768 aber nach Zeist in Holland bringen und der dortigen Erziehungsanstalt übergeben. So kam denn auch Karl schon als fünfjähriges Kind zur Brüdergemeine, der er später mit eigener Ueberzeugung sich anschloß und lebenslang treu blieb. Von Zeist ward er nach Neuwied in die Erziehungsanstalt der Brüdergemeine versetzt und da er früh schon eine zu tieferem Nachdenken und Forschen hingekehrte Geistesrichtung und ausgezeichnete wissenschaftliche Anlagen verrieth, zum Studiren bestimmt und zunächst in das Pädagogium zu Niesky aufgenommen, später aber in das theologische Seminarium befördert, welches sich damals (1780 ff.) in Barby befand. Und da er, bei jenen vorzüglichen Gaben, mit der regsten Wißbegierde und dem eifrigsten Fleiß auch das sitt-

samste und bescheidenste Betragen verband, so erwarb er sich die Zufriedenheit und das Wohlwollen seiner Lehrer und Vorgesetzten, des Inspektors Zembsch, des ehrwürdigen Bischofs Spangenberg und Anderer in besonderm Grade. Nach vollendeten Studienjahren ward er 1784 als Lehrer an das Pädagogium in Niesky und 1789 als Lehrer der historischen und philosophischen Wissenschaften an das eben dahin versetzte Seminar berufen. Da hatte er nun Gelegenheit, von seinen vielseitigen, mit großem Fleiß eingesammelten und durch eigenes Studium fortwährend erweiterten Kenntnissen im Jugendunterrichte nützliche Anwendung zu machen und war recht eigentlich derjenige, der eine höhere philosophische Bildung, wie sie der Fortschritt der Zeiten erheischte, in dieses Institut eingeführt hat. „Während damals," schreibt er selbst, „in der gelehrten, zunächst in der theologischen Welt eine haltlose Philosophie zu flachem Unglauben führte, wirkten die so verbreiteten Ideen der franz. Revolution nicht minder schädlich im bürgerlichen Leben. Vor solchen Einflüssen das empfängliche Gemüth der Studirenden zu bewahren, durch Anregung ihres Geistes zu ernstem Wesen und Streben, das war die Aufgabe, die ich in den mir aufgetragenen historischen und philosophischen Vorlesungen, so viel mirs gegeben war, zu erfüllen getrachtet." Er legte darin seinen Schülern, nach dem Zeugniß eines der Urtheilsfähigsten unter ihnen, mit seltener Gediegenheit, entspringend aus klarer, vorurtheilsfreier Auffassung und begleitet von wahrhaft klassisch gebildeter und einer in deutschem Styl errungenen Meisterschaft angehörenden Wortdarstellung, die Begründungen und Ergebnisse der Kant'schen Philosophie stets in dem, auch F. H. Jacobi eigenthümlichen, überstrahlenden Lichte gläubiger Ansichten dar, welche auch dem positiv christlichen Offenbarungsglauben sein Recht und Uebergewicht öffneten und vor jedem übermüthigen und erstarrenden Rationalismus sicherten. Durch die unverkennbar treue Angelegenheit, mit welcher er seinem Lehrerberufe lebte, wurde ihm denn auch von Seiten seiner Schüler eine große und verdiente Achtung zu Theil und der geschätzte Jugendlehrer lebt noch jetzt bei Manchen derselben in unvergessenem dankbaren Andenken. Es ist aus dem damaligen Seminar eine erfreuliche Zahl würdiger Diener nicht nur der Brüdergemeine, sondern auch in weiteren Kreisen der Wissenschaft und des Staates hervorgegangen, von welchen wir hier, außer dem bekannten Philosophen Jak. Friedr. Fries, nur einige der Verstorbenen, als den sächs. Kreishauptmann Jos. v. Zezschwitz, den Bischof Friedr. Ludw. Kölbing und den ausgezeichneten Chri=

stiansfeldischen Arzt Dr. Müller namentlich aufführen. Eben so wie als Denker, zeichnete sich G. auch als Dichter aus und hier erwähnen wir seiner Jugendfreundschaft mit dem später auch als Schriftsteller bekannt gewordenen Karl Gust. v. Brinckmann, der schon 1786 lyrische Gedichte von ihm, ohne des Verfassers Namen zu nennen, zu Leipzig im Verlage der Dyk'schen Buchhandlung, herausgab und seiner spätern Freundschaft mit Ernst Wilhelm (oder eigentlich Ernst Wotislav) v. Wobeser, dem er bei seinen schriftstellerischen Arbeiten gern eine hilfreiche Hand bot. Eine oder die andere nöthige Erholungsreise in dieser Zeit, nach Sachsen, Thüringen, Böhmen, Oesterreich und Schlesien, verschaffte ihm die persönliche Bekanntschaft der damaligen Hauptlichter deutscher Literatur, eines Wieland, Schiller, Denis, Adelung, des ihm verwandten Philosophen Christ. Garve und des von ihm besonders geliebten Reinhold *), mit welchem er auch eine Zeit lang in Briefwechsel stand. Er fand bei diesen Männern eine so auszeichnende Anerkennung, wie sie seine Bescheidenheit nie zu erwarten gewagt haben würde; aber auch die ehrenvollsten Anträge, mit welchen man ihn für eine deutsche Universität zu gewinnen suchte, konnten ihn nicht vermögen, dem Entschluß untreu zu werden, seine Kräfte zunächst dem Dienste der Brüdergemeine zu widmen. Bereitwillig folgte er einem Rufe zu Besorgung des damals in Zeist befindlichen Archivs der Brüderunität und trat mit seiner Frau, Margaretha Dorothea geb. Hoozema aus Herrnhut, welche er 1794 geheirathet hatte und mit 2 Söhnen, von denen der ältere schon im ersten Jahre seines Lebens durch den Milchstaar erblindete und der jüngere erst wenige Wochen alt war, im Frühjahr 1797 die unter solchen Umständen nicht wenig beschwerliche Reise dahin an. In Zeist traf ihn der Verlust seines erstgeborenen und eines dritten jüngstgeborenen Sohnes, jener um so schmerzlicher, da dem ältern der noch wenig empfundene Verlust des Gesichts durch ein bewundernswürdiges Talent für Musik und Gesang doch einigermaaßen erstattet gewesen. Nachdem er das Archiv vollständig und musterhaft geordnet hatte, ward er im J. 1799 zum ersten Mal ins Predigtamt und zwar bei dem damals noch in Amsterdam bestehenden Brüdergemeinlein berufen und erwarb sich seitdem auch als Prediger die Anerkennung, daß seine öffentlichen Vorträge sich immer mehr durch tiefe und gründliche Schriftforschung, durch den Ausdruck eigener Erfahrung und durch praktische Anwendbarkeit

*) Dessen Biogr. siehe im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 813.

auszeichneten, wobei dieselben allerdings nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit aufmerksame und tiefer nachdenkende Zuhörer voraussetzten. Da er aber in Amsterdam seine geliebte Gattin verloren und in dem nicht fernen Zeist bei ihren Kindern begraben hatte, auch seine eigene Gesundheit sehr angegriffen fühlte, so war er genöthigt, nach dem letztgenannten Orte zurückzukehren, übernahm darauf 1801 eine Vakanz als Prediger bei dem Brüdergemeinlein in Norden und erhielt in demselben Jahre noch eine neue Anstellung als Prediger der Brüdergemeine zu Ebersdorf im reußischen Vogtlande. Daselbst verheirathete er sich 1802 mit seiner zweiten Gattin, Marie Johanne geb. Liedemann aus Ungarn, welche Ehe mit 4 Söhnen und einer Tochter gesegnet war, wovon aber 2 Söhne schon in ihrer Kindheit entschlafen sind. Mit der Gemeine zu Ebersdorf erlebte er die Schrecken und Gefahren beim Durchzuge des großen französ. Heeres im Okt. 1806, bei welcher Gelegenheit er auch im fürstl. Schlosse, mit den ihm stets eindrücklich gebliebenen Gefühlen eines deutschen Vaterlandsfreundes, den Kaiser Napoleon sah. Sonst rechnete er die 7 Jahre seines Ebersdorfischen Dienstes zu den vorzüglichsten seines Lebens, er konnte sich einer gesegneten Wirksamkeit freuen; die schweren Zeitumstände brachten ihn, bei seinem ächt deutschen Herzen und Sinn, in ein vertrauliches Verhältniß mit dem damaligen edeln Fürsten des Landes, Heinrich LI., und der ernst elegische Charakter der romantischen Gegend sagte seinem für jede Naturschönheit offenen, dichterisch fühlenden Geist ungemein zu. Dennoch folgte er 1809 abermals einem Rufe nach Norden, als Prediger des dortigen Brüdergemeinleins, ward aber schon im folgenden Jahre wieder von dort ab und zu gleichem Amte bei der Brüdergemeine in Berlin berufen. In die Zeit seines sechsjährigen Dienstes daselbst fiel das denkwürdige Kriegs- und Siegsjahr 1813, ausgezeichnet durch schwere und drangvolle, wie durch freudige Erfahrungen, an welchen allen er sehr lebendigen und wo es Trost, Berathung und Unterstützung der durch Kriegsnoth und Krankheit bedrängten Pflegebefohlenen galt, thätigen und hilfreichen Antheil nahm. Auch durch seine Verdienste um den Haushalt der dortigen Brüdergemeine hat er sich daselbst ein dankbares Andenken gestiftet. Und seine geist- und gehaltvollen Predigten verschafften ihm Freunde unter den ausgezeichnetsten Männern der Stadt, an einem Baron v. Cottwitz und geheimen Legationsrathe v. Dietz, Probst Hanstein und Schleiermacher *).

---

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 126.

So kümmerlich aber auch seine eigenen Umstände waren, so wollte er doch lieber in Armuth ein Diener des göttlichen Wortes und der Brüdergemeine bleiben, als eine ihm angebotene Professur an der neuen Universität übernehmen. Die Gesellschaft für deutsche Sprache hat ihn später zu ihrem Mitglied erwählt. Von Berlin wurde er 1816 nach Neusatz an der Oder berufen, wo er 21 Jahre lang als Prediger der dasigen Brüdergemeine gestanden. Hier starb 1826, nach manchen prüfungsvollen Jahren der Kränklichkeit, seine zweite Gattin und im darauf folgenden Jahre verband er sich noch einmal mit Anna Maria Christiana Zäslein geb. Liliendahl aus Neudietendorf, die ihm noch sein Alter erheitert und ihn bis an sein Ende treu besorgt und gepflegt hat. Von ausgezeichneten Männern, die er hier kennen und schätzen lernte, führen wir nur den seligen G. R. Hihmer an. In den J. 1818, 1825 und 1836 wohnte G. den 3 Synoden zu Herrnhut, als Deputirter von Neusatz, mit sehr reger und lebendiger Theilnahme bei und nach einem frohen Dienstjubiläum 1834 machte er noch mit jugendlicher Munterkeit einen Familienbesuch in Thüringen und in der Schweiz, einen Ausflug selbst in die Alpen. Dennoch fand er sich durch öfter wiederkehrende podagrische und katarrhalische Beschwerden veranlaßt, 1836 sein Amt niederzulegen und sich in Herrnhut zur Ruhe zu setzen. Hier verlebte er seine letzten Jahre in stiller Zurückgezogenheit, aber ununterbrochener Geistesbeschäftigung, für welche ihm, bei seinem vielseitigen und lebendigen Interesse für Alles, was in Kirche und Staat, so wie im Gebiete der Wissenschaft vorging, die Zeit oft nur zu kurz dünken wollte. Im J. 1837 machte er noch einen Familienbesuch in Altona, wo er bei der dortigen Brüdersocietät seine letzte Rede (über 2. Kor. 13, 13.) und einen Abstecher nach Christiansfeld, wo er seine letzte liturgische Versammlung gehalten hat. Seine Gesundheit schien im Ganzen fortdauernd eine sehr feste und kräftige zu seyn; doch auf einem Spaziergang am 1. Mai dieses Jahres (1841) zog er sich eine heftige Erkältung zu, woraus ein mit Entzündung begleitetes Brustfieber entstand, das seine Kräfte verzehrte und ihn dem Ende seiner irdischen Laufbahn immer sichtlicher näher brachte. Nachdem er kurz zuvor noch die schon ganz himmelwärts gekehrte Richtung seines Geistes deutlich ausgesprochen, schlug am 21. Juni, mit der Mittagsstunde, die Stunde seiner ersehnten, sanften Vollendung, nachdem er sein Alter auf 78 Jahre und beinahe 5 Monate gebracht. Am 25. Juni war sein feierliches Begräbniß, wobei Bischof Curie die Rede hielt und einen auch in dieser

Darstellung benutzten Aufsatz über den Lebenslauf des Entschlafenen mittheilte. Ein wie liebevoll treuer Gatte und Vater er für die Seinen; ein wie hochbegabter und gesegneter Prediger und Liturg er für die Brüdergemeine gewesen und welche Verdienste er sich als geistlicher Dichter, durch seine vielen Fest- und Gelegenheitspsalmen, durch seine Arbeit für die 1823 erschienene neue Ausgabe ihrer liturgischen Gesänge, durch seine 1827 (Gnadau) herausgegebenen Brüdergesänge und durch seine Synodalarbeiten zunächst um das Liturgicum der Brüdergemeine erworben, dessen wurde da öffentlich dankbar erwähnt. Wir fügen hinzu, daß er handschriftlich der Brüdergemeine eine für sie höchst werthvolle vollständige Bearbeitung ihres Gesangbuchs hinterläßt und lassen hier ein Verzeichniß seiner bisher erschienenen anderweitigen und für weitere Kreise bestimmten Schriften folgen: 1819: Episteln, Elegien u. Hymnus rc. (unter anderm Namen) im Taschenbuch Urania auf das genannte Jahr. (Leipzig, bei Brockhaus.) Unter allen für die Brockhaus'sche Preisaufgabe eingegangenen Episteln wurden diese für die vorzüglichsten und unter allen für dieselbe eingesandten Oden und Elegien diese für ausgezeichnet erklärt. 1825: Christliche Gesänge. (Görlitz, bei Zobel.) Aus dieser reichhaltigen Sammlung von seinen eigenen geistlichen Liedern sind viele schon in die neueren Gesangbücher der evangel. Kirchen und anderen Sammlungen übergegangen. 1827: Der deutsche Versbau. Oder Wortmessung, Wortbewegung u. Wortklang im Verse. (Berlin, bei G. Reimer.) 1828: Die Themis d. Dichtkunst. Ein Lehrgedicht in 8 Gesängen. Und des Horatius Flaccus Brief über d. Dichtkunst, deutsch. Mit Anmerkungen. Berlin, bei G. Reimer.) Herr Hofrath Fr. Jacobs in Gotha erlaubt uns gewiß, hier eine briefliche Aeußerung von ihm anzumerken. Dieser ächte Kenner alles wahrhaft Klassischen schreibt, wie sehr er sich in diesem schönen Werke der Tiefe und Richtigkeit der Gedanken, der poetischen Form und des festen, wohlgehaltenen Ganges der Verse erfreue und welche Hochachtung gegen den Verfasser ihm der seltene Verein von Geist, Gelehrsamkeit und Kunst eingeflößt habe, von dem jedes Blatt seiner Themis Zeugniß gebe und schließt, indem er einen Vers des reichhaltigen Gedichtes auf dieses selbst anwendet, mit den Worten: „Jeglichem Vers ist Vater der Genius, Mutter die Schönheit und Lucina die Kunst." 1830: Die Schule der Weisheit. Den Freunden wahrer Weisheit und Menschenbildung gewidmet. (Leipzig, bei P. G. Kummer.) 1831: Die Oden des Quintus Horatius Flaccus, deutsch, mit Anmerkungen.

Vom Verfasser des deutschen Versbaues. (Berlin, bei G. Reimer.) 1839: Der Volksvertreter, jambisch, in 12 Betrachtungen. (Karlsruhe, bei Groos.) Ein reicher schriftstellerischer Nachlaß ist testamentarisch zum Drucke bestimmt; aber bis jetzt hat sich für denselben noch kein Verleger gefunden. Möchte doch unserm deutschen Volk eine solche Bereicherung seines Nationalschatzes nicht länger müssen vorenthalten bleiben! — Sollen wir nun noch ein Bild von der Persönlichkeit des Mannes entwerfen, von dessen Lebensumständen wir so eben einen Abriß gegeben, so müssen wir sagen, daß sein wohlgebauter, gesunder und kräftiger Körper, mit dem edeln, würdevollen Angesicht, ein sehr treuer Abdruck seines Geistes gewesen. Jeder Menschenkenner erkannte in ihm gewiß, wenn nicht den Geistlichen, so doch den Mann von sittlicher Würde und hoher Geisteskraft, bei einer blöden Bescheidenheit, von mildem Ernst und launigem Frohsinne, den scharfen Denker und harmonischen Dichter. Im Aeußeren hatte er viel von seinem väterlichen Freunde, dem seligen Bischofe Spangenberg, nach dessen von Graff gemaltem und von Müller gestochenem bekannten Bilde. Er war in jeder Hinsicht ein Freund der Wahrheit; Unwahrheit empörte ihn. Und darum bestätigte sich an ihm das Wort des Herrn: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Joh. 18, 37. Er war ein ächt evangelisch gläubiger Christ, der die durch die Reformation errungene Glaubens- und Gewissensfreiheit hoch schätzte, aber einer das Wort Gottes verflachenden und verflüchtigenden Theologie eben so, wie einer geistlos buchstäblich beschränkten und beschränkenden von Herzen gram und nur um so mehr der evangelischen Brüdergemeine, ihrer apostolisch einfach allgemeinen Lehre, ihrer herrlichen Liturgie, ihren eigenthümlichen Ordnungen und Einrichtungen, ihrem evangelischen Unionssinn, ihrer stillen Friedseligkeit und wirksam thätigen Liebe mit innigster und treuester Liebe zugethan, in welcher ihn kein Druck der Verhältnisse und keine Lockung von außen jemals hat irre machen können. Er steht den Seinen als Musterbild edler Bundestreue vor Augen und sein Andenken bleibt unter ihnen im Segen.

* 194. Otto Albert Philipp Ludwig von der Osten,

kön. preuß. Generalmajor, Ritter des rothen Adlerordens, des eisernen Kreuzes 1. u. 2. Klasse, des Ordens pour le mérite ꝛc., zu Schwerdt;

geb. d. 18. April 1772, gest. d. 22. Juni 1841.

v. d. Osten war zu Neu-Ruppin geboren. Mit dem 15. Jahre, nachdem er von 1782 — 1787 königl. Hofpage gewesen war, trat er in den Militärdienst und zwar als Junker bei demselben Dragonerregimente, bei welchem er auch seine ruhmvolle Laufbahn vollendet hat. Seine militärische Tüchtigkeit, die ihn befähigte, stets das zu können, was er sollte, wurde schon früh erkannt, denn er wurde als ein noch sehr junger Officier dem Szeculischen Korps zugeordnet, welches in Bezug der Ausführung kühner Unternehmungen keinem andern in der Rheinkampagne nachstand, ja nicht selten Aktionen durchführte, deren abentheuerlicher Charakter auf ein ganz anderes Gebiet der Kriegsführung, als das der gegenwärtigen Zeit, zurück zu führen scheint. Hier erwarb v. d. O. den Orden pour le mérite und Oberst Szeculi ehrte den tapfern Officier so hoch, daß er den eigenen Orden abnahm, um ihn mit demselben zu dekoriren. Auch in dem Feldzuge von 1806 fand v. d. O. Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Während der Kapitulation bei Gadebusch gewann er als Führer der Avantgarde des Regiments mehrere glänzende Vortheile über den Feind und schlug sich, weil das Wort „Kapitulation" zu seiner Redeweise nicht passen wollte, mit dem Lieutenant v. Kamke nach Danzig durch, wo er jedoch bei einem Streifzuge verwundet und gefangen wurde, aber auch hier die Freiheit bald wieder gewann, worauf er noch in demselben J. 1807 Premierlieutenant und Stabskapitän wurde. Erst die Befreiungskriege von 1813 bis 1815 riefen ihn wieder vor das Angesicht des Feindes, wo er bei der Belagerung Stettins eben so viel Beharrlichkeit als Muth zeigte. Am 24. März 1813 wurde er Chef der 1. Eskadron, welche er zu glänzenden Thaten gegen den auf Berlin anrückenden Feind führte. An dem Siege bei Groß-Beeren hatte das 2. Dragonerregiment einen nicht unbedeutenden Antheil, aber noch größern Ruhm erkämpfte es sich in der Schlacht von Dennewitz und hier war es, wo der neue Eskadronchef v. d. O. die feindliche Schlachtordnung bei dem Dorfe Rohrbeck durchbrach, indem er ein Quarrée niederhieb, ein Geschütz eroberte und so ein vollständiges Zurückweichen des Feindes herbeiführte. Die schwarzen Dra-

goner hatten tapfer gestritten; an den errungenen Sieg knüpfte sich zugleich die Freude, daß sie den Führer der 1. Eskadron mit dem Orden des eisernen Kreuzes geschmückt sahen und nicht lange darauf, nach dem Sturme von Arnheim, als Major ihn begrüßen konnten. In dieser Stellung führte v. d. O. die 1. und 4. Eskadron zur Blockade von Antwerpen und von da gegen den in offenem Felde kämpfenden Feind, welchem er durch sein unerwartetes und kräftiges Auftreten zwischen Oudenarde und Corkryck alle über den sächs. General Thielemann *) schwer errungenen Vortheile entriß. Diese und noch andere glänzende Waffenthaten erwarben ihm den Orden des eisernen Kreuzes 1. Klasse und bezeichneten ihn als einen in jeder Hinsicht tüchtigen Führer, wie er denn auch um diese Zeit, da der Regimentskommandeur, Oberstlieutenant v. Watzdorf, zugleich Brigadekommandeur war, die Führung des Regiments übernahm, dessen wirklicher Kommandeur er am 6. Sept. 1815 wurde. Das Treffen bei Lambusard, die Schlachten bei Ligny, bei Belle-Alliance und die Gefechte bei Villiers Corterets und bei Yssy bezeichneten die Laufbahn des neuen Führers als sehr glänzend. Der Tag von Ligny wurde für ihn ein Tag des Ruhms, denn nicht eher wich er dem sehr verheerenden Kanonenfeuer aus, als bis er die gesammte Artillerie in Sicherheit wußte. Von hier eilte er zu dem Siege bei Belle-Alliance. Mit den an seine Dragoner gerichteten Worten: „Vorwärts, Ihr seyd Brandenburger, mehr brauch' ich nicht zu sagen; mit Gefangenen halte sich Keiner auf, haut drauf! Vorwärts!" warf er sich auf das feindliche, noch unerschütterte Centrum und ließ nicht eher von der Verfolgung der Fliehenden ab, als bis er am Morgen des 19. Juni keinen Feind mehr vor sich sah. Mit den siegreichen Heeren zog er darauf in Paris ein, blieb mit dem Regimente während der Okkupationszeit in Frankreich, wurde 1817 Oberstlieutenant, 1824 Oberst und erhielt am 10. Dec. 1830 den ehrenvollen Abschied als Generalmajor, welchen er sich erbeten hatte, weil er nach ärztlicher Berathung nicht mehr für eine neue Kampagne sich kräftig glaubte. Das Regiment ehrte ihn durch Ueberreichung eines trefflich gearbeiteten Pokals und hatte wohl Grund zum Erweise solcher Aufmerksamkeit, denn der alte Kommandeur war jedem Einzelnen ein sorgsamer Führer und väterlicher Freund, der für jede Verlegenheit ein offenes Ohr hatte und durch Rath und That kräftig einzuwirken wußte. Er starb am oben genannten Tage und wurde

---

*) Dessen Biographie siehe im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 920.

am 24. Juni feierlich bestattet. 16 Unteroffiziere, von denen mehrere Zeugen seiner ruhmvollen Thaten gewesen waren, trugen den Sarg zur Gruft, wo der Superintendent und Oberprediger Wessel die Grabrede hielt. Tief bewegt waren die Kampfesgenossen, sowie die, welche aus dem jüngeren Geschlechte dieser Feierlichkeit beiwohnten, als der Sarg in die Gruft gesenkt und mit Erde beworfen wurde und gern hätten es Alle gesehen, wenn ihm die vollständigen militärischen Ehren hätten erwiesen werden können, die nur denen zustehen, welche als aktive Militärs versterben. Mit seinem Tode hat ein für König und Vaterland hochbegeistertes Herz zu schlagen aufgehört; seine Familie betrauert den Verlust eines Gatten und Vaters, der es für seine Freude und Pflicht hielt, den großen Schatz seiner Gemüthlichkeit, welche er in seinen Verhältnissen nach außen hin verschließen zu müssen glaubte, in dem engen Familienkreise desto sorgsamer zu öffnen und darzulegen; seine Freunde vermissen einen sehr biedern Genossen, der im Leide, wie in der Freude aushielt und mit Rath und That für Jeden bereit war, und die Gesellschaft hat mit ihm eine der originellen Persönlichkeiten verloren, deren unsere Zeit nur noch wenige aufzuweisen hat. Albert von der Osten wußte stets, was er wollte; seine gedrängte, lakonische, oft höchst eigenthümliche Redeweise war der Ausdruck seiner lebendigen, eigenthümlich geordneten Gedankenentwicklung und zugleich der Herold seiner Handlungsweise, die den Charakter des Energischen und Festbestimmten nie verläugnet hat. Eine solche Persönlichkeit ist zur Entwicklung und Ausbildung militärischer Tugenden besonders geeignet und wie unser Veteran dieses Geeignetseyn benutzt hat, davon giebt die innige Theilnahme Zeugniß, welche ihm und seiner Familie bei seiner feierlichen Bestattung bewiesen wurde. Ludwig Frege.

* 195. Karl Wilhelm Reinhold,

Doktor der Philosohie zu Hamburg;

geb. den 24. Febr. 1777, gest. den 22. Juni 1841.

Seine Mitbürger haben bei seinem Tode den Verlust eines talentvollen Schriftstellers, besonders im journalistischen Fache, zu beklagen, seine Freunde und Bekannte in ihm einen treuen Freund und liebenswürdigen Gesellschafter, die Mitglieder der Bühne einen sachkundigen Rathgeber verloren. Viele Künstler und Künstlerinnen, die jetzt einen ehrenvollen Platz in der theatralischen Welt einnehmen, verdanken ihm, dem im dramatischen Fache gründlichen Beurtheiler, nützliche,

ihre Bildung fördernde Winke, die er immer mit eben so viel Schonung, als Liebe zur Sache im Allgemeinen ertheilte. Man darf selbst annehmen, daß er auf die vollendete Ausbildung seiner Gattin, Christine, geb. Löhrs*), mit welcher er sich im J. 1812 verband und die er nur zu früh verlor, eine darstellende Künstlerin, deren Tod alle wahren Freunde der Kunst noch jetzt bedauern, wesentlichen Einfluß geübt und das Publikum dadurch zu verdientem Danke verpflichtet habe. Wir bedauern aufrichtig, daß uns alle näheren Data seiner früheren Jugendbildung und anderweitigen Lebensschicksale abgehen; wir wissen bloß, daß er, zu Hamburg geboren, die Universität Leipzig bezog und sich dort vorzugsweise mit dem Studium philosophischer, historischer und literarischer Wissenschaften beschäftigte und im J. 1812 von der Universität Rostock die philosophische Doktorwürde erhielt**). Von seiner unermüdeten Schriftstellerthätigkeit, die sich überall durch klare und bestimmte Ansichten, wie durch fließenden Styl geltend machte, können wir nur folgende Notizen mittheilen: Von seinen Schriften allgemeinen Inhalts erwähnen wir zuvörderst das im J. 1808 in Leipzig herausgekommene „Wörterbuch zu Jean Pauls***) Schriften oder Erklärung aller in denselben vorkommenden fremden Wörter und ungewöhnlichen Redensarten", das jedoch nicht fortgesetzt wurde und 1811 in einer wohlfeilen Ausgabe unter dem Titel: „Wörterbuch zu Jean Paul's Levana" von neuem erschien. In demselben Jahr erschien auch „K. H. Mereau Betrachtungen über den wahren Anstand und die Mittel, die Haltung des Körpers zu verschönern, aus dem Französischen, Göttingen 1808." Ferner: „Die Kolonien Südamerika's, Ertrag, Sklaverei 2c., ein Auszug der Schrift des Erzbischofs Herrn de Radt, mitgetheilt im J. 1817 und herausgegeben 1818." Endlich die mit Herrn Dr. Bärmann bearbeitete „Hamburgische Chronik von Entstehung der Stadt bis auf unsere Tage, 2 Bnde., Hamb. 1820." Von dramatischen Arbeiten sind uns nur zwei bekannt: 1) „Die Postkutsche zu Bocksdorf, ein Lustspiel in 5 Aufzügen, nach dem Französischen des Picard, Leipzig 1808, und 2) „die Eheleute vor der Hochzeit" oder „Sie sind zu Hause", Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen frei bearbeitet. Leipz. 1809. Seine journalistischen Schriften bestehen, soviel uns bekannt, hauptsächlich in folgenden: 1) „All-

---

*) Deren Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 685.
**) Er soll auch Schauspieler in Weimar gewesen seyn.
***) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. d. N. Nekr. S. 1085.

gemeine deutsche Theaterzeitung. Leipz. 1808. 2) Gemeinnützige Unterhaltungsblätter von 1805 bis 1811 und fortgesetzt unter dem Titel: Hamburgisches Unterhaltungsblatt von 1811 bis 1815, worauf 3) die „Hammonia" von 1817 bis 1831 folgte. Als der Redakteur des Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten, Legationsrath Dr. Stöver, zur Zeit der französischen Besetzung Hamburg verlassen mußte, übernahm Dr. Reinhold die laufenden Geschäfte der unter den traurigen Zeitumständen höchst eingepreßten Redaktion, bis ein Machtspruch Davoust's die fernere Erscheinung aller politischen Blätter verbot. Endlich redigirte er den politischen Theil der wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten von 1832 bis 1. Juli 1840 (deren Mitarbeiter er jedoch bereits 1829 war), wobei er sich durch Konsequenz und Klarheit in seinen politischen Ansichten verdienten Beifall und Theilnahme erwarb. — Bis zum letzten Augenblicke war er thätig in dem sich auferlegten schriftstellerischen Beruf; um so aufrichtigere Theilnahme erweckte seine immer zunehmende, leidenvolle Krankheit, von welcher er und seine zahlreichen Freunde vergebens Genesung hofften. ——g.

* 196. Georg Heinrich Hutten,

Bürgermeister zu Mannheim;

geb. d. 19. Mai 1775, gest. in Wildbad d. 25. Juni 1841.

Er war geboren zu Tübingen, ehelicher Sohn des verstorbenen Landzahlmeisters Christoph Philipp Hutten und kam als 14jähriger Knabe als Kellner in die Lehre in das Gasthaus zum Adler in Stuttgart. Nach überstandener Lehrzeit ging er als Kellner nach der Schweiz, Frankreich ꝛc. und kam im Jahr 1802 als Oberkellner in den Pfälzer Hof in Mannheim. Hier erwarb er sich viele Freunde, verheirathete sich im J. 1808 mit Anna Elisabeth Schott aus Mannheim und zeugte mit ihr 3 Söhne und 2 Töchter. Er besaß bis zu seinem Tode das Gasthaus zum rothen Haus in jener Stadt, welches dann auf den ältesten Sohn überging. Im J. 1814 wurde unser H. als Rathsherr verpflichtet, 1821 als Deputirter der Stadt zur Generalsynode nach Karlsruhe gesandt und 1822, nach der Vereinigung der beiden protestantischen Gemeinden in Mannheim und nach Konstituirung des neuen Kirchengemeinderaths erhielt er die Stelle eines Hauptrechners und Kassirers. Im J. 1828 wurde er von der Stadt Mannheim als Deputirter für den Landtag erwählt, sowie im J. 1826 zum Bürgermeister, welche Stelle er, stets wieder gewählt, bis zu seinem Tode beglei-

tete. Im J. 1817 gab er sich, aber vergebens, alle Mühe, die badische Loge wiederherzustellen. In den schwierigen Jahren 1830 bis 1833 blieb er immer standhaft, nie verließ ihn der Muth und er, der treue Vermittler, war sowohl vom Fürst, als von dem Bürger geliebt. Das Gemeindewohl lag ihm mehr am Herzen als sein eigenes und das seiner Familie. Unparteilichkeit war keine seiner geringsten Tugenden. Wegen seines Verstandes und seiner langjährigen Erfahrung wurde er auch als Deputirter in zu seinem Amte nicht gehörenden Angelegenheiten verwandt und so z. B. von der Stadt als Deputirter nach Mainz zum Gutenbergsfeste gesandt. Um von ½jähriger Krankheit zu genesen, begab er sich ins Wildbad, allein nicht Gesundheit, seinen Tod fand er daselbst. Ohne das Bad gebraucht zu haben, folgte er seiner am 29 Januar 1839 gestorbenen Gattin am oben genannten Tage.

* 197. Matthäus Christoph Herold,

Großhändler zu Bamberg und Erb-, Lehn- und Gerichtsherr zu Wöhlsdorf ꝛc.;

geb. d. 19. Jan. 1785, gest. zu Saalfeld d. 27. Juni 1841.

Er verließ schon als Knabe von 14 Jahren sein elterliches Haus in Schweinfurt, wo er geboren war, um sich in Frankfurt a. M. der Handlung zu widmen. Durch Treue, Fleiß und sonstiges gutes Betragen wußte er sich die Liebe und das Vertrauen seines Chefs in solchem Maaße zu erwerben, daß ihm noch als Lehrling und kaum 17 Jahre alt von demselben die Besorgung der Reisen anvertraut wurden. Mit vieler Gewandtheit und mit einer für sein jugendliches Alter seltenen Umsicht füllte er den ihm übertragenen Posten aus und die in einer Reihe von Jahren geleisteten Dienste fanden die vollkommenste Anerkennung. Diese Reisen führten ihn auch nach Saalfeld, wo er seine erste Gattin, eine geborne Lairitz, kennen lernte und sich daselbst mit ihr im J. 1807 verheirathete. Die Geschäfte seines Schwiegervaters, in die er jetzt als Theilhaber eintrat, waren aber nicht bedeutend genug, um seinem emporstrebenden und unternehmenden Geiste zu genügen; deshalb ging er freudig auf die Vorschläge seines älteren, noch lebenden Bruders, Paul, ein, ein neues Etablissement zu errichten. Bald wuchs das unter der Firma: Gebrüder Herold im J. 1809 gegründete Haus zu einer bedeutenden Größe empor und wurde auf fast allen Handelsplätzen Europa's rühmlich bekannt. Für Saalfeld war es eine Quelle von Segen, indem die ausgedehnten Ge-

schäfte desselben nicht wenige Menschen jener Stadt ernährten. Aber auch jeder öffentlichen wohlthätigen Anstalt flossen aus diesem Hause die ansehnlichsten Summen zu. Dem allgemeinen Besten kam es aber besonders dadurch entgegen, daß es zu Minderung eines früher gewöhnlichen hohen Zinsfußes große Kapitalien der Stadtkasse um geringere Interessen vorstreckte und zwar zu einer Zeit, wo noch nicht an das Sinken des Geldes, wie jetzt der Fall ist, gedacht wurde. Indessen schienen die vielen großen und beschwerlichen Reisen auf die Gesundheit unseres Verstorbenen nachtheilige Folgen zu bewirken, er litt häufig an Gicht und rheumatischen Beschwerden, was ihn denn auch bestimmte, sich 1834 von den Geschäften zurückzuziehen, um in wohlverdienter Ruhe als Privatmann seine Tage in Bamberg zu beschließen. Hier aber war es Bedürfniß für sein Herz, bei der Anhänglichkeit, die er an seinen Bruder und dessen Familie hatte, bisweilen zum Besuch nach Saalfeld zu kommen und bei einem solchen Aufenthalte daselbst, wozu die Heirath einer ihm theuern Nichte die Veranlassung gegeben hatte, überraschte ihn nach einem ungemein heiter verlebten Abend der Tod und er ruht nun an der Seite seiner im J. 1828 ihm vorausgegangenen ersten Gattin, welche ihm 3 Kinder hinterlassen hatte. Jetzt beweint eine zweite liebevolle Gattin, geborne Pollich, Tochter des in Schweinfurt verstorbenen Legationsrathes Pollich, mit diesen gedachten Kindern erster Ehe den zärtlichen Gatten und Vater auf das schmerzlichste. Wer den Verewigten kannte, wird ihm gern das Zeugniß eines durchaus redlichen, menschenfreundlichen und überaus dienstfertigen Mannes geben. Er war unermüdlich, wenn er irgend Jemanden mit Rath und mit Aufopferung seiner kostbaren Zeit helfen konnte. Er hat sogar auf seine eigenen Kosten Reisen gemacht, um die Erbschaftsrechte einer gedrückten Familie vor auswärtigen Gerichtshöfen zu vertheidigen und zu retten. Verschämte Hausarme erhielten durch ihn im Geheim reichliche Unterstützung. In seinem häuslichen Leben liebte er die möglichste Einfachheit, in seinen Geschäften die äußerste Pünktlichkeit; als Gesellschafter zeigte er sich immer heiter, offen und herzlich.

Saalfeld. Dr. Lomler.

* 198. Johann Heinrich Köhne,

königl. Landstallmeister zu Warendorf (Westph.), Ritter des rothen Adlerordens 4. Klasse;

geb. d. 28. Jan. 1783, gest. d. 29. Juni 1841.

Der Verewigte, zu Dielingen, einem Dorf im preuß. Regierungsbezirke Minden, geboren, war der Sohn schlichter, aber frommer und redlicher Landleute. Er blieb unter ihrer Obhut bis zu seinem 14. Lebensjahre, wo ihn sein Oheim, der die Stelle eines Oekonomen am k. Militärwaisenhause zu Potsdam bekleidete, zu sich nahm. Nachdem er hier eine gründlichere Bildung empfangen und namentlich den Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit sich angeeignet hatte, der sein späteres amtliches Wirken so sehr auszeichnete, bezog er im J. 1800 die k. Thierarzneischule zu Berlin und wurde unter die Zahl der sogenannten k. Eleven dieser Anstalt aufgenommen. Am 1. Okt. 1805 trat er als Roßarzt in den aktiven k. Dienst und begleitete als solcher die k. Feldequipage in den Feldzügen der beiden folgenden Jahre. Nach dem Friedensschlusse wurde er in derselben Eigenschaft bei dem Friedrich-Wilhelmsgestüte bei Neustadt a. d. Dosse angestellt. In dieser Stellung erwarb er sich durch Umsicht, Kenntniß und Diensteifer das Vertrauen und die Zufriedenheit seiner höheren Vorgesetzten, so daß er im J. 1817 zum Gestütinspektor und Aufseher des Brandenburgischen Landgestütmarstalles bei Neustadt a. d. Dosse befördert und im folgenden Jahre mit dem k. Landstallmeister v. Burgstorf zum Ankaufe von Mutterstuten für die k. Hauptgestüte nach England gesendet wurde. Das Resultat dieser Reise, sowie die Verwaltung seines neuen Amtes dienten nur dazu, das ihm geschenkte Vertrauen immer mehr zu rechtfertigen. Daher erhielt er im J. 1822 den Auftrag, die westlichen Provinzen des Staates zu bereisen, um zu der beabsichtigten Errichtung eines k. Landgestütes in denselben die nöthigen Notizen zu sammeln. Im J. 1826 wurde dasselbe in Warendorf bei Münster gegründet und Köhne zum Inspektor desselben ernannt. Auch in diesem neuen, erweiterten Wirkungskreise bewährte er die frühere Tüchtigkeit. Durch umsichtige und erfolgreiche Leitung des Rheinisch-Westphälischen Landgestüts wußte er sich eben so sehr die Zufriedenheit seines hohen Chefs und der betreffenden hohen Provinzialbehörden zu sichern, als es ihm durch sein humanes und biederes Wesen gelang, das Vertrauen, die Achtung und Liebe des Publikums in der Nähe und Ferne zu gewin-

nen. In Anerkenntniß seiner Verdienste um die Veredlung der Pferdezucht in den beiden genannten Provinzen verlieh ihm der hochselige König*) im J. 1837 das Prädikat als „Landstallmeister" und im J. 1840 den rothen Adlerorden 4. Klasse. Als im J. 1840 für die Rheinprovinz ein besonderes Landgestüt unter seiner Leitung errichtet worden war, wurde auch dieses unter seine Oberaufsicht gestellt. Leider begann aber schon gegen das Ende dieses Jahres seine früher so kräftige Gesundheit zu schwanken. Zwar ließ er sich durch die täglich wachsenden Unterleibsbeschwerden nicht abhalten, seinem Amte mit gewohnter Treue vorzustehen und noch im Frühjahre 1841 eine Dienstreise nach Thüringen zu unternehmen; allein sein Körperzustand verschlimmerte sich doch dabei immer bedenklicher, so daß er sich endlich auf Anrathen der Aerzte zu einer Badereise nach Böhmen entschloß. Schon waren manche Vorkehrungen dazu getroffen, als die rasche Abnahme seiner Kräfte die Ausführung dieses Beschlusses verhinderte und das nahe Ende befürchten ließ. Am Abende des 29. Juni 1841 schlug dem schmerzlich geprüften Dulder die Stunde der Erlösung von seinen langen, mit musterhafter Geduld ertragenen Leiden. Er schlummerte betend sanft ein zum ewigen Leben, nachdem er 2 Tage vorher, umringt von den Seinigen, das Gedächtnißmahl seines Heilandes und Erlösers genossen und darauf in christlicher Fassung von seiner Gattin, mit der er 21 J. lang in sehr glücklicher Ehe gelebt, von seinen 10 Kindern, die er zärtlich liebte, und von seinem Schwiegersohne (Pfarrer zu Warendorf), der ihm das h. Mahl gereicht, mit tiefergreifenden Worten Abschied genommen hatte. Seine Familie verlor an ihm einen heißgeliebten und liebevollen braven Gatten und Vater, seine Untergebenen einen gerechten und milden Vorgesetzten, seine Gemeinde einen durch kirchlichen Sinn und reinen Wandel sehr würdigen Aeltesten und Presbyter, seine Freunde einen Mann ohne Falsch, sein König einen seiner treuergebensten Unterthanen, sein Vaterland einen seiner sachkundigsten und gewissenhaftesten Beamten, einen seiner wärmsten Patrioten. Wie sehr Köhne von Allen, die ihn kannten, seines anspruchslosen, biedern und menschenfreundlichen Wesens wegen geachtet und geliebt wurde, davon gab die Feier seiner Beerdigung das rührendste Zeugniß. Soviel Hunderte jedes Standes und jeder Konfession seinem Sarge auch folgten, es blieb doch kein Auge thränenleer und es stimmte jedes Herz sichtbar mit ein in den

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. d. N. Nekr. S. 647.

Nachruf, welcher dem Entschlafenen in die Gruft folgte: „Er hatte keinen Feind. Er starb in Frieden mit Gott und mit allen Menschen!“ —

199. Anton Schliermann,

Senior der ehem. Konventuale der Abtei Langheim;

geb. zu Escherndorf, Landg. Volkach, den 1. Juni 1754, gest. zu Würzburg im Juni 1841*).

Er stammte aus einer wohlhabenden Weinhändlersfamilie und machte seine ersten Studien zu Würzburg, wurde in die Cisterzienserabtei Langheim aufgenommen, legte am 13. Nov. 1774 sein Ordensgelübde ab, wurde Priester den 22. Nov. 1778, für die Seelsorge den 9. Okt. 1779 genehmigt und machte sich in wenigen Jahren bei seinem Abt Johann Nepomuck so beliebt, daß er des innigsten Vertrauens desselben gewürdigt und gleichsam der geheime Sekretär wurde. Der Ruf seiner vielfachen Kenntnisse hatte 1788 den Abt Maurus Schreiner zu Schönthal an der Jaxt veranlaßt, sich ihn als Lehrer der Philosophie und Theologie für den jüngsten Kurs der Konventualen zu erbitten. Abt Candidus Hemmerlein gab im J. 1792 Sch. den Wink zur Rückkehr und zur Vorbereitung auf das Lehramt der kathol. Dogmatik, welche er in 2 Jahren dem jüngsten Kurs der Konventuale sehr gut vortrug und mit ihnen zugleich bestens harmonirte. Nach der am 24. Juni 1803 erfolgten Säkularisation lebte er größtentheils zu Bamberg in stiller Zurückgezogenheit, bis er sich vor etwa 2 Jahren auf Verlangen seiner Verwandten nach Würzburg begab, wo er trotz der strengsten Diät und des besten Aussehens aus Altersschwäche nach kurzer Krankheit den Tod fand.

* 200. Friedrich Wilhelm Gustav Francke,

großherzoglich mecklenburg-schwerinscher Kirchenrath und Prediger zu Boitin, bei Bützow;

geb. d. 30. Juni 1763, gest. d. 1. Juli 1841.

Er war geboren zu Schwerin und der älteste Sohn des daselbst am 23. Januar 1808, 77 Jahre alt, verstorbenen herzoglichen Kirchenraths und Predigers an der St. Nikolaikirche, David Johann Francke; seine Mutter, Magdalene Auguste Henrika, war die Tochter des damaligen Rektors der schweriner Domschule, M. Johann Lorenz Fried. Dihn

*) Tagblatt der Stadt Bamberg. 1841. Nr. 62.

und ging erst den 30. Mai 1814, in ihrem 78. Lebensjahre, mit Tod ab. Neben sieben Geschwistern, wovon nur noch eine Schwester am Leben ist, von diesen Eltern sehr sorgfältig erzogen und vom Vater gehörig vorbereitet, genoß er später auf der dortigen Domschule (dem jetzigen Gymnasium Fridericianum) seine wissenschaftliche Ausbildung für die akademische Laufbahn. Diese betrat und vollendete er auf der vormaligen Friedrichs-Universität zu Bützow und nächstdem verlebte er mehrere Jahre als Hauslehrer unter erwünschten und angenehmen Verhältnissen bis 1787, wo er zum Kollaborator des herzogl. Hofpredigers G. G. Beyer nach Ludwigslust berufen und in dieser Eigenschaft den 24. Oktober ordinirt und introducirt ward. Im Jahr 1790 erfolgte darauf seine Beförderung zum Prediger an den Gemeinden zu Boitin und Witzin, woselbst er den 17. Dec. 1837 sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte und bei dieser Gelegenheit zum großherzogl. Kirchenrath ernannt wurde. Er starb am Abende des letzten Tages seines 78. Lebensjahres *). Seine hinterbliebene Gattin, mit welcher er sich im Jahr 1791 verehelichet hatte, ist die Tochter des zu Gadebusch am 8. Februar 1809 verstorb. Predigers Joh. Fried. Häger. Mit ihr überleben ihn mehrere Kinder, nämlich: Heinrich Joachim Friedrich (geb. d. 13. Juli 1793), früher Lehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin und am Philantropin zu Hofwyl in der Schweiz, jetzt Doktor der Philosophie und Gymnasiallehrer zu Wismar; Friedrich Christian Johann (geb. den 29. Sept. 1795), Doktor und außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Rostock; Charlotte, verheirathet seit dem 23. Februar 1827 mit dem Oberamtmann Konrad Fried. Piper zu Hagenow; Wilhelm Joachim L., Rektor zu Röbel; Karl Ludwig Christoph, früher Rektor zu Warin und seit 1838 zweiter Prediger zu Gadebusch.

Schwerin. Fr. Brüssow.

---

*) Eine ursprünglich nur zur Vertheilung im engern Kreise der Familie bestimmte Gratulationsschrift zur Feier dieses Tages führt den Titel: Die Schlacht bei Gadebusch, den 20. Dec. 1712. Dem hochwürdigen Herrn Kirchenrathe Fried. Wilhelm Gustav Francke, Prediger zu Boitin und Witzin, zum 2. Juli 1841, dem 78. Geburtstage, gewidmet von seinem ältesten Sohne. Wismar, 1841.

* 201. Dr. Franz Ernst Heinrich Spitzner,

Professor und Rektor am Gymnasium zu Wittenberg;

geb. d. 31. Oktbr. 1787, gest. den 2. Juli 1841.

S. wurde in Trebitz bei Wittenberg geboren, wo sein Vater, Johann Ernst Spitzner, Pfarrer war; seine Mutter war Charlotte Sophie Auenmüller. Schon in der frühesten Jugend zeigte er große Lernbegierde. Er erhielt den ersten Unterricht von den Eltern beiderseits, in der Folge übernahm seine weitere Ausbildung sein zweiter Bruder Ernst Traugott S., der dem schwächlichen Vater zum Substituten gegeben war. Im Jahr 1800 ging er zu seiner fernern Ausbildung nach Schulpforte und sein stiller, sittsamer Wandel und sein Fleiß erwarben ihm bald die Liebe seiner Lehrer. So kam das Jahr 1805 heran, das schwere Prüfungen ihm auferlegte, denn es raubte ihm beide Eltern durch den Tod. Die Kriegsunruhen des nächsten Jahres verlängerten seinen Aufenthalt in Pforte, erst im Jahr 1807 konnte er aus diesem Grunde die Schule verlassen, wo er in der letzten Zeit besonders auch durch den nähern Umgang mit Professor Lange, der ihn zu seinem Famulus erwählt hatte, gefördert wurde. Auch dem damaligen Kollaborator daselbst, dem jezzigen Generalsuperintendent Dr. Röhr in Weimar verdankte er viel, besonders in der Kenntniß der englischen Sprache. Im März 1807 bezog er die Universität Wittenberg. Auch hier lebte er nur den Wissenschaften und ward einer der vorzüglichsten Schüler Lobecks, den er bis zu seinem Tod als Freund geliebt und verehrt hat. Seine Mußestunden füllte er mit Unterrichtgeben aus, wodurch er sich, da seine Eltern nur wenig Vermögen hinterlassen und was sich bei zehn Kindern gar sehr eintheilte, meist seinen Unterhalt erwerben mußte. Seine Studien widmete er der Theologie und Philologie. Oefters übte er sich im Predigen, indem er seinen kränkelnden Bruder, den Pastor in Trebitz, sehr unterstützte. Zu der Zeit, wo er sich zum Kandidatenexamen vorbereitete, wurde ihm das Konrektorat in Wittenberg angetragen; er war unschlüssig, was er thun solle — endlich hielt er darum an — und die Stelle ward ihm (1811) zu Theil. Zwei Jahre später (1813) ging Weichert, der Rektor des damaligen Wittenberger Lyceums, nach Grimma und S. wurde sein Nachfolger. In diesem Amte trafen ihn die trüben Jahre des Krieges. Treu hielt er in dieser Zeit der Noth aus und übernahm sogar im Jahr 1814 das Konrektorat wieder mit, da durch Umstände diese Stelle für einige Zeit

erledigt wurde. Das folgende Jahr vereinigte ihn mit seiner treuen Lebensgefährtin Wilhelmine Gräfe, Tochter des Adjunktus Gräfe in Guthmannshausen, mit welcher er 3 Kinder, 2 Söhne und 1 Tochter, zeugte; ein Sohn starb frühzeitig und der noch lebende wird von dem Schuldirektor Axt in Wetzlar erzogen. In steter Wirksamkeit, in regem Eifer für sein Amt gingen ihm die Jahre bis 1820 dahin, mehrere kleine Schriftchen erschienen in dieser Zeit von ihm. In dem eben erwähnten Zeitabschnitt erhielt unser S. einen Ruf an das erweiterte Gymnasium zu Erfurt als zweiter Oberlehrer; er folgte ihm den 20 Juli 1820. Noch ehe er Wittenberg verließ erfuhr er den Schmerz seinen damals einzigen Sohn durch den Tod zu verlieren. In Erfurt währte seine Wirksamkeit nur vier Jahre, wo er dann als Rektor mit erhöhtem Gehalte nach Wittenberg zurückkehrte (1824) und mehrere Veränderungen zu Gunsten der Schule hervorrief. Einen Ruf nach Altona einige Jahre darauf lehnte er ab. Im J. 1827 ward dem Lyceum vom Ministerium der Name eines Gymnasiums beigelegt und im darauf folgenden Jahre das neu eingerichtete Schulgebäude eingeweiht. Bis dahin war die Gesundheit unsers S. fest und unerschüttert gewesen, allein in dem Jahr 1828 sah er sich genöthigt, eine Badereise nach Karlsbad anzutreten und mit dem besten Erfolge kehrte er zu den Seinen zurück. Innig heiter, kindlich vergnügt war unser S. in seiner Familie, in ihr fand er seine höchsten Freuden; ach, wie glücklich war er, wenn er, umgeben von seiner Gattin, von seinen Kindern, in dem Tempel der Natur weilte, oder wenn er vereint mit den Seinen im traulichen Stübchen einer freundlichen Unterhaltung pflegte. In dem Schooße seiner Famile, im Umgange mit treuen Freunden, in dem Wirken für seine Schüler, in dem Beschäftigen mit den Wissenschaften blühten ihm seine Freuden und Genüsse. Viel Vergnügen gewährte ihm auch das Zusammentreffen mit früheren Schülern von ihm, oft wurde unser S. von diesen aufgesucht und wenn auch schon fern hinter ihnen die Jahre lagen, in denen sie seiner Leitung anvertraut gewesen waren, mit Liebe und Dankbarkeit näherten sie sich ihm stets. Ungemein gern besuchte auch S. auf seinen Reisen, wo sich ihm nur eine Gelegenheit darbot, seine frühern Schüler und oft ward dem treuen Lehrer dann die Freude zu Theil, daß er sich an den Früchten ihres Fleißes erfreuen konnte, denn gar viele von jenen Jünglingen, deren Führer auf ihren Jugendwegen S. war, stehen als Männer da, in deren Wirken der heimgegangene Lehrer noch lange fortleben wird. S.'s Gesundheit, die ihm alle geistigen und körperli-

chen Anstrengungen zugelassen hatte, fing 1835 zu schwanken an, sein Zustand erregte der Seinen Besorgniß und auf dringendes Anrathen des Arztes unternahm er 1836 eine Reise nach einem Seebade. Die Folgen von dieser Reise entsprachen nicht den Erwartungen, abwechselnd wohler und leidender ging ihm die Zeit nun dahin, doch mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und Treue versah er sein Amt, sein Geist herrschte ja, man möchte sagen bis zu seinem letzten Athemzug, über den kränkelnden Körper. Durch Gottes Hilfe besserte sich das Befinden unsers S. wieder und wohler durchlebte er die Jahre 1837, 1838 u. 1839, obgleich er in ihnen doch auch zuweilen mit Unwohlseyn zu kämpfen hatte. Zum Beschlusse des Jahres 1839 überfiel ihn eines Abends ein sehr bedenklicher Zufall; seine Kräfte waren dadurch so erschöpft, daß er endlich den vereinigten Bitten Vieler nachgab und 8—14 Tage seine Stunden aussetzte; doch große Ueberwindung kostete ihm diese Unterbrechung seiner Stunden, denn selten hatte er eine derselben versäumt, mit den größten Opfern widmete er ja so gern alle seine Zeit und seine Kräfte seinem Berufe. Zur Befestigung seiner Gesundheit trat er 1840 eine Reise nach dem Bade Kissingen an, dessen Wirkungen für ihn die besten Folgen mit sich brachten. Sehr wohl und ungemein gestärkt an Kräften langte er in Wittenberg wieder an; doch nur bis Weihnachten dieses Jahres währte dieses Wohlseyn, von dieser Zeit fing er wieder an zu kränkeln. Bis Ostern 1841 ging es immer noch leidlich, doch hier brach plötzlich seine Gesundheit ganz zusammen, die Schwäche nahm immermehr zu und ging zuletzt in Brustwassersucht über. Auch in diesen seinen letzten Lebenswochen weilte er täglich unter seinen Schülern, noch drei Tage vor seiner Auflösung lehrte er in seiner Klasse. Fühlte er sich etwas wohler, so arbeitete er an einem Werke über den Quintus, das er mit einem andern Gelehrten herauszugeben gedachte. Es war ihm nicht vergönnt, dasselbe zu vollenden, jedoch wird sein Mitarbeiter in seinem Sinn und zu seinem Andenken es erscheinen lassen. Die sorgfältigsten ärztlichen Bemühungen, die treueste, zärtlichste Pflege vermochten nicht das fliehende Leben länger zu erhalten und am oben genannten Tage enteilte sein Geist der irdischen Hülle. — Im Drucke sind von ihm erschienen: Observationes criticae in Appollonii Rhodii Argonautica et Nonni Dionysiaca. Wittemb. 1810. — De productione brevium syllabarum caesurae vi effecta in versu Graeco heroico etc. Ibid. 1812. — De versu graecor. heroico, maxime Homerico. Lips. 1815. — Progr. Kurze Darstellung d. frühern Ge-

schichte und neuen Einrichtung d. Lyceums zu Wittenberg. Ebd. 1818. — Versuch einer kurzen Anweisung zur griech. Prosodie. Gotha 1821. (Auch in Chr. Fr. Rost's griech.-deutsch. Wörterbuche 1. Thl.) — Geschichte d. Gymnasiums und d. Schulanstalten zu Wittenberg. Leipzig 1830. — Dissert. de vi et usu praepositionum ἀνὰ et κατὰ apud Homerum. Wittenb. 1831. — Homeri Iliadis. Vol I. Sect. I—IV. Gothae 1832—36. — Observatt. critic. et grammaticar. in Quinti Smyrnaei posthomerica particul. IV. Ibid. 1837. — Observat. critic. et grammaticar. in Quinti smyrnaei posthomerica. Ibid. 1839. — Gab die 3. Aufl. vom 4. Bde. von Köppens erklärenden Anmerk. zu Homers Ilias heraus.

202. Friedr. Wilhelm Leopold v. Bärensprung,

königl. preuß. Regierungsrath und pensionirter Oberbürgermeister zu Berlin;

geb. d. 7. Aug. 1779, gest. d. 4. Juli 1841 *).

Unser v. B., Sohn des Oberforstmeisters v. B., geboren zu Berlin, ward im strengen Vaterhause früh zur Selbstständigkeit erzogen und gebildet, nach der Lehre: „Wer andern befehlen will, muß zuerst sich selbst befehlen.“ So ward er früh auch schon ein thätiges Mitglied der Regierung. Den mit Land und Stadt heimisch Vertrauten berief bald die Noth und die Erniedrigung des Vaterlandes in der schmählichsten und zerrüttendsten Zwingherrschaft zum muthvollen vom Feinde selbst gescheuten Vertreter seiner Heimath, in welcher er Ordnung und Haushalt unter der schnödesten Willkür und Erpressung aufrecht zu erhalten wußte. Aber nicht bloß gegen den Feind stand er so, sondern mit tiefem Hasse gegen alle Willkür, feile Schwäche und Unredlichkeit, trat er auch den heimischen Verhältnissen und Menschen solcher Art ohne Furcht und schonungslos entgegen. Die Geschichte weiß es, wie er in solchem Kampfe gegen offene und verkappte Mißbräuche und Vergeudungen nicht nur in der Zeit der Nothwehr seine Freiheit und das Leben auf das Spiel setzte und wirklich die erstere eine Zeit lang verlor, aber bald wieder ehrenvoll frei ward. Wie eifrig er auch der Regierung diente und überall, mit den Fähigkeiten dazu ausgerüstet, dirigirend eingriff, so strebte er doch immer vor allem nach einer möglichst unabhängigen Stellung in oder neben derselben, dergleichen er eben bei der feindlichen Ueberherrschung des Landes

*) Berlin. Nachrichten 1841, Nr. 164.

schon eingenommen hatte. Und so ward er, längst schon mit dem heimischen Stadtwesen mannichfaltig vertraut, nach der neuen Städteordnung — welche den Grundstein zu dem neuen Staatsgebäude legte — durch das Vertrauen der Bürger zu ihrem Bürgermeister und endlich zum Oberbürgermeister erwählt, nachdem er die letzte Stelle in Wahrheit schon lange neben seinem Vorgänger thätig ausgefüllt hatte *). Was er nun in diesen Jahren für das durch den Krieg zerrüttete, mit einer ungeheuren Schuldenlast beschwerte Finanzwesen der Stadt Berlin durch strenge Haushaltung geleistet, was er für Gewerbe, Wohlfahrt und Verschönerung der Haupt- und Königsstadt und ihrer Umgebung gewirkt hat, muß einer andern ausführlicheren Mittheilung vorbehalten bleiben; hier erinnern wir nur an einige der gemeinnützigsten Unternehmungen, wie z. B. die erste Aktienbrücke innerhalb der Stadt, die Chaussee nach Schönhausen, die Vertheilung und Ansiedelung des wüsten Stadtgebietes auf dem Wedding und demnächst gedenken wir, wie dem Verewigten auch besonders die dunklere Gegend seines weiten Wirkungskreises am Herzen lag, nämlich der Unterhalt und die Zucht des Volkes, der mannichfache Nothstand desselben und das gesammte weitschichtige Armenwesen, welches in den Hauptstädten so furchtbar mit ihnen selbst und noch schneller über ihrem Kopfe wächst, durch den Andrang armer Bevölkerung von allen Seiten her. Dagegen strebte er, nächst mancher andern Abhilfe, wie z. B. die so heilsame Sparkasse, insonderheit auch durch Erweckung und Herstellung der alten Gewerbs- und Bürgerehre, in tüchtiger Meisterschaft. Zur kräftigen Förderung dieses Zweckes hatte er sich selbst mit allen Handwerken und Gewerben genau bekannt und bei dem immerfort steigenden Zusammenhange der letzteren mit den Naturwissenschaften noch mehr sich in diese eingeweiht. In solchem Verhältnisse der Wissenschaft und des Lebens vornehmlich eine tiefe und würdige Richtung der Zeit erkennend, stiftete er auch dafür in zwei neuen Schöpfungen der Stadt und dem Staat ein bleibendes Vermächtniß, nämlich in der Gewerbsschule und dem Realgymnasium. Daß es bei diesen Anstalten keineswegs auf Verdrängung des alten, klassischen Unterrichts und nur auf verhältnißmäße Vertheilung desselben für den verschiedenen künftigen Beruf und auf gründliche Vorberitung zu dem letzteren abgesehen war, wird jetzt wohl nicht mehr verkannt und in Zweifel gezogen werden. Dafür

*) Schon im Jahr 1809 ward er zum Oberbürgermeister gewählt, lehnte die Wahl jedoch ab.

bürgte auch schon an und für sich des Stifters fortwährende und bis an sein allzufrühes Ende wachsende wissenschaftliche Thätigkeit, die überhaupt auf alle wichtigen literarischen Erscheinungen aufmerksam gerichtet war. Als durch Ungunst der Umstände und mancherlei persönliche Mißverhältnisse, deren nicht weiter gedacht werden soll, da sie mit seinem feierlichen Leichenzuge von den Vätern der Stadt selbst zu Grabe getragen worden sind, sich veranlaßt sah, sein Amt aufzugeben, lebte er seitdem als einfacher Bürger still den Seinen und seinen Freunden, aber beständig von lebhafter Theilnahme an allen wichtigen Angelegenheiten der Stadt und des Staates und nur in seiner Muße, noch mehr in wissenschaftlicher Thätigkeit für sie. Uns bekundet eine Reihe von Abhandlungen über städtische und staatliche Verhältnisse und Einrichtungen in dem Leipziger Konversationslexikon der neuen Zeit (über die Städteordnung) in der Stuttgarter deutschen Vierteljahrsschrift (der wichtige Aufsatz über Zunft und Gewerbe) und andere, sämmtlich ohne seinen Namen, so wie die beiden, kurz vor seinem Tod in Berlin erschienenen einzelnen Schriften, nämlich: „Die Erörterungen der bekannten vier Fragen," welche schlagend die Unkunde oder Unredlichkeit dieser Fragen, besonders hinsichtlich der Städteordnung aufdecken und endlich „die Resultate der Provinziallandtage im Jahr 1841." Mit der Vollendung dieser letzten Schrift wurde v. B.'s Leben schnell abgeschnitten. Das letzte Blatt derselben war auch das letzte seines Lebens. Unerwartet und schnell wurde er dahingerafft zur tiefen Erschütterung und Trauer der Seinen und der Freunde. Aber er starb, wie er lebte: entschlossen und rasch. Hart geschmiedet durch eine eiserne Zeit und strenge Verhältnisse, sah er dem Tod auch unter dem Messer einer nothwendigen und auch glücklich vollzogenen Operation scharf in das Auge und ohne langes Siechthum und ohne Hinfälligkeit schied er, noch in voller Manneskraft dahin und hinterläßt so in aller Hinsicht das tröstliche Bild eines rechtlichen Mannes. Für Alle, die ihn nicht persönlich kannten, dürfen wir nur auf sein öffentliches Leben und Wirken und auf seine letzten Schriften hinweisen, um sie zu überzeugen, daß dem Verewigten neben den freimüthigen, furchtlosen Vorschreiten, die innigste, thätigste Liebe für Fürst und Vaterland, so wie für Vaterstadt und Haus beseelte.

* 203. Karl Friedrich Engmann,

Rektor an der evangel. Stadtschule zu Bunzlau;

geb. d. 20. Dec. 1760, gest. d. 4. Juli 1841.

Er erblickte das Licht der Welt in der Stadt Bunzlau, wo sein Vater den Posten eines ersten Mädchenlehrers bekleidete. Den ersten Unterricht erhielt er von letzterem, worauf er, 11 Jahre alt, das dasige Waisenhaus, das damals eine Pflanzstätte gelehrten Wissens war, mit gutem Erfolge besuchte. Tüchtig vorgebildet, bezog er von da Ostern 1783 die Universität Halle, auf welcher er 3 Jahre dem Studium der Theologie oblag. 1786 in die Heimath zurückgekehrt, folgte er einem Ruf als Hauslehrer und Erzieher nach Cziorke bei Kreuzburg in Oberschlesien, bei dem dasigen Gutsherrn von Wissal. Mehr als 3 glückliche Jahre verlebte er in diesem gebildeten Familienkreise, bis ihm von Seiten des Bunzlauer Magistrats, als Schulpatrons, durch Vermittelung der damaligen Prediger das ehrende Anerbieten zu Theil wurde, das Rekterat der Stadtschule zu Bunzlau zu übernehmen. Mit schwerem Herzen schied er aus der Mitte ihm lieb und theuer gewordener Menschen, um jenem Rufe zu folgen. 35½ Jahre verwaltete er nun, von 1789 an, den mühseligen und wenig lohnenden Posten mit der gewissenhaftesten Sorgfalt und allgemein anerkannter Treue. Seine beiden letzten Amtsjahre wurden ihm durch Kränklichkeit ungemein erschwert und verbittert, doch er fand seinen schönsten Lohn für sein aufopferndes unermüdliches Wirken in dem Bewußtseyn, dem Staat und der menschlichen Gesellschaft viele tüchtige und achtbare Männer gebildet zu haben. So ungern er sich auch entschloß, seinen Stab niederzulegen, so sah er sich doch dazu genöthigt. Er mußte um seine Entlassung bitten, welche er 1825 auf ehrenvolle Weise erhielt. 16 Jahre verlebte er hierauf als Pensionär in wohlverdienter Ruhe und allgemeiner Achtung seiner in ihm den deutschen Biedermann und erfahrnen christl. Jugendbildner ehrenden Mitbewohner, an der Hand seiner treuen Lebensgefährtin, Johanna Christiane geb. Winkler von Bunzlau, welcher er schon 1790 die Hand zum ehelichen Bunde gereicht hatte, im Besitze eines einzigen theueren Sohnes, dessen glückliche Versorgung nicht wenig zu seiner Zufriedenheit und Heiterkeit beitrug und im Genuß eines ihn vor allen drückenden Sorgen bewahrenden Wohlstandes, ein Freund und Beförderer alles Guten und Nützlichen, so auch der Bunzlauer Bibelgesellschaft, deren Geschäftsführer er lange Jahre ge-

wesen. Seine letzten Lebensmonate waren eine fast ununterbrochene Kette von körperlichen Leiden, unter denen, zumal bei den sehr hohen Jahren des Verewigten, auch der sonst so heitere und freie Geist sehr litt.

* 204. Franz Xaver Lüsken,

Präses des bischöfl. Kollegiums zu Hildesheim;

geb. den 3. April 1750, gest. den 4. Juli 1841 *).

L. wurde zu Paderborn geboren, wo sein Vater, Konrad L., als Historien- und Porträtmaler lebte. Seine Mutter, Maria Katharina, geb. Eilers aus Kopenhagen, schenkte ihrem Gatten drei Söhne, von denen Franz Xaver der älteste war **). Frühzeitig in seinem väterlichen Haus an Frömmigkeit, Ordnungsliebe und Thätigkeit gewöhnt, übergaben ihn die Eltern der öffentlichen Stiftsschule am Busdorf in Paderborn. Nach hier beendigtem Elementarunterrichte betrat er im November ***) 1760 seine wissenschaftliche Laufbahn an dem hochfürstlichen Theodorianum daselbst und stellte sich während der sieben Jahre, die er an selbigem verlebte, durch ächte Religiosität, Sittlichkeit, Fleiß und Talente seinen Mitschülern als Muster auf. Seiner innern Stimme folgend, ging er im Oktober des Jahrs 1767 ins Noviziat nach Trier, um sich daselbst zum Orden des heil. Ignatius von Loyola vorzubereiten. Zwei Jahre lebte er hier als Novize und im Oktober 1769, wo er sein Gelübde (votum simplex) ablegte, war er Repetens studia und der Suffragan von Trier, Johann Nikolaus von Hontheim, auch unter dem Namen: „Justinus Febronius" bekannt (geboren 1701, 1748 Weihbischof von Trier, starb 1790), ertheilte ihm die niedern Weihen. L. wurde im Herbste des Jahres 1770 vom Ordensprovinzial nach Hildesheim beschieden, um am hiesigen fürstbischöflichen Gymnasium als Lehrer zu funktioniren. Das erste Jahr war er Magister graecus und seine Verpflichtung bestand darin, den Schülern der Humaniora (4. u. 5. Klasse) täglich eine Stunde im Griechischen, Mathematik und Geographie zu ertheilen; das zweite Jahr übernahm er die Infima und im dritten Jahre wurde er Lehrer der Sekunda und Präses der Todesangstbruderschaft

---

*) Nach: Das thatenvolle Leben des Präses des bischöfl. Kollegiums in Hildesheim F. X. Lüsken und nach Privatmittheilung.

**) Der zweite Sohn starb als Apotheker in Amsterdam, der jüngste als Doktor der Medicin in Paderborn.

***) Die Schulferien erstreckten sich vor Zeiten vom 29. Septemb. bis 3. Nov.

(Praeses sodalitatis agoniae.) In diesem Jahre traf nun seinen berühmten Orden das harte Schicksal, vom Papst Clemens XIV. aufgehoben zu werden. Anfangs hatte sich zwar der Papst gegen die Anmaßungen der Ordensfeinde gesträubt, endlich gab er nach und erließ am 21. Juli 1773 das Breve: „Dominus ac Redemptor noster Jesus Christus,“ dem zufolge die Gesellschaft supprimirt wurde. — Als den im hildesh. Kollegium residirenden Vätern der Gesellschaft Jesu am 7. Oktober desselben J. von der dazu beauftragten Kommission das Aufhebungsdekret eröffnet ward *), war L. in seiner Heimath, um dort seinen schwächlichen Körper im Kreise seiner Eltern und Verwandten für das kommende Schuljahr neue Kräfte zu verschaffen. Nach einigen Wochen kehrte er zurück und in Folge einer von dem Fürst-Bischof Friedrich Wilhelm, Freiherrn von Westphalen zu Fürstenberg (reg. von 1763 bis 1789) und dem Dompropst und Official Levin von Wenge (reg. von 1769 bis 1776) neu eingerichteten Schulordnung, die aber den Vätern des Kollegiums verblieb, weil der Fürst-Bischof einsah, daß ihr Erziehungssystem für Kirche und Staat am zweckmäßigsten sey, mußte er die Infima wieder übernehmen. — L. wurde nach zurückgelegtem Schuljahr, um Michaelis 1774, von dem Hildesheimer Suffragan und Bischof von Samosaten, Joh. Ignaz von Sierstorpff (st. den 21. Mai 1779) zum Priester geweiht und dadurch ward ihm auch die Aussicht auf ein Pfarramt gegeben; indeß er verblieb dem Kollegium als Lehrer, weil ihm die Bildung der Jugend zu sehr am Herzen lag. Nachdem nun der Verewigte einige Mal den Lehrkursus der grammatischen und rhetorischen Klassen durchgegangen hatte, mußte er in Folge eines unheilbar scheinenden Augenübels im Jahr 1783 sein Lehramt niederlegen. Mit betrübtem Herzen verließ er hierauf das Kollegium, weil sein Krankheitszustand verlangte, sich von allen Geschäften zurückzuziehen und reiste nach Paderborn, um dort unter der Pflege seiner noch lebenden Mutter bald wieder genesen zu können. Mehrere Monate vergingen, ehe diese körperlichen Leiden gehoben waren; indeß er genaß, kam nach Hildesheim zurück und der Fürst-Bischof bestimmte ihn nun zum Missionär und Schulinspiciator der Hildesheimer Dioces. So viel-

*) Zu der von dem Fürst-Bischof ernannten Kommission gehörten der Domherr Alexander Fried. Freiherr von Elverfeldt (st. 7. Aug. 1805 zu Paderborn) der Kanonikus Wilhelm v. Schultz (st. 26. Novbr. 1810) und der Hofkapellan Kaspar Rudolph Hagemann (st. d. 31. Aug. 1789).
Nach den Originalakten.

seitig diese wichtige Bestimmung seine Kräfte in Anspruch zu nehmen schien, so thätig widmete sich der unermüdete Eiferer den ihm obliegenden Funktionen. — Als Missionär war er ein treuer Diener am Altare des Herrn, trug mit heiliger Begeisterung dem Volke das Wort Gottes vor und wirkte auf dasselbe besonders im Beichtstuhl; als Schulinspiciator warf er sein Hauptaugenmerk auf die Verbesserung der Stadt- und Landschulen. Er führte bessere Lehrbücher ein, brachte überall eine zweckmäßigere Ordnung und Lehrart auf, drang auf einen fleißigen Schulbesuch der Kinder und damit diesen auf eine leichtere Art die Anfangsgründe ihrer Muttersprache beigebracht werden konnten, gab er ihnen eine selbst bearbeitete Fibel in die Hände *). Der Verewigte konnte nach Verlauf von wenigen Jahren schon auf die Früchte seiner mühevollen Saaten mit Freuden hinabsehen; allein die Abschaffung des alten Gesang- und Gebetbuches und die Einführung des von dem Osnabrückschen Domvikar Rudolph Deutgen derzeitig herausgegebenen Gesang-, Gebet- und Erbauungsbuches verursachten ihm auf der andern Seite manche bittere Stunden, so daß er sich in Folge seines zu großen Eifers bei einigen Dorfgemeinden einer förmlichen Verfolgung ausgesetzt sehen mußte. Die Ausführung seines Planes suchte er zwar durch eine von dem Fürstbischof erlassene Verfügung zu sichern und bewirkte auch auf seine am 26. Febr. 1787 gemachte Vorstellung, daß denjenigen Einwohnern der domkapitularischen Aemter (Marienburg, Steinbrück und Wiedlah), welche sich ein solches Buch anzuschaffen nicht im Stande wären, unentgeldlich verabreicht würde; die Dorfschaften der Dompropstei, besonders Algermissen und Harsum lehnten sich aber dagegen auf und als man Seitens der

*) Die Fibel wird gegenwärtig noch in den Schulen gebraucht. — Außer diesem Buche sind von ihm verfaßt und im Druck erschienen: 1) Eine Rede „Ueber die Schätzbarkeit des Schullehreramts," gehalten am 27. Mai 1790 bei Eröffnung der Normalschule. 2) Katholisches Gebetbuch für die Jugend nebst einem Anhange von Gesängen aus dem Stift-Hildesheimischen Gesangbuche. 3) Kurze Lebensbeschreibungen des heil. Franz von Xavier. Lüsken's vielseitig ausgebildeter Geist hat auch in der Poesie mehrere ausgezeichnete Piecen geliefert; wir erinnern 1) an die Ode auf den Konsekrationstag des Abts Wilhelm, von dem berühmten Benediktinerstifte zu St. Michael in Hildesheim, 13. Juli 1800. 2) Ode auf die Königin Louise von Preußen bei ihrer glücklichen Ankunft in Hildesheim am 18. Juni 1806. 3) Ode auf Se. Maj. Georg IV., König von Großbritannien und Hanover, bei seiner Anherokunft in seine deutschen Staaten im Jahr 1821 (soll von den damals eingereichten Gedichten mit das beste gewesen seyn.) 4) Ode auf den Konsekrationstag des Bischofs Franz Ferdinand von Hildesheim, am 11. Sept. 1836. — Verbessert sind von ihm und dem Präses H. Scherz die Gebet- und Gesangbüchelchen der Todesangstbruderschaft, der Xaverianischen Andachten u. s. w.

Regierung die Gemeinde Harsum fernerhin dazu zwingen wollte, brachen hier im Juni des J. 1792 Unruhen aus. Die Rädelsführer wurden zwar hart gestraft, die Erreichung des Zweckes blieb jedoch erfolglos *). — L. lag noch einige Jahre dem Amt eines Missionärs und Schulinspiciators ob, nachdem ihn aber der Fürstbischof Franz Egon, aus dem freiherrl. G schlechte derer von Fürstenberg (reg. von 1789 bis 1802 als Fürst und starb 1825 **) durch das am 21. Dec. 1794 erfolgte Ableben des Präfektus (Direktor) des bischöfl. Gymnasiums Joseph Anton Cramer zu dessen Nachfolger bestimmt hatte, legte er jene Aemter nieder; der von ihm gegründeten und am 27. Mai 1790 eröffneten Normalschule stand er übrigens noch bis 1800 als Lehrer vor. Die vielfachen Verdienste, welche sich der verewigte L. um das bischöfl. Gymnasium erworben, sichern ihm allein ein Denkmal in der Hildesh. Geschichte, länger dauernd, als tönendes Erz; denn daß selbiges bis jetzt noch unverändert geblieben und nicht schon längst mit dem zu Hildesheim bestehenden lutherischen Gymnasium ist vereinigt worden, hat man ihm zu verdanken, wie man aus dem fernern Verfolge dieser Biographie ersehen wird. Denn als in Folge des mit Frankreich am 9. Febr. 1801 geschlossenen Lüneviller Friedens das Hochstift Hildesheim säkularisirt und am 3. Aug. des J. 1802 mit dem preuß. Staate vereinigt ward, versuchte auch bald darauf der in Hildesheim stationirte preuß. Regierungs- und Tribunalpräsident Silberschlag mit dem Domänendirektor Heyer eine Vereinigung der beiden Gymnasien zu Stande zu bringen, zumal das aus lauter protestantischen Mitgliedern gebildete Magistratskollegium jener Stadt dabei nicht unthätig war, den Plan baldigst verwirklicht zu sehen. — L. widersetzte sich heftig dagegen, aber ungeachtet seiner gemachten Vorstellungen an die höhere und höchste Behörde wäre der zweite Versuch wahrscheinlich geglückt, hätte nicht die bei Jena am 14. Okt. 1806 gelieferte Schlacht alles vereitelt. Zur Zeit der westphäl. Fremdherrschaft (1807 — 1814) wurde nun der gedachte Plan von Neuem wieder aufgegriffen und die Ausführung desselben vorzüglich von dem damaligen Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts im Königreiche Westphalen, Baron v. Leist, eifrigst betrieben. L. bot nun Alles auf, die Ausführung des Vorhabens wo möglich zu verhindern und so lange ihn auch sein Freund, der Hildesheimische Unter-

*) Der Gemeinde Harsum hat der gegen die Regierung deshalb geführte Proceß über 600 Thlr. gekostet.

**) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 890.

präfekt Franz Anton Blum *) (nachheriger geheimer Justizrath und Konsistorialdirektor), schützen konnte, wurde nichts Nachtheiliges vorgenommen; als dieser aber wegen Desertion seines Sohnes seiner Stelle entsetzt ward und ihm (1810 bis 1811) Georg v. Hammerstein folgte, schien ein Unstern über das bischöfl. Gymnasium aufgegangen, denn die Vereinigung beider Gymnasien wurde jetzt förmlich dekretirt. Der Verewigte reiste hierauf eiligst nach Kassel und hatte deshalb mit Baron v. Leist eine Konferenz, in der er mündlich und schriftlich seine Vorstellung machte; indeß die ihm gegebene Antwort war nicht die erfreulichste. Sehr betroffen nach Hildesheim zurückgekehrt, suchte er nun den Fürstbischof Franz Egon zu bewegen, sich der Sache des Gymnasiums thatkräftig anzunehmen. Mittlerweile wurde der Hildesheimische Unterpräfekt v. Hammerstein auf Befehl des Kaisers Napoleon arretirt und von dort weggeführt, weil sein Bruder, der Obrist William, jetzt k. k. Generalfeldmarschalllieutenant, kommandirend in Ofen, mit einem Husarenregiment an der sächs.-böhmischen Gränze zu den Oesterreichern übergegangen war und dadurch gerieth nun die Sache auf einige Zeit in Stocken. — Als ihm nachher Nordenpflicht, jetzt k. preuß. Regierungspräsident zu Marienwerder, folgte, drang dieser im Einverständnisse mit Leist, ungeachtet der Fürstbischof auf L.'s Rath eine von ihm und dem entsetzten Unterpräfekt Blum verfertigte Petition an den Minister des Innern, Grafen v. Wolfrath, im September des J. 1812 eingereicht hatte und L. abermals in Kassel gewesen war, um durch seine Vorstellung bei Leist die Sache rückgängig zu machen, auf die Vollführung des dekretirten Beschlusses. Nun wurden alle nur möglichen Vorkehrungen getroffen, die Vereinigung baldigst zu Stande zu bringen und schon waren die Bedingungen für beide Gymnasialdirektoren gemacht, schon dem Direktor des lutherischen Gymnasiums, Dr. Billerbeck, die Schlüssel zur katholischen Gymnasialbibliothek **) über-

*) S. N. Nekr. 1. Jahrg. S. 905.

**) Durch den Verewigten hat auch diese Bibliothek einen bedeutenden Zuwachs von Manuskripten, Inkunabeln und kostbaren Werken erhalten, von denen viele aus der ursprünglichen Jesuitenbibliothek stammten und im 30jährigen Kriege, wo die Väter der Gesellschaft Jesu über 9 Jahre (vom 28. Juli 1634 bis Okt. 1643) Hildesheim meiden mußten, durch die braunschweig.-lüneb. Truppen entwendet und dem herzogl. Kammerherrn Joachim Götz geschenkt worden waren. — Nach dessen Tod erbte die Familie von Bennigsen seinen Nachlaß und als diese im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein von dem Hildesheimischen Kloster St. Michael geliehenes bedeutendes Kapital nicht zurück zu zahlen im Stande war, bot sie dem Prälaten dieses Klosters ihre Bibliothek an und dieser genehmigte auch das

geben u. s. w., schon sollte in einigen Tagen die Vereinigung wirklich stattfinden, aber auf einmal wurde der Unterpräfekt Nordenpflicht durch das in Hildesheim (im Herbst 1813) unerwartet eingetroffene v. Beaulieu'sche Freijägerchor gefangen genommen und forttransportirt und das französ.-westphäl. Reich hatte seine Endschaft erreicht, wodurch denn auch das bischöfl. Gymnasium in seinem statusquo blieb. — So war nun nach einem viermaligen Versuche — Dank der göttlichen Vorsehung! — der besagte Plan gescheitert; hätte sich übrigens L. trotz aller, vorzüglich zu Kassel, erlittenen inhumanen Behandlung nicht so standhaft gezeigt und wäre er vielleicht in Absicht um Erlangung höherer Würden und Aemter nachgiebiger gewesen, — wahrlich! die Vereinigung beider Gymnasien würde derzeitig stattgefunden haben und dadurch dem Katholicismus in jenem einst so frommen Hochstifte der Todesstoß gegeben worden seyn. — Nachdem die hildesheim. Stiftslande dem hanov. Königthum einverleibt waren, wurde der gewesene Unterpräfekt Blum und der geheime Regierungsrath Rehberg *) mit der Organisirung desselben beauftragt. Ersterer, die Vorschriften des Konciliums von Trient nicht außer Acht lassend, wo es Sec. XXIII. c. 18. de reform. heißt: „daß den Bischöfen die Direktion der geistlichen Bildungsanstalten einzig und allein zustände," sorgte sogleich dafür, daß dem Fürstbischofe Franz Egon ein vom königl. hanov. Kabinetsministerium gegebenes Dekret d. d. 19. Sept. 1815 eingehändigt wurde, demzufolge das bischöfl. Kollegium und Seminar lediglich der Administration des Bischofs verbleiben sollte. Bis zum J. 1830 befolgte man hanov. Seits dieses Dekret; als aber von dem königlichen Ministerium der geistlichen und Unterrichtsanstalten am

---

Anerbieten. Lüsken, der eines Tages nach der am 18. Febr. 1803 erfolgten Suppression des Klosters auf das dortige Bibliothekzimmer ging (die besten Manuskripte, 7 Kisten voll, hatten die Aufhebungskommissarien schon einige Tage vor der Aufhebung nach Berlin transportirt), um einmal die Bücher zu inspiciren, fand zufällig einen griechischen in Folio edirten Klassiker mit dem gewöhnlichen auf dem Titel- und Hinterblatte bemerkten Inskriptionszeichen des Hildesheimischen Jesuitenkollegiums. Hierdurch aufmerksam gemacht, suchte er fort und entdeckte nach und nach mehrere mit derselben Signatur bezeichnete Werke. Nachdem ihm sein Freund und Landsmann, der Prälat Wilhelm, über die Akquisition dieser Bücher Auskunft gegeben hatte, machte er dem Fürstbischof und dem Unterpräfekt Blum hiermit bekannt und stellte ihnen vor, daß es besser wäre, wenn das Kollegium diese Bücher wieder erhielte; denn da man das Kloster aufgehoben hätte, so könnten diese Bücher leicht veräußert werden. Lüsken's Vorschlag wurde mit Zustimmung des Prälaten genehmigt und dadurch wurde die Kollegiumsbibliothek um mehrere Tausend Bände reichhaltiger.

*) Dessen Biogr. siehe im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 491.

20. Juni gedachten Jahres für das Königreich Hanover ein Oberschulkollegium etablirt ward und der Oberschulrath Kohlrausch seine aus Münster mitgebrachte Pädagogik überall in diesem Staat einzuführen anfing, kam er auf seiner Inspektionsreise auch nach Hildesheim. — Zuerst besuchte er, ni fallor, das lutherische königl. Gymnasium; darauf ging er zu dem derzeitigen Bischofe Godehard Joseph (1829—1835) um ihn von dem Zwecke seiner Reise in Kenntniß zu setzen. Dieser, statt zu protestiren und sich auf die früheren Ministerialverfügungen (d. d. 19. Sept. 1815 und d. a. 1816), so wie auch auf die Kanonen der Kirche zu berufen (beiläufig bemerkt, die Lehrer dieses Gymnasiums bekommen auch nicht einen Pfennig aus der Staatskasse), erlaubte dem Oberschulrath an seinem Gymnasium zu inspiciren, zu examiniren und zu reformiren, weil jener fand, daß die an diesem Institute noch vorhandene Schulordnung, wenn gleich vom Fürstbischofe Friedrich Wilhelm im J. 1773 edirt, ganz nach dem alten jesuitischen Systeme zugeschnitten war. — Mögen immerhin einige Einflüsterungen von außen, sowohl von Geistlichen (!) als auch von Laien, den Bischof in seinem beklommenen Zustande dazu vermocht haben, daß er sich den Reformen des Oberschulraths nicht widersetzen mochte, unverzeihlich ist und bleibt es, daß er sich dadurch hat einschüchtern lassen und seine Rechte über das Gymnasium nicht besser von ihm gewahrt worden sind. Der Verewigte machte alsbald den Bischof auf die für das Gymnasium daraus hervorgehenden Gefahren aufmerksam; allein seine Worte waren zu tauben Ohren gesprochen und die von ihm eingereichten 4 bis 6 Bogen langen Vorstellungen wurden unberücksichtigt ad acta gelegt. — Kohlrausch erwirkte nun bei dem königl. hanov. Ministerium, daß dasselbe am 22. April 1831 eine Verordnung erlassen mußte, wornach die bei einem Gymnasium anzustellenden Lehrer in Zukunft zu Göttingen sollten geprüft und nach dem Urtheile der Examinatoren angestellt oder versetzt werden u. s. w. Als L. hiervon Kunde erhielt, bat er dringend den Bischof, sich der Sache des Gymnasiums rührig anzunehmen und für selbiges zu sorgen, damit es doch nicht durch sein Verschulden in die Hände der Protestanten fiele. Was geschah? — Nichts! — Reformen über Reformen wurden vorgenommen und der im Geiste L.'s wirkende Präfektus Wandt (jetziger Domkapitular und Regens) wurde seiner Stelle enthoben, weil er nicht gegen sein dem Fürstbischofe Franz Egon im J. 1824 gegebenes Versprechen handeln wollte und konnte. — So ging es nun mit der Organisation des Gymnasiums von Jahr zu Jahr besser

(conf. die religiöse Zeitschrift „Sion" Nr. 37 des J. 1841) und der genannte Oberschulrath hätte schon in den Ferien des J. 1834 einen Plan ausgeführt, wodurch dasselbe früher oder später mit dem lutherischen Gymnasium vereinigt werden mußte, hätte nicht der Bischof und der verst. Konsistorialdirektor Pelizäus *) Protest dagegen eingelegt. — Der Bischof Osthaus **) starb am 30. Dec. 1835 und mit dessen Tode schien nun dem hochbejahrten Präses ein neuer Hoffnungsstern aufzugehen, weil die Wahl am 10. März 1836 auf einen Mann fiel, der nach der Regel des heil. Benedikt gebildet war; allein er fand sich bald getäuscht; denn alle seine dem Neokonsekratus gemachten Vorstellungen und Bitten, die Rechte des Gymnasiums zu schützen und sich der Direktion desselben selbst anzunehmen, wurden wenig oder gar nicht berücksichtigt und die von ihm eingereichten Notamina, Verordnungen u. s. w., denen zufolge der Bischof seine Rechte über das Gymnasium geltend machen könnte, fielen bloß der bischöfl. Registratur anheim. Aus diesem erzählten Hergange der Sache hat sich nun als erwiesen dargestellt, was der verewigte L. für das bischöfliche Gymnasium gethan, was er für selbiges gelitten hat und wie er um dessen Erhaltung bis zu seinem letzten Lebenstage noch höchst bekümmert gewesen ist. — Schon der Fürstbischof Franz Egon, dessen besonderes Zutrauen er genoß, bewirkte durch seine Vermittlung in Anerkennung seiner Verdienste um das Gymnasium, daß ihm der Papst die durch den Tod des Domvikars Kleine vacirende St. Matthäusvikarie ertheilte, von der er am 6. Febr. 1799 Besitz nahm. Die geringen Einkünfte dieser Präbende verwendete der Verewigte aber zu keinen anderen Zwecken, als hilflose Gymnasiasten damit zu unterstützen, auch dürftigen Handwerkern, nothleidenden Hausarmen und Kranken ihre Thränen des Kummers und Elendes damit zu trocknen. Als nun im J. 1800 der Praeses Seminarii, Henrikus Scherz ***), Kränklichkeit halber

---

*) Dessen Biogr. siehe im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 935.

**) — — — 13. — — — S. 1165.

***) P. Henricus Scherz, geboren im J. 1738 zu Paderborn, trat am 23. Okt. 1756 in den Jesuitenorden daselbst; im J. 1771—1772 wurde er nach Hildesheim beschieden und verließ hier im Kollegium als Präses des Seminariums und Musikdirektor (Director musicorum operum seu Praefectus chori musici, gewöhnlich auch „Musikantenpater" genannt) am 4. Nov. 1808 das Zeitliche. — Da, beiläufig bemerkt, durch die Väter der Gesellschaft Jesu hier im Dome die ersten musikalischen Messen eingeführt wurden — überhaupt sah dieser berühmte Orden von jeher viel auf Haltung feierlicher Andachten und was stimmt wohl mehr das Herz des Menschen zur Andacht, als eine gut ausgeführte Kirchenmusik! — so übertrug das Domkapitel dem dasigen Kollegium gegen 1612 die Aufführ-

seine Würde niederlegen mußte, designirte ihn der Fürstbischof zu dessen Nachfolger. Mit Einsicht und Klugheit stand er auch diesem wichtigen Amte vor, aber dadurch, daß er in der gewissenhaftesten Befolgung seiner Pflichten über die ihm untergebenen Alumnen ein wachsames Auge hatte und sie streng nach der Vorschrift behandelte, wurde er von ihnen oftmals verkannt und erntete statt Dank — Unannehmlichkeit mancher Art, obgleich doch nur sein ganzes Streben dahin gerichtet war, ihnen eine ächt-religiöse und scientivische Bildung zu geben, damit sie entweder als einstige Seelsorger den ihnen anvertrauten Gemeinden wahre Nachfolger Christi wären oder ihm als tüchtige Lehrer im Gymnasium zur Seite ständen. L. hatte sich als mehrjähriger Missionär eine praktische Kenntniß in der Ausübung des Seelsorgeramts verschafft, er war auch, beiläufig bemerkt, im J. 1784—1785 3 Vierteljahre Pfarrer zu Dingelbe gewesen; dieses veranlaßte den Fürstbischof, ihm im J. 1792 den Unterricht in der Pastoraltheologie zu übergeben, weil er der Meinung war, daß ein in der Praxis Erfahrner mehr durch seinen Vortrag auf die Zuhörer wirken könne, als derjenige, der sich nur durch Lektüre theoretische Kenntniß gesammelt hätte. — Bis im Herbst 1811 hörten die Alumnen des Seminars seinen lehrreichen Vortrag; da ihn aber Franz Egon durch den am 2 Juli dess. J. erfolgten Tod des Präses des Kollegiums, Friedrich Blumenberg *), bald darauf in dessen Stelle einsetzte, wurde er jener Funktion enthoben. So waren nun in dem verdienstvollen Entschlafenen 3 hohe Würden vereinigt, denn er war, wie gesagt, seit 1795 Präfektus des bischöfl. Gymnasiums, seit 1800 Präses des Klerikalseminars und seit Nov. 1811 Vorstand des bischöflichen Kollegiums — aber auch mit der größten Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue wußte er einem jeden Amte vorzustehen, denn ihm fehlten weder Kenntniß noch Einsicht, weder rastlose Thätigkeit noch Ausdauer. L., der bei Uebernahme seines Vorsteheramts vom Kollegium bemerkt hatte, daß von einigen nach und nach daselbst eingetretenen neuen Mitgliedern die Vorschriften der vom Bischofe Friedrich Wilhelm

---

rung derselben und seit der Zeit hat immer ein in der Musik erfahrenes Mitglied des Kollegiums die besagten Kirchenmusiken dirigirt.

*) P. Friedrich Blumenberg, geboren am 2. Nov. 1732 in dem nahe bei Hildesheim gelegenen Dorfe Himmelsthür, trat am 20. Okt. 1753 in den Jesuitenorden daselbst und wurde, nachdem er von dem Hause Geist, Münsterscher Diöces, zurückgekehrt war, im Okt. 1766 Festtagsprediger im Dom, am 23. Okt. 1777 Domvikar, 1785 Präses des Kollegiums und Propst des dasigen Annuntiatenklosters. —

herausgegebenen Hausordnung d. d. 19. Okt. 1773 nicht genau befolgt wurden, erinnerte sich noch lebhaft der vom Oberaufseher des Kollegiums, Levin v. Wenge, am 1. Nov. 1773 den ehrwürdigen Vätern in einer Konferenz geäußerten Worte: „wo keine Ordnung ist, da herrscht Erkaltung und Unordnung, diese müssen aber von diesem Hause weit entfernt seyn *).“ — Er suchte deshalb dem fernern Uebel wo möglich vorzubeugen und bewirkte bei seinem hohen Gönner, Franz Egon, daß die besagten Vorschriften der Hausordnung nicht allein erneuert, sondern auch hier und da noch mit Zusätzen vermehrt wurden, was denn auch am 23. Nov. 1811 geschah. So lange es in seinen Kräften lag, drang er fest auf die Befolgung dieser Vorschriften; mit dem am 11. Aug. 1825 erfolgten Dahinscheiden des Fürstbischofs brach jedoch seine Macht und er konnte manchen Neuerungen bei dem besten Willen nicht entgegen wirken. — Als Präses des Kollegiums oblag ihm nicht allein die Pflicht, über den innern Haushalt ein wachsames Auge zu haben und die Einnahme- und Ausgaberegister zu beaufsichtigen, sondern er war auch jetzt Pfarrer der St. Antonius- (ehemaligen Jesuiten-) Kirche und hatte für den hier zu haltenden Gottesdienst zu sorgen. — Diese Kirche, ursprünglich die Domvikarienkapelle, für deren Mauerwände im Aeußern und Innern, Weißung, Fenster, Dach und Fach die Domfabrik (jetzt königl. Domänenkammer) zu sorgen **), für deren Altarschmuck und sonstige Kirchenutensilien im Innern das Kollegium die nöthigen Kosten zu verausgaben hat, lag ihm als besonderes Kleinod am Herzen. Gleich im ersten Jahre seines Vorsteheramts (1812) ließ er dieselbe aufs Neue restauriren, wobei ihm sein der Malerkunst zugewandter Sinn gut zu Statten kam, gab den Altären einen neuen Anstrich und Vergoldung und dem Hauptaltare 2 von dem berühmten Freskomaler Jos. Gregor Winckh verfertigte Gemälde ***).

---

*) Ubi enim non est ordo, ibi horror est et confusio, quae ab hac Domo longissime absint. Dies die Worte des Domp. L. v. Wenge.

**) Referent ist nicht unbekannt geblieben, daß gegen L.'s Eingabe an die königl. Domänenkammer betreffs der Reparatur des Deckengewölbes ein Gegenbericht eingereicht ist, dem zufolge der Kollegiumsfond die im J. 1836—1837 vorgenommene nöthige Reparatur mit 371 Thlr. hat bestreiten müssen; nach den Fabrikregistern der Domkirche und nach den Archivalien des ehemaligen Jesuitenkollegiums muß aber die Domfabrik, jetzt die königl. Domänenkammer, für derartige Ausbesserungen stehen.

***) Das untere Gemälde, „die Abendmahlsscene,“ wurde früher nur am Gründonnerstag auf dem Mittelaltare ausgestellt; das Bild im obern Altaraufsatze, „Gott-Vater in den Wolken schwebend,“ war ursprünglich für das heil. Grab gemalt.

Der steinerne Boden des besagten Gotteshauses, der im Laufe der Zeit ausgehöhlt oder durch zerfallene Grabstellen eingesunken war, wurde neu gelegt und die Kosten aus abgängigen Kirchenzierrathen, metallenen Grabinschriften und milden Beiträgen bestritten und als in Folge der Säkularisation hildesheim. Klöster kostbare Paramente versilbert wurden, suchte er die besten für seine Kirche durch eigene Geldopfer zu acquiriren. L. sorgte übrigens nicht allein für die innere Ausschmückung dieser Kirche, sein Hauptaugenmerk war auch darauf gerichtet, noch eine pünktlichere und regelmäßigere Haltung des Gottesdienstes vorzuschreiben und damit seine Untergebenen in ihm ein nachahmungswürdiges Vorbild fänden, ging er selbst sonn- und festtäglich in den Beichtstuhl, hielt die feierlichen Andachten und, wenn nöthig, passende Reden. In den späteren Jahren, wo seine Körperkräfte gänzlich abnahmen und er den ihm obliegenden kirchlichen Funktionen nicht mehr vorstehen konnte, ließ er dieselben durch verschiedene Mitglieder des Kollegiums versehen, indeß um allen Diffikultäten enthoben zu seyn, drang er bei seiner geistlichen Behörde darauf, ungeachtet es ihm sein baares Geld kostete, daß ihm ein Gehilfsgeistlicher zur Seite gegeben wurde, damit dieser für ihn den Gottesdienst versehen mußte; denn er pflegte oft zu sagen: dieses Haus (Kollegium) ist die Pflanzschule des Katholicismus, das darf und muß seinen Gottesdienst nicht aufgeben. Nachdem Deutschland von der Fremdherrschaft befreit und das Fürstenthum Hildesheim mit der Krone Hanovers vereinigt war, erhielt der Verewigte im J. 1815 bei der neuen Organisirung des hildesheim. Hochstifts von der Organisationskommission (geheimen Justizrath Blum und geheimen Regierungsrath Rehberg) den Auftrag wegen Verbesserung der Schullehrerstellen sämmtliche katholischen Schulen zu inspiciren und über die Einkünfte eines jeden Lehrers zu referiren. Bereitwillig unternahm er mit dem dazu beauftragten Osnabrückschen Dechant und Pfarrer Pieper diese Inspektionsreise, zumal ihm die Verhältnisse der Schulen am besten bekannt waren und so viel in seinen Kräften lag, wurden die dringenden Wünsche der Petenten berücksichtigt. Der Fürstbischof Franz Egon, dem in Folge seiner geltend gemachten Rechte im Betreffe der Administration des bischöfl. Kollegiums und der damit verbundenen Stiftung für arme Studenten, des Musikregisters und der Karthaus, von dem königl. Kabinetsministerium zu Hanover die Verfügung wurde, daß außer den besagten Stiftungen auch die Domkurrende und Johannishausstiftung, welche man schon zum allgemeinen Armen-

administrationsfond genommen, was aber L. und zwar mit dem glücklichsten Erfolge zu verhindern gelang, ins künftige unter der bischöfl. Verwaltung stehen sollten, fand es für zweckmäßig, diese Stiftungen einer eigenen Verwaltungskommission zu übertragen. Er ernannte deshalb am 4. Febr. 1816 eine aus 5 Mitgliedern bestehende Kommission, zu der auch der verewigte L. gehörte; als in der Folge ein neues Kapitel sammt Bischof wieder installirt wurden, traten diese in die Rechte der Kommission ein und selbige löste sich nach und nach auf. In der am 7. Okt. 1773 stattgehabten Konferenz, in welcher, wie bereits gesagt, in Folge des vom Papste Clemens XIV. gegebenen Suppressionsbreve den anwesenden Mitgliedern des hildesheim. Kollegiums sammt und sonders erklärt wurde, daß von nun an ihr Orden und dessen Institut sammt deren Pflichten, welche sie letzterm schuldig gewesen, aufhören und erloschen seyen*), wurde also auch L. seinen Ordensgelübden enthoben. Als aber Papst Pius VII. am 7. Aug. 1814 durch die berühmte Bulle: Ad perpetuam rei memoriam den Orden wieder hergestellt und bald darauf mehrere aus Belgien ausgewanderte Jesuiten sich unter dem Schutze des Fürstbischofs, und zwar auf L.'s Verwendung, in Hildesheim zu einem Konvikt niedergelassen hatten**), fühlte sich der Verewigte bewogen, am 2. Okt. 1817 wiederum in den Orden einzutreten und legte am 3. Juli 1820 das feierliche Gelübde (votum solemne) ab. Mit unbeschreiblicher Liebe hing er bis zu seinem letzten Lebenshauche diesem Orden an. Und traf es sich zufällig, daß einer seiner Freunde mit ihm im Gespräch auf selbigen verfiel, so redete er mit hoher Begeisterung davon, erzählte mit einer gewissen Lebhaftigkeit noch Manches aus seinen Noviciatjahren und hob besonders die großen Verdienste hervor, welche sich die Religiosen dieses Ordens vor allen übrigen um die Verbreitung des Christenthums, um die Fortschritte in dem Gebiete der Künste und Wissenschaften und vorzüglich um die Erziehung und Bildung der Jugend erworben hätten***). Bevor wir nun den fernern Verfolg von seinen Lebensjahren noch kennen lernen, möchten wir hier erst kurz der Verläumdung gedenken, welche Präsident Dr. Hurlebusch in Wolfenbüttel durch eine zu Göttingen bei Vandenhöck und

---

*) Sind die Worte nach den Originalakten.

**) In Folge einer Denunciation an die hanov. Regierung mußten sie nach Verlauf von einigen Jahren Hildesheim verlassen.

***) Mit ihm erlischt, wie er oftmals noch in seiner Krankheit sagte, jener ursprüngliche Stamm des Ordens, der im J. 1773 durch Papst Clemens XIV. aufgelöst wurde und derzeitig über 22,500 Mitglieder zählte.

Ruprecht 1831 herausgegebene Broschüre, betitelt: „Bemühungen der Jesuiten, einen 17jährigen Knaben zum Uebertritt in die sogenannte allein seligmachende Kirche und zur Ermordung seines Religionslehrers zu verführen *)," gegen den ehrwürdigen L. ausgestoßen hat und mit dem auch zugleich der damalige Pfarrer zu Köthen P. J. Beckx (jetzt zu Wien) und der Stadtdechant und Pfarrer Meyer zu Braunschweig kompromittirt worden sind. In der besagten Schmähschrift wird nämlich der 81jährige L. und der hochwürdige P. J. Beckx meuchelmörderischer Anschläge gegen das Leben eines protestantischen Predigers N. in Braunschweig beschuldigt. Als dem Verewigten diese Verläumdung zu Ohren kam, wies er dieselbe mit der größten Verachtung von sich und beklagte nur laut, wie eine so verläumderische Seele in einem Menschen wohnen könne. Anfangs wollte er sich nicht vertheidigen; denn er sagte: „mein Selbstbewußtseyn spricht mich von jeder unlautern Handlung frei; warum soll ich mich vertheidigen?" — Indeß sein Mitbeschuldigter drang darauf und sogleich protestirte dieser in öffentlichen Blättern (Dr. Benkert's kirchenhistor. Bemerk. 1831. Nr. 16. Bd. XI. Hft. 1.) gegen die entehrende Verläumdung und erklärte zu gleicher Zeit, daß er in Gemeinschaft mit L. die erforderlichen Maasregeln treffen werde, den Kalumnianten gerichtlich zu belangen. — Am Ende des J. 1832 erfolgte nun die Entscheidung von Seiten der Justizbehörde zu Wolfenbüttel; sie lautet: „Dr. Hurlebusch ist durch das publicirte Erkenntniß als schuldig verurtheilt, binnen 4 Wochen bei Verwirkung des gesetzlichen Nachtheils wegen der aus seiner Broschüre: „Bemühungen der Jesuiten rc." die Verunglimpfungen der Ehre und des guten Namens des P. Lüsken enthaltenden und in der Klage ausgehobenen Stellen dem Kläger schriftlich Abbitte zu thun und eine Strafe von 50 Rthlr. zur Ablieferung an die betreffende Kasse zu zahlen, auch die Proceßkosten zu erstatten. Nach beschrittener Rechtskraft dieses Erkenntnisses soll dessen Inhalt durch einmaliges Einrücken in den Braunschweigischen und Hildesheimischen Anzeigen auf Kosten des Beklagten öffentlich bekannt gemacht werden." Ganz gleichlautend war auch das Erkenntniß in des hochw. P. J. Beckx Sache wider

*) Bald nachher gab Hurlebusch eine andere Piece heraus, betitelt: Postskript zu der Schrift: Bemühungen der Jesuiten rc. — Die Proceßkosten, welche der Präses L. zu verausgaben hatte, beliefen sich auf 80 und einige Thaler; so viel Referent bekannt, hat er von dem Beklagten nichts wieder erhalten. —

Dr. Hurlebusch, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Bekanntmachung durch die Braunschweigischen Anzeigen und den Hamburger unpartheiischen Korrespondenten geschehen sollte. Dr. Hurlebusch ergriff gegen dieses Urtheil die Appellation; aber ehe dieses Gericht entschied, erhenkte er sich. Nachdem der Verewigte das 74. Jahr seines Alters und das 29. seiner Präfektuswürde zurückgelegt hatte, resignirte er mit Genehmigung des Fürstbischofs Franz Egon im J. 1824 auf den damaligen Professor, jetzigen Domkapitular und Regens J. Wandt diese Würde; Präses des Priesterseminars blieb er bis zum 1. Okt. 1834, wo die Trennung dieses Instituts vom bischöfl. Kollegium stattfand. Als L. dieser Würde entsagt hatte, schien auch sein Lebensende zu nahen, denn er verfiel bald darauf in eine mehrmonatliche Krankheit, die schon derzeitig das Schlimmste befürchten ließ; die Krankheit ging aber diesmal noch glücklich vorüber und die göttliche Vorsehung erhielt ihn noch einige Jahre. Während dieser Zeit besorgte er trotz seiner höchst schwächlichen Körperbeschaffenheit noch theilweise die ihm obliegenden Funktionen, wachte, wo möglich, für die Ordnung des Hauses, besonders für die Andachten der Kirche*) und beschäftigte sich vorzugsweise mit den durch seine Verwendung ins deutsche Kollegium zu Rom aufgenommenen Alumnen, um sie zuvor erst mit den Pflichten ihres dereinstigen Standes gehörig bekannt zu machen. Schon am Ende des J. 1840 fing der Verewigte an zu kränkeln, sein Krankheitszustand verschlimmerte sich aber immer mehr und als er selbst seine baldige Auflösung fühlte, empfahl er mit Ruhe, Heiterkeit und völliger Ergebung seine Seele in die Hände des himmlischen Erlösers, für dessen Ehre und Verherrlichung er gelebt und gewirkt hatte. — Und so verschied er dann in der Mitternachtsstunde vom Sonnabend auf den Sonntag (vom 3. auf den 4. Juli) in dem höchst seltenen Alter von 91 Jahren und 3 Monaten. Am Dienstage den 6. Juli Abends 6½ Uhr wurde die irdische Hülle des Verewigten ganz im Stillen in dem Grabgewölbe des Kollegiums zur ewigen Ruhe beigesetzt und am andern Morgen das Seelenamt gehalten. — Durch seinen Tod hat das bischöfl. Kollegium seinen wohlwollenden Vorgesetzten verloren und die seinem Herzen näher standen, sind ihres

*) Zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung der durch Christum gestifteten Kirche ließ er im J. 1838 und im J. 1841 auf seine Kosten einen neuen Altaraufsatz verfertigen, welche zu den beiden am Frohnleichnamsfest auf dem kleinen Domhof errichteten Stationsaltären dienen sollten. Die Kosten für beide Gemälde und sonstige Embleme belaufen sich auf 140 Thlr.

liebevollen Freundes beraubt; den Armen, Nothleidenden und Betrübten ist ihr Wohlthäter, ihr Nothhelfer und ihr Tröster entrissen und Hildesheim's Diöcesan-Klerus, der fast ohne Ausnahme durch ihn gebildet ist, trauert um den Verlust seines wahrhaft ehrwürdigen Nestor.

205. Gottlieb Christian Friedrich Mohnike,

der Theologie und Philosophie Doktor, königl. Konsistorial- und Schulrath, Superintendent der Kirchen und Schulen der Stadt Stralsund und Pastor zu S. Jakobi, Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse mit der Schleife und geistliches Mitglied des Nordsternordens;

geb. d. 6. Jan. 1781, gest. d. 6. Juli 1841 *).

M. war geboren in Grimmen, in dem Neu-Vorpommerschen (damals Schwedisch-Pommerschen), wo sein (im J. 1812 verstorbener) Vater Kaufmann und Rathsherr war. Nachdem er den ersten Unterricht in der Schule seiner Geburtsstadt genossen, kam er Ostern 1794 in die dritte Klasse des Stralsunder Gymnasiums. Hier waren über 5 Jahre hindurch, außer dem Rektor Groskurd, namentlich der Konrektor Furchau und der erst vor wenigen Jahren als Superintendent in Göttingen verstorbene Subrektor Ruperti **) seine Hauptlehrer. Michaelis 1799 ward er unter die Zahl der Theologie Studirenden der Universität Greifswald aufgenommen. Zwei Jahre widmete er sich hier theologischen, philosophischen, philologischen, historischen und naturhistorischen Studien, namentlich unter Schlegel, Ziemssen, Parow, den beiden Muhrbeck, Möller, E. M. Arndt (mit dem er bis in die neuesten Zeiten aufs engste verbunden blieb), Overkamp, Weigel und Rudolphi. Seit dem Herbste des J. 1801 setzte er seine akademischen Studien in Jena fort, wo Griesbach, Paulus, Niethammer, Augusti, Schelling, Hegel, Schütz, Voigt und Breyer seine Lehrer waren. Nach seiner Rückkehr im J. 1803 wurde er bald nach Ostern vom königl. schwedischen General-Superintendenten Pommerns, Dr. Schlegel, geprüft und erhielt die Erlaubniß zu predigen. Von Michaelis 1803 bis Ostern 1810 war er mit kurzer Unterbrechung Hauslehrer bei den Kindern zweier hochgeachteter Familien auf der Insel Rügen, zuletzt bei dem ehrwürdigen Generalmajor ꝛc. von Dyke zu Losentitz. Während dieser Zeit (im Sommer 1809) bestand er in Greifswald die Prü-

---

*) Nach: Zur Erinnerung an D. Gottlieb Mohnike. Von D. Ernst Zober in Stralsund. Stralsund, 1842.

**) Dessen Biogr. siehe im 14. Jahrg. des N. Nekr. S. 418 u. 930.

fung zum Pastorat, in Folge deren die in Stralsund von ihm gehaltene Predigt noch in demselben Jahr im Druck erschien, als Erstling seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Von Ostern bis Michaeli 1810 privatisirte er in Stralsund, indem er zugleich einige Jünglinge durch Privatunterricht zur Universität vorbereitete. Am 1. Nov. desselben Jahres ward er vom Magistrate der Stadt Greifswald zum Konrektor des dortigen Gymnasiums berufen, dessen Rektor Niz nach wenigen Wochen starb. Er verwaltete daher von Neujahr bis Johanni 1811, wo Ahlwardt*) Rektor wurde, zugleich die Rektoratsgeschäfte. Schon am 9. Nov. 1810 hatte er sich verheirathet mit Karoline v. Stucker, der Tochter des erst Ende Dec. 1840 verstorbenen Medicinalassessors Dr. v. Stucker. Unterm 22. Nov. des J. 1813 ward er vom Magistrate der Stadt Stralsund zum Pastor der dortigen S. Jakobikirche berufen; jedoch erst am 14. Febr. 1814 vom damaligen Generalsuperintendenten Dr. Ziemssen**) ordinirt u. eingeführt. Bald nach Neujahr 1818 wurde ihm, in Folge der Organisirung der im J. 1815 an Preußen abgetretenen Provinz, die provisorische Verwaltung der geistlichen und Schulangelegenheiten in der königlichen Regierung von Neu-Vorpommern und Rügen übertragen; unterm 1. Jan. 1819 ward er zum Konsistorial- und Schulrath ernannt. In diesem bis zu seinem Tode von ihm verwalteten Amt ist er zugleich k. Kommissarius gewesen bei den Abiturientenprüfungskommissionen der gelehrten Schulen zu Stralsund, Greifswald und Putbus. Ostern 1825 befiel ihn eine lebensgefährliche Lungenkrankheit, die ihn zwei Jahre hindurch von allen Amtsgeschäften fern hielt. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit machte er im J. 1827, durch k. Unterstützung dazu in Stand gesetzt, eine Reise durch Schlesien, Böhmen, Baiern, Franken und Sachsen, auf welcher er theils neue Bekanntschaften anknüpfte, theils alte Freunde besuchte. Zu jenen gehören besonders die des geistreichen, hochgebildeten, jungen, poln. Grafen Stanislaus Rzewuski, mit dem er im Bade zu Reinerz während mehreren Wochen täglich verkehrte. Im Herbste des Jahres 1829 machte er eine Reise durch das südliche Schweden und durch Seeland, theils zur Erholung, theils zur Belehrung. — Nach dem Tode des Stadtsuperintendenten Dr. Droysen***) ward er zu dessen Nachfolger er-

*) Dessen Biogr. siehe im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 327.
**) — — — 2. — — — S. 845.
***) Der Verstorbene hat das Leben dieses seines Vorgängers geschildert im 2. „Bericht des literarisch-geselligen Vereins zu Stral-

wählt und durch den ihm innigst befreundeten Generalsuperintendenten von Pommern, Bischof Dr. Ritschl, am 10. April 1839 als solcher eingeführt. Im Oktober des Jahres 1840 ward er als Deputirter der neuvorpommerschen Geistlichkeit zur Huldigung des regirenden Königs nach Berlin gerufen. Am 18. April 1841 verrichtete er sein letztes Amtsgeschäft durch Einsegnung einer bedeutenden Anzahl von Konfirmanden. Tags darauf klagte er über heftigen Rheumatismus der Brustmuskeln, welcher durch die Eigenthümlichkeit und Lebendigkeit des Patienten, sowie durch den Drang äußerer Verhältnisse, die es ihn höchst unangenehm empfinden ließen, mehrere Tage im Bette zu verweilen, nur allzusehr vernachlässigt wurde. So griff das Uebel schnell die edelsten Theile an und machte, ungeachtet der aufmerksamsten Behandlung dreier Aerzte und der sorgfältigsten und treuesten Pflege der Seinen, nach mehrwöchentlichem Krankenlager am gedachten Tage Morgens 2 Uhr dem theuern Leben ein Ende. Mohnike entschlief sanft und im lebendigsten Glauben an Den, in dessen Dienst er über ein Vierteljahrhundert hindurch treu erfunden worden war. Am 8. Juli, Morgens gegen 7 Uhr, ward seine entseelte Hülle unter einer überaus zahlreichen, tiefbewegten Leichenfolge in die Gruft unter der Sakristei seiner lieben Jakobikirche eingesenkt, nachdem sein nächster Mitarbeiter im Predigtamte vom Altar aus erhebende Worte des Gedächtnisses gesprochen. — Außer der tiefbetrübten Witwe hinterläßt der Selige einen Sohn (Otto, Doktor der Medicin und Chirurgie) und sechs Töchter, von denen die beiden ältesten glücklich verheirathet sind. — Dies ist in der Kürze der Abriß von dem äußern Leben eines Mannes, durch dessen Hingang nicht nur die Seinen und seine Freunde einen unersetzlichen Verlust erlitten haben, sondern der auch schmerzlich vermißt wird von seiner Gemeinde, von seinem nächsten Amtsgenossen, von seinen Vorgesetzten, von allen Geistlichen und Lehrern der Stadt und des ganzen Regierungsbezirks Stralsund; eines Mannes, der eine Zierde der deutschen Wissenschaft und ein treuer Diener des Staates war an Kirche und Schule. Eine vollständige Charakteristik des Entschlafenen als Beamten, Amtsgenossen, Vorgesetzten, Gelehrten, als Freundes, Familienvaters und Gatten kann hier nicht erwartet werden. Wenige Andeutungen mögen genügen. Unser M. betrieb Alles, was ihm oblag oder wozu Neigung ihn hinzog, mit dem gewissenhaftesten Eifer

---

sund", S. 20—23. — Droysen's Biogr. s. im 16. Jahrg. d. N. Nekrologs S. 620.

und der hingebendsten Liebe. Seine S. Jakobigemeinde war ihm zunächst ans Herz gewachsen; aber auch die ganze Stadt Stralsund, das gesammte Neuvorpommern und Rügen lag ihm nahe in den höchsten und heiligsten Beziehungen des Wirkens. Aufs Lebendigste war er beseelt von der im Glauben thätigen und ungefärbten Liebe. Niemals hat er irgend Einem absichtlich wehe gethan; unendlich Viele hat er aufgerichtet durch Lehre, Trost, Ermahnung und thätige Unterstützung. Seine ganze Erscheinung war die personificirte Leutseligkeit. Fern von allen Extremen in der Theologie hielt er sich einzig und allein an das einfache und praktische evangelische Christenthum und zeigte stets Milde ohne Gleichgiltigkeit. Allem bloß Aeußerlichen und Gehaltlosen war er von Grund der Seele abhold. Seine Thätigkeit von der Frühe des Morgens bis spät zur Nacht war in der That erstaunlich. Er leistete das, was oft zwei oder gar mehrere Männer zu leisten haben. — Wie nahm ihn die Seelsorge seiner großen Gemeinde in Anspruch; welche Zeit mußte er nicht theils im Sessionszimmer, theils auf Reisen, theils daheim den vielfachen, oft sehr ermüdenden Obliegenheiten seiner Aemter widmen! Und dennoch wußte er bei der weisesten und regelmäßigsten Benutzung jedes Augenblicks immer noch Zeit zu erübrigen für wissenschaftliche Beschäftigungen. Diese galten ihm als die liebste Erholung von seinen Amtsarbeiten. Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine ungewöhnlich fruchtbare. Sie erstreckte sich besonders auf Literarhistorie und historische Theologie, namentlich auf das Zeitalter der Reformation; ferner auf Geschichte, zumal pommersche und speciell stralsundische und während der letzten 15 Jahre seines Lebens auf nordische Literatur. Beweise seiner überaus gründlichen und zugleich geschmackvollen Gelehrsamkeit liegen in einer zahlreichen Reihe theils von selbstständigen Werken, theils von Bearbeitungen und Uebersetzungen der gelehrten Welt vor. Außerdem finden sich von ihm Abhandlungen und Recensionen in den geachtetsten wissenschaftlichen Zeitschriften und kritischen Blättern; alle seine Arbeiten geben Zeugniß von seinen gediegenen, ernsten Studien. Ein geordnetes Verzeichniß seiner sämmtlichen Druckschriften soll diesem Nekrologe beigefügt werden. — Die nordischen Sprachen und ihre Literatur begann er während der Zeit seiner Genesung (1826 u. 1827) als Autodidakt zu treiben und durch Sprachtalent und unermüdlichen Eifer hat er darin so viel geleistet, daß selbst nordische Gelehrte ihm ihre Anerkennung gern aussprachen. Ja er ist unstreitig als derjenige deutsche Gelehrte zu nennen, der die skandina-

vische Literatur ganz besonders auf deutschen Boden verpflanzt hat. Diese ausgezeichnete amtliche und literarische Thätigkeit des Heimgegangenen fand auch überall die gerechteste Anerkennung. Eine große Anzahl deutscher und außerdeutscher Gelehrtengesellschaften hat ihn als Mitglied aufgenommen; am thätigsten arbeitete er für die k. nordische Gesellschaft in Kopenhagen. In den geachtetsten kritischen Blättern ist fast aller seiner Schriften auf das rühmendste gedacht. Der verstorbene König*) beehrte ihn schon im J. 1828 mit dem rothen Adlerorden dritter Klasse, sowie der König von Schweden mit dem Nordsternorden. Die schwedische Akademie erfreute unsern M., als den gründlichsten Beförderer und Verbreiter der skandinavischen Literatur in Deutschland, im J. 1840 durch ihre große goldene Medaille und auch der Kronprinz Oskar übersandte ihm in demselben Jahre für die demselben zugeeignete Gesammtausgabe der Tegner'schen Gedichte in deutscher Uebersetzung eine mit seinem Bilde gezierte große goldene Medaille. Die Zahl seiner Freunde nah und fern ist außerordentlich groß. Von seinen noch lebenden akademischen Freunden, mit denen er bis zuletzt in der innigsten Vertrautheit verkehrte, sind die namhaftesten: der kaiserl. russische wirkliche Geheimerath und Generalstabsarzt der Armeen, Dr. v. Schlegel zu St. Petersburg, der königl. preußische wirkliche geheime Ober-Finanzrath und Regierungspräsident Keßler zu Arnsberg, der königl. baiersche Geheimerath Professor Dr. v. Schubert in München und der Dr. Friedr. Ludw. Jahn zu Freiburg a. d. Unstrut. — Während der letzten Jahre seines Lebens hatte er einen festen, innigen Bruderbund geschlossen mit Schwedens gefeiertem Sänger und Bischof Dr. Esaias Tegnér, der ihn auch zweimal in Stralsund besucht hat, das letztemal vom 8. bis 29. April 1841. Als dieser sein Freund und Bruder aus Norden, nachdem er sich hier in dem gastlichen Mohnike'schen Hause leiblich und geistig aufgefrischt hatte, die baltischen Fluthen durchsegelte, lag unser Mohnike schon auf dem Schmerzenslager**). Als die Gefahr schon bedeutend geworden, sah und sprach er an seinem Kranken-

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

**) Durch ein in der That höchst bedauerliches Versehen des Herrn Dr. E. Meyen in Berlin wurde in die unter der Redaktion des Herrn Dr. Karl Riedel in Berlin erscheinende Zeitschrift „Athenäum" (1841, Nr. 29) eine Notiz über den seligen Mohnike und dessen Freund Tegnér aufgenommen, die jeden Unterrichteten mit dem tiefsten Unwillen erfüllen mußte. Eine Berichtigung der ausgesprengten Unwahrheiten enthält Nr. 33 desselben Blattes, nachdem schon früher ein Widerruf von Seiten der Redaktion erschienen war.

lager noch seinen hochverehrten Freund, den Bischof Dr. Ritschl. — Seine in einzelnen Fächern ungewöhnlich reichhaltige Büchersammlung (sie zählt gegen 10,000 Bände) wurde von ihm mit der innigsten Sorgfalt gehegt und gepflegt. Es ist zu wünschen und auch zu hoffen, daß die Hauptpartien der Mohnike'schen Bibliothek ungetheilt an einem Orte zusammenbleiben. Was Mohnike's Verhältniß zu dem literarisch-geselligen Vereine zu Stralsund betrifft, so wollte er zwar nie mehr seyn, als ein einfaches Mitglied desselben, in der That aber war er nicht nur einer der Hauptgründer und stets eine Hauptstütze, sondern ein wahrer Träger, ja die Seele desselben. Sein umfassender, vielseitiger wissenschaftlicher Sinn belebte den ganzen Verein, sowie seine von aller Selbstsucht entfernte leutselige und vermittelnde Gemüthsart nicht wenig dazu beitrug, ungestörte Eintracht zu erhalten. Kein anderes Mitglied hat so oft, auch statt Anderer, gelesen, wie er*); Keinem war es wohl unerfreulicher, wenn Geschäftsreisen oder Unwohlseyn ihn abhielten, dort anwesend zu seyn, als ihm. Zu den erquicklichsten Erscheinungen seiner letzten Lebensjahre gehörte unserm Mohnike gerade der literarisch-gesellige Verein. — Hier das geordnete Verzeichniß der sämmtlichen Schriften des Verewigten: A. Unter eigenem Titel als selbstständig im Buchhandel erschienene Schriften, sowohl eigene Werke, als Bearbeitungen und Uebersetzungen. I. Theologischen (namentlich kirchenhistorischen und hymnologischen), sowie pädagogischen Inhalts: Die christliche Tugend in ihrer Vorzüglichkeit. Predigt am 6. Sonntage nach dem Feste der heil. Dreieinigkeit in der St. Nikolaikirche zu Stralsund gehalten. Stralsund 1809. — Ulrich Hutten's Jugendleben, nebst Geschichte und Beschreibung der Urschrift der Klagen u. s. w. Greifswald 1816. — Ulrich Hutten's Klagen gegen Wedeg Loetz und dessen Sohn Henning. Zwei Bücher. Ebend. 1816. (Urschrift u. Uebersetzung.) — Doktor Martin Luther's Lebensende, von Augenzeugen beschrieben und von diesen und andern Zeitgenossen und Freunden in dreien Predigten, einer Rede und zweien Gedichten beklagt. Stralf. 1817. — Lieder zur Feier der Einsegnung, nebst einem Anhang 2c.. Ebend.

*) Nach den Berichten des Vereins hat derselbe gelesen: 1835: am 12. Jan., am 15. Juni und am 23. Nov.; 1836: am 25. Jan., am 16. Mai und am 3. Okt.; 1837: am 13. Jan., am 20. März, am 26. Juni und am 10. Juli; 1838: am 22. Jan. und am 8. Oct.; 1839: am 18. Febr., am 11. März, am 17. Juni, am 9. Sept. und am 23. Sept.; 1840, am 3. Febr., am 27. April und am 28. Dec.; 1841: am 15. und 22. März — zusammen zwei und zwanzig Vorlesungen.

1818. — Urkundliche Geschichte der sogenannten Professio fidei Tridentinae und einiger andern römisch-katholischen Glaubensbekenntnisse. Greifsw. 1822. — L. Th. Freiherr von Spittler über Christoph Besold's Religionsveränderung. Mit Zusätzen. Ebend. 1822. — Zur Geschichte des Ungarschen Fluchformulars. Ein Nachtrag zu der urkundl. Geschichte ꝛc. mit einem Anhange, betreffend den öffentlichen Uebertritt der Königin Christine von Schweden. Ebend. 1823. — Kirchen- und literarhistorische Studien und Mittheilungen. Erster (und einziger, 13 Aufsätze in 2 Heften enthaltender) Band. Stralsund 1825. — Dr. Friedrich Münters Rede, gehalten am Jahresfeste der dänischen Bibelgesellschaft am 11. Mai 1824. Aus dem Dänischen übersetzt. Ebend. 1825. (Ist ein Sonderabdruck des Schlußartikels v. Vorherg.) — Eine akademische Rede, gehalten von Dr. Esaias Tegner. Nebst einer Schulrede desselben. Aus dem Schwedischen. Ebend. 1827. — Predigt am zweiten Sekularfeste der Befreiung Stralsunds von der Wallenstein'schen Belagerung. Ebend. 1828. — Die Aufhebung und Verlegung gewisser christlicher Festtage. Eine schwedische Reichstagsverhandlung. Ebend. 1829. — Reden von Dr. Esaias Tegner. Aus dem Schwedischen. Stralf. u. Leipz. 1829. — Das sechste Hauptstück im Katechismus, nebst einer Geschichte der katechetischen Literatur in Pommern. Stralf. 1830. — Die Jubelfeier der Augsburgischen Konfession in Neuvorpommern in den Jahren 1630, 1730 u. 1830. Ebend. 1830. — Die Dichter, Lieder und Melodien des Stralsundischen Gesangbuchs. Ebend. 1830. — Die Lieder, Dichter und Melodien des vermehrten Kirchen- und Hausgesangbuchs für Neuvorpommern und Rügen. Ebend. 1830. (Dies ist die Erweiterung des Anhangs zu dem genannten, von M. 1827 revidirten Gesangbuches; das vorgenannte, ebengenannte und nachfolgende Werk bilden zugleich den ersten Theil der „Hymnologischen Forschungen. Ebendaselbst 1831.) — Geschichte des Kirchengesangs in Neuvorpommern von der Reformation bis auf unsere Tage. Ebend. 1831. — Hymnologische Forschungen. Zweiter (10 Artikel enthaltender) Theil. Ebend. 1832. — Sechs Schulreden von Dr. Esaias Tegner. Aus dem Schwedischen. Ebend. 1833. — Des Johannes Frederus Leben und geistliche Gesänge. Eine kirchenhistorische Monographie in 3 Abtheilungen. Mit 4 lithographirten Blättern. Ebend. (1837—) 1840. — Die Kirche und Schule Schwedens in den beiden letzten Jahrzehenden. Von Dr. Esaias Tegner. Ebend. 1837. — Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. Von G. H. M. Delprat. Deutsch bearbeitet u. mit Zusätzen u. einem Anhange

versehen. Leipz. 1840. — II. Historischen und literarhistorischen Inhalts: Geschichte der Literatur der Griechen und Römer. Erster (und einziger) Band. Greifsw. 1813. — Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt vnd Lauff seines gantzen Lebens ꝛc., von ihm selbst beschrieben. Aus der Handschrift herausgegeben u. erläutert. Ebend. 1823 u. 24. — Die Sage vom Fridthjof dem Starken. Aus dem Isländischen. Stralſ. 1830. — Die Krönung König Christians III. von Dänemark und seiner Gemahlin Dorothea durch Dr. Johannes Bugenhagen. Ebend. 1832. — Absalon, Bischof von Roeskilde ꝛc., von H. Fr. J. Estrup. Aus dem Dänischen übersetzt und mit Anhängen vermehrt. (Aus dem 2. Bde. der Zeitschr. f. hist. Theol. besonders abgedruckt.) Leipz. 1832. — Johann Berckmanns Stralsundische Chronik ꝛc. Aus den Handschriften herausgegeben. (In Gemeinsch. mit Dr. E. H. Zober.) Stralſ. 1833 — Geschichte der Buchdruckereien in Stralsund bis zum J. 1809. Ebend. 1833. — Faereyinga Saga od. Geschichte der Bewohner der Färöer, im isländ. Grundtexte mit färöischer, dän. u. deutscher Uebersetzung. (In Verbindung mit C. C. Rafn.) Kopenh. 1833. — Heimskringla. Sagen der Könige Norwegens von Snorre Sturlason. Aus dem Isländischen. Erster Band. Stralſ. 1837. — Die Entdeckung Amerika's im 16. Jahrh., von Rafn. Aus dem Dänischen. Ebend. 1838. — Die Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern. Stettin 1840. — III. Schönwissenschaftlichen Inhalts (größtentheils Uebersetzungen nordischer Poesien): Die Frithjofssage von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen. Stralſ. 1826. 2. Aufl. ebend. 1831. 3. Aufl. 1836. 4. Aufl. Leipz. 1840. 5. Aufl. ebend. 1842. — Axel, eine Romanze von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen. Stuttg. u. Tübing. 1828. — Runen von Karl Aug. Nicander. Aus dem Schwedischen. Ebend. 1828. — König Enzio, der letzte Hohenstaufe, nach K. A. Nicander. Aus dem Schwedischen. Stralſ. 1829. (Früher in der Sundine des J. 1828, Nr. 37—39, erschienen.) — Napoleon. Stimmen (5) aus dem Norden und Süden. Ebend. 1829. — Der Riese Finn. Von Esaias Tegnér. Lund 1829. — Tegnér und Oehlenschläger am 23. u. 28. Juni 1829. Stralſ. 1829. — Volkslieder der Schweden. Aus der Sammlung von Geijer u. Afzelius. Erster (und einziger) Band. Berl. 1830. — Nordische Dithyramben. Stralſ. 1830. — An Leopold's Grabe, von Esaias Tegnér. Ebend. 1830. — Skandinavisches. Ebend. 1832. Auch unter dem vollständigeren Titel: „Reden, Schilderungen und Gedichte von Wallin, v. Brinkmann,

Oedmann, Agardh, Tegnér, Geijer, Atterbom u. Nicander. Verdeutscht von Mohnike u. Schütt." — Auf zwei Gräber in Stralsund. Ebend. 1839. — Esaias Tegnér's sämmtliche Gedichte. A. d. Schwed. 3 Thle. Lpzg. 1840. — Esaias Tegnér's Leben, gezeichnet von F. M. Franzen. Nebst einer Einleitung Tegnér's zu seinem Frithjof. Ebend. 1840. — Karl der Zwölfte. (Aus d. Schwed. des Generalkonsuls v. Afzelius.) Stralf. 1840. — IV. Vermischten Inhalts: Kleanthes der Stoiker. Greifswald 1814. — Dr. Martin Luther u. Philipp Melanchthon üb. den Arzt u. seine Kunst. Stralf. 1823. — Dr. Martini Lutheri Epigramma de Fonte Montis Teichelii ad Witebergam. Sund. 1824. — Verzeichniß der sämmtl. neuvorpommer. Stipendien f. Studirende. Stralf. 1825. (Auch im neuvorp. Haushaltungs- u. Geschichtskalender f. 1825.) — Der Auerhahn, von Esaias Tegnér u. Gottl. Chr. Fr. Mohnike. Ebend. 1828. — Die Verslehre d. Isländer von Rask. Verdeutscht. Berlin 1830. — Die schwed. Naturforscher Thunberg u. Dalman. Aus d. Abhandl. der schwed. Akad. d. Wissensch. Stralf. 1830. — Dr. Ludwig Gotthard Kosegarten's Reden u. kleine prosaische Schriften. 3 Bde. Ebend. 1831 u. 1832. (Bd. I.: „Uferpredigten u. hymnolog. Aufsätze;" Bd. II.: „Akademische Reden;" Bd. III.: „Akademische Dissertationen.") — Bericht des liter.-gesell. Vereins zu Stralsund üb. sein Bestehen während der J. 1835 u. 1836. Ebend. 1837. — Bericht des rc. während der J. 1837 u. 1838. Ebend. 1839. — B. In Zeit- u. Sammelschriften enthaltene Aufsätze, Abhandlungen u. s. w. I. Theologisches, Hymnologisches u. Pädagogisches: Ueber d. Kirchenlieder „Jesus nimmt die Sünder an" u. „Geist vom Vater u. dem Sohne." (Allg. Anz. der Deutschen. 1829. Nr. 182.) — Hymnologische Aufsätze. (Allgem. Anz. der D. 1829. Nr. 213 u. 215.) — „Vorrede" zu Knoblauch's Uebersetzung v. Lundblad's Handbuch d. christl. Religion. (Stralf. 1831.) — Cyrillus Lukaris. (Theol. Stud. u. Kritiken 1832. H. 3.) — Nierses Klaïetsi u. dessen Gebet. (Illgen Zeitschr. f. hist. Theol. 1832. I. S. 67—104.) — Aeltere u. neuere Vorschriften f. den Messe haltenden Priester. (Illgen Zeitschr. f. histor. Theol. 1832. II., 2. S. 191—214.) — Zwei latein. Gedichte von Luther nebst 2 Bibelinschriften von Melanchthon's eigener Hand. (Theol. Stud. u. Kritiken 1832. I., S. 128 bis 138.) — Versuche d. Reformation in Venedig einzuführen, nebst Briefen von Diodati rc. (Schriften der deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Th. 2. 1832.) — Bemerkungen zu d. Aufsatze „Abschrift e. kath. Glaubensbekenntnisses rc."

u. zu „Dr. Paulus Frage an sächs. Patrioten im Sophronizon." (Röhr: Predigerbibl. 1832. XIII., 6. S. 1128 bis 1132. — Zwei Stücke aus d. Moralphilosophie u. Theologie d. Chinesen. (Illgen Zeitschr. f. hist. Theol. 1833. III., 1. S. 13—38.) — Ueber d. Bedeutung u. Etymologie des Wortes Dirmung od. Dermung bei Luther u. seinen Zeitgenossen. (Theol. Stud. u. Kritiken 1833. H. I. S. 144 bis 156.) — Ueber die von Luther gebrauchten Wörter keppisch, meydsam u. leydsam. (Ebend. 1834. H. I. S. 127—132. — Briefwechsel zwischen Kaiser Joseph II. u. Klemenz Wenzel, Kurfürsten von Trier. (Illgen Zeitschr. f. hist. Theol. 1834. IV., 1. S. 241—290. — Die erste Quelle z. Geschichte Adolph Clarenbach's. (Ebend. 1835. V., 1. S. 248—266.) — Die älteste hebr. Zeitrechnung bis auf Moses, von R. Rask. Aus d. Dän. (Ebend. 1836. VI., 2. S. 1—122.) — Ein Beitrag z. Leben u. zur Charakteristik des Dr. G. J. Planck. (Ebend. 1836. VI., 1. S. 313—315.) — Erklärung zweier Greifswaldischen Theol. gegen e. röm. Kardinal. (Ebend. 1837. I., 3. S. 166—173.) — Bemerkung zu e. Stelle in Bugenhagen's Sendschreiben ꝛc. (Ebend. 1838. II., 1. S. 186 u. 187.) — Kirchengeschichtl. Miscellen: 1) des Aeneas Sylvius (nachmaligen Papstes Pius II.) Vaterschaft; 2) Stephan Gruben, nicht Erzbischof auf d. Insel Rügen, sondern Erzbischof von Riga. (Ebend. 1839. II. S. 163 bis 165.) — Beiträge z. christl. Hymnologie. (Allgem. Anz. d. D. 1839. Nr. 338.) — Umriß der Geschichte des Schul- u. Unterrichtswesens in Schweden. A. d. Schwed. des Prof. Geijer. (Brzoska *): Centralbibl. 1839. XI. u. XII. S. 81 bis 114.) — Ueber Volksschulen in Schweden, von dem Kronprinzen Oskar. (Ebend. 1839. IX. S. 62—70.) — Die Volksbildung in Schweden, besonders die geistliche; historisch dargestellt von Dr. E. G. Geijer in Upsala. Verdeutscht. (Illgen Zeitschr. f. hist. Theol. 1839. III. S. 153 bis 174.) — Kirchengeschichtl. Miscellen: 1) Wallenstein's Schutzbrief f. die pomm. Geistlichkeit; 2) Zur Geschichte des Aberglaubens im skandin. Norden ꝛc. (Ebend. 1841. I.) — II. Histor. u. Literarhistorisches: Beiträge u. Urkunden zur pommerschen Reformationsgeschichte. (Greifsw. akad. Zeitschr. Heft II. [1823] S. 1—112. — Mancherlei aus der pommer. Vorzeit. (Ebend. Heft III. [1825] S. 20—43. — Die Verschwörung von Anjola und Graf Gustav Moritz v. Armfelt. Eingesandt u. aus dem Französ. übersetzt. (Ausland 1829. Nr. 198.) — Zur Geschichte Galileis, besonders sei-

*) Dessen Biogr. siehe im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 808.

nes letzten Verhörs. 1. Abhandl. (Theol. Stud. u. Krit. 1832. II., S. 245—270.) 2. Abhandl. (Ebd. IV., S. 823—832. — Dr. Joh. Bugenhagen's Tod, hinterbliebene Angehörige und einige andere Verwandte. (Balt. Studien. Jahrg. I. [1832] S. 142—172.) — Die Laxdäla-Saga. Im Auszuge. (Ebd. Jahrg. II., 1. S. 81—100.) — Palnatokke's Grabhügel in Fünen, von Wedel Simonsen. Aus d. Dän. (Ebend. Jahrgang III., 1. S. 223—230.) — Ueber die Krönung Christians III. von Dänemark u. seiner Gemahlin Dorothea durch Bugenhagen. Nach e. dän. Schrift von Fr. Münter u. Mohnike's eigner Schrift. (Ebend. Jahrg. III., 2. S 77 bis 92.) — G. J. Thomsen üb. nordische Alterthümer u. deren Aufbewahrung. Verdeutscht. (Ebend. Jahrg. IV., 1. S. 6—27.) — Historische Untersuchung üb. die Salbung u. Krönung der dän. Könige im Mittelalter. Von E. G. Werlauff. Aus d. Dän. (Ebend. Jahrg. V., 2. S. 1—45.) — Zu welchem bischöfl. Sprengel gehörte die Insel Hiddensee zur kathol. Zeit? (Ebend. Jahrg. VII., 1. [1840] S. 111 bis 115.) — Ueber die Geißlergesellschaften u. andere Verbrüderungen dieser Art 2c. (Illgen Zeitschr. f. hist. Theol. 1833. III., 2. S. 245—273.) — Schwedens Feier des 6. Nov., als desjenigen Tages, an welchem vor 2 Jahrh. Gustav Adolph fiel. Aus e. schwed. Zeitschrift verdeutscht. (Sundine 1833. Nr. 48—51.) — Beantwortung dreier Fragen aus d. Geschichte der Einführung des Christenthums in Pommern. (Ebend. 1833. Nr. 89.) — Die ersten Unternehmungen Waldemar's I. gegen Pommern u. Rügen. (Ebd. 1835. Nr. 99 ff.) — Merkwürdige histor.-genealog. Irrthümer auf der großen Lubin'schen Karte von Pommern u. Rügen. (Beilage zur Sundine 1835. Nr. 29 u. 30.) — Ueber den Ursprung, die Blüthe u. den Untergang der isländ. Geschichtsschreibung, von Dr. P. E. Müller. Verdeutscht. (Historisch-antiquar. Mittheilungen, herausg. von der königl. Gesellsch. für nord. Alterthumsk. Kopenh. 1835. S. 1—63.) — Die Entdeckung Irlands, von Petersen. (Mag. f. d. Lit. des Auslands 1835.) — Snorre Sturlason u. die Fahrten der Normannen nach Winland. (Literar. Blätter der Börsenhalle 1835.) — Ueber das Julfest der alten Skandinavier. (Sundine 1837. Nr. 38 u. 39.) — Die Pferdekämpfe der alten Skandinavier. Nach P. E. Müller. (Lit. u. krit. Blätter der Börsenhalle. 1837. Nr. 1392. — Die k. dän. Gesellschaft f. nordische Alterthumsk. in Kopenhagen. (Ausland 1839. Nr. 307.) — Ueber Geijer's Monatsschrift „das Literaturblatt." (Sundine 1839. Nr. 21.) — Nachricht von einem überaus seltenen, in Stralsund geschriebenen u. zu Rostock gedruckten Buche von J. Crügeberg

vom J. 1526, theolog. Inhalts. (Jahrbb. des Vereins f. mecklenb. Gesch. V [1840] S. 169—182.) — Zur ältern Buchdruckergeschichte d. Stadt Rostock. (Ebend. S. 183 bis 195.) — Biographie Joh. Karl Schütt's, vor dessen „Gedichten." (Berlin 1841.) — Uebersetzung von Geijers „Tal vid Jubelfester til den store Gustaf Adolfs Minne;" in der Handschrift abgesandt an die Redaktion von Illgen's Zeitschr. f. hist. Theol. (wird nächst. erscheinen.) — III Schönwissenschaftliches (übersetzte Poesiren): Ulrich Hutten's Klagegedicht an Herzog Buslav X. von Pommern. Urschrift u. Uebersetzung. Greifsw. akad. Archiv. I., 1. [1816] S. 106 bis 124.) — Isländ. Gedichte. (Ausland 1818. Nr. 350 u. 353.) — Drei Gedichte von Esaias Tegnér. (Abendzeitung 1826. Nr. 223.) — Die Sprachen von Tegnér. (Ebd. 1826. Nr. 13.) — Neue Uebersetzung einiger Gesänge aus der Frithjofs-Saga. (Crusell'sche Komposition von 12 dieser Gesänge. Lpzg. 1827.) — Epilog zu d. Magisterpromotion in Lund am 22. Juni 1820, von Esaias Tegnér. (Morgenblatt 1827. Nov.-Heft. Nr. 274—277.) — Runen von C. A. Nicander. (Theils im Morgenblatt 1827 [Nr. 249 bis 257] u. 1828 [Nr. 3, 10 u. 118], theils in der Sundine 1827 u. 1828.) [Erschien auch im Druck als eigenes Werk.] — Schwedische Volkslieder. (Ausl. 1828. April- u. Maiheft.) — An die Natur nach Nicander. (Sundine 1828. Nr. 20.) — Olof Trygweson. Von Geijer. (Ebendas. 1828. Nr. 22.) — Zwei schwed. Volkslieder. (Ebend. 1829. Nr. 28.) — Champagnerlied nach Atterbom. Ebendas. 1829. Nr. 9.) — Die Zigeuner. Von Béranger. Ebd. 1829. Nr. 35.) — Drei Lieder nach d. Neugriechischen. Ebend. 1835. Nr. 63 u. 87.) — Gedicht Tegnérs auf d. Tod des Grafen C. L. Beckfris. (Ebd. 1835. Nr. 88.) — Boethius siebentes Lied des ersten Buchs. (Ebend. 1835. Nr. 91. — Robin Adair. Schottisches Volkslied. (Ebend. 1835. Nr. 93.) — Trinklied. Von Lord Byron. (Ebend. 1839. Nr. 34.) — Uebersetzung der Distichen, welche Esaias Tegnér seinem Freunde C. Z. zur Erinnerung schrieb am Tage vor seinem Abschiede von Stralsund. (Ebend. 1841. Nr. 19.) [Diese Uebersetzung, vom Seligen auf dem Sterbebett entworfen, ist das Letzte, was bei seinen Lebzeiten von ihm im Druck erschien.] — IV. Verschiedenes: Vita sua et librorum a se editorum catalogus (In den beiden von Böckel u. Fischer herausgeg. Jubelprogrammen bei Gelegenheit der Säkularfeier d. Einführung des Christenth. in Pommern.) Grypesw. 1824. — Einzelne Anfragen u. Beantwortungen literar. Gegenstände betreffend. (Allgem. Anz. d. D. 1827.

S. 3617, 3647 u. 3671.) — Uebersicht üb. die Geschichte der alten nordischen Sprachen. Aus Rask's isländ. Grammatik. (Ausl. 1828. Nr. 348.) — Bibliotheken im höchsten Norden. (Ebend. 1828. Nr. 361.) — Beiträge z. Geschichte des Auerhahns. (Allgem. Anz. d. D. 1829. Nr. 214.) — Hieronymus Cardanus. (Ebend. 1829. Nr. 181.) — Anfrage, die Familie von Stucker betreffend. (Ebend. 1829. Nr. 216.) — Ueber die altnord. Gilden von Fin Magnusen. (Illgen: Zeitschr. f. hist. Theol. 1832. H. 1.) — Fr. Münter's Abhandl. üb. eine Votivgemme mit e. Aeskulapischen Schlange. (Ebend. 1832. I., 2. S. 40—54.) — Antwort auf d. Bemerk. u. Anfrage wegen e. im J. 1631 in Stralsund gedruckten Buches. (Beil. z. Sundine 1833. Nr. 46 u. 47.) — Seine wichtigsten Recensionen, außer den anonym in die Allgem. Hallische Lit.-Zeitung gelieferten, sind: Laxdäla-Saga. (Berl. Jahrb. 1829. Nr. 101.) — Fornmanna Sögur — Oldnordiske Sagaer — Scripta historica Islandorum. Tom. I.—III. (Berl. Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. 1830. Nr. 13 u. 14.) — Nicander's Runen, Gedichte und kleinere Gedichte. (Berl. Jahrb. 1830. Nr. 15 u. 16.) — Kruse's Ausgabe von Petersen's holstein. Chronik. (Ebend. 1830. Nr. 71.) — In die ersten 14 Bde. (1818—1825) der bekannten, von J. S. Ersch u. J. G. Gruber gegründeten „Allgem. Encyklopädie d. Wissensch. u. Künste, in alphabet. Folge," hat er folgende Artikel geliefert: Abdas. Abeliten. Abgar. Absteníus. Abukara. Accorso (Mariangelo). Acontius (Jakob und Michael). Adamiten. Adiaphoristen. Adiaphorist. Streit Aelianus. Aeneas der Taktiker. Aepinus (Note zu). Aesopos. Afer (Domitius). Afrikanus (Julius u. Sextius). Agrikola (Johann aus Eisleben u. Johann A. aus Spremberg). Akantion u. Akantios. Alexander Alesius. Angelos (Juan de los). Angst (Wolfgang). Antonius von Nebrissa. Antonius de Arena. Arias Montanus. Askew (Anna). Augustinus von Ollmütz. Bachant od. Bechant. Balbi (Noten zum Artikel Hieronymus). Balde (Jakob). Balthasar (Phil. Jak. v.). Barbarismus. Barbari. Barbelo. Barklay u. Alexander Barklay. Barklaya (Aloysia). Bartoldi (Georg Wilhelm). Barzelletten. Bastide (Mark u. Phil.). Baudewien (Joh.). Beanus. Bekan (Wilh.). Becker (Peter [Artopöus]). Bedrotus (Jakob). Belbuck (Kloster). Bellaise (Jul.). Benard (Laur.). Benediktis (Jak. de). Benivieni. Berckmann (Joh.). Beringer (Diepold). Benkel (Abrah.). Bernstein (Kloster). Bessin (Guil.) Beverland (Adr.). Bigne (Adrian Aemil. de la). Blempin (Thom.). Blenno (Faustinus). Blount (Thom. Pope). Bönhase. Bohl (Samuel). Boindin (Nikol.). Boldewan (Joh.). Borborianer. Bremand

(Anton). Buckow (Kloster). Bugenhagen (Pomm. abl. Familie). Bugenhagen (Johann) der Reform. Burchard (Jakob). Busch (Heinr.). — Thomas v. Campen. (Probeheft der Allg. Encyklop. 1817. S. 89 ff.).

206. Jakob Ulrich Sprecher v. Bernegg,

Altbundeslandammann zu Chur;

geb. d. 5. Juli 1765, gest. d. 9. Juli 1841 *).

Geboren zu Luzein in Graubündten aus einem altadelichen Geschlechte, das dem Vaterland eine Reihe trefflicher Staatsmänner und Offiziere gegeben und dem u. A. auch der berühmte Geschichtschreiber Ritter Fortunatus Sprecher von Bernegg angehört, war er der zweite Sohn des Bundeslandammanns Joh. von Sprecher v. Bernegg. Seine Jugendbildung erhielt er vom siebenten Jahr an in Neuwied, Niesky und Barby, wo er in Jugendgemeinschaft mit Schleiermacher **), Brinkmann und Minister Einsiedel ***) u. A. lebte. In Jena lernte er Herder und Goethe †) kennen und gewann sich später auch das Wohlwollen Johannes v. Müller's. Nachdem er achtzehn Jahre sich im Ausland aufgehalten und eine gediegene wissenschaftliche Bildung erworben hatte, zog es ihn wieder in die Heimath. In Straßburg, das er auf seiner Heimreise berührte, wurde er für die durch die franz. Revolution neuentstandenen Ideen gewonnen, um so begreiflicher, weil die schauderhaften Scenen, die sie mit sich brachte, noch nicht stattgefunden hatten. In der Heimath zunächst im Familienkreise die Mutter in der Erziehung der jüngern Geschwister unterstützend, wurde er von den Zeitverhältnissen bald in die größte politische Wirksamkeit hineingerissen. Als er zum Landammann von Castels-Luzein erwählt wurde, fand er zuerst Gelegenheit, bis der Standesversammlung von 1794 seine Talente und Kenntnisse, zugleich aber auch jenen Charakter der Mäßigung zu zeigen, der sich bei ihm immer gleich blieb. Den Ideen der damaligen Zeit huldigend, ward er der besonnene Verfechter derselben; jedoch warfen ihn nicht Privatleidenschaften und Ehrgeiz, sondern die Ueberzeugung, dadurch des Vaterlandes Wohl und Unabhängigkeit zu fördern und jugendliche Begeisterung auf diese Seite. Nachdem er in einer Sendung

*) Nach der Churer Zeitung, Nr. 58 u. 59, 1841.
**) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 125.
***) — — — 18. — — — S. 1279.
†) — — — 10. — — — S. 197.

nach Innspruck einige Anstände des Zehngerichtenbundes mit dem Erzhause gehoben, ward er nach der Schweiz gesandt, theils um die Vereinigung mit derselben vorzubereiten, theils gegen den drohenden Abfall des Veltlins durch abzuschließende Bündnisse Vorsorge zu treffen. Die Verhandlungen schlugen fehl und das Veltlin wurde, da der Kongreß den Aufforderungen Bonaparte's nicht entsprach, dem Land entrissen. Seine Sendung zu Bonaparte nach Rastadt und Paris, um die verlornen Lande wieder zu erhalten, blieb ebenfalls ohne Erfolg. Er und seine Mitgesandten, der Vikar Grudenz von Planta und der Landrichter Vinli, wiesen aber den Vorschlag des Generals, Bündten mit Cisalpinien zu vereinigen, zurück, gingen dagegen auf den Gedanken einer Vereinigung mit der Schweiz um so eher ein. Während v. Sp. so in diplomatischen Sendungen begriffen war, zugleich aber durch den Umgang mit ausgezeichneten Männern, wie den Gebrüdern v. Humbold *), Dalberg u. A. seine Bildung erweiterte, war Bündten selbst durch die Parteien im höchsten Grade zerrissen. Bald siegte die französische, bald die österreichische, die Verfolgungen wechselten ab und auch seine Familie litt darunter. Er indessen arbeitete unverrückt auf die Vereinigung Bündtens mit der Schweiz hin, verwendete sich zugleich aber auch für die nach Frankreich Deportirten. Endlich kehrte er 1800 wieder in die Heimath zurück, nachdem die Vereinigung mit der Schweiz definitiv abgeschlossen war und wirkte im engern Kreise des Kantons und im weitern als Senator und Justizminister der helvetischen Republik und war unter andern 1801 auch Präsident der Verwaltungskammer. Als die helvetische Republik sich auflöste und Bonaparte der Schweiz eine neue Verfassung zu geben gedachte, befand er sich unter den Gesandten, welche dieselbe zu Paris mit beriethen und als Mediationsakte unterzeichneten. Seine Hauptwirksamkeit war von da an auf Organisation des Kantons und die Einrichtung solcher Institute gerichtet, durch welche derselbe nach verschiedenen Beziehungen hin gefördert und gehoben werden sollte. So war er vorzüglich thätig für Errichtung der evangelischen Kantonsschule, deren Pflege und Leitung ihm bis zu seinem Ende am Herzen lag; so wirkte er mit zur Einführung eines Oberappellationsgerichts, um die Justizpflege in geregelten Gang zu bringen. Meist Mitglied des großen Rathes, bekleidete er eilf Mal die Stelle eines Bundeslandammanns, war oft Präsident des Oberappellationsgerichts und sehr oft Mit-

*) Die Biogr. Wilhelm v. H. s. im N. Nekr. 13. Jahrg. S. 390.

glied der Standeskommission und Tagsatzungsgesandter. Bedeutend hob sich sein Einfluß in den öffentlichen Angelegenheiten vom Jahr 1812 an; besonders als 1814 die Herrschaft Napoleons gebrochen, aber auch in Bündten die Zeit der Faktionen eingetreten und der Bund mit der Schweiz bedroht war, trat er mit andern, theilweise noch lebenden Staatsmännern diesem Treiben entgegen und hielt die Vereinigung aufrecht. Später war er thätig bei Errichtung der neuen Regimenter in holländischen und französischen Diensten und half 1818 vorzüglich zum Beschlusse des Baues der großen Handelsstraßen über den Splügen und Bernhardin. So sehr hatte er sich die allgemeine Achtung erworben, daß er nebst dem Bundespräsidenten Florian Ulrich von Planta und dem Landrichter Caderas als austretender Regierungsrath wieder in diese hohe Behörde gewählt wurde, was vor- und nachher nie mehr geschah. Indessen fanden diese edeln Männer solches nicht im Einklange mit dem Geiste der Verfassung und lehnten die Würde ab. Aber nicht nur in diesem größern Wirkungskreise zeigte v. Sp. seine edle, uneigeinnützige Thätigkeit, sondern auch seiner Heimathsgemeinde Jenins, wo er öfters zum Richter erwählt wurde und seinem Hochgerichte Maienfeld, wo er zur Zeit der alten Verfassung Landvogt geworden, widmete er als Landammann seine Dienste und wirkte mit andern Bürgern ders. beim Entwurf und Vervollständigung der Verfassung mit. Ihre Ergebenheit und Liebe zu ihm bewiesen die Einwohner von Jenins nicht nur während seines Lebens, sondern auch nach seinem Tode noch dadurch, daß ihm daselbst ein feierlicher Trauergottesdienst gehalten wurde. Als im Jahr 1830 die Julirevolution auch in der Schweiz Umwälzungen und Aufruhr hervorrief, war er wieder und blieb, außer 1832, bis 1837 alljährlich Gesandter an der Tagsatzung; die Illusionen der Jugend waren längst vorüber und er hatte solche Revolutionen und Regenerationen nach ihrem wirklichen Werth oder Unwerthe kennen gelernt, indeß auch jetzt nie den Weg der Mäßigung und milden Beurtheilung vergessen. Als daher im Jahr 1831 in Neuenburg die Fahne des Aufruhrs geschwungen ward, sandte die Tagsatzung ihn als eidgenössischen Kommissär dahin, wo er sich durch sein festes, jedoch immerhin versöhnendes Benehmen die Achtung der Wohldenkenden erwarb. — Im Jahr 1838 gab ihm die Tagsatzung, deren Mitglied er so oft gewesen war, einen neuen Beweis ihrer Hochachtung durch die zunächst auf ihn gefallene Wahl als eidgenössischer Gesandter zur Krönung Kaiser Ferdinands nach Mailand. Bereits im hohem Greisenalter, konnte er sich nicht mehr ent-

schließen, diese ehrenvolle Sendung zu übernehmen, wohl aber versah er noch 1838 bis 1839 die ihm zum 11. und letzten Mal übertragene Stelle im kleinen Rath. Von da an trat er, die Schwächen des Alters immer mehr fühlend, in den Hintergrund zurück, indeß nahm er dennoch an den Berathungen der Post- und Straßenkommission, an den Verhandlungen der Synode und des Kirchenrathes lebhaften Antheil und seine letzte Wirksamkeit war, daß er noch im December 1840 Namens der h. Regierung letzterm beiwohnte. Nun nahm seine Kränklichkeit und Abmattung zusehens zu, bis er endlich, bis zum letzten Augenblicke bei vollem Bewußtseyn, sanft und ruhig am 9. Juli entschlief. — v. Sp. war eine der imponirendsten Gestalten, die man sehen konnte; hoch und gewaltig in ihrer Kraft, überaus ehrwürdig im Alter. Der Geistesadel prägte sich auf seinem schönen, ausdrucksvollen Antlitz aus; gebietend und durchdringend war sein Auge und doch wieder liebreich und gewinnend. Durch stete Mäßigkeit und ein einfaches nüchternes Leben bewahrte er sich Gesundheit und erreichte ein hohes Alter; sein Auge blieb ungeschwächt. Schon in der Jugend mit vielseitiger wissenschaftlicher Bildung ausgestattet und alter und neuer Sprachen mächtig, erweiterte er dieselbe stets und nahm lebhaften Antheil an den literarischen Erscheinungen, an den Fortschritten der Wissenschaft, besonders auch im naturhistorischen Fache, wie er denn lange Zeit als thätiges Mitglied der schweizerischen naturhistorischen Gesellschaft wirkte. So war er durch Studium und Umgang und von einem guten Gedächtniß unterstützt, zu einem reichen Schatze von Kenntnissen gelangt. In seinem häuslichen Kreis erschien er heiter und liebte ungezwungene Unterhaltung. Der zarte milde Sinn, der ihm auch im öffentlichen Wirken nie fehlte, hatte hier besonders seine Stätte; er liebte die Kinder und welche ihm näher standen, fühlten sich stets in kindlicher Hochachtung zu dem kindlichen Mann und Greise hingezogen. Freundlich und theilnahmsvoll war er gegen Alle, die seines Rathes, milde und großmüthig gegen Alle, die seiner Unterstützung bedurften. Seine vielgestaltige öffentliche Wirksamkeit hielt ihn nicht ab, seiner Familie die zarteste Sorgfalt zu widmen und die Treue und Liebe, die väterliche Fürsorge, die er einst als Sohn, dann als Bruder, Gatte, Vater und als Verwandter zeigte, machten ihn zum Gegenstande der hingebendsten Liebe und Verehrung der Seinigen. Schon seine Jugendbildung hatte seinem Herzen jene fromme Richtung gegeben, welche er auch in späteren Jahren, jemehr Erfahrung ihn lehrte, wie unentbehrlich dem Menschen in dem Wechsel

vergänglicher Dinge und im Bewußtseyn eigner Mangelhaftigkeit ein höherer Glaube, eine über das Irdische hinausgehende Liebe und Hoffnung sey, zu nähren und zu befestigen, aber auch vor Einseitigkeit zu bewahren strebte. Die Furcht Gottes ist aller Weisheit Anfang, galt ihm als höchster Grundsatz. Von diesem höchsten sittlich religiösen Standpunkt aus hat er mit Liebe und ohne Eigennutz ein langes Leben und seine besten Kräfte dem Vaterlande geweiht, an dem seine Seele hing und dem zu dienen er mehr als ein Mal den Ruf zu einer glänzendern Laufbahn im Auslande zum Opfer brachte. Selten wohl sind in Freistaaten die Beispiele derer, die wie v. Sp. in so manchen sturmbewegten Zeiten, in allen Wechseln der politischen Leidenschaften und Parteiungen stets gleiche Anerkennung ihrer Verdienste und Tüchtigkeit gefunden haben; noch seltener der Ruhm, der ihm gebührt, daß er durch alle Klippen seines vielbewegten öffentlichen Lebens ohne Befleckung, ja ohne Vorwurf gegen seinen sittlichen Charakter hindurch gegangen ist. Niemals hat er um Volksgunst gebuhlt, oder durch niedrige Umtriebe und eine falsche, rücksichtvolle Leutseligkeit, auf krummen Wegen sich Einfluß, Bedeutung und Ehrenstellen erkauft. Lautere Redlichkeit verschaffte ihm die Achtung der Bessern; sein Wohlwollen, seine Uneigennützigkeit, sein aller Herrschsucht und Ueberhebung fremdes Wesen machten ihn dem Volke werth; seine Sanftheit, seine edle Ruhe und Mäßigung versöhnten ihn auch mit Andersdenkenden und erklären die ungeschwächte Fortdauer seiner Wirksamkeit in den verschiedensten Zeiten und Verhältnissen. Er gehörte nicht zu denen, die dem Gemeinwesen nur in Stellen ersten Ranges ihre Kräfte widmen und untergeordnete Wirkungskreise auch untergeordnetern Geistern überlassen zu sollen glauben; sondern jede Stellung, wo er dem Vaterlande nützen zu können glaubte, erschien ihm ehrenwerth. — Der Kantonsschule wendete er besonders viele Liebe und Aufmerksamkeit zu und die Jahre, in welchen ihm mit andern gemeinnützigen edel gesinnten Männern die Leitung derselben vorzüglich anvertraut war, sind vielleicht die Blüthenjahre der Schule gewesen. Sowie er endlich überhaupt für alle wahre Religiosität Sinn und Interesse und nur gegen Unglauben und seichte Aufklärerei Widerwillen hatte, so erschien ihm auch die Kirche weder als eine Volkszwangsanstalt, noch als eine gefährliche Gegnerin des Staates, sondern er sah in der gegenseitigen Durchdringung der Zwecke des Staates und der Kirche allein das Gedeihen des Volkes und die Verwirklichung nicht eines abgöttisch verehrten Ideals, sondern des Reiches Gottes auf

Erden. Daher er nie als Staatswächter, sondern stets in reger lebendiger Theilnahme an der Sache selbst den Verhandlungen der Synode und des Kirchenrathes beiwohnte, weshalb sein Erscheinen auch in dieser Beziehung sehr wohlthuend war und seinen Ansichten u. Rathschläge um so leichtern, willigern Eingang verschaffte. So ist denn auch sein Tod allgemein betrauert worden. Das Leichenbegängniß war der Ausdruck wohl nicht nur schuldig geglaubter Höflichkeit, sondern innerer Hochachtung. Unter dem Geleite des großen und kleinen Rathes nebst Standeskanzlei, der Abgesandten des Stadtmagistrates, des Landgerichtes Maienfeld, der Gemeindräthe von Jenins und Igis, des Kantonsschulrathes und der gesammten Kantonsschule nebst vielen andern ward er zu Grabe getragen.

* 207. Johann Wilhelm Rehm,

Schullehrer zu Werl (Provinz Westphalen);

geb. d. 21. Febr. 1811, gest. d. 10. Juli 1841.

Die Stadt Herbecke war sein Geburtsort und der Vater ein einfacher, schlichter Bürger und Schreiner daselbst. Die ersten Jahre des Lebens verflossen dem Kind im Kreise der Seinigen; es lallte mit den Siegesgesang der Deutschen, es klatschte froh bei den auflodernden Oktoberflammen, es spiegelte sich in den Wellen der freundlichen Ruhr und bald wechselte es mit Stolz, wie Kinder thun, das Röckchen mit der Hose. Die Jahre rückten, die Schule kam. Den Elementarunterricht empfing R. von dem Lehrer Hermann. Früh war es sein Vorsatz, Schullehrer zu werden. Was den Charakter des Ernstes an sich trug, zog ihn mehr an, als die Spiele seiner Kameraden. Den Musikunterricht empfing er von dem Lehrer Barthe. Im Jahr 1823 trat er in die Rektoratschule. Wie diese Schulen damals waren, das zu schildern, ist hier nicht der Ort. R. entwickelte sich durch sich selbst. Im Bewußtseyn, seine Zeit wohl angewendet zu haben, wanderte R. im Januar 1829 nach Soest, sich zur Aspirantenprüfung des dortigen Seminars zu stellen. Er bestand in der Prüfung gut und im März desselben Jahres war er Seminarist. Sein Urtheil über Seminare hat R. in seiner bekannten Schrift: „Darstellung einiger Uebelstände 2c.“ ausgesprochen. Er gewann sich hier die Liebe und Achtung seiner Lehrer und Mitseminaristen und gehörte in jeder Hinsicht zu den Besten der Anstalt. Nach dem fortgesetzten 2jährigen Kursus im Seminar, verließ R. dasselbe und übernahm die 2. Lehrerstelle in Heißen, einem Dorfe bei

Mühlheim an der Ruhr. Hier lebte er, doch ohne sein Verschulden, in unangenehmen Verhältnissen, die ihn sehr mißmuthig machten und eine Krankheit nöthigte ihn, zu den Seinigen zu gehen, um sich hier zu erholen. Nach einem halben Jahre fühlte er sich gestärkt und folgte deshalb einem Ruf an ein Privatinstitut zu Dortmund. Hier führte er ein heiteres Leben. Merkwürdig war es, daß er den Gedanken an ein frühes Sterben nicht fahren lassen konnte, wie sich dies in vielen Stellen seines Tagebuchs und in Briefen aussprach. Von Dortmund ward er an die evang. Stadtschule nach Werl berufen. Hier beginnt ein zweites Stadium in N.'s Leben, welches ihn zur Oeffentlichkeit führt. Bisher hatte er blos für sich selbst und seine Schulen gewirkt, 1837 trat er mit seinem methodischen Handbuche für den Unterricht in den deutschen Stylübungen hervor. Es ist dies ein sehr brauchbares Werk. N. erfüllte stets an sich die Forderung der Weiterbildung und zwar, wie uns Werke und Manuskripte beweisen, in einem sehr hohen Grade; er gehörte zu den würdigsten, kräftigsten Mitgliedern seines Standes. 1838 konnte er an die Realschule nach Düsseldorf kommen; allein er that es nicht. Der Kampf begann, als N. folgende Broschüre erscheinen ließ: „Was muß geschehen, wenn das Volksschulwesen gehoben werden soll. Ein Wort zur Prüfung und Beherzigung seiner Amtsgenossen in Westphalen und in den Rheinlanden. Essen 1838." Vielfach wurde sein edles Streben verkannt. Er begann den Kampf mit einem großen Fehler — die Zeit war dazu nicht passend und viele seiner Standesgenossen dazu noch nicht reif. Daß N. den Streitkolben ergriff, dazu trieb ihn sein Herz; daß er ihn lebhaft fortführte, sein männlicher, sein religiöser Sinn, sein Drang nach That, sein Todesgefühl. In vielfache Fehde verwickelte ihn diese Schrift, ja die Behörden forderten ihn zur Rechtfertigung auf und er erhielt deshalb Verweise. Doch der Wurf war geschehen, N. erwachte aus dem Wonnerausche entnüchtert zur kahlen nackten Wirklichkeit. Ruhiger daher spricht sich N. in folgendem Werk aus: „Darlegung einiger Uebelstände, welche den Volksschullehrerstand im Allgemeinen noch drücken, nebst Angabe zu Hebung desselben. Essen 1839." Sein letztes Werk, dessen Erscheinen er nicht mehr erlebte, war: „Beleuchtung der von dem Superindentent Weigmann herausgegebenen Schrift: „Ueber das Verhältniß der Volksschulen zum Staate und zur Kirche. Essen 1840." Diese Schrift kann nicht genug empfohlen werden. Sie gibt in N.'s Entwickelung der tiefsten Blick, er ist ruhig geworden, klar in seinen Forderungen, er ist kräftig geblie-

ben und getreu seinem einmal ergriffenen Plane. Sein schneller Tod erfüllte Alle mit tiefer Trauer. R. war ein edler Mann. Sein nächster Vorgesetzter, Schulinspektor Schütz, ehrte ihn sehr und war ihm Freund. Viele interessante Schreiben finden sich in folgendem Werke: „Erinnerung an J. W. Rehm nebst Andeutungen über Zustände des Lehrerlebens. Von Riesen. Essen 1841." R. hat folgende Manuskripte hinterlassen: Das Leben Jesu; Materialien zum Leitfaden für den Religionsuntterricht; Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprache; Palästina in geographischer und archäologischer Hinsicht; Gebete für Schule und Haus. Mehrere Gedichte von ihm stehen in Rieses Broschüre.

Dielingen. **Dr. Arendt.**

208. Johann Friedrich Wilhelm Rublack,

Doktor der Medizin und königl. sächs. Hofrath zu Dresden;

geb. zu Lieberose am 6. April 1785, gest. d. 10. Juli 1841 *).

Gleich seinem greisen ihn überlebenden, jetzt 83jährigen Vater, dem verehrten pensionirten Oberregimentsarzt Dr. Friedr. Aug. Rublack in Dresden, begann er seine ärztliche Laufbahn im Militärdienste. Seine ersten Studien machte er bei dem Collegio medico-chirurgico der Hauptstadt, ward als Kompagniechirurgus bei der Leibgrenadiergarde angestellt, studirte in seiner Dienstzeit zwei Jahre in Leipzig Medicin und machte im Jahr 1806 als Oberchirurgus des Trains die Bataille bei Jena mit. — Hatte er sich durch sein ärztliches Verdienst und rastlose Thätigkeit die Hochachtung seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Kameraden erworben, so trug die Ausführung einer kriegerischen Unternehmung, die er nach der Schlacht bei Jena glücklich bestand, nur mit Recht dazu bei, diese Liebe und Hochachtung zur Bewunderung zu steigern. Nach den unglücklichen Ereignissen bei Jena und Saalfeld nämlich gelang es seiner Umsicht und Entschlossenheit, seiner unerschütterlichen Ausdauer und Besonnenheit, den vollständigen Train der k. sächs. Armee, der ohne Führer war und welcher der Kapitulation gemäß in französische Hände gerathen wäre, auf entlegenen Pfaden und großen Umwegen bis an die Gestade der Ostsee und durch die kriegsbewegten Länder ohne Verlust glücklich wieder in das Vaterland zu bringen. Der Train bestand aus 1500 Pferden, einigen hundert Rüstwagen und dem ganzen Feldapotheken- und Lazarethapparat. — 1807 machte er als Staabs-

*) Leipz. Zeitg. 1841, Nr. 170.

chirurgus den Feldzug bei Danzig und in Polen und 1809 als dirigirender Staabsarzt die Kampagne in Oesterreich und Ungarn mit. In noch erhöhterm Grade bethätigte er überall seinen Diensteifer und seine Menschenliebe, die auch im Feindeslande die vollste Anerkennung fand und noch jetzt lebt in den Gegenden Preßburgs und des Marchfeldes, wo 1809 die sächs. Truppen längere Zeit kantonirten, Mancher, der sein Andenken segnet. — Nach dem Preßburger Frieden 18 0 quittirte R., promovirte als Doktor der Medicin in Wittenberg und widmete sich dann in Dresden der Civilpraxis, ohne jedoch im glühenden Eifer für das allgemeine Wohl je zu erkalten. Schon im Unglücksjahr 1813 übernahm er mit uneigennütziger Aufopferung die Direktion der zahlreichen Militärspitäler in Dresden, wo große Noth, der Typhus und viele andere Uebel herrschten, die eine große Zahl der Aerzte wegrafften. Tausende vaterländischer wie fremder Krieger verdankten seiner Fürsorge Leben und Gesundheit und Linderung ihrer Leiden. Der verstorbene König von Preußen, Friedrich Wilhelm III. *), dankte ihm in einem huldvollen Handschreiben für die um seine verwundeten und gefangenen Krieger erworbenen Verdienste und stellte ihm die Wahl zu wünschender Belohnung anheim. Bedeutende Staatsmänner zeigten ihm die Aussicht auf eine glänzende Karriere in preußischen Diensten, doch die Liebe zu seinem Vaterland und angestammten Königshaus überwog alle jene Vortheile, er wies sie von sich. Innig gerührt über jenen Ausdruck königlicher Huld, die sein edles Streben so hoch würdigte, fand er seinen Lohn in dieser und — in seinem Bewußtseyn. — Als endlich das Jahr 1815 den heißgeliebten Landesvater seinem treuen Sachsenvolke zurückgab, ernannte Friedrich August **) R. aus eigenem Antrieb und in Anerkennung seiner Verdienste um das Wohl so vieler Menschen zum k. sächs. Hofrathe, nachdem R. jede Ordens- oder andere Belohnung abgelehnt hatte. Er setzte sein so segensreiches Wirken unermüdet fort und zahlreiche glückliche Kuren verbreiteten seinen ärztlichen Ruf auch in ferne Länder. Leider stellten sich in letzter Zeit die Symptome ahstmathischer Beschwerden ein und die Voraussicht größerer Leiden, welche R. bei seinem großen ärztlichen Wissen sich selbst nicht verhehlen konnte, wirkte niederdrückend auf seinen sonst so heitern und lebensfrohen Geist. Seine Freunde und Verehrer sahen mit banger Besorgniß den Zeitpunkt nahen, wo zunehmende Krank-

*) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S 647.
**) — — — 5. — — — S. 449.

heit ihn zur gänzlichen Aufgebung seiner Praxis nöthigen könnte. Im Mai 1841 bezog er mit seiner Familie das Bergschlößchen in Pesterwitz bei Dresden, um dort in reinerer Luft Genesung zu finden. Die reizende Gegend von Pillnitz und die liebevolle Sorgfalt der Seinen im Vereine mit den Bemühungen eines edlen treuergebenen Freundes erheiterten sichtlich seinen Geist, als ihn plötzlich am 8. Juli ein Schlagfluß der Sprache und Sinne beraubte und aller ärztlichen Kunst ungeachtet zwei Tage darauf in das höhere Leben abrief. — R. war ein deutscher Ehrenmann im vollsten Sinne des Worts. Offene gerade Biederkeit war der herrschende Grundton seines reinen Charakters. In Ausübung seines Berufes kannte er keinen Unterschied des Standes noch der Person; dem ärmsten Kranken widmete er gleiche Sorgfalt wie dem Reichen und Vornehmen. Seine Witwe und seine Kinder beweinen in ihm einen redlichen liebevollen Hausvater, viele ehrenwerthe Männer einen treubewährten Freund. Verehrung, Dank und Liebe folgen ihm zu jenen lichteren Räumen.

* 209. Theodor August von Seutter,

großherz. bad. Generalmajor zu Karlsruhe;

geb. d. 9. Juli 1778, gest. den 10. Juli 1841.

Seutter v. Lötzen, einem alten Geschlecht Oberschwabens entsprossen, ward geboren zu Altheim bei Ulm. Sein Vater lebte daselbst als Oberforstmeister und Patrizier der genannten Reichsstadt, starb in Folge eines Sturzes vom Pferd im Oktober 1790 und bald darauf zog v. S. mit seiner Mutter, einer Freiin v. Welser, nach Ulm. Er hatte seither im elterlichen Haus unter den Augen eines guten aber strengen Vaters eine sorgfältige Erziehung und durch Privatlehrer eine standesgemäße Ausbildung erhalten, welche er nun durch den Besuch der Ulmschen Lehranstalten erweiterte. Eine früh entwickelte Neigung und die Zeitverhältnisse führten v. S. in die militärische Laufbahn. Im Jahr 1793 trat er, funfzehn Jahre alt, als Kadet in das Reichsstadt-Ulmsche Kontingent. Dieses stand damals bei der Reichsarmee am Rhein, wo sich v. S. (in Bischofsheim am hohen Steg) im December mit ihm vereinigte. Den 16. April 1794 in dem schwäbischen Kreisregimente Prinz Ludwig von Baden zum Fähnrich ernannt, theilte nun v. S. die kriegerische Thätigkeit des schwäb. Kontingents, die ihm aber erst im J. 1796 die erste Gelegenheit zur Auszeichnung und zwar am 24. Juni bei dem Uebergange der Franzosen über den Rhein bei

Kehl gewährte, wo er, die Avantgarde seines Regiments befehligend, durch eine gut ausgeführte Umgehung wesentlich zur Vertreibung der Franzosen aus dem Dorfe Sontheim beitrug. Auf dem bekannten Rückzuge der Armee nach Schwaben bestand v. S. mit seinem Regimente die Gefechte bei Offenburg, Gengenbach, Hausach, Hasloch, Wolfach, Hornberg und Kloster-Buchau, wobei er Gelegenheit fand, sich durch verschiedene Unternehmungen so auszuzeichnen, daß seiner mehrmals in den öffentlichen Blättern Erwähnung geschah. Nach der bei Biberach auf dem sogenannten Bussen erfolgten Desarmirung des schwäbischen Kontingents kehrte v. S. mißgestimmt zu seiner Mutter nach Ulm zurück. 1797 sollte in Tyrol und Oberschwaben der Landsturm organisirt werden und v. S. ergriff mit Eifer diese Gelegenheit zu neuer Thätigkeit. Mit wenigen Leuten und einem aus dem Ulmer Zeughaus entnommenen Waffenvorrathe zog er aus, um zur Organisation des Landsturmes mitzuwirken. Er kam bis Kempten, von wo aus er die Ruinen des Stammsitzes seines Hauses, das Schloß Lötzen, besuchte, lag einige Wochen in jener Gegend und kehrte, als die Landesbewaffnung keinen Fortgang nehmen wollte, in der übelsten Stimmung in seine Heimath zurück. Im Jahr 1800, bei dem zweiten Vorrücken der Franzosen nach Schwaben, wurde das schwäbische Kontingent aufs Neue in Ulm formirt. v. S. fehlte nicht. Ulm wurde bloquirt und übergeben und so v. S.'s so glücklich begonnene kriegerische Thätigkeit abermals gelähmt. Hierdurch von dem seitherigen Dienste disgustirt, trat v. S. 1802 als Sekondlieutenant in markgräfl. badische Dienste als Sekondlieutenant im Füsilierbataillon Erbprinz und wurde im Jahr 1803 Bataillonsadjutant im Regt. Markgraf Ludwig. Im Oktober des Jahres 1805 wurde v. S. zur Rekognoscirung der in Schwaben eingerückten öster. Armee auf geheime Botschaft nach Ulm geschickt. Er trat die Reise in voller Uniform, wie er aus dem Kabinete seines Fürsten trat, zu Pferd an und erst in Göppingen verkleidete er sich. Die verwandschaftlichen Verhältnisse erleichterten ihm in Ulm sein mißliches Geschäft nicht wenig und er hatte das Wesentliche seines Auftrages schon vollzogen, als er, von einem befreundeten Offizier erkannt, fliehen mußte. Er dankte sein glückliches Entrinnen nur den wohlwollenden Gesinnungen dieses Offiziers, der Beihilfe seiner zahlreichen Freunde und seiner Geistesgegenwart, die ihn auch die Mittel finden ließ, sich noch so lange in der Nähe des Feindes zu verweilen, bis er die ihm aufgetragenen Erkundigungen vervollständigt hatte. Er übergab die sehr willkommene Ausbeute seiner Instruk-

tion gemäß dem franz. Befehlshaber in Pforzheim und eilte seinem inzwischen nach Oesterreich ausmarschirten Regiment als Regimentsadjutant nach. Nach dem für die bad. Truppen zwar mühseligen, aber mit wenig Gelegenheit zur Auszeichnung verknüpften Feldzuge von 1805 kehrte v. S. im Januar 1806 wieder in seine Garnison Durlach zurück, um im Oktober abermals gegen Preußen auszurücken. v. S.'s militärische Brauchbarkeit hatte sich indessen schon bei mehreren Gelegenheiten vortheilhaft erprobt und er wurde in Folge dessen zum Premierlieutenant und zum Adjutanten des kommandirenden Generals des bad. Kontingents, v. Clossmann (seines spätern Schwiegervaters), ernannt. Die Theilnahme der badischen Truppen an diesem Feldzug als bekannt voraussetzend, glauben wir mit der Stellung v. S.'s für den Kundigen den Antheil bezeichnet zu haben, der ihm an dem von jenem Korps geernteten Ruhme gebührt. Bei Preußisch-Stargard wurde v. S. mit einer Rekognoscirungspatrouille beauftragt. Er stieß dabei, nachdem er zuvor (zu Fuß) einen preußischen Kavalleristen selbst zum Gefangenen gemacht hatte, auf ein überlegenes feindliches Detachement. Nach hartnäckiger Gegenwehr und dem Verluste der meisten seiner Leute wurde er selbst tödtlich durch die linke Seite geschossen. Er wurde von den Seinigen nach Stargard gebracht, wo er unter der Pflege einer menschenfreundlichen Familie, nachdem ihm mehrere zerschossene Rippen abgelöst worden waren, bald vollkommen genas. Unverweilt begab er sich wieder zur Armee, nachdem er noch in dem Monat seiner Verwundung die Anerkennung seines tapfern Benehmens in der Ernennung zum Ritter des großherz. Militärverdienstordens erhalten hatte. Er machte den Rest des Feldzuges mit und kehrte mit den Truppen im December 1807 ins Vaterland zurück. Der gute Ruf als Militär, der v. S. in die Heimath vorangegangen, hatte ihm dort eine glänzende Stellung vorbereitet, er ward zum Adjutanten des Erbgroßherzogs (nachmaliger Großherzog Karl) ernannt und dem Regimente dieses Fürsten als Staabskapitän aggregirt. In dem nahen Verhältnisse zu diesem liebenswürdigen Prinzen, dem damals bei der vorgerückten Abnahme der segensreichen Kräfte des Großherzogs Karl Friedrich schon ein großer Theil der Regierungsgeschäfte oblag und insbesondere die oberste Leitung der Militärsachen anvertraut war, bot sich v. S. ein weites Feld der Wirksamkeit und bei der eigenthümlichen Stellung seines Chefs und der bekannten Beziehungen des Gr. Hofes in jener Zeit, die Gelegenheit seiner natürlichen Anlagen und seiner reichen Welterfahrung volle

Geltung zu verschaffen. Im Herbste des Jahres 1808 begleitete v. S. seinen Prinzen nach Erfurt, zu jenem „Parterre von Königen," jener merkwürdigen Fürstenversammlung, wo ihm Gelegenheit ward, mit den interessantesten Personen der Zeit über die interessantesten Materien derselben zu verkehren. Auf der Rückreise wurden Weimar, Rudolstadt, Bamberg und Würzburg besucht. Im Frühjahr 1809 wurde v. S., nachdem er zum Kompagniechef im leichten Infanteriebataillon ernannt worden, mit Depeschen in das französische Hauptquartier nach Schönbrunn entsendet, wo er den 19. Mai eintraf. Der Aufenthalt hier in der nächsten Umgebung des Kaisers, in welcher er als der Abgesandte eines verwandten Fürsten mit vieler Rücksicht behandelt wurde, bot ihm Gelegenheit, diesen selbst und alle die großen Personen seines Gefolges, mit denen er in ununterbrochener Berührung war, neuerdings mit voller Muße zu beobachten. v. S. war nur wenige Schritte vom Kaiser entfernt, als F. Stapß seinen durch Rapp vereitelten Mordversuch auf jenen machte. Während der Schlachten von Aspern und Eßlingen und Wagram befand sich v. S. in der Suite des Kaisers. Von dem Schlachtfelde von Wagram aus wurde v. S. mit Depeschen und mündlichen Aufträgen des Kaisers von diesem selbst nach Karlsruhe expedirt. Dort wurde er einige Monate später zum Inspektions- und bald darauf zum Flügeladjutanten des Großherzogs, unter Beibehaltung seines Verhältnisses zum Erbgroßherzog, ernannt. Die Ereignisse des Jahres 1810, welche einen wenigstens für einige Zeit befestigten Friedenszustand hoffen ließen, erregten in v. S. die Sehnsucht nach häuslichem Glück. Er fand es darauf und in vollem Maas in der Vermählung mit Maria Gertrude v. Closmann, die am 10. December 1810 erfolgte. Der Tod des Großherzogs Karl Friedrich führte v. S. wieder in die Nähe des Kaisers, indem er (den 11. Juni 1811) demselben die Nachricht von diesem Ereignisse nach Paris zu überbringen hatte. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte daselbst kehrte er nach Karlsruhe zurück. Im Oktober desselben Jahres wurde er Major und den 28. Februar 1813 zum Kommandeur des leichten Infanteriebataillons, mit Beibehaltung seiner obigen Funktion, ernannt. Der Krieg Napoleons gegen die Alliirten rief v. S. abermal unter die Waffen. Er ward zum Chef des Generalstabs des Grafen Wilhelm v. Hochberg (jetzt Markgraf Wilhelm von Baden), Kommandanten des bad. Feldkorps 1813, ernannt. Auf vielfache Weise wurde die kriegerische Thätigkeit v. S.'s unter dem jungen, muthigen General während dieses Feldzuges

in Anspruch genommen, insbesondere während der Besatzung und Vertheidigung Leipzigs, die seinem Korps übertragen war. v. S. wohnte der Völkerschlacht an der Seite seines Generals bei und gerieth am 19. Oktober mit ihm und dem größten Theile des Korps in Leipzig in die Gefangenschaft der Alliirten. Der weisen Fürsorge des kommandirenden Generals war es gelungen, das bad. Korps auch während der peinlichen Zeit der Gefangenschaft in militärischer Zucht und Ordnung zu erhalten; daß hierzu v. S. das Seinige beigetragen hatte, läßt sich aus seiner Stellung als Chef des Generalstabes entnehmen. Brandenburg und später Neuruppin wurde den Gefangenen als Station angewiesen. Bekannt ist die prekäre Lage, in welche dieses Korps durch die noch unentschiedene Stellung des Großherzogthums für einige Wochen versetzt wurde und die ächt militärische, energische Weigerung, sich derselben durch den Uebergang zu den Alliirten vor erhaltener Order seines Souveräns zu entziehen, mit der der Kommandirende schon den Marsch nach den russischen Steppen anzutreten im Begriffe war, als ihn die Nachricht aus der Heimath ward, welche mit der Zufriedenheit seines Souveräns mit dem eingehaltenen Benehmen die Kunde von dem Anschlusse desselben an das große Bündniß gegen Frankreich brachte. Obgleich v. S. als Soldat stets seine Sympathie dem Gebote der Pflicht unterzuordnen und dabei letztere aufs Strengste zu erfüllen verstand, so hatte ihn doch die traurige Lage seines Vaterlandes im Innersten betrübt und die neue Wendung der Dinge gereichte ihm daher zur größten Freude. Den 1. December 1813 wurde der Rückmarsch in die Garnison angetreten und auf demselben wurden in Leipzig die alten Fahnen und Waffen wieder ergriffen. Bald nach seiner Ankunft in Karlsruhe wurde v. S. zum Oberstlieutenant ernannt. Die kurze Unterbrechung der kriegerischen Thätigkeit war keine Zeit der Erholung. Die in die Feldzüge von 1812 und 1813 abgegangenen Truppenkorps waren als zerstreute Trümmer zurückgekehrt, während die bevorstehenden Anstrengungen zur vollständigen Befreiung des Vaterlandes noch größere Streitkräfte und in der kürzesten Zeit erforderten. Und in der That hatte Baden in einigen Monaten eine wohlgerüstete Armee von 23,000 Mann, worunter gegen 10,000 neuerrichtete Landwehr, unter den Waffen. v. S. nahm an den Organisationsarbeiten, welche nach der damaligen Einrichtung damit aus der Adjutantur des Großherzogs ausgingen, den entschiedensten und ersprießlichsten Antheil. Kaum war die neugeschaffene Armee unter den Waffen, als auch v. S. die Heimath wieder verließ, um seinen Fürsten in den

Feldzug (1814) zu begleiten. v. S. fühlte zwar das Ehrenvolle dieses Berufes in vollem Maase, doch hinderte dies nicht, daß er mit wehmüthigem Gefühle die Armee, an deren Erschaffung er so lebhaft mitgewirkt, ziehen sehen mußte, ohne an ihren Erfolgen selbst thätigen Antheil zu nehmen. Der Fürst besuchte zuerst in Rohrbach das badische Hauptquartier. Das Korps machte unter Garf Hochberg einen Theil des zur Blockade der elsassischen Festungen bestimmten Korps des Grafen Wittgenstein aus. Nach Besichtigung einiger Positionen wurde die Reise über Saarburg nach Dijon fortgesetzt, wohin sich Kaiser Franz *) nach Beendigung der Unterhandlungen in Chatillon begeben hatte. Nachdem dort (den 4. April) die Nachricht von den Ereignissen des 30. u. 31. Märzes eingetroffen war, folgte der Fürst dem Hauptquartiere der Monarchen nach Paris. Während des dortigen Aufenthaltes war v. S. wieder naher Zeuge des innersten Getriebes eines welthistorischen Zeitabschnittes. Daß ihm als Adjutant und Vertrauter eines Fürsten, der in demselben so wichtige und hartbestrittene Interessen zu vertreten hatte, keine bloße Zuschauerrolle wurde, sondern daß sich ihm abermals ein Feld zu vielseitiger, wenn auch weniger in die Augen springenden Thätigkeit bot, brauchen wir nicht zu erwähnen. Den 16. Juni wurde Paris verlassen. — Der Kongreß in Wien hatte begonnen und der Großherzog wohnte ihm bei. v. S. hatte seinen Herrn nicht dahin begleitet, umsomehr beschäftigten ihn seine Befehle über alle wichtigen Dienstgeschäfte im Vaterlande. Der März 1815 erschien. Das badische Armeekorps wurde in Folge der Ereignisse dieses Monates abermals mobilisirt und General v. Schäffer**) erhielt das Kommando des Feldkorps, das ungefähr 16,000 Mann stark war. v. S. wurde abermals zum Chef des Generalstabes ernannt. Das Korps bildete einen Theil des deutschen Armeekorps unter dem Fürsten Hohenzollern. Nachdem das bad. Kontingent längere Zeit eine ausgedehnte Stellung zur Beobachtung und Deckung des Rheins im Lande selbst eingenommen hatte, koncentrirte es sich an der obern Landesgrenze bei Müllheim und Lörrach und vereinigte sich hier mit dem österreichischen Theile des Armeekorps. v. S. wurde von Müllheim aus mit Aufträgen zum Großherzoge nach Karlsruhe entsendet. Der Großherzog war in Ludwigsburg zur Begrüßung des Königs von Würtemberg, wo ihn v. S. aufsuchte; er begleitete den großherzogl. Hof nach

*) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. d. N. Nekr. S. 227.
**) S. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 1079.

Stuttgart, Heilbronn und Karlsruhe, von wo er wieder zur Armee expedirt wurde. Bald hierauf fand der Rheinübergang bei Basel statt. Das Armeekorps durchzog das obere Elsaß und die österr. Truppen verließen dasselbe größtentheils nach und nach, um andern Bestimmungen zu folgen. v. S. sah hierin mit Recht ein Vorzeichen der künftigen Bestimmung seines Korps zur abermaligen mühseligen und wenig ruhmvollen Blockade der Festungen längs des Rheins und er fühlte tief das Kränkende dieser Bestimmung, in welcher sich ein gewisses Mißtrauen entweder in die Gesinnung oder in die Kriegsthätigkeit des Korps aussprach. Während das bad. Korps hier am Rhein mit der Ungeduld seiner eigenen Truppen zu kämpfen hatte, die durch ein mangelhaftes Verpflegungssystem gegenüber dem reichen Lande noch erhöht wurde, war die Schlacht bei Waterloo schon geschlagen, hatte Napoleon den Tag von Fontainebleau schon erlebt und die provisorische Regierung schon Unterhandlungen angeknüpft. Nachdem das hohenzollernsche Korps dasjenige des Kronprinzen von Würtemberg den 4. Juli vor Straßburg abgelöst hatte, übernahm es die Blockade dieses Platzes. Den 5. Juli machte der Feind einen Rekognoscirungsausfall gegen die badische Stellung, bei dessen Zurückweisung v. S. mit einem Theile des Korps thätig war. Am 9. Juli erfolgte, nachdem inzwischen einige unbedeutende Vorpostenplänkeleien stattgefunden hatten, von Seiten des eingeschlossenen französischen Korps unter Rapp vor Tagesanbruch in einem undurchdringlichen Nebel ein Angriff auf die rechts vom bad. Korps aufgestellte österreich. Division Marmhelli statt, dessen Heftigkeit und Uebermacht die Hinwegnahme der Dörfer Ober- und Mittelhausbergen gelang. Auf den ersten Kanonenschuß jedoch eilte das bad. Korps, dessen Position anzugreifen der Feind versäumt hatte, durch eine Rechtsschwenkung, welche den von den Oesterreichern in der Fronte bekämpften Feind in die rechte Flanke nahm, jenen zu Hilfe und brachte letzteren hierdurch in eine kritische Lage. Eine plötzlich in der feindlichen Stellung, deren Ausdehnung der Nebel zu überblicken verhinderte, eingetretene Stille ließ vermuthen, daß sich derselbe aus seiner übeln Lage durch irgend einen Hauptschlag zu reißen im Begriffe war. v. S. wollte sich um Alles von der Natur der feindlichen Anordnungen überzeugen und machte in dieser Absicht, dem dichten Nebel und der hohen Frucht vertrauend, ganz allein einen kühnen Ritt gegen die Stellung des Feindes, der ihn unversehens ganz nahe an die Front einer langen feindlichen Reiterlinie führte. v. S. wandte unbemerkt sein Pferd und brachte vollen Laufes

das Entdeckte zurück, einen Sturz, der ihm eine Kontusion verursachte, nicht achtend. v. S. glaubte erkannt zu haben, daß der Feind einen Reiterchok aus seiner rechten Flanke beabsichtigte, um sich gegen die dort andrängenden Badener Luft zu machen; er rieth zum schleunigen Vorziehen der auf dem linken Flügel der Aufstellung befindlichen badischen Kavallerie und der Kommandirende beauftragte ihn mit dieser Maasregel. v. S. führte die Kavallerie mit eben so viel Bravour als Sachkenntniß zu einer glänzenden Attaque, die die feindliche Kavallerie in ihrem auf die badische Artillerie gerichteten Angriff nach der tapfersten Gegenwehr im blutigen Handgemenge aufhielt, und sie unter Mitwirkung der Geschütze zum Rückzuge zwang, der bald ein allgemeiner wurde, indem der Feind auch aus den auf der österreichischen Seite genommenen Dörfern verdrängt war. — Den Tag nach diesem ehrenvollen Gefechte langte die Nachricht vom Einzuge der Alliirten in Paris an. Unterhandlungen erfolgten. v. S. wurde mit Aufträgen abermals zum Großherzoge gesendet, der sich damals in Langensteinbach befand, wo v. S. eilf Tage verweilte, indessen das Feldkorps ins Vaterland zurückkehrte. v. S. hatte in Anerkennung seiner Leistungen während dieses Feldzuges schon nach dem Gefechte vom 9. Juli das Kommandeurkreuz des Gr. Militärverdienstordens und das Ritterkreuz des österr. Leopoldordens erhalten. Bei der Revue nach der Rückkehr des Feldkorps wurde ihm noch als besonderer Beweis der Zufriedenheit mit seiner Geschäftsführung als Chef des Generalstabes, die auch eine direkte Korespondenz mit dem Fürsten in sich schloß, das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens verliehen. Noch in demselben Jahre wurde v. S. zum Generalquartiermeister des großherz. Armeekorps ernannt. Er übernahm mit dieser bedeutenden Stellung zu jener Zeit eine Masse jener schwierigen und undankbaren Geschäfte, die mit der Organisation einer Armee für den wiederhergestellten, aber noch nicht dauernd gesicherten Frieden jedesmal verbunden sind: er hatte den Vortrag bei dem Großherzog über alle wichtigen Militärangelegenheiten und namentlich über die in solchen Zeiten zu einer unabsehbaren Menge sich anhäufenden und in unzähligen Interessen sich kreuzenden Personalsachen. Im September 1817 fühlte v. S. nach so vieljähriger, ununterbrochener Thätigkeit das Bedürfniß der Ruhe und Erholung. Der freundliche Landsitz einer Schwester bei Frankfurt bot hierzu eine erwünschte Gelegenheit. Dahin ging v. S. auf Urlaub mit seiner ganzen Familie. Während er dort harmlos der wohlverdienten Ruhe in einer heitern Natur und anregender Ge-

selligkeit genoß, waren daheim seine Neider thätig, die Brücke hinter ihm abzutragen. Es gelang ihnen nur zu gut. Schon einen Monat nach seiner Abreise entließ ein höchster Befehl v. S. seiner Chargen als Generalquartiermeister und als Flügeladjutant und setzte ihn zu seinem Bataillion als Kommandant nach Rastadt, die bittere Pille mit dem Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens vergoldend. Mit der Ruhe eines reinen Bewußtseyns und auch in dem kleineren Wirkungskreis ein fruchtbares Feld für gute Saat erblickend, ergriff v. S. seine neue Stellung, die jedoch schon nach kurzer Zeit eine Mission nach Freiburg unterbrach, um als Hauptetappenkommandant den Rückmarsch der österreichischen Truppen aus Frankreich zu leiten. Als er am 28. Novemb. 1818 mit den Beweisen der höchsten Zufriedenheit nach Rastadt zurückkam, fand er dort seinen Fürsten todtkrank. v. S. war tief erschüttert von dem Zustande seines Herrn und auch der Fürst, ob besser belehrt oder in den Stunden des Leidens von dem alten treuen Begleiter an die glücklichen Tage gern sich erinnernd, empfing ihn mit der frühern Huld und dem alten Vertrauen. Leider sollte v. S. die Früchte dieser Aussöhnung nicht mehr genießen. Der Fürst starb den 8. December. Der neue Großherzog, Ludwig, gab übrigens v. S. — ein seltener Fall, der von dem Vertrauen in v. S. Redlichkeit zeugen mag — sogleich Beweise seines Vertrauens, die er ihm auch während seiner Regierung noch oft aus der Ferne zuwandte. Man hatte v. S. mit der Versetzung nach Rastadt strafen wollen, aber er verlebte dort wohl die glücklichsten Tage seines Lebens. Das Jahr 1821 gab ihm Gelegenheit, sich neben seiner militärischen auch einer bürgerlichen Auszeichnung verdient zu machen. Die bekannte, weitverbreitete Wassersnoth setzte auch seine Garnisonsstadt in Gefahr. v. S. gelang es, zur Bewahrung derselben vor größerer Zerstörung durch seine eigene und seines Korps aufopfernde Thätigkeit, bei deren Leitung er weder Mühe noch Gefahr scheute, wesentlich beizutragen. Die Stadt bezeigte ihm ihre Anerkennung durch die Ertheilung des Ehrenbürgerrechtes. Nachdem v. S. funfzehn Jahre lang in Rastadt kommandirt und sich dort die Achtung und Zuneigung aller Kreise in nicht gewöhnlichem Grad erworben und hingegen wieder diesen Aufenthalt liebgewonnen hatte, während welchem er die Freuden seines zahlreichen Familienkreises, denen ihn die früheren, bewegten Jahre entzogen, erst recht genossen hatte, fühlte er sich durch eine schon mehrere Jahre andauernde Schwerhörigkeit in seiner dienstlichen Stellung empfindlich behindert und er hatte Takt genug, selbst

die Enthebung aus derselben zu wünschen. Er verband jedoch sein Gesuch mit der Bitte um eine andere seinen Kräften angemessene Verwendung. Sie ward ihm in der Ernennung zum Garnisonskommandanten der Residenz. Zeichen der innigsten Theilnahme und Abschiedsadressen der Behörden und Korporationen begleiteten v. S. auf seinen neuen Posten. Dieser war nichts weniger als ein Ruheposten, er erforderte eine unausgesetzte körperliche und geistige Thätigkeit; doch wurde ihm diese erleichtert durch die gnädige Aufmunterung seines Fürsten und die freundliche Aufnahme, die er nach so langer Entfernung in den ihm aus früheren Zeiten befreundeten Kreisen fand. Wenn auch die Erfolge der Wirksamkeit v. S.'s in dieser Stellung keine glänzenden und geräuschvollen seyn konnten, so waren sie dennoch nicht weniger ersprießlich und bedeutend in einer Zeit, in welcher die Militäradministration des Landes eine gänzliche Reform und eine wesentliche Verbesserung erfuhr, bei der er den lebhaftesten Antheil nahm, was auch durch die Ertheilung des Eichenlaubes zum Zähringer Löwenorden und des Charakters als Generalmajor anerkannt wurde. Ueber der Schwerhörigkeit hatte sich ein inneres, die Athmungsorgane afficirendes Leiden während der angestrengten Dienstthätigkeit bei v. S. ausgebildet. Dieses nöthigte ihn nach langem Widerstreben, das nur die dringendsten Mahnungen der Seinigen besiegen konnten, zu Ende des Jahres 1839 um gänzliche Zuruhesetzung zu bitten. Sie wurde ihm unter Anerkennung seines 46jährigen treuen und ersprießlichen Wirkens und unter dem aufrichtigsten Ausdrucke des Bedauerns des Armeekorps und des Publikums, unter dessen Augen er gewirkt. Aber die erlangte Ruhe hatte nicht die gehoffte Wirkung auf v. S. Gesundheitszustand. Er brachte die Zeit derselben in ununterbrochenen Leiden hin, gegen welche die peinlichsten Kuren nichts vermochten. Er ertrug diese Prüfung mit der äußersten Geduld, wie er stets Schmerzen jeder Art erduldet, und sah dem Tode hellen Geistes in christlicher Fassung entgegen, die letzten Augenblicke den Gedanken an das Wohl der Seinigen widmend. Er entschlief am oben genannten Tag in Folge eines Herzleidens, eine Witwe mit 7 Kindern, 5 Söhne und 2 Töchter, hinterlassend, von denen bereits drei Söhne im großherz. Staatsdienste stehen. Sie verloren an ihm den zärtlichsten Gatten und Vater. — Fassen wir das Bild des Charakters, dessen Laufbahn wir hier zu signiren versucht, zusammen, so steht die Erscheinung eines ächten deutschen Edelmannes und eines wahren Soldaten vor uns. v. S. war ein frommer Christ ohne Bigotterie und ohne ängstliche

Anhänglichkeit an die äußeren Formen der Religion. Eine sich nie verläugnende Herzensgüte, ächte Humanität, strenge unerschütterliche Rechtlichkeit, die äußerste Uneigennützigkeit und Bescheidenheit waren die Grundzüge seines Charakters. Von seinem Muth und seinem ritterlichen Sinne, so wie von seiner hohen militärischen Ausbildung, die durch einen schnellen Blick und einen ruhig klaren Verstand unterstützt wurde, hatte er in 12 Feldzügen Proben abgelegt. Er war heiter und ein Freund der Geselligkeit, für die er in seinen rüstigen Tagen mit den glücklichsten Gaben ausgestattet war. Dem andern Geschlechte gegenüber verleugnete er bis in seine spätesten Tage nicht jene schon der Geschichte angehörende ritterliche Galanterie, durch die sich der Edelmann des vorigen Jahrhunderts noch auszeichnen zu müssen glaubte. Die Grundlage seiner politischen Gesinnung war ächte Loyalität und ein glühender Royalismus. Obgleich in aristokratischen Grundsätzen erzogen und von früher Jugend in den höchsten Kreisen sich bewegend, war seine Gesinnung empfänglich für die Forderungen der Gegenwart und ohne je von den Uebertreibungen derselben berührt zu werden, schritt er dennoch mit seiner Zeit fort, deren liebste Erwerbung ihm die neu erstehende Würde seines Vaterlandes war, denn er war ein Deutscher durch und durch.

210. Christoph Wilhelm Kaminsky,

Doktor der Medicin und Chirurgie, prakt. Arzt zu Stralsund;

geb. den 26. Febr. 1794, gest. den 12. Juli 1841 *).

Er war zu Verden an der Aller geboren. Seine erste Schulbildung erhielt er im Gymnasium seiner Geburtsstadt, vollendete dieselbe aber auf dem Gymnasium zu Stralsund, wohin ihn schon im J. 1804 sein dortiger Oheim, der königl. schwed. Regimentsarzt Kaminsky, gerufen hatte. Dieser nahm ihn an Kindes Statt an und sorgte für seine Erziehung. Nach vollendeten Schulstudien bezog unser K. zunächst die Universität Greifswald, um sich der Medicin zu widmen. Hier war er von allen seinen Kommilitonen geachtet wegen seiner gründlichen Schulkenntnisse, besonders in der lateinischen und französischen Sprache. In der letzteren gab er sogar Privatunterreicht. Jene Achtung wurde noch erhöht durch seinen wissenschaftlichen Sinn überhaupt, namentlich noch durch seine überlegenen Fortschritte in der Arzneikunde,

*) Nach: Bericht des literarisch-geselligen Vereins zu Stralsund über sein Bestehen während der Jahre 1839, 1840 u. 1841. Stralsund, 1842.

in welcher ihm der Umgang mit seinem Oheime schon als Vorschule gedient hatte. Aber auch als munterer, lebensfroher Gesellschafter, der witzig und selbst geistreich erschien, wurde er geliebt und geschätzt. Als heiterer, ächtdeutscher Student verdarb er keinen Scherz, bewahrte aber stets das Maas bei frohen Gelagen. Er liebte auch Musik, obwohl er auf seinem Instrumente, der Geige, wohl niemals viel geleistet und deshalb diese Kunst auch früh ganz aufgab. Im J. 1814 ging er nach Göttingen, wo ihm das Leben weniger behagte, als in dem freieren Greifswald. Mehrere unangenehme Auftritte nöthigten ihn, wieder nach Greifswald zurückzukehren, welches er jedoch schon im Frühjahr 1815 verließ, um als Militärarzt in hanöversche Dienste zu treten. Nach Beendigung dieses zweiten deutschen Freiheitskrieges, während welches er seine praktischen Kenntnisse in der Heilkunst bedeutend vermehrt hatte, ging er nach Berlin, wo er seine medicinischen Studien vollendete und im J. 1817 zum Doktor der Medicin und Chirurgie promovirt wurde. Seine Inauguraldissertation handelt „de vestimentis ut causis morborum“ (Berol. 1817, 8.). Nachdem er in Berlin seinen anatomischen, chirurgischen und klinischen Kursus vollendet und sein Staatsexamen rühmlich bestanden, ließ er sich im J. 1818 in Stralsund nieder, wo er zugleich am 4. Juni desselben Jahres in die dortige medicinische Privatgesellschaft aufgenommen wurde. Seine Praxis war in den ersten Jahren zwar nur unbedeutend (Armenarzt war er seit dem Beginn derselben), sie nahm aber nach und nach zu und wurde ziemlich umfassend, besonders seit dem Tode seines Oheims. Seit einer Reihe von Jahren war er Arzt am S. Annen- und Brigitten-, so wie am Heiligengeistkloster. Unser K. war ein durchaus tüchtiger und gewissenhafter Arzt und erfreute sich deßhalb auch des Vertrauens und der Liebe seiner Kranken. Sein Charakter war offen, bieder und treu; daher schätzten und liebten ihn alle seine nähern Bekannten, namentlich auch seine Kunstgenossen, mit denen er stets in neidloser und ungetrübter Eintracht lebte. Wegen dieser seiner redlichen und tüchtigen Gesinnung ward er auch bei Stiftung des „Vereins zur Witwenkasse für Aerzte, Wundärzte und Apotheker in Neu-Vorpommern und Rügen“ im Jahr 1828 zum Mitdirektor desselben erwählt und blieb solcher bis zu seinem Tode. Der Verstorbene ist zweimal verheirathet gewesen, seine erste Frau verlor er durch den Tod, nachdem sie lange an der Schwindsucht gelitten hatte, von der zweiten ward er geschieden. Der Tod jener, wie der Verlust seines ältesten Sohnes am Scharlachfieber beugte

ihn, dem schon ökonomische Sorgen seinen alten frohen Lebenssinn, seine Offenheit und Heiterkeit geraubt hatten, noch mehr darnieder, so daß an ihm eine gewisse Gedrücktheit und Befangenheit nicht zu verkennen war. Daher lebte er während seiner letzten Jahre auch eingezogen und fern von größerem geselligen Verkehr. — Er hinterläßt 2 Söhne aus der ersten und eine Tochter aus der zweiten Ehe. K. selbst hatte keine kräftige Konstitution; er kränkelte öfters, ja gleich zu Anfang seiner praktischen Laufbahn lag er Monate lang schwer darnieder. Im Anfange des J. 1840 ward er inmitten seines Berufes am Krankenbette vom Schlage gerührt und halbseitig gelähmt. Obwohl diese Lähmung sich allmälich minderte, so war es ihm dennoch seitdem nie wieder möglich, in ärztliche Thätigkeit zu treten. Er beschäftigte sich, während er an das Zimmer gebannt war und seine Kollegen für ihn in uneigennütziger Liebe seine ärztlichen Geschäfte besorgten, viel mit Lesen. Ein neuer starker Schlaganfall, der ihn Anfang Juli des J. 1841 traf, führte am 12. desselben Monats sein Ende herbei. Die Sektion zeigte Bluterguß im Gehirn. — Außer der schon erwähnten Dissertation sind mehrere praktische Bemerkungen und Erfahrungen von ihm abgedruckt erschienen, theils in Rust's Archiv der prakt. Arzneik., theils in der medicin. Zeitung, theils in den pomm. Sanitätsberichten. Auch die Stralf. Wochenschrift Sundine bewahrt einige Beweise seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf, namentlich 2 seiner Vorlesungen.

211. Franz Xaver v. Schwäbl,

Bischof v. Regensburg;

geb. d. 14. Nov. 1778, gest. d. 12. Juli 1841 *).

v. Sch. ward zu Reißbach in Niederbaiern von achtbaren Bürgerleuten geboren, die mit angeerbter christlicher Gesinnung gesegnet waren, aber auch mit einem reichen Kindersegen, denn er war unter 22 Kindern desselben Vaters das 21. und der jüngste Sohn. Seinen Vater verlor er zwar im 10. Jahre, aber die Mutter, ein Weib voll inniger Frömmigkeit und zugleich voll männlichen Starkmuthes, sorgte liebend für ihren Benjamin, dessen schwacher Körperbau sie wohl zunächst auf einen andern Beruf als den väterlichen für ihn denken ließ. Sie sandte ihn zum Studiren nach Salzburg, wo der dortige Domprediger sich des ihm verwandten Knabens annahm und ihn zu einer frommen

*) Beil. z. Allg. Augsb. Ztg. 1841. Nr. 242.

Witwe in die Wohnung brachte, die ihm eine zweite Mutter ward. Die 8 Jahre, die er am Gymnasium zu Salzburg als ein durch Fleiß und Sittsamkeit ausgezeichneter Schüler verlebte, rechnete er zu den seligsten seines Lebens. Die großartigen Stiftungen der Erzbischöfe von Salzburg, mit deren Geschichte er schon als Knabe vertraut war, die Pracht und die Feierlichkeit des Kathedralgottesdienstes ꝛc. machten tiefen Eindruck auf ihn und aus diesen Jugendkeimen entwickelte sich wohl manche schöne Frucht seines spätern Hirtenamtes. Im J. 1796 ging er, nach absolvirten Gymnasialstudien, von Salzburg nach München und fand hier an dem damals berühmten Physiker Maximus v. Imhof, seinem Landsmann, einen väterlichen Freund und Führer. Auch hier war sein Fortgang in den Gegenständen der Philosophie und Physik ausgezeichnet, obgleich er, seines Unterhalts wegen, täglich 5 Stunden auf Instruktion verwenden mußte. Nach Vollendung der philosophischen Studien erlangte er 1798 an der Universität Ingolstadt Aufnahme in das von Bartholomäus Holzhauser gestiftete Institut der gemeinsam lebenden Weltpriester, ward hierdurch weiteren Nahrungssorgen überhoben und konnte sich nun ungetheilt dem theologischen Studium widmen. Als im J. 1800 die Universität von Ingolstadt nach Landshut verlegt ward, ging er als Quartiermacher für sein Institut voraus und besorgte den Umzug der Effekten desselben. In Landshut ward er seinem berühmten Lehrer Sailer noch näher gebracht und es knüpfte sich zwischen Beiden ein Band der Freundschaft, das sich im Verlaufe der Zeit und bis zum Rande des Grabes immer inniger flocht und in der Hand der Vorsehung der Faden ward, der ihn als Sailer's *) und Wittmann's **) Nachfolger auf den Hirtenstuhl dieser Kirche geführt hat. Am 30. Aug. 1801 zum Priester geweiht, feierte er am 13. Sept. in seinem Geburtsorte vor seinen zahlreich versammelten Verwandten sein erstes heiliges Meßopfer, sein seelsorgliches Wirken aber begann er an der Jodakspfarrei in Landshut und versah zugleich eine Zeitlang die Stelle des Pfarrpredigers. Allein seine schon damals schwächliche Gesundheit war solcher Anstrengungen nicht gewachsen und er kam nun als Hilfspriester in die nahe Landpfarrei Adlkofen, wo der altersschwache Pfarrer ihm bald die ganze Amtsführung überließ. Um den Sinn des Volks und vorzüglich der Jugend für das Höhere zu wecken, schrieb er hier in Mußestunden

---

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 405.
**) — — — 11. — — — S. 170.

seine Parabeln, die noch immer in der Kinderwelt gern gelesen werden. Nach 2 Jahren ward ihm die Professur der Poetik am Gymnasium zu Landshut übertragen. Seine liebevolle Fürsorge für seine Schüler, die sich nicht bloß auf die Schulstunden beschränkte, sprach sich auch bei gegebenen Anlässen in herzlichen Anreden aus und als bei einer öffentlichen Prüfung ein benachbarter Gutsherr einer solchen Rede beiwohnte, ward er durch deren Eindruck so sehr für den jungen Professor eingenommen, daß er ihm die eben erledigte Pfarrei seines Patronats verlieh. So bezog er im J. 1805 die Pfarrei zu Oberviehbach unweit Landshut. Sein rastloser Eifer in Erfüllung seiner seelsorglichen Pflichten, seine Bemühungen um Hebung und Belebung des Jugendunterrichts, so wie eine Reinigung und Verschönerung der Pfarrkirche auf seine eigenen Kosten, seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine sittliche Reinheit und Würde und die geregelte Ordnung seines Haushaltes, seine große Leutseligkeit und herablassende Theilnahme, endlich sein klares, offenes, treuherziges Wesen, das den biedern Charakter seines Volksstammes nirgends verläugnete, sondern in veredelter Gestalt scharf ausgeprägt zeigte, diese schönen Eigenschaften, die ihn auch noch als Bischof zierten, hatten ihm bald die Achtung, Liebe und das volle Vertrauen seiner Gemeinde in einem Grad erworben, der seine Thätigkeit zwar sehr in Anspruch nahm, aber dafür in anderer Weise sein Wirken wieder sehr erleichterte. Wen eine Noth drückte, wer eines Rathes, einer Vermittelung bedurfte, der wendete sich an seinen Pfarrer, versichert, bei ihm ein offenes Ohr, eine offene Hand und ein offenes Herz zu finden. Vorzüglich die Zeit nach dem sonn- und festtäglichen Gottesdienste war solchem traulichen Verkehre gewidmet. Dann glich des Pfarrers Zimmer einer Rathsstube, wo einer dem andern die Thüre reichte, nur mit dem Unterschiede, daß hier nicht bloß irdische Angelegenheiten verhandelt wurden und daß die Audienz nichts kostete, sondern nach Bedürfniß eine Unterstützung, eine Belehrung, ein Trostwort, einen guten Rath und im Befolgungsfall einen segensreichen Erfolg eintrug. In den Jahren, da er einen von ihm herangebildeten jungen talentvollen Geistlichen zum Hilfspriester hatte, glich sein Pfarrhof einer kleinen Studienanstalt, denn 10 bis 12 Knaben empfingen hier unentgeldlich höhern Unterricht und er selbst ertheilte ihn in mehreren Fächern. Seine Hauptabsicht dabei war, dem damals drückenden Priestermangel nach Kräften abzuhelfen. Was er in den Nothjahren 1816 und 1817 den Dürftigen seiner Gemeinde gethan, ist mit ihren Dankes-

thränen in das Buch der Vergeltung eingezeichnet. Zugleich war sein Haus ein offener Tempel edler Gastfreundschaft; gern fanden sich die Geistlichen der Umgegend bei ihm ein, vorzüglich die jüngeren, um von dem liebreich erfahrenen Manne zu lernen. Von Zeit zu Zeit besuchte ihn Sailer aus dem nahen Landshut und brachte seine Tischgenossen oder andere junge Freunde mit, um ihnen zu seinen theoretischen Pastorallehren ein lebendiges Musterbild eines wahren Seelsorgers und tüchtigen Landpfarrers in seinem Freunde zu zeigen. So groß war die Achtung die er unter seinen Mitbrüdern genoß, daß sie ihn, den jüngsten unter ihnen, zum Kapitelkämmerer erwählten, worauf nach dem freiwilligen Rücktritte des vom Alter gebeugten Kapitelvorstandes ihm auch die Dekanatsgeschäfte übertragen wurden. Bei aller Milde war er doch unnachsichtig streng in Abstellung von Aergernissen und Mißbräuchen und ließ sich durch keinen Spott, keine Drohung davon abschrecken und es machte einen unvergeßlichen ernsten Eindruck in der Gemeinde, als er einst zweien ledigen Weibspersonen, die bei einer Procession große Aergernisse gaben und seine Zurechtweisung mit frechem Spotte verhöhnten, mit dem Strafgerichte Gottes drohte und beide wenige Wochen darnach plötzlich starben *). Wie er übrigens mit eindringender Herzlichkeit, Salbung und Verständlichkeit seiner Gemeinde das Wort Gottes verkündete, so ward er auch vielfältig als Festprediger in der Umgegend eingeladen, vorzüglich zu Primizpredigten und die von ihm herausgegebene Sammlung solcher Reden bildet eine wahre Pastorallehre für angehende Seelsorger, geschöpft aus einem begeisterten Gemüth und einem früh gereiften Geiste **). Ein merkwürdiges Urtheil über sein Seelsorgliches, alle Verhältnisse von innen aus durchdringendes und ordnendes Wirken ist der Ausspruch des Guts- und Patronatsherrn: „Seine Pfarrgemeinde," sagt er, „zeichne sich nicht nur durch Religiosität und Sittlichkeit, sondern auch dadurch aus, daß

*) Nach Mittheilungen seines damaligen Kaplans, des jetzigen Pfarrers zu Egglkofen, Franz Seraph Häglsperger.

**) Der christl. Seelensorger, was u. wie er seyn soll ꝛc. München 1810. — Außerdem sind noch folgende Schriften von ihm erschienen: Kirchengesang zu der Heiligenmesse. München 1804. — Kleine Trauungs- und Trauerreden. Ebend. 1820. — Die feierl. Installation e. kathol. Pfarrers. Beiträge zur Liturgie. Ebend. 1822. — Parabeln, e. Lesebuch für liebende Jugend. 6. Aufl. Ebend. 1831. — Geschichtpredigten, ein Erbauungsbuch für christl. Familien. 2 Thle. 2. Aufl. Ebend. 1831. — Lebensskizze vom Domdechant Heckenstaller. Landshut 1833. — Kleine Hauslegende f. den Bürger u. Landmann, in Erzähl. u. Gleichnissen. 6. Aufl. München 1838.

sie keine Rückstände und Schulden, keine Processe und keine Bettler habe und dies sey des Pfarrers Werk, denn vor ihm sey es nicht so gewesen." Durch eine Erkältung auf einem seelsorglichen Gange zog er sich hier ein Leiden zu, das in seinem schwachen Körper für seine ganze übrige Lebenszeit eine Reihe schmerzhafter Krankheitsanfälle, Brustkrämpfe zur Folge hatte, zugleich aber in der Hand der Vorsehung das Mittel werden mußte, ihn seiner höhern Bestimmung und einem erweiterten Wirkungskreise zuzuführen. Sein Arzt sandte ihn nämlich dieses Uebels wegen in das Bad Brückenau und hier lernte ihn der damalige Kronprinz, jetzt regierende König, kennen und in ihm den würdigen Schüler Sailer's und die bescheidene, klare, ansprechende Persönlichkeit so hoch schätzen, daß er bald nach seiner Rückkehr aus dem Bade durch desselben Empfehlung in das Domkapitel des Erzbisthums München-Freising aufgenommen ward und hier auch bald an den wichtigsten Geschäften des erzbischöfl. geistlichen Rathes thätigen Antheil nahm. Am 8. März 1833 starb der zum Regensburger Bischof ernannte unvergeßliche Michael Wittmann und schon am 3. Tage ward von dem Könige der Domkapitular v. Sch. „als Sailer's ältester Schüler" zu Sailer's und Wittmann's Nachfolger ernannt. Sein bescheidenes Widerstreben und die Berufung auf seine schwache Gesundheit fand kein Gehör und er mußte sich in Gehorsam dem höhern Rufe fügen. Schon nach 4 Wochen, den 15. Mai, ward er von dem Papste präkonisirt, am 26. Mai von dem Erzbischofe geweiht und so kehrte er nach 11jähriger Abwesenheit, bereichert mit Erfahrung und höherer Geschäfts- und Menschenkunde, in seine Mutterdiöces als deren Oberhirt zurück und bestieg am 1. Juni 1833 seinen bischöfl. Sitz. Trotz seiner schwächlichen Gesundheit hat er die abgelegensten, unwegsamsten Theile des Bisthums in jährlichen Visitations- und Firmungsreisen besucht. Den wahrgenommenen Gebrechen abzuhelfen, war nach seiner Rückkehr seine angelegenste Sorge. Gern ließ er dem amtlichen Einschreiten die väterliche Mahnung schonend vorausgehen und seine wohlmeinenden Zuschriften haben jenes in gar manchen Fällen zum Danke der Betheiligten entbehrlich gemacht. Das Gedeihen der Volksschulen lag ihm vorzüglich am Herzen und was er in dieser Beziehung auf seinen Amtsreisen Mangelhaftes wahrnahm, theilte er den betreffenden Regierungsbehörden mit würdiger Offenheit zur Abhilfe mit. Aus Erfahrung wissend, daß das regste oberhirtliche Wirken an dem Mangel tüchtiger äußerer Vollziehungsorgane erlahmen müsse, ließ er sich die Wiederbelebung der erstorbe-

nen Dekanalverfassung, die Verkleinerung zu großer Ruralkapitel, die Aufstellung der Vorstände durch freie, vertrauensvolle Wahl der Kapitelglieder, die Revision der Diöcesan- und Kapitelstatuten, die Abhaltung jährlicher Dekanatssynoden und die Erstattung umfassenderer pfarrlicher Jahresberichte angelegen seyn und führte alle diese wesentlichen Verbesserungen ins Leben. Die Reinigung und Wiederherstellung der schönen Domkirche zu Regensburg, die Erhöhung der gottesdienstlichen Feier in derselben verdankt man gleichfalls seiner fördernden Anregung und Sorgfalt. Er selbst hat mehrmals an höheren Festtagen, seines schwachen Körpers nicht achtend, die Kanzel bestiegen und seinen Gläubigen mit treuem Munde das göttliche Wort in edler Einfalt verkündet und keinen Anlaß versäumt, die 600,000 seiner Obhut anvertrauten Seelen in ausführlichen Pastoralschreiben über die wichtigsten Angelegenheiten ihres Seelenheils, nach dem Bedürfnisse der Zeitumstände, väterlich zu belehren. Für die herrliche Feier des 1100jährigen Diöcesanjubiläums, welche ins J. 1840 fiel, hatte er seit längerer Zeit alles mit Liebe und bedeutenden Kosten vorbereitet und eingeleitet. Die segensreichen Wirkungen dieser Feier, die große Andacht der Gläubigen, die selbst den mindesten Exceß von dem schaarenweisen Zusammenströmen fern hielt, die Aussöhnung so manches bis dahin verstockten Sünders mit Gott, mit sich selbst und mit dem Nächsten, wovon ihm die pfarrlichen Berichte häufige Kunde gaben, erfüllten ihn mit seliger Freude und auch das nähere Bekanntwerden mit dem edlen Fürsterzbischofe von Salzburg, Fürsten von Schwarzenberg, welches diese Feier veranlaßte, war ihm ein reicher Gewinn, denn es knüpfte sich daran ein inniges Band der Liebe und Freundschaft zwischen beiden, das noch seine letzten Tage durch einen wiederholten Besuch dieses trefflichen Fürsten verschönert hat. Den verschiedenen kirchlichen Instituten, welche in neuerer Zeit wieder ins Leben gerufen wurden, wendete er seine ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu, um sie den Bedürfnissen der Zeit entsprechend und durch würdige Leistungen ihres Bestandes werth und gesichert zu machen. Die Benediktinerabtei Metten verdankt ihm ihr neues Aufblühen und das Gedeihen ihrer Schul- und Erziehungsanstalt, die den Eltern auf dem Lande eine willkommene, in religiös-sittlicher Hinsicht durch höchste Sorgfalt gesicherte, bereits durch schöne Erfolge bewährte und dabei höchst wohlfeile Unterkunft für ihre studirenden Söhne darbietet. Die von den verdienstvollen Männern Job und Wittmann ihm im Keime hinterlassene Stiftung des Vereins

armer Schulschwestern für die weibliche Landjugend ist unter seinem fördernden Schutze zu einer herrlichen Anstalt aufgeblüht, die sich bereits in zahlreichen Abzweigungen weithin über das Land verbreitet hat und durch sorgfältigen Unterricht und zarte, sittliche und leibliche Pflege an der veredelnden Erziehung der weiblichen Jugend auf dem Lande mit anerkanntem Erfolg arbeitet und somit berufen erscheint, dem gräßlichsten Uebel der Gegenwart, der allgemeinen Entsittlichung, eine der Hauptquellen zu verstopfen, das Kleinod der Familien, Scham und Zucht der Töchter zu retten und tugendhafte Mütter eines künftigen bessern Geschlechts heranzuziehen. Mit gleicher Sorgfalt förderte er die von dem König gewünschte Einführung einer Zufluchts- und Bewahranstalt für gefallene Personen des andern Geschlechts, welche, der Sünde und dem Verderben zünftig geworden, nach Errettung aus solchem Pfuhle sich sehnen. Seine treuen Bemühungen für diese Anstalt, die anfangs in seinem Bisthume gegründet werden sollte, dann aber passender in die Hauptstadt verlegt ward, hatten wahrlich nicht verdient, daß ihm solche Kränkung daraus erwachse, wie er sie später erfahren mußte. Auch die Einführung der barmherzigen Schwestern im Regensburger katholischen Krankenhaus und die dadurch verbesserte leibliche und geistige Pflege der Kranken verdankt man mit seiner fördernden Theilnahme. Vor allem aber war das Klerikalseminar der Gegenstand seiner unermüdeten Hirtensorgfalt. Alljährlich eröffnete er den neuen Lehrkursus in eigener Person mit einer herzlichen, ergreifenden Anrede an die Neueintretenden und im Verlaufe des Jahres war in jeder Woche ein Tag bestimmt, wo die Zöglinge paarweise ihn besuchen mußten und er dann unter 4 Augen mit einem Jeden trauliche Zwiesprache hielt über die große Angelegenheit seines Berufs und die würdige Vorbereitung dazu — Unterredungen, die gewiß Jedem für immer unvergeßlich bleiben werden. Weil er aber längst eingesehen, daß der kurze nur zehnmonatliche Aufenthalt im Seminare für eine gründliche geistig-geistliche Durchbildung der jungen Kleriker nicht hinreichen könne, so war es seine höchste Sorge, die Mittel für einen verlängerten Aufenthalt herbeizuschaffen. Ein kühnes Unternehmen, vor dem aber sein Gott vertrauender Muth nicht erschrak. In einem eigenen ausführlichen Sendschreiben wandte er sich im J. 1836 zuversichtsvoll zunächst an seinen Klerus, schilderte mit lebhaften Farben das erkannte Bedürfniß, erinnerte an die großen ähnlichen Leistungen der Geistlichen in vergangener Zeit und forderte die Vermöglichen zu Beiträgen auf. Und sein Ruf verhallte

nicht ungehört. Von allen Seiten strömten ihm Gaben, mitunter von sehr beträchtlichem Belange zu; seine eigene Freigebigkeit, sein kluges Wirthschaften wußte das Anvertraute wundersam zu vermehren und jetzt, nach 5 Jahren schon, hinterließ er seinem Nachfolger ein für diesen Zweck gesammeltes Kapital von 90,000 Gulden in Geld und Geldeswerth, so daß, da der Sinn für diese heilige Sache mit dem Seligen wohl nicht erstorben seyn wird, dieselbe schon in wenigen Jahren verwirklicht werden kann. Seine Sorgfalt ging aber noch weiter. Einsehend, daß es nicht genüge, gute Geistliche zu bilden, daß auch auf einzelne unter so vielen, die dem Laufe menschlicher Dinge gemäß die erste Liebe verlieren und dem hohen Beruf untreu werden mögen, Bedacht genommen werden müsse, gründete er in letzterer Zeit eine Anstalt für solche, darin sie aus allen Zerstreuungen und übeln Gewohnheiten herausgerissen, unter der Leitung eines würdigen Vorstandes zur Erneuerung des Geistes nach apostolischer Mahnung angehalten und dann ihrem Wirkungskreise neu geboren wieder geschenkt werden mögen. Wenige Wochen vor seinem Ende übergab er dem Bisthume das dafür von ihm angekaufte und auf seine Kosten eingerichtete sehr zweckmäßige Haus sammt der Dotationssumme von 30,000 Gulden, zum größten Theil aus seinen eigenen Mitteln *). So große Spenden nebst täglichem Allmosen und in so kurzem Zeitraume konnte ihm nur eine weise Sparsamkeit möglich machen. Seine Lebensweise war aber auch höchst einfach; Bedürfnisse des Prunkes und der Genußsucht kannte er nicht; die völlige Schlichtheit und Anspruchslosigkeit des ehemaligen Landpfarrers zierte ihn noch als Bischof, ohne daß er jedoch der Würde des Bischofs das mindeste vergab; sein nie getrübtes Wohlwollen, seine herablassende Leutseligkeit waren sich gleich geblieben. Einem so schönen friedlichen Lebenslaufe durfte aber die höhere Würze und himmlische Weihe nicht fehlen, die alles Menschliche läutert und bewährt — das Leiden. Für ihn war seine öftere Kränklichkeit ein um so schwereres Leiden, weil sie seiner unermüdlichen

---

*) Drei Tage vor seinem Tod, als er eben sein Testament diktirt hatte, erhielt er das vom 6. Juli datirte allerhöchste königl. Reskript der Bestätigung dieser seiner Stiftung und die darin enthaltene huldvolle Versicherung des allerhöchsten „Wohlgefallens über diese neuerliche Beurkundung seines Eifers und der oft und vielfach bewährten hingebenden, treuen, liebevollen Sorgfalt in der Verwaltung seines oberhirtlichen Amtes" rührte und freute ihn sichtlich. Nicht weil es ihm überhaupt um Menschenlob zu thun war, sondern weil das anderweitige Verkannt- und Gelästertwerden in seinen redlichen Absichten ihm kurz vorher so wehe gethan hatte.

Thätigkeit hemmende Schranken setzte und was er zum besten seines Bisthums sich vorgenommen, so häufig durchkreuzte. Aber noch ein anderes ungleich peinlicheres Leidin, wie er es bis jetzt noch nicht erfahren, war ihm für seine letzten Tage aufbehalten, ein Leiden, das ihm schon bei seiner ersten Messe sein Lehrer Sailer aus eigener bitterer Erfahrung voraus verkündet hatte: Verfolgung von Seiten seiner Mitgeistlichen. v. Sch. war amtlich veranlaßt, einen jungen talent- und eifervollen Mann, den er seit längerer Zeit geachtet und geliebt und der sich schon mehrmals brieflich rathnehmend an ihn gewendet, im vertraulichen Schreiben vor einer Richtung zu warnen, welche die Gränzen weiser apostolischer Mäßigung überschreitet, Aufregung, Parteisucht und fanatische Leidenschaften zu erzeugen bereits begonnen hatte. Dieser vertrauliche und ganz väterliche Brief ward ohne seine Schuld, gegen seinen Willen und zu seinem größten Kummer durch Zufall veröffentlicht und verfehlte dadurch seine beabsichtigte Wirkung auf den letzten Empfänger. Eine leidenschaftliche Rückwirkung blieb nicht aus. Der edle Bischof, von den erbosten Anhängern des Mannes in anonymen Briefen mit Lästerung, Schmach und Drohung überschüttet, schwieg und drückte nur dem Gereizten, auf seine lauten, maaslos heftigen Vorwürfe, sein Bedauern über die Veröffentlichung seines aus voller Ueberzeugung und aufrichtigem Wohlmeinen geflossenen ersten Briefes und die ungetrübte Fortdauer seiner Liebe in seinem zweiten wahrhaft christlichen milden Schreiben aus. Allein sein sonst so kräftiges, jetzt durch langes Körperleiden und durch bereits erlittenen oder noch drohenden Verlust theuerer Freunde gebeugtes, krankhaft erweichtes Gemüth konnte solche unverdiente Kränkung nicht so leicht überwinden, der scharfe Pfeil der Lästerung war zu tief eingedrungen. Wohl vermochte sein kräftiger Wille ihn sogleich wieder heraus zu reißen, aber die Wunde brannte denn doch und blutete fort. Seine Schwäche nahm täglich zu und in Folge derselben brach ein älteres Leibesgebrechen tödtlich drohend wieder hervor; er fühlte sein Ende nahe. Mit jeder Stunde ward sein Uebel gefährlicher; ein höchst qualvolles Ende stand in sicherer Aussicht, dem nur durch eine eben so schmerzliche als gefährliche chirurgische Operation zu entgehen war und diese durfte nach der einhelligen Erklärung der einsichtsvollen Aerzte nicht länger verschoben werden. Der Erfolg war günstig, das örtliche Uebel glücklich gehoben, allein bei so großer Erschöpfung reichten die Kräfte zur Heilung nicht aus. Einen sanften, schmerzlosen Tod jedoch hatte die bittere Stunde ihm eingetragen.

19.

